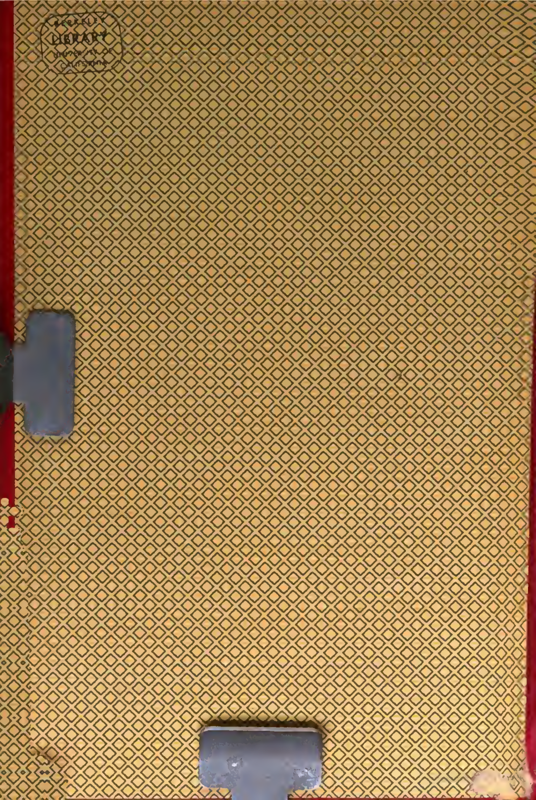


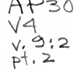
Velhagen & Klasings Monatshefte


BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA





Studie zu dem Bilde: „Das ungeberdige Modell“. Von F. Simm



Velhagen & Klasings
Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepański.

IX. Jahrgang 1894/95. Heft 10, Juni 1895.

Nichts.

Roman
von
Ida Boy-Ed.

(Abdruck verboten.)

1.

Es war Abend.

Das geräumige, viereckige Zimmer ward schwach erhellt von der Lampe, welche auf dem runden Tisch stand, eine Lampe auf hohem Fuß mit einer geschweiften Milchglaskuppel und einem Ölbehälter von blankem Messing, der in Retortenform frei neben der Glaskuppel vom Lampengestell hinausragte. Die drei straßenwärts gelegenen Fenster des Raumes waren mit weißen Musselinvorhängen verhüllt. Der Estrich glänzte braun und blank, und nur unter dem Tisch und den ihn umstehenden Stühlen lag ein Teppich. Die Stoffbezüge der Sitze und des Sofas waren von rot und weißem Wolldamast, auch die Lehnsessel mit ihrem Holz von dunklem Mahagoni zeigten nur auf ihren Sitzplatten Polster. An den Wänden, die mit wenig Stuck und heller Malerei in Felder abgeteilt erschienen, standen einige große Möbelstücke, vor dem mittleren Fenster ein Blumentisch mit gutgepflegten Pflanzen und in einer Ecke eine dünne Säule, welche die Büste Alexander von Humboldts trug. Über dem Sofa hing ein großes Ölbild, eine Frau darstellend, deren dunkeläugiges, vornehmes Gesicht aus einem Gainsboroughhut herausschaute. Man konnte sehr wohl erkennen, daß die Dame, welche unter dem Bild auf dem Sofa saß, das Original des schönen Porträts war, obschon Lebensalter und Tracht von dem, was der Maler wiedergegeben, sehr erheblich abwichen.



Bleistiftstudie zu dem Titelbild von F. Simm.

Jetzt trug Frau Edith von Ahlefeld, geborene Guildford, kein weißes Kleid mehr, welches unter dem Busen gegürtet war; ihre stattliche, sehr aufrechte Gestalt war in ein Gewand von Changeantseide gehüllt, und die enge Taille hatte einen zierlichen kleinen Schoß, unter welchem der Rock in vielen Fältchen herauskam. Und das dunkle Haar legte sich in glatten Scheiteln um die Stirn, bildete an den Ohren lockige Puffen und war im übrigen unter einer zierlichen glatten Haube von Blonden und Band versteckt. Obschon das Bild vor zweiundzwanzig Jahren von einem berühmten englischen Porträtmaler angefertigt worden war, ließ Frau von Ahlefeld es mit dem ruhigen Bewußtsein über ihrem Sofaplatz hängen, stets zum Vergleich, daß sie auch jetzt noch eine sehr schöne Frau sei.

Sie stickte in bunten Seidenfäden eine Landschaft auf weißen Atlas, nach einer kleinen Aquarellskizze, welche vor ihr auf dem Tisch lag, und schien der Stimme ihrer älteren Tochter zuzuhören, welche etwas eintönig aus dem „Hamburger Museum" die Fortsetzung des Romans „Der Eid oder Verbrechen aus Gewissensbisse" vorlas. Claudine las so, als ob Auge und Stimme ihr nur mechanisch den Dienst thaten und als ob ihre Gedanken in der That ganz wo anders seien. Sie ähnelte der Mutter wenig und hatte von dem stolzen, strengen normännischen Typ der Guildfords gar nichts abbekommen, als die Schönheit der Gesichtsfarben.

Ihr rundes unregelmäßiges Gesicht war angenehm anzusehen. Es lag eine so heitere Ruhe darauf. Und wenn das Auge sich einmal hob, sah man, daß es ein lebhaftes, großes, von unbestimmten Farben war.

Auf dem Tisch lagen allerlei Zeitschriften, und Lena, die jüngere Schwester fand in sich nicht mehr die Geduld, den Schicksalen des verbrecherischen Friedrich, welcher im Roman, den die Schwester vorlas, eine schauerliche Rolle spielte, zu folgen. Rücksichtslos griff sie nach einer Nummer des „Frankfurter Konversationsblattes" und begann für sich zu lesen.

„Lena," sagte die Mutter mißbilligend und sah sie an.

„Ach was!" bemerkte diese kurz. Claudine machte eine Pause. Die Mutter seufzte. Es war immer die einzige Gegendemonstration, die sie sich gönnte. Dann wartete sie ein Weilchen, daß Claudine wieder anfange zu lesen. Allein diese saß und sah mit großen Augen in das Licht und hatte offenbar den „Eid oder das Verbrechen aus Gewissensbisse" ganz vergessen.

„Dina," sagte die Mutter mit sanftem Mahnen.

Sie nahm sogleich das Blatt wieder auf und las weiter:

„Wir schweigen von Walters heftigem Erschrecken beim Anblick des totgeglaubten Mannes, des Jägers Jakob, und melden nur, daß der Bösewicht, Rasberg, inzwischen nach dem Sterbezimmer zurückgeführt wurde, um sich dort nicht allein zu dem Morde des Barons, sondern auch zu dem des Doktors Horst und der Haushälterin desselben . . ."

„Aber Dina, das hast du ja schon einmal gelesen," bemerkte die Mutter, doch mit mehr Ergebung als Vorwurf.

„Ach Mama, vergib. Aber du begreifst, daß meine Gedanken heute nicht bei einem Roman sein können," sagte Dina.

Lena räusperte sich etwas anzüglich, warf das Blatt hin, in welches sie geguckt hatte, und nahm ein anderes.

„Ach!" rief sie gleich darauf und vertiefte sich in ihren Gegenstand. Sie trug beim Lesen und auch sonst fast beständig eine goldgefaßte Brille, welche sie nur selten durch den Gebrauch eines Lorgnons ersetzte.

„Lena," sagte die Mutter, „du gewöhnst dich zu sehr an die Brille. Man sieht dich fast nie mehr ohne sie."

„Ach, Mamachen, mit der Brille sehe ich doch höchstens gelehrt aus. Nehme ich das Lorgnon vor meine Stumpfnase und blöden Augen, so sehe ich impertinent aus. Da ziehe ich doch ersteres vor. Ganz ohne Glas, weißt du, bin ich ein blindes Huhn, und ich mag nun mal gern sehen, was das Schicksal um mich herum vorgehen läßt."

„Um dich herum! Wie das klingt. Du hast immer so eine unbescheidene Ausdrucksweise," klagte die Mutter.

„Sehr einfach, Mama. Da ich niemals für irgend einen anderen Menschen Mittelpunkt sein werde, bin ich es mir selbst. Im Grunde genommen gehört es ja wohl auch zu den unveräußerlichen

Menschenrechten, sich selbst als Haupt- und Ruhepunkt in der Flucht der irdischen Erscheinungen zu betrachten," sagte Lena und lachte. Dann bekam sie tiefe Grübchen in den frischen Wangen, und ihre intelligenten Züge wurden belebt. Sie war heller als Claudine, hatte in der That ein Stumpfnäschen und bekam durch die Brille etwas überlegen Anspruchsvolles im Gesicht.

Die Mutter seufzte.

„Mama," sprach Dina mit ihrer liebevollen Stimme, „seit wir hier am Tisch sitzen, ist dies das zehnte Mal, daß du seufzest. Laß uns doch lieber von dem sprechen, was uns bewegt."

Frau von Ahlefeld schüttelte langsam das Haupt. Sie machte nie eine hastige und unharmonische Bewegung.

„Auf Männerrat wirst du vielleicht eher hören. Warten wir, bis Claudius kommt. Ich habe ihn hergebeten."

Hierauf war nichts zu antworten. Die Frauen verharrten in Schweigen. Frau von Ahlefeld begann einen Schwan in das himmelblauseidene Gewässer ihrer gestickten Landschaft zu setzen, Lena stützte die Ellbogen auf und las vertieft. Claudine strich gedankenvoll die Falten ihres geblümten Kleides glatt.

Die Schwestern waren gleich angezogen, sie trugen Kleider von Joinville-blauem Taffet mit rosa Blümchen darin, enge lange Ärmel deckten die Arme, aber das anschließende Leibchen ließ den schönen Hals frei.

Von der Straße her drang ein verworrener Tumult. Claudine stand auf nnd sah aus dem Fenster auf den von rötlichen Gasflammen nur spärlich beleuchteten Fahrdamm.

Ein Haufen johlender Burschen, dazwischen einige Weiber, zog vorüber.

„Es scheint nichts. Vielleicht ein Betrunkener, den man hänselt," sagte Claudine, dem ängstlich wartenden Blick der Mutter mit heiterem Auge begegnend.

„Möchte es nichts anderes zu bedeuten haben," sprach Frau von Ahlefeld gedrückt, „und im Grunde: was sollten sie noch wollen? Der König hat doch heute verkündigt, daß er den Landtag auf den 27. April einberuft."

Lena erhob das Haupt. „Ach du meine Güte," sagte sie, „das ist noch lange hin; bis zum 27. April können wir schon alle gespießt und gehangen sein, und im Schloß wohnt vielleicht dann schon der dritte oder vierte Präsident der Republik."

„Rede nicht so gottloses Zeug," verwies Frau von Ahlefeld mit ungewöhnlicher Heftigkeit. „Uns arme Frauen wird man schon ungeschoren lassen. Und das wolle der Himmel verhüten, daß man den Thron Seiner Majestät . . ."

Sie sprach es gar nicht aus. Lena aber meinte kaltblütig:

„Wie so ungeschoren?! Wir sind Aristokraten, also Verbrecher. Bei diesen Zeitläuften Meyer zu heißen, hat seine Vorteile."

„Lena, ärgere Mama doch nicht," sagte Claudine. „Wir sind ja nicht in Frankreich und schreiben nicht 1792, sondern 1848. Es wird schon alles gut werden. Der König bewilligt, was das Volk verlangt, und die Revolution wird verhütet."

„Nun guck," sprach Lena und faltete die Hände über ihrer Zeitung, während sie die Schwester durch die Brille lustig ansah, „wie sie weise redet. Und dabei bin ich überzeugt, daß sie nicht antworten kann, wenn ich sie frage: Was verlangt denn das Volk? Preßgesetz, Wahlreform, Steuerbewilligungsrecht, Schwurgerichte, Veränderung der Verfassung, Gleichberechtigung aller Bekenntnisse, das sind ihr lauter unbekannte Begriffe."

„Ich hoffe, daß auch du nichts davon verstehst," rief Frau von Ahlefeld, „wir sind nur Frauen, und euer Vater sagte schon immer, politische Weiber seien widerwärtig. Dina ist viel weiblicher als du!"

Die Schwestern sahen sich lächelnd an, Lena nahm die Strafpredigt nicht im mindesten übel.

„Daß du Dina vor mir herausstreichst, Mama, bist du ihr heute um so mehr schuldig, als du ihr ja die Gelegenheit nehmen willst, weiblich zu handeln. So schlankweg nach dem Gebot ihres Herzens! Da ich nun aber niemals lieben und heiraten werde, kann ich nicht früh genug anfangen, eine alte Jungfer zu werden. Für Papageien und Möpse bin ich nicht zu haben, — also: es lebe die Politik und die Litteratur. Ich bereite mich eben schon auf meine Emanzipation vor, durch Lektüre dieses ausgezeichneten Artikels im Frankfurter Konversationsblatt „Bildung der Frauen zum Nationalsinn."

„Du bist schrecklich," sagte die Mutter fast weinerlich. „Und du sprichst zu viel. Dina ist viel schweigsamer als du."

„Dafür meint sie aber auch immer genau das, was sie sagt," bemerkte Lena mit besonderer Betonung. Das konnte die Mutter im Hinblick auf die heutigen Ereignisse abermals für eine Anzüglichkeit nehmen. Aber Frau von Ahlefeld war zunächst durch den Straßenlärm, obschon er in der Ferne ganz verhallte, von ihren Familiensorgen abgelenkt.

Ihre Gedanken hingen den Unruhen der Zeit nach, die sie gar nicht begreifen konnte, von denen sie nur eine höchst unklare Vorstellung hatte und deren Ursachen ihr völlig verschleiert blieben.

Alles, was mit Lärm und rohem Geschrei verbunden war, däuchte ihr von vornherein schrecklich. Man hatte in ihrer Jugend noch so viel von den Schrecken der französischen Revolution gesprochen. Sie hatte persönlich eine Dame aus hoher Familie gekannt, die ihr, der kleinen Edith Guildford, für drei Schilling die Stunde, französischen Unterricht in London gab. Und im Grunde genommen faßte sie in dieser einen Erinnerung alle Vorstellungen von Umsturz und Revolution zusammen.

Diese häßlichen Worte nun schwirrten in der Luft umher, und obschon sie in einem so wohlanständigen Hause wie dem Ahlefeldschen gar nicht laut ausgesprochen werden durften — ausgenommen von Lena, die vor gar nichts Angst hatte — hörte man sie doch. Und sie beschworen so peinlich deutlich das Bild der hochgeborenen Sprachlehrerin herauf! Wenn man sich das ausmalte — — Frau von Ahlefelds Finger zitterten beim Sticken.

Es war so friedlich und still im großen Zimmer; in der sanften Beleuchtung nahmen alle Formen weichere Linien an, alle Farben dämpften sich zu harmonischer Unbestimmtheit ab.

Lena las eifrig. Die Mutter und ihre andere Tochter waren in schweren Gedanken. Plötzlich schraken alle drei zusammen und horchten auf.

Wie ein fernes Brausen erscholl es, das langsam anwuchs. Aus dem gleichtönigen Geräusch erhoben sich dann vereinzelte gelle Schreie. Dann ward das Ganze ein betäubender Lärm. Pferdehufe trampelten, als drängte eine Schar von Rossen eng aneinander im kurzen Trabe vorwärts.

Beide Töchter sprangen auf, stürzten zur Thür hinaus und hörten nicht auf den Angstschrei der Mutter.

Sie liefen die Treppe hinab und wechselten auf dem Flur hastige Reden mit dem Diener und zwei Männern, die neben dem alten Jakob hinter der verschlossenen Hausthür standen.

Nach zwei Minuten waren sie wieder oben bei der Mutter.

„Jakob hat die Thür verschlossen. Die großen Riegel sind vorgeschoben. Der Kassenbote und ein Commis von unten sind vor einer halben Stunde gekommen. Ängstige dich nicht Mama," sagte Claudine, während Lena ein Fenster öffnete und dem johlenden Menschenhaufen nachsah, den ein Zug Kavallerie die Taubenstraße entlang vor sich hertrieb.

Die Mutter betupfte ihre Stirn mit dem Spitzentüchlein und konnte kein Wort sprechen.

„Es war sehr umsichtig vom Bankier Pröhle, daß er gleich zwei Leute geschickt hat, als die ersten Unruhen sich zeigten. Es ist nur Pöbel, Mama, das Militär wird schon wieder Ruhe schaffen," sprach Claudine weiter und setzte sich neben die Mutter, um ihr zärtlich die Hände zu streicheln.

Lena schlug das Fenster zu.

„Sie haben sich nach der Friedrichstraße verzogen. Da siehst du nun, Mama, wie klug es war, daß wir nach Papas Tod das Erdgeschoß an Pröhle vermietet haben. Dir deuchte es so wenig vornehm. Aber nun hat man doch außer unserem alten klapprigen Jakob noch ein paar Mannsleute im Hause!"

„Aber auch einen Anreiz für den räuberischen Pöbel. Ein Bankgeschäft! Bei uns Frauen hätte man keine Schätze vermutet," klagte die Mutter.

„Ach was, dahin wird es ja nicht kommen," sagte Lena tröstend.

Die Uhr auf dem Sekretär schlug unter ihrem Glasgehäuse acht.

„Nun," meinte Lena, „essen kann man ja immerhin. Ich wenigstens habe Hunger."

„Wie kannst du Hunger haben!" rief die Mutter, obschon sie auch gerade gedacht

hatte, daß ihr eine Tasse Thee recht gut thun werde; aber sie wollte ihrer Aufregung, ihrem sorgenvollen Herzen das Zugeständnis eines so prosaischen Bedürfnisses nicht machen.

Lena zog sie vom Sofa empor.

„Siehst du, beim Wettrennen haben die Pferde und die Jockeys auch keinen Hunger, die Zuschauer auf den Tribünen aber manchmal ganz gehörig. Und wir sind ja auch bloß Zuschauer, Mama, wir machen ja nicht mit. Für einen Mann denke ich mir den Sport, mal Revolutiönchen zu machen, riesig interessant."

„Du folterst mich mit deinen Reden."

„Sie meint es ja nicht so," sagte Claudine tröstlich und hängte sich in den anderen Arm der Mutter.

So schritten die drei Frauen in das Speisezimmer, welches neben dem großen Wohngemach lag und ebenfalls drei Fenster nach der Straße zu hatte. Dann folgte in der stattlichen Breite des alten Hauses noch ein einfensteriges Kabinett, wo Frau von Ahlefeld mit ihren nächsten Freunden zuweilen Whist spielte, ihre Korrespondenzen erledigte und ihre Bücher führte.

Der Tisch war gedeckt, und zwar sehr einfach mit ein wenig kalter Küche. Neben Claudines Platz stand das Theekomfort, ein lackiertes Gestell mit urnenartigem Aufsatz, darin sich ein Kohlenbecken befand, auf welchem der Kessel mit heißem Wasser stand.

Eine Moderateurlampe hatte ihren Platz auf dem Tisch, eine zweite stand auf dem Buffet vor dem großen Spiegel, der in dessen Krönung eingelassen war. Die Einrichtung des Eßzimmers hatte Edith Guildford als Braut in England beschafft, und die Größe der Möbelstücke sowie die Bequemlichkeit derselben erregte immer die Bewunderung ihrer hiesigen Freunde.

Die Mama hielt es für nötig, sich von den Töchtern zum Essen und Trinken sehr bitten zu lassen, denn sie glaubte, in jeder Weise zeigen zu müssen, daß sie ganz aus der Fassung sei.

Man sprach fort und fort über den Tumult und was er zu bedeuten gehabt haben möge. Zum zehntenmale beklagte Frau von Ahlefeld, daß unter diesen Umständen ihr lieber Freund Pastor Claudius nicht kommen werde, während sie ihn doch nie so nötig gehabt habe, als diesen Abend. Die Töchter waren nicht sonderlich gerührt durch diese Klagen; bei weit geringeren Anlässen hörten sie die Mutter nach Pastor Claudius verlangen und sagen, daß sie noch nie so dringend mit ihm zu reden gehabt habe, als jetzt in dem in Frage kommenden Moment.

Diese Gespräche wurden unterbrochen durch dumpfe Schläge, die durch das Haus drangen. Es schien, als poche jemand mit ehernen Fäusten gegen die Thür.

„Onkel Hans, Onkel Hans!" rief Lena und hüpfte beinah auf ihrem Stuhl vor Vergnügen.

„Glaubst du?!" fragte die Mutter etwas zaghaft.

„Na, den Faustschlag kenn' ich doch! Und da — hörst du, die Hausthürglocke bimmelt! Jakob hat die Riegel und Schlösser geöffnet! Hurra, Dina, du kriegst Succurs," sagte Lena und nahm ihre Brille ab.

Denn Onkel Hans konnte sie mit derselben nicht leiden.

„Onkel Hans hat gar keinerlei Stimme in dieser Angelegenheit", sagte die Mutter voll Haltung. „Ich allein werde dies mit Claudius zu besprechen und zu entscheiden haben."

Lena duckte sich ein bißchen, als habe man ihr eins versetzt. Claudine aber sah ihre Mutter groß und ruhig an.

„Liebe Mama," sprach sie, „vergiß doch nicht einen Augenblick, daß alles schon entschieden ist."

„Das wird sich zeigen," rief Frau von Ahlefeld und horchte mit etwas seitwärts gebogenem Kopf und leicht geöffnetem Mund nach der Thür hin. Sie war auf dem rechten Ohr schwerhörig und mußte Geräusche, die von rechts kamen, mit besonderer Aufmerksamkeit zu erhaschen suchen.

„Das sind ja zwei Männer." — —

In diesem Augenblick kam Jakob, dessen bartloses Gesicht von den Falten des Alters und der beständigen Freundlichkeit durchfurcht war. Er neigte sein weißes Haupt respektvoll und meldete:

„Der Herr Oberst von Ahlefeld und der Herr Pastor Claudius."

Lena wurde sehr rot. Frau von Ahlefeld erhob sich sogleich, in ihrem Gesicht war so etwas von Unfreiheit, von Verwirrung zu lesen.

„Ich bitte den Herrn Oberst, sich hierher zu bemühen, und lassen Sie den Herrn Pastor in das Wohnzimmer treten," sagte sie steif.

Mit stolzer Haltung schritt sie hinaus. Die Töchter sahen ihr sehr aufmerksam nach. Und dann war es Claudinen, als habe Lena geseufzt.

„War das ein Seufzer?" fragte sie erstaunt.

„I bewahre. Um wem sollte ich wohl seufzen?"

Die Thür vom Flur her öffnete sich. Beide Mädchen flogen empor und liefen auf den alten Herrn zu, sich gleichzeitig an seinen Hals hängend.

„Halloh, halloh, Kinder. Das ist ja beinah wie früher, als Ihr Wettlaufen hieltet, wer zuerst dem Onkel Hans um den Nacken sitzt mit den Ärmchen."

Er war ein hoher alter Herr, der Oberst a. D. von Ahlefeld. Sein rötliches Gesicht war grobnarbig wie die Schale einer reifen Orange, und der dicke langhaarige weiße Schnauzbart überhing den Mund. Die Stirn war breit und eisern, und unter den starken grauen Brauen blitzten zwei lustige Augen hervor.

„Wir haben dich so nötig, Onkel Hans!" sagte Lena.

„Hab' ich mir gedacht, hab' ich mir gedacht. Drei Frauensleute allein bei den Zeitläuften! Geht nicht! Wollte mich anbieten, die nächste Zeit bei euch zu wohnen," sprach er mit seiner polternden Stimme. „Das heißt, wenn die Mama mein Organ aushält. Kann mal nicht anders als fortissimo reden."

„Ach Onkel, so haben wir Dich nicht nötig gehabt," klagte Lena. „Wegen Dina. . ."

„Ich habe niemand nötig," sprach diese wohlgemut. „Nicht wahr, Onkelchen, was man so innerlichst muß, so, als habe der liebe Gott einem gesagt: ‚Du kannst nicht anders,' das setzt man auch ohne viel Hilfe und Scenen durch."

„Bravo!" sagte der Alte und schlug ihr sehr handfest auf die Schulter. „Also da ist irgend etwas Besonderes los? Hab' ich mir gedacht, hab' ich mir gedacht. Als die Thür aufging, denk' ich, nanu werden mir die drei Weibsleute kreischend entgegenfliegen: Onkel, hilf uns, rett' uns, beschütz' uns! denn wer hat heut für was anderes Sinn, als für den Pöbel, der sich da draußen großmäulig macht. Waren leider 'ne Handvoll Studenten dabei. Na einerlei, werden ihnen schon das Maul stopfen. Wenn was faul ist im Staat, die haben kein Recht mitzureden. Sagt mal, wart ihr denn nicht heidenmäßig bange? Anstatt mir als Schützer in der Not entgegenzujubeln, wird man ceremoniös in dies und das Zimmer gebeten; nämlich ich und der Pastor. Er in die Wohnstube, ich hierher. Und als ich den Pastor in der Taubenstraße beinah vor der Hausthür treffe, erzählt mir der, daß er extra herberufen sei! Nun bitt' ich: den Pastor in Ehren, er ist ein famoser Kerl, aber bei Straßentumulten euer Haus zu schützen, dazu bin ich doch der Nächste."

„Ach Onkel," sprach Lena, „dazu hat Mama ihn nicht hergebeten; du wirst dich wundern."

„Wundern, Kind?" fragte er und rieb sich die Hände. „Dazu brauch' ich ein Glas Wein, auf schwere Speisen und neue Ereignisse muß ich was Alkoholisches setzen, sonst bekommt's mir nicht. Setzt euch her. Dina, wenn da bloß euer gewöhnlicher Pulliac auf dem Buffet steht, auch gut! Wollen den alten Jakob nicht abends Klock neun noch in den Weinkeller 'runtersteigen lassen."

Dina trug die eben angebrochene Flasche nach dem Tisch. Lena hatte sich schon Stuhlkante an Stuhlkante neben Onkel Hans gesetzt. Sie legte die verschränkten Arme auf den Tisch und sah mit vorgeneigtem Haupt ganz dicht in des Onkels Gesicht.

„Du weißt, Onkel, ich muß dich genau angucken, sonst kann ich ja nicht sehen, ob du flunkerst oder ernsthaft bist," sagte sie.

„Naseweis," sprach er und gab ihr einen Nasenstüber. „Bei dem Gebrüll nach Freiheit und Gleichheit und anderen feuergefährlichen Dingen, mit denen nur kluge Leute umzugehen verstehen, kann einem die Lust zum Spaßen vergehen. Wenn der Pöbel Historie macht, erzähl' der Deubel Histörchen."

Er schenkte sich ein und trank mit einem Zuge aus. Daß etwas Besonderes im Werke war, daß er eine Neuigkeit, die

Dina betraf, hören sollte, hatte er bereits vergessen.

„Hört mal, Kinder," sagte er gemütlich, „ihr kriegt ihn doch noch, glaub' ich immer."

„Wen?" fragten beide aus einem Mund.

„Nun, den Stiefvater!"

„Ach Unsinn!" rief Dina mit Entschiedenheit. Lena sagte nichts, ihre Finger, die mit der Brille spielten, zitterten.

„Ja, ja, ja," machte der Oberst und winkte ab mit der erhobenen Hand, „man hat auch seine Augen im Kopf. Seht mal," fuhr er fort und faltete die Hände um sein Glas, während er die Ellbogen auf den Tisch legte, „das war nun so. Euer Vater, mein kleiner Bruder, Gott, was war er für'n famoser kleiner Bengel, als Muttern von uns ging; wißt ihr, sie hatte ein verfluchtes Leiden, dagegen kein Kraut gewachsen war, aber wie 'ne Heldin hat sie's getragen, sie war nur 'ne einfache adelige Frau, aber Ähnlichkeit mit unserer seligen Königin Luise hat sie doch gehabt; die hättet ihr noch kennen sollen, Kinder, ich habe mal als blutjunger Leutnant Wache gestanden in Königsberg vor ihrer Thür, ein Engel war sie, vom Himmel herniedergestiegen, zu gut für diese verfluchte Welt. . . ."

Eine Thräne rann ihm an der Wange nieder.

„Was wollt' ich noch sagen?" fragte er.

„Du wolltest erzählen, warum du denkst, daß Mama sich noch einmal vermählen könnte," sagte Dina und streichelte ihm die Backe.

„Jawoll, jawoll," erinnerte sich der Oberst und erzählte weiter. Die beiden Mädchen hörten immer aufmerksam zu, und weil das manchmal nicht ganz leicht war, steckten sie ihre Köpfe eng mit dem seinen zusammen.

„Also Mutter hatte mir ihn anbefohlen. Ja, das hatte sie. Ich war zehn Jahre älter als euer Vater. Nein, ein zu hübscher Bengel und so fidel. Immer obenauf. Immer vorneweg mit'n Mundwerk. So wie du, Lena. Na, Soldat wollte er ja nicht werden, da war nix zu machen. Studieren. Herrjes, sagte ich, Junge, zu dem Mundwerk noch Gelehrsamkeit, dann können sich die Leute man vor dir verstecken. Er wär' auch noch Justizminister geworden, wenn er nicht so früh sich davongemacht hätte in das Land, wo es ja besser sein soll als hienieden, obschon ich woll sagen kann, bis auf die letzte Zeit hab' ich's ganz behaglich gefunden in dem irdischen Jammerthal. Nur das verfluchte Geschrei nach Freiheit soll'n sie bleiben lassen, das wird ungemütlich. Aber wißt ihr, Kinder, ich bin ganz zufrieden, daß ich Invalide bin. So 'ne Straßenschlachterei — Gott verhüte, daß sich das von heut abend wiederholt — das wär' doch nicht mein Fall. Bürgerblut auf meinem Rock, der bei Leipzig von Soldatenblut gefärbt war — französisches, Kinder — ne, ne."

„Du wolltest von Papa erzählen," mahnte Lena, auf deren Wangen langsam rote Flecke entstanden waren, die von einer versteckten Erregung kommen mußten.

„Erst noch mal trinken. — So. — Ja, er wuchs mir höllisch übern Kopf, der Kleine. Das heißt bloß geistig, geistig, Kinder. In der Figur kam er mir nicht nach. Da kam mir zu meinen Zeiten so leicht keiner nach. Als er fertig studiert hatte, wollte er reisen. Nu bitt ich euch, kann es anderswo schöner sein als in Preußen? Aber euer Vater und eure Mutter sagen ja, daß in England vieles besser ist; na meinswegen, ich bin nicht dagewesen und das dicke englische Bier bekommt 'nem alten Soldaten auch nicht. Den Wellington will ich wohl gelten lassen, indessen unser Marschall Vorwärts — — na ja, Lena, puff mich nur, ich komme schon zu meinem Gegenstand. Also er reiste nach England. Sein Freund Claudius mit ihm. Er war damals fünfundzwanzig, Claudius erst zwanzig. Professor Claudius, dem Bernhard Claudius sein Alter, hatte eurem Vater ja wohl die Weisheit mit ganz besonders großen Löffeln erfolgreich eingegeben, daher er sich mit dem Bernhard so brüderlich stellte. Also die zwei nach Engelland. Was soll ich euch sagen, Mächens: verlieben sich die beiden stantepede in die Edith Guildford. Nicht mein Geschmack, absolut nicht! Mir zu schön, zu gemessen; mag lieber das Rundliche, Mollige, Drollige. Na, Bernhard Claudius als zwanzigjähriger grüner Jüngling liebte woll bloß so aus scheuer Ferne. Kam

nicht ins Treffen. Aber euer Vater führte die Braut heim. Meine Perplexität könnt ihr denken, wo der Bengel mit 'ner Braut aufwartet und ich selbst noch ledig war."

„Und du glaubst, Onkel, daß Pastor Claudius unverheiratet blieb, weil er immer noch Mama liebte? Du denkst nun, da Papa tot ist, werde sie ihn für solche Treue belohnen?" fragte Claudine und entsann sich, daß man ihr nach dem treuen Freund sogar den Namen gegeben habe.

Der Oberst wiegte das Haupt.

„Ob's nun aufs Haar justament so ist, wie du das ausdrückst, das kann ich dir nicht sagen," meinte er. „Bernhard Claudius mag wohl erst seine paar Jährchen an dem Sentiment zu verdauen gehabt haben, dann verpaßt sich Zeit und Gelegenheit — wie's ja mir so ergangen ist. . . ."

Lena hatte Angst, daß der Onkel seinen Liebesroman einflechten würde, der unter einer Stunde nicht erzählt war, und fragte schnell dazwischen:

„Und nun sollte er auf seine Jugendschwärmerei zurückkommen?"

Der Oberst pfiff und sah seine Nichten ungeheuer schlau an.

„Vielleicht mehr sie. Nämlich eure Mutter. Kinder, Kinder, keine Gesichter machen. Ich sag' nichts Unpassendes. Aber das ist doch so simpel, so furchtbar natürlich. Da ist ein prächtiger, hochgeachteter Mann, und da ist eine schöne, famos konservierte Frau, die weiß: er hat dich einst geliebt. Beide sind frei. Wird sie nun nicht immer ein bißchen verlegen sein von der Idee: am Ende brennen noch so ein paar Fünklein unter der Asche! Wird sie nicht zu sich sagen: wenn er jetzt kommt und wirbt, mußt du so viel Treue belohnen! Und welche Frau belohnte nicht gern! Was er denkt, weiß ich nicht. Sie läßt sich ja auch nichts merken. Aber so ein bißchen brenzlich ist der Kram, und die Leute sagen. . ."

„Ach was," unterbrach Lena ihn schroff, „laß die Leute schwatzen. Claudius ist doch fast drei Jahre jünger als Mama."

„Kind, da verstehst du nun nix, aber auch gar nix von," sagte der Oberst. „Den Donnerwetter auch, wenn man sich von Herzen liebt, ist es ja egal, ob er oder sie jünger ist. Man liebt woll nicht den Taufschein, sondern das Herz. Und wer weiß, was nebenan gesprochen wird, während wir hier so klug schnacken. — Dina, die Flasche war nur halb voll."

„Es ist noch eine ganze oben," sprach sie lächelnd und holte sie aus dem Buffet.

Der Oberst rückte ein wenig vom Tisch ab, nahm die Flasche zwischen die Kniee und bohrte den Propfenzieher ein.

„Was Mama heut abend mit Claudius zu sprechen hat, wissen wir," sagte Lena.

Gluck, kam der Korken heraus. Der Oberst war feuerrot von der Anstrengung geworden.

„Na, also man los mit der Geschichte," ermunterte er und schenkte sich ein.

Claudine war um den Tisch gegangen und stand jetzt dem alten Onkel gegenüber. Ein wunderschönes Lächeln verklärte ihre Züge, und sie sagte, den Alten strahlend ansehend:

„Der Mann, den ich liebe, der Mann, dessen Weib ich werden will, hat heute bei Mama um meine Hand angehalten."

Der Oberst setzte sein Glas so heftig nieder, daß der rote Wein überschülpte und das Tischtuch befleckte.

„Daß dich . . ne, ist ja woll nicht möglich?! Ihr Kinder denkt schon an so etwas?" stotterte er.

„Onkel, ich bin zwanzig Jahr, Lena ist bald neunzehn."

Das verwirrte ihn ganz. Die kleinen Mädchen wollten schon so alt sein und dachten ans Heiraten.

„Man wird alt. Die Zeit läuft. Herrje, zwanzig Jahr! Claudine, mein Kind, komm her."

Er war ganz gerührt und breitete die Arme aus, während er geräuschvoll den Stuhl weit zurückschurrte.

Sie lief um den Tisch und setzte sich auf seinen Schoß. Ihre Wange an die seine lehnend, ihre Arme um seine Schultern, wiegte sie sich hin und her und ihn so mit und sprach:

„Du kennst ihn auch. Und du magst ihn auch leiden. Und er sieht in dir das Ideal von einem alten Krieger und Helden."

„Bin ich auch — kann er auch — ja, zu meinen Zeiten da verstand man sich aufs Schlagen und aufs Hungern gleich gut. Nobel aussehen thaten wir nicht immer. Aber tapfer waren wir. Mit Gott für König, Vaterland und Luise! Sie war



Junger Beduine. Nach einer Aufnahme von W. von Gloeden-Taormina.

schon tot. Aber ich hab's immer heimlich mitgerufen. Wie heißt er denn? Ein braver Kerl ist er. Das merk' ich schon."

„Es ist Albrecht von Brandow," sagte Claudine leise.

„Was, der von den Kaiser-Franzern? Der lange, schlanke mit den dunklen Augen und Haaren? Der, der so nett lachen kann? Obschon er für gewöhnlich merkwürdig ernst ist?" fragte der Oberst enthusiasmiert.

„Derselbe!"

Er drückte Claudine sehr fest.

„Bravo, Kind. Gut gewählt. Soll mir als Neveu und Verwandter willkommen sein. So haben wir doch wieder einen bunten Rock in der Familie. Sag' ihm aber, daß er deinen alten Onkel Hans lieben und ehren soll, als wär' der dein Vater. Kinder, ihr seid mein Glück — mein kleiner Rest von lieben Menschen. Die Gräberreihe ist lang, lang, an der man schon so hinschreitet. Und wer weiß, wie bald ich ...."

Er konnte vor Rührung nicht weitersprechen.

Die beiden Mädchen hätschelten mit ihm, als ob er ein kleines Kind sei.

„Na und nun," sagte er, „warum ist er denn nicht hier, der Herr Bräutigam, und warum feiern wir denn nicht Verlobung ... ach ja so ... die Straßentumulte. Werden Dienst haben, in den Kasernen konsigniert sein."

„Auch ohne das wäre er nicht hier," berichtete Claudine, „Mama hat ihre Einwilligung noch nicht gegeben und bespricht den Fall mit Claudius."

Der Oberst schlug krachend mit der Faust auf den Tisch.

„Ihre Einwilligung nicht gegeben! Da hört sich alles auf. Wenn ein preußischer Offizier von tadelloser Ehre um die Hand einer Tochter anhält — — und da keine Einwilligung?! Und mit dem Pastor besprechen? J, da soll doch! Gewiß, der Pastor ist euer Vormund und dein Pate. Aber du bist meine Nichte, eine Ahlefeld, meinem Kleinen seine Älteste. Und der Bewerber ist ein Soldat. Da bin ich denn doch wohl der Mann, den man zu Rat zieht."

Er stand auf und machte Miene, auf das andere Zimmer zuzuschreiten.

Lena hielt ihn am Arm zurück. „Mama hat einen dunklen Punkt ausfindig gemacht, den will sie mit Claudius bereden."

Der Oberst wandte sich um und sah sie verdutzt an.

„Einen dunklen Punkt, an Albrecht von Brandow?"

„Nicht an ihm selbst," sprach Lena leise. Er besann sich. Plötzlich huschte so was von schreckhaftem Erinnern über sein Gesicht. Er räusperte sich in starker Verlegenheit.

„Ja so," sagte er gedehnt.

Claudine sah ihn heiter an.

„Onkel Hans," sprach sie, „ich soll Albrecht seines Vaters wegen nicht haben. Aber hörst du, was man mir auch erklären wird und was sich auch immer begeben wird: ich heirate Albrecht."

„Recht so," murmelte der Oberst etwas zerstreut. „Indessen — indessen —" er erhob den Kopf. „Wißt ihr, da wollen wir nur die Mama sich erst mit Claudius bereden lassen, und dann kann man ja auch immer noch sein Wörtlein sprechen. Aber Dina, mein alter kleiner Schelm, die Geschichte kann tragisch werden, das kann sie."

Claudine konnte gar nicht fassen, wie man dergleichen sagen mochte.

„Tragisch?" wiederholte sie mit leuchtenden Augen, „tragisch? wo ich ihn über alles auf dieser Welt liebe und er mich ebenso liebt? Wir werden die Hindernisse beseitigen, mit mehr oder weniger Mühe. Das ist so nebensächlich. Tragisch wär's nur gewesen, wenn Albrecht meine Gefühle nicht erwidert hätte. In der Liebe gibt es kein Unglück, als keine Gegenliebe finden, das verstehst du nicht, Onkel."

Sie gab ihm für diesen Tadel gleich einen Versöhnungskuß auf sein weißes Haar.

Er fuhr aber doch entrüstet auf. „Ich nicht verstehen?! Ich will euch gleich mal erzählen, was mir passiert ist."

Und nur um die Zeit zu vertreiben, bis die Mama ihre Unterredung mit Claudius beendet haben würde, erzählte Onkel Hans den Nichten zum hundertstenmal die Geschichte von der „verpaßten Gelegenheit," welche er ihnen das erste Mal schon anvertraut hatte, als sie noch viel zu jung waren, um Liebesgeschichten zu hören.

Sie rückten wieder nahe an ihn heran und steckten die Köpfe zusammen, denn so

mochte Onkel Hans es am liebsten haben: die Flasche vor sich und seines Bruders beide Töchter, welche er für die schönsten, klügsten, besten Mädchen auf der ganzen Welt hielt, eng neben sich, und dazu die Muße, eine von seinen endlosen Geschichten zu erzählen, deren Faden er nie behielt, wenn Dina und Lena nicht durch leitende Fragen nachhalfen.

Er hob an:

„Als ich die Minette kennen lernte, wißt ihr, der Urgroßvater mütterlicherseits war ein de Reveille gewesen und all die Frauenzimmer in der Familie hatten so was Französches an sich — 'nen gallischen Tic, wozu meiner Meinung nach die Franzen gar keine Ursache haben, denn können sie wohl einen einzigen großen Friederich aufweisen? Mit ihren Ludewigen können sie keinen Staat machen, der eine ließ seine Kardinäle in Käfige sperren und hatte eine Menge Weibsbilder bei sich, was für euch keine passenden Geschichten sind, und ein anderer ließ sich von seinem Barbier beraten. Denkt euch 'n preußischen König mit 'n Barbier als Berater! Das heißt, gut barbieren muß der Kerl haben können, was man von meinem grad nicht sagen kann. Also Minette . . ."

Sie ließen ihn sich in den heillosen Wirrwarr seiner schweifenden Erzählung vertiefen und thaten nur so, als ob sie zuhörten, denn ihre Seelen und Sinne waren im anderen Zimmer, bei der Mutter und dem Freund.

2.

Frau von Ahlefeld kam vom Eßzimmer her, während Pastor Bernhard Claudius die Schwelle der vom Flur ins Zimmer führenden Thür überschritt.

Er war ein großer Mann von jugendlicher Gestalt. Auch seinem Gesicht sah man seine vierzig Jahre nicht an. Es trug den klaren, friedlichen Ausdruck jemandes, der sich ganz harmonisch fühlt. Sein Haar war graublond, vor den Ohren trug er einen kleinen Bartstreifen; so blieben alle Linien um Mund und Kinn frei. Sie zeigten den ausdrucksvollen Charakter, der Rednern und ernsten Künstlern eigen ist. Das Auge unter blonden, starken Brauen war groß, hell, und während Claudius nicht sprach, auch nicht sehr belebt. Wie denn überhaupt in seinem ganzen Wesen etwas vornehm Zurückhaltendes lag, von welchem Frau von Ahlefeld erklärte, daß es „englisch" sei.

Sie fühlte immer ein leises Erröten auf ihren Wangen, wenn sie dem Mann entgegentrat, der sie in ihrer Jugend geliebt. Er war der einzige Mensch auf der Welt, dem gegenüber sie im Benehmen unsicher ward, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie nicht wußte, wie heute seine Gedanken und seine Wünsche waren.

Er aber behielt immer die gleiche, sehr herzlich ergebene, aber dennoch etwas undurchdringliche Art ihr gegenüber.

„Verzeihen Sie, lieber Claudius, daß ich Sie heute, wo jeder sicher am liebsten als Wächter seines eignen Hauses daheim bliebe, hierher berief. Allein Sie wissen, daß ich nicht imstande bin, die mindesten Entschlüsse ohne Ihren Rat zu fassen. Und eine Angelegenheit von äußerster Wichtigkeit . . ."

Sie stockte, ließ sich in einen Armsessel nieder, wobei ihr Kleid sich bauschend und rauschend rund um ihre Füße auf den Teppich stieß, und machte eine Handbewegung. Das sah bei ihr immer ein bißchen königlich aus, als erteile sie Audienz. Claudius verbeugte sich ein wenig, denn in den zwanzig Jahren ihres Verkehrs hatte auch er niemals die ceremoniellen Höflichkeiten abgelegt, und setzte sich in den Armstuhl gegenüber.

„Ich wäre schon früher gekommen, allein die Unruhen in den Straßen hielten mich in der That fest. Nun ist alles still. Patrouillen ziehen durch die Stadt. Doch ich fürchte — ich fürchte — — heute war es kläglicher Straßenpöbel, der lärmte um des Lärmes willen. Morgen können wir die Bürger in Waffen sehen."

Frau Edith hörte nicht zu. Was draußen in der Welt vorging, war ihr ganz gleichgültig, solange der Friede und die Sorglosigkeit ihres Hauses nicht in Frage kamen. Der aber war durch eine andere Sache in Frage gestellt. Sie schob die Ringe, die sie am vierten Finger der Linken trug, hin und her, indem sie dieselben aufmerksam betrachtete.

„Dina hat heute einen Heiratsantrag erhalten."

„Ah!" rief Claudius lebhaft.



Im Seebade. Von Albert Aublet.

Los, als Frau von Brandow zu werden," sprach sie.

„Also Leutnant von Brandow," sagte Claudius und nickte vor sich hin, „das konnte man erraten, wenn man die beiden beobachtete, auf der Gesellschaft, die Sie vor acht Tagen gaben. Brandow gefällt mir. Er hat ein paar ehrliche, begeisterte Augen, wenn man so sagen darf. Und er ist Soldat mit Leib und Seele. Ich liebe immer Männer, die ich mit ihrem Beruf verwachsen sehe."

„Aber der Vater!" flüsterte Frau von Ahlefeld mit einem Ton des Schauderns.

„Ein armer, beklagenswerter Mann!" sagte Claudius ernst. „Er ist seit drei Jahren moralisch heruntergekommen, es ist wahr. Man sieht ihn in schlechter Gesellschaft. Es heißt sogar, er trinke zuweilen. Der Sohn leidet schwer. Noch ist alles gut gegangen, aber jeder Tag kann irgend eine peinliche Scene bringen, welche den Sohn zwingen muß, seine Versetzung zu erbitten. Der Vater versteckt sich sozusagen schamhaft mit seinem Elend. Nur wenige wissen darum; mich hat mein Amt oft in das Haus geführt, wo er wohnt, daher ist mir sein Zustand nicht verborgen geblieben. Seit dem Verlust seines Weibes, sagte man mir, sei er nach und nach so heruntergekommen. Meine liebe Freundin, die menschliche Seele birgt viele Rätsel und Tiefen. Es gibt harte Seelen, deren Panzer nach jedem Leid fester wird; es gibt aber auch weiche, die haltlos beim ersten Weh zerbrechen. Und es gibt verborgene Vorgänge des Werdens wie des Untergehens, die sich unserem forschenden Auge entziehen. Eine Sache, von der man nicht weiß, wie sie g e w o r d e n ist, dürfen wir nicht richten, denn die Entwickelung ist alles!"

„Mein Gott," sprach Frau von Ahlefeld, „es liegt mir ja auch fern, zu richten, Sie kennen meinen christlichen Sinn. Ich glaube,

„Leider sagt mir der Bewerber nicht zu. Wenn ich bedenke, daß Lena, meine häßliche Tochter, wohl niemals eine Heirat machen wird, die meine Ansprüche befriedigt, so muß ich als Mutter um so mehr darauf halten, daß Dina, mein schönes Kind, ihr Geschick günstig gestaltet," sprach die schöne Frau, dem gemessenen Ton ihrer Stimme einen leisen Klageausdruck beimischend.

„Aber ich bitte Sie, liebe Freundin — Sie thun Lena Unrecht und geben Dina zu viel!" rief er eifrig. „Lena ist nicht häßlich; sobald sie spricht, wachen in ihren intelligenten Zügen so viel Geister der Anmut auf, daß man sogar die Brille vergißt. Und Dina ist nicht schön, nur durch die unaussprechlich edle Liebenswürdigkeit ihrer Seele, die aus ihren Augen, ihrem Lächeln leuchtet, wirkt sie schön."

Frau von Ahlefeld seufzte befriedigt. Das Lob ihrer Töchter that ihr wohl.

„Dennoch wünschte ich Dina ein anderes

eine vornehme Haltung auch im Urteil über meinen Nächsten stets bewahrt zu haben. Aber wenn man sich auch des Richtens enthält, braucht man darum doch noch nicht dem Sohn eines solchen Mannes die Tochter zu geben."

„Liebt Dina ihn?" fragte Claudius.

„Leider. Sie läßt sich nicht einmal durch meine Weigerung einschüchtern und möchte sie am liebsten fortlachen. Sie begreifen, daß ich ihr bis jetzt nicht geradeaus sagte, daß . . . bedenken Sie doch! Einer Tochter sagen sollen: Der Vater deines Geliebten ist — ist — mauvais genre," klagte die Frau.

Claudius sah nachdenklich sein Gegenüber an. Er hatte so eine Art, eindringlich jemand anzuschauen — Frau von Ahlefeld wurde wieder verlegen.

„Ihre Töchter, meine teure Freundin," sagte er langsam, „sind von besonderer Art. Ich glaube nicht, daß wir Dinas Willen brechen."

„Ich fürchte dasselbe!" sprach sie mit einem Gemisch von Klage und Stolz, denn sie schwankte immer ein wenig zwischen der Besorgnis und der Freude über die Besonderheit ihrer beiden Töchter. „Und," setzte sie hinzu, „ist es wahr, was mein Schwager mir einmal sagte, daß der unglückliche Brandow sich unter die Demagogen begeben hat?"

Claudius nickte nur.

„Welche Komplikation für den armen Albrecht!" rief Frau von Ahlefeld. „Nein, dies macht meinen Entschluß unabänderlich. Demagogen, nicht wahr, das sind die Menschen, die da vorhin durch die Straßen johlten?"

„Nicht ganz," bemerkte Claudius lächelnd.

Es blieb ihm immer unklar, ob Frau Edith es für ihre Pflicht als vornehme Dame hielt, die Bewegung der Zeit zu ignorieren und nicht zu begreifen, oder ob sie wirklich gar kein Verständnis für die politischen Bewegung hatte.

„Welche entsetzliche Vorstellung, einen Mann, den meine Tochter ‚Vater' nennen will, sich unter einem Menschenhaufen zu denken, den die Kavallerie vor sich her jagt." Sie stand entschlossen auf, mit einer noch stolzeren Haltung als sonst schritt sie durch das Zimmer. „Ich werde Dina rufen, und Sie, lieber Freund, als Vormund, als Freund von Dinas verstorbenem Vater, als Pastor, der Dina konfirmiert hat, werden ihr verbieten, den jungen Brandow zu heiraten."

„Ich kann ihr nur die Schwierigkeiten der Verhältnisse, denen sie entgegengeht, vorstellen," sprach er sehr bestimmt, „und ich kann zu ergründen versuchen, ob Dinas Liebe wirklich echt ist. Dann erst können wir weitersprechen."

„Claudine!" rief Frau von Ahlefeld durch die Thürspalte. Sie öffnete dazu nur ein ganz wenig die Thür und behielt den Klopfer in der Hand.

Aber das half ihr nun gar nichts. Oberst Hans von Ahlefeld, in seiner ganzen Höhe kam doch mit herein, und zwar führte er Claudine am Arm, und hinterher kam Lena, die Brille auf dem Näschen und die Hände auf dem Rücken gefaltet.

Dieser Aufzug ärgerte Frau von Ahlefeld. „Ich rief Dina," sagte sie etwas scharf.

„Mit Verlaub, guten Abend, Frau Schwägerin," sprach der Oberst, „aber da dies die beiden halbverwaisten Würmer sind, die mein Bruder selig hinterlassen hat, so darf ich doch woll wenigstens zuhören, wenn's einer von ihnen an Kopf und Kragen gehen soll. Wie ich meinen seligen Kleinen kannte, hätte der mir das nicht verweigert, und wie ich den Vormund und Pastor da kenne, verweigert er mir's auch nicht."

Das still vornehme Gesicht seiner Schwägerin hatte so etwas an sich, das Onkel Hans sonst den Redefluß abdämmte. Aber dies mußte gesagt sein, und als es fertig gesprochen war, räusperte er sich, wie andere Leute sich sonst räuspern, ehe sie zu reden beginnen.

„Lieber Herr Oberst," sagte Claudius, auf dessen gemessenem Gesicht mit einem Mal Lichter von Jugendfröhlichkeit und Leben aufgegangen waren, „in einer solchen Angelegenheit, wie die Verheiratung Dinas ist, muß doch vor allen Dingen auch Ihre Meinung eingeholt werden."

Der Oberst nickte den beiden Mädchen sehr befriedigt zu, ging zum Ofen und stellte sich breitbeinig hin, den Rücken gegen die weißen Kacheln gelehnt, die Arme auf der Brust verschränkt. Und über ihm zog

sich um den Ofen auf braunem Grund ein Fries mit leichtfertig bekleideten griechischen Weibern entlang, was nun einen drolligen Gegensatz zu dem weißbärtigen Kriegergesicht bildete. Aber das beachtete heute nicht einmal Lena. Die ging an der Fensterseite des Zimmers geräuschlos und unaufhörlich auf und ab, immer die Hände auf dem Rücken und die Lippen gespitzt, als summe sie unhörbar etwas vor sich hin.

Frau von Ahlefeld fühlte die Größe des Augenblickes als Mutter, die der Tochter zu imponieren hatte, und als Frau, die den beiden Männern zeigen wollte, daß es gegen ihren Willen keinen Appell gäbe.

„Meine liebe Dina," sagte sie, „ich teilte dir bereits heute morgen mit, als der Brief des jungen Herrn von Brandow kam, daß aus dieser Partie nichts werden könne. Durch dein Flehen ließ ich mich erweichen, ihm zu schreiben, daß er erst morgen seine entscheidende Antwort haben könne. Diese Hinzögerung reut mich nicht, denn sie wird den jungen Brandow, dessen Geschick ich ebenso beklage, wie die Schmerzen, die du ertragen mußt, auf das bestimmte „Nein" vorbereitet haben, das wir ihm schicken müssen. Lieber Freund, nehmen Sie mir die Pein ab, Dina die Gründe dieses Entschlusses darzulegen."

Sie hatte das langsam vorgetragen, mit der immer noch ein wenig englisierenden Aussprache, die ihr eigen war. Nun erteilte sie mit der bekannten königlichen Handbewegung dem Freunde die Erlaubnis zum Sprechen.

Claudius trat einen Schritt vor gegen Dina, die ruhig mitten im Zimmer stand und die Mutter groß angesehen hatte, nun aber ihr Auge gerade auf die Augen Claudius' richtete.

„Meine liebe Claudine," begann er, die Hand vorstreckend, denn er hatte von der Kanzel her die Gewohnheit, seine Rede ein wenig mit Gesten zu begleiten; da es aber schöne und maßvolle Gesten waren, erhöhten sie immer nur den Eindruck seiner Worte, „meine liebe Claudine, der Mann, welchen Sie lieben, ist nach allem, was wir von ihm wissen, Ihrer Neigung würdig" — Onkel Hans räusperte sich zustimmend —, „allein er hat einen Vater, der seit einigen Jahren in betrübender Weise gesellschaftlich heruntergekommen ist. Die Gefahr ist nicht ausgeschlossen, daß dieser Vater eines Tages das Dasein des Sohnes wo nicht zerstören, so doch erheblich trüben kann. Ruprecht von Brandow bewegt sich in schlechter Gesellschaft, und man weiß, daß er dem Alkoholgenuß huldigt. Aber nicht genug damit, hat er sich auch in letzter Zeit der revolutionären Bewegung angeschlossen; er ist in vielen Versammlungen gesehen worden, er verkehrt mit einigen berüchtigten Demagogen."

Hier räusperte sich Onkel Hans wieder, aber mit einer mitleidigen Betonung. Seine Schwägerin ärgerte sich immer über seine Kunst, so nüanciert zu räuspern.

„Nun und?" fragte Claudine und sah immer von einem zum anderen. „Ich heirate ja nicht den Vater, sondern den Sohn."

„Aber du kannst doch nicht einen solchen Schwiegervater in dein, in unser Leben hinneinnehmen," rief Frau von Ahlefeld fast ihre Haltung verlierend. „Bedenke doch: ein Mann, der ein Demagoge ist! Aber das möchte noch hingehen. Doch ein Mann, der trinkt — mehr trinkt, als er vertragen kann — — —."

„Um Entschuldigung, Frau Schwägerin," sagte Onkel Hans mit seiner stärksten Stimme, „da urteilen Sie verkehrt. Daß man mal 'n Glas übern Durst trinkt, kommt bei den königstreuesten Offizieren vor. Den Henker auch — manchen ehrenfesten Helden hab ich schon in meinem Leben be . . . ja so, pardon. Aber daß der Kerl 'n Demagog ist, verzeih' ihm Gott. Und justament das wird dem Leutnant mehr contre coeur sein, als der Durst seines Vaters. Wenn der den Durst nu mal hat und wenn er guten Wein trinkt. . ."

„Bitte," unterbrach Claudine ihren Onkel, indem sie ihm liebevoll zunickte, „was hat dies alles damit zu thun, daß Albrecht und ich uns lieben?"

„Sie begreift nicht einmal die Situation!" sagte Frau von Ahlefeld und faltete die Hände im Schoß.

Bernhard Claudius ging vollends auf Claudine zu, erfaßte eine ihrer herabhängenden Hände und nahm sie liebevoll zwischen seine beiden.

Im selben Augenblicke hielt Lena mit ihrer Wanderung inne und hörte genau zu, was der Pastor sagen würde.

„Dies alles hat doch in so fern mit

Ihrer Liebe zu Albrecht von Brandow zu thun, als Sie sich klar werden müssen, ob Ihre Gefühle stark genug sind, um ihm sehr viel schwere Lasten mit tragen zu helfen," sprach er und sah mit seinen großen, hellen Augen so fest in ihr Gesicht, daß es schien, als dringe der Blick bis in ihre Seele hinein und als müsse diese Seele, dafern nur die leiseste Unsicherheit in ihr war, sich gleich durch auffallende Ängstlichkeit verraten.

Claudine aber sagte mit einem Lächeln: „Wäre es Liebe, wenn ich das nicht wollte? Und ist das überhaupt Last, was man mit Liebe trägt?"

Auch Claudius lächelte und sah sich mit einer halben Kopfwendung nach seiner Freundin um. Diese indes schlug nur beredt die Augen auf.

„Hören Sie, Herr Pastor, Claudine hat ein Paar Scheuklappen vor den Augen und dem Verstand," nahm hier Lena das Wort, „merken Sie denn das nicht? Sie müssen ihr die Schrecken, die mit ihrer Wahl verbunden sind, schon so recht gerade und derbe vorrücken. Sie müssen ihr genau auseinandersetzen, was ein moralisch verkommener Mensch ist — ich meine, die genaue Kenntnis davon gehört zu Ihrem Metier — und dann müssen Sie ihr klarmachen, was für ein verächtliches Ding ein Demagoge ist, just einer von heute — wenn Sie das können!"

Onkel Hans zwinkerte mit den Augen und verbiß sich das Lachen.

Er wußte ganz gut, daß die Schwestern immer eines Sinnes waren, daß aber Lena aus guten Gründen wünschte, gerade Claudius solle die Brandows so schlecht machen, als ob kein Hund ein Stück Brot mehr von ihnen angenommen hätte. Und wenn Claudine dann doch bei ihrem Willen beharre, würde die Mama resigniert seufzen: Nun ja, wenn nicht einmal mein Freund Claudius etwas über sie vermochte, sind wir anderen vollends machtlos, und es heißt sich darein finden.

Wenn die Thüren der Entscheidung erst zugefallen waren, bewegte die Mama sich im neuen Lebensabschnitt immer vornehm und sah nur das Beste; solange man aber noch zwischen Thür und Angel stand, kam sie vor Bangen und Zaudern nicht vorwärts. Deshalb mußte bei allen Ereignissen eine entschlossene Hand ihr Pförtnerdienste leisten.

Ob auch Claudius den Zweck von Lenas Worten erriet, blieb unklar. Der Tonfall in ihrer letzten Äußerung reizte ihn ein wenig. „Erklären Sie ihr, was für ein verächtliches Ding ein Demagoge ist, just einer von heute — wenn Sie das können." Es schien wahrhaftig, als ob es Claudius im Augenblick wichtiger sei, mit Lena zu streiten, als Claudine den Ernst ihrer Lage vorzustellen.

„Niemand kann sich anmaßen, außerhalb seiner Zeit zu stehen und sie zu betrachten wie eine klare runde Glaskugel, die man von allen Seiten betasten und durch die man hindurchsehen kann," sagte er, indem ein kleiner Ärger über Lena seine Stirne rötete; „so mag auch ich, obschon durch Erziehung, Neigung und Beruf nur Beobachter und nicht Mitstreiter in politischen Dingen, nicht ein ganz freies Urteil haben. Aber so viel Objektivität dürfen Sie mir schon zutrauen, Fräulein Lena, daß ich nicht die ganze Bewegung und alle, die an ihr teilnehmen, schlankweg für verächtlich erklären werde, obendrein, wie Sie es für möglich zu halten scheinen, Ihrer lieben Mama zu Gefallen, um Dina von einer, der Mama unerwünschten Ehe abzuhalten! Nein, Fräulein Lena, ich weiß sehr wohl zu unterscheiden, daß die rüde Menge, die nach Freiheit und Gleichheit brüllt, nur die häßliche Begleiterscheinung eines gerechten und heißen Strebens ist, als dessen Ziel ein einiges Deutschland, ein Kaiser und eine zeitgemäße Verfassung sich darstellt. Der Charakter jedes revolutionären Vorstoßes der Völker ist ein chaotischer. Da wogen die zerstörenden und die schaffenden Geister verworren durcheinander. Sie mit scharf sonderndem Blick in ihrer Eigenschaft zu erkennen, ist wohl so leicht keinem Zeitgenossen gegeben. Erst die Augen, die den Stern sehen, den das Chaos gebar, oder — den Sumpf, zu welchem es sich abebbte, die erst werden den Scharfblick haben. Aber es gibt neben den schöpferischen und neben den destruktiven noch eine dritte Art von Geistern, ganz einfach die Lärmgeister, die wie die Statisten im Drama die Handlung bloß begleiten. Und die, Fräulein Lena, sind nun noch viel tausendfältiger in ihren Farben, als die eigent-

lichen Träger der Bewegung. Da haben wir den einfachen Straßenpöbel, der mitschreit, weil er dabei sein Vergnügen findet; da haben wir den Malkontenten, der in grundloser Unzufriedenheit nur nach irgend einer Anreizung für sein Leben sucht; die durch eigene Schuld Gescheiterten, die nichts verlieren, aber vielleicht noch etwas gewinnen können; endlich den mit sich und der Welt Zerfallenen, der mitmacht, ohne zu wissen, warum. Ihnen allen ist es ganz egal, ob morgen der König ihr Herrscher ist oder ob man eine Republik errichtet, ob Deutschland einig oder zerrissen ist, ob es eine Revision der Verfassung gibt oder keine; wenn sie nur ihr persönliches Schicksal ein bißchen verbessert aus dem Lärm retten oder wenn sie auch nur ein paar Tage inhaltsreicheren Daseins hatten oder sich — betäubten. Und zu diesen, liebe Claudine," schloß er, sich an das Mädchen wendend, „gehört Brandow. Er hat, soweit ich den Mann beurteilen kann, nur einen anderen Rausch gesucht, nur Betäubung, Vergessen für sein Elend."

„Oh," sprach Claudine leise vor sich hin, „Albrechts Vater ist elend!"

„Ich bitte Sie Claudius, erregen Sie doch nicht ihr Mitleid. Es ist ein Elend, meine Tochter, welches sich der Teilnahme einer Dame entzieht," sagte Frau von Ahlefeld.

Lena schlich sich hinter Claudius und tippte mit dem Zeigefinger an seine Schulter. Als er sich umwandte, sagte sie nur:

„Da!" und hielt ihm die Hand hin. Er nahm sie, es war eine weiße Hand, schlank und charaktervoll, und Claudius konnte oft lange in ihrem Anblick vertieft bleiben. Bei einem herzhaften Händedruck sahen sich Claudius und Lena gerade an — etwas lächelnd ließ sie dann von ihm ab.

Claudine ging an den Tisch, neben welchem ihre Mutter saß. Sie stützte beide Hände auf die Kante, beugte sich ein wenig vor, bald zur Mutter sich wendend, bald zum Pastor, der neben den Oberst trat.

„Ja," begann sie, „merkt ihr denn nicht, daß alles, was ihr auch sagen mögt, vollkommen überflüssig ist? Lena hat Sie ermuntert, Herr Pastor, mir das moralische Elend des alten Brandow näher zu erklären. Ich will es gar nicht wissen. Er ist elend, sagt ihr, und um sein Elend zu vergessen, hat er sich in den Taumel dieser Bewegung gestürzt. Ist das nicht genug für mich, doppelt stark neben Albrecht zu stehen und ihm zu helfen, seinen Vater wieder froh und glücklich zu machen?! Was ist denn das? ein Elend das sich der Teilnahme einer Dame entzieht, Mama? Dem Unglück gegenüber ist man doch keine Dame, sondern ein Weib! Würdet ihr etwas gegen Albrechts Vater einzuwenden haben, wenn er reich, geehrt, aber vielleicht lahm oder blind wäre? Nein, Mama, du und auch Herr Pastor, ihr würdet sprechen: Finde deine schöne Aufgabe darin, deinem Geliebte höchste Liebe dadurch zu zeigen, daß du seinen teuren Vater pflegst. Nun und ein Gebrechen der Seele, ist das nicht viel wichtiger, viel trauriger und viel mehr der Pflege bedürftig, wie eines des Körpers? Die Heiterkeit und das Glück unserer Liebe werden auch den Armen wieder glücklich machen. Und welche Wunden das Leben ihm auch geschlagen hat, ich bin dazu da, sie zu heilen. Wenn es nicht mein Beruf hätte sein sollen, würde Gott mir nicht die Liebe zu Albrecht so fest in das Herz gelegt haben. Ich werde ihn heiraten! Du kannst nein sagen, Mama, Claudius kann es auch, ich bin erst in einigen Monaten mündig. Aber dann werde ich eben warten. Ich werde auch ohne deinen Segen nicht heiraten. Aber ich werde ihn dir nach und nach abgewinnen. Und morgen schon werde ich Albrecht sagen: Bringe mich zu deinem Vater. Denn siehst du, Mama, Albrecht und ich können auf unsere äußerliche Vereinigung warten, weil unsere innerliche doch schon unlöslich geschlossen ist; aber der unglückliche Vater kann keinen Tag auf das Licht, auf eine treuergebene Seele warten. — Mehr weiß ich nun nicht zu sagen."

Sie waren alle sekundenlang still. Lena guckte die Wand an und biß sich auf die Lippen. Onkel Hans räusperte sich zum drittenmal und ausdrucksvoller als je. Die Mutter hatte die Hand vor die Augen gelegt.

Bernhard Claudius aber rief mit leuchtenden Augen:

„Gott segne Ihr reines, tapferes Herz, Claudine! Ich gebe als Vormund meine Einwilligung und will Ihnen beistehen in allem, was da kommen mag."



Vor dem Tanz. Nach dem [illegible]



Gemälde von F. von Defregger.

„Ach, Herr Pastor,“ sagte Claudine und fiel ihm um den Hals. Sie hatte auf seinen Knieen gesessen und kannte ihn, seit sie denken konnte. Erst seit einigen Jahren war das „Du“ zwischen ihnen geschwunden, und das auch nur, weil Lena es so besser fand. In diesem Augenblick verschwand das alles, und das zutrauliche Kindergefühl wurde wach.

Lena starrte die Schwester an und wurde dunkelrot. Wie konnte man einem Bernhard Claudius so schlankweg und so harmlos um den Hals fallen!

„Komm, Kind!“ rief Onkel Hans und nahm sie aus Claudius Arme in die seinen und küßte sie sehr geräuschvoll ab. Die letzte Stunde war sehr schwer für ihn gewesen, alle hatten viel gesprochen, nur er hatte fast gänzlich den Mund halten müssen, und dies war ihm hart angekommen. „Komm, Kind! Brav gesprochen, wie es sich für 'ne Nichte vom alten Obersten von Ahlefeld schickt. Immer fest dem Feind in's Auge geguckt und das Herz auf dem rechten Fleck! Na, nu dürfen wir ja woll neugierig sein, was deine verehrte Frau Mutter für'n Spruch abgibt.“

Diese erhob sich langsam aus ihrem Lehnstuhl. Für sie war die Sache in dem Augenblick entschieden, als Bernhard Claudius seine Einwilligung gegeben hatte. Über seinen Willen hinaus gab es keine Zweifel mehr. Sie hatte ganz vergessen, daß sie ihren Töchtern und diesem selben Mann gegenüber vorhin von einem „unabänderlichen Entschluß“ gesprochen.

Alle sahen sie erwartungsvoll an, obschon alle wußten, was sie sagen würde. Diese schweigende Spannung ließ ihr völlig das Gefühl ihrer hohen Würde, so daß es ihr infolge ihrer Nachgiebigkeit keinen Augenblick erst abhanden zu kommen brauchte.

„Claudine,“ sagte sie, „du hast mich völlig entwaffnet. Ich will dir meinen Segen nicht vorenthalten.“

Nun fiel Claudine auch der Mutter um den Hals.

Frau von Ahlefeld sah über das dunkle Haupt der Tochter mit freudigem Stolz Claudius in die Augen.

„Ja, meine Töchter, die haben eine besondere, großherzige, vornehme Art,“ sagte dieser Blick.

Claudius wußte, daß die Mutter von nun an den Entschluß der Tochter, den sie noch vorher bekämpft, immer dann heiß bewundern werde, wenn sie gerade seine Unbequemlichkeiten nicht spüre, ihn aber allezeit, und was auch immer kommen möge, vor der Welt verteidigen würde.

Daß Lena der Schwester kein gutes Wort gönnte, schien niemandem aufzufallen.

„Ich will noch gleich an Albrecht schreiben, Onkel Hans kann den Brief mitnehmen,“ rief Dina.

„Soll ich denn nicht hier bleiben? Ich kann ja in dem Gaststübchen oben neben den Mädchen schlafen,“ sagte der Oberst.

„Ach Onkel,“ sprach Lena, endlich aus der dunklen Zimmerecke hervorkommend, in der sie sich aufgehalten, „geh du nur in dein gewohntes Bett zu Haus bei dir. Du entbehrst sonst deine Gewohnheiten. Pröhle hat zwei Leute geschickt. Auf den Straßen ist alles ruhig. Was sollte wohl passieren!“

„Recht hat sie!“ meinte Onkel Hans



Studie von E. Fröschl.

erfreut, „was sollte wohl passieren! Und Dina, spar' deine Schreiberei. Ich geh' morgen früh gleich in die Kaserne und such' mir deinen Albrecht und sag' ihm: Halloh, mein Junge, ratst du was? ich bin von nun an dein Onkel! Na, auf die Augen freu' ich mich und auf das nette Lachen. Ich mag nu mal sein Lachen, kann mir nicht helfen, ist meine Taxe für Menschen."

Claudine war freudig mit dem Vorschlag einverstanden.

Nach vielem Hin und Her verabschiedeten sich die Männer.

Frau von Ahlefeld ging zufrieden in ihr Schlafgemach, sie war überzeugt, daß ihre Haltung eine tadellose gewesen sei und ihrem alten Freund Claudius sehr gefallen habe. Denn, wenn sie auch vermied, viel über seine etwa noch bestehenden Gefühle nachzudenken, so wünschte sie um alles in der Welt nicht, jemals ein Gefühl des Mißfallens in ihm wachzurufen.

Immer vor den Augen eines Mannes dahin zu leben, der sie einst geliebt, war für die Frau der Ansporn, schön zu bleiben und harmonisch zu wirken.

Die Männer fanden unten im Flur den Pröhleschen Commis und Kassenboten nebst dem alten Jakob „für alle Fälle" auf Matratzen hingestreckt und mit Federbetten zugedeckt. Jakob hatte alles vom Boden aus der Bettzeugkiste heruntergetragen. Eine Laterne stand vor dem hofwärts gelegenen großen Fenster auf dem Fensterbrett, darunter lehnten an der Kalkwand einige merkwürdige Waffen. Auch hatte Jakob zwei Flaschen Wein hingestellt.

„Das reine Feldlager. Na, Jakob, ich rate immerhin an, erst das Einschlagen der eichenen Hausthür abzuwarten, ehe ihr zu den Waffen greift," sagte der Oberst.

„Es wird ja nichts passieren," meinte Jacob.

Das schwere Hausthor schloß sich hinter ihnen.

„Pastor," sagte der Oberst, „der Pulliac meiner Schwägerin ist ein Schlaftrunk, der mir nicht stark genug in den Gliedern liegt. Giebt keine Bettschwere, das Getränk. Kommen Sie auf meine Bude und trinken noch eins."

„Ich danke herzlich", antwortete Claudius, „Sie wissen, ich bin manchmal gern mitgegangen, wenn es Ihnen noch zu früh war. Aber heute bedarf ich der Ruhe und Einsamkeit."

„Ja, ja, meine Schwägerin hat immer so'n büschen was Angreifendes", lachte der Oberst und stieß den Pastor von der Seite an, „wenn die noch mal 'n vernünftigen Mann nimmt, in den Jahren ist sie ja noch, wird sie wieder simpler in ihrem Benehmen."

Claudius schien die Anspielung gar nicht zu verstehen.

Sie schritten die menschenleere Taubenstraße bis zur Ecke der Friedrichsstraße entlang. Der Oberst horchte die lange, nächtige Straße auf und ab.

„Alles ruhig. Na gottlob."

Hier mußten sich die Männer trennen.

„Haben Sie bemerkt," sprach Claudius den Abschiedshändedruck verlängernd, indem er des Obersten Hand festhielt, „daß Lena ihrer Schwester nichts sagte?"

„Das war aber keine Gleichgültigkeit, i bewahre," sagte der Oberst eifrig, „da kennen Sie die Mädchens schlecht. Die haben sich unbändig lieb. Lena hat es mehr in sich."

„Vor mir brauchen Sie weder Claudine noch Magdalena zu verteidigen, lieber Oberst," sprach Claudius warm. Langsam und nachdenklich setzte er hinzu:

„Ich bin überzeugt, jetzt hängt Lena weinend am Hals ihrer Schwester. Oh, ich habe sie von ihrer Kindheit an beobachtet. Sie ist von einer so herben Keuschheit erfüllt, es ist ihr unmöglich, Weichheit zu zeigen, auch wenn ihr Herz ganz aufgelöst davon sein mag. Der Mann, den sie einmal liebt, wird ihr das Geständnis ihrer Liebe schwer von den Lippen ringen; niemals aber, wenn für ihre Empfindungen ein Hindernis vorhanden ist, es ihm zu geben. — Gute Nacht Herr Oberst."

„Gute Nacht."

3.

Albrecht von Brandow, umgürtet mit der Schärpe, kam von den Wachen, die er revidiert hatte; er war du jour gewesen, und ging nun mit langsamen Schritten durch die stillen Straßen seiner Kaserne zu, um in einem kurzen Schlummer vielleicht noch von der durchwachten Nacht auszuruhen.

Herbe Kälte erfüllte die Luft, die Nacht ging zu Ende. Grau, nebelschwer und von keinem Windhauch bewegt, stieg der blasse Vorschein der Morgendämmerung am Horizont empor. Die rötlichen Gasflämmchen in den spärlichen Laternen brannten klein und ohne Lichtschein um sich zu verbreiten, der feuchte Dunst der in den Straßen aufstieg, verschluckte ihre Strahlen. Der sternenlose Himmel sah tot und grau in die schlafenden Straßen hernieder. Kein Licht und Leben war in den Häusern, Thüren und Fensterläden waren verschlossen. Schweigsam und kalt säumten die Mauerwände die Straßen ein, es dünkte Albrecht, als wandle er zwischen Grabgewölben dahin.

Mit jedem Atemzug sog er die rauhe Märzluft ein, so daß sie ihm den ganzen Körper zu durchkälten schien und das Blut ihm fröstelnd durch die Adern rann.

Sein Schritt hallte wieder von dem Steinpflaster des Bürgersteiges, laut, wie ein wichtiges Geräusch in der Stille ringsum.

Wenn rechts oder links von der Straße sich Gassen abzweigten, sah er in sie hinein, wie in einen grundlosen schwarzen Schlund. Vor ihm schien sich der Weg, den er verfolgte, in nebelhafte Fernen zu verlieren, Himmel, Häuser und Fahrdamm verschwammen ineinander zu einem grauen Farbenton. Die Straßen, die er bei Tageslicht so gut kannte, schienen sich zu labyrinthischen Verschlingungen durcheinander gewunden zu haben, in deren Tiefe unbekannte Schrecken lauerten.

Eine Sehnsucht nach Licht, Tag, Wärme quoll heißer und heißer in Albrechts Herzen auf.

Ihm schien, als sei er das einzige Lebewesen ringsum in der fürchterlichen, steinernen Einsamkeit. In seiner Faust zuckte es, gegen irgend eine Thür zu schlagen, um drinnen den Wiederhall zu wecken.

Und mechanisch verfolgte dabei sein Fuß den Weg, und regelmäßig hallte das tapp-tapp, tapp-tapp seiner festen Schritte von den Steinen wieder.

Ganz langsam entfärbte sich das tiefe Grau des Himmels zu bleiernem Ton. Es war nicht wie ein Licht, das im Glanz aufging, es war nur wie ein schwacher Atem, der unmerklich anschwillt.

Aus dem feuchten Niederschlag, der die Straßensteine über Nacht genäßt hatte, stieg schärfere Kälte empor. Über die Dächer und über die Mauern flog es wie ein Schauer von Frost.

Und es war, als wüchse die Stille, weil sie aus der Ruhe hinübergegangen war in die Erwartung.

Plötzlich ein Schrei, fern, hohl und aufdringlich.

Albrecht schrak unwillkürlich zusammen. Vor seiner Phantasie entstand ein holdes Bild: dämmernde Morgenfrühe, die kühl in das offene Fenster hineinzog, und ein raunender West draußen in frühlingsgrünem Gezweig, und dann ein heller, scharfer Hahnenschrei, dem fern ein Echo, ein anderer antwortete, und noch ferner ein dritter, bis die nahe Stimme sich wieder krähend erhob und der Hin- und Wiederruf sich fortsetzte, bis die Sonne lachend emporstieg, tausend Thauperlen in schimmernde Brillanten verwandelte, um damit den Morgen zu schmücken, an welchem Albrecht ihr zuerst begegnet war.

Der Hahnenschrei der großen Stadt war der hohle Pfiff der Lokomotive.

Noch einmal gellte er über die Häusermenge hin.

Nicht die Stimme der Natur, ein fremder, künstlicher Laut erweckte häßlich die Schläfer in der Stadt.

Wozu? Was würde dieser Morgen, der zögernd und frierend emporstieg, der Welt bringen?

Aus dem dunklen Schlund der Gassen stürzte vielleicht die Revolution empor und schlug mit donnernden Kolbenschlägen die Thüren der Häuser ein. Wo jetzt das starre Schweigen der Nacht alles Lebende in seinem Bann hielt, würde wildes Jammergeschrei ertönen.

Albrecht versuchte das widrige Phantom zu verscheuchen. Es war unmöglich, daß es dahin kommen konnte. Mit starker Hand würde die Regierung eingreifen, die Wiederkehr der Tumulte zu verhüten wissen und Verständigung mit den Bürgern suchen. Das war so selbstverständlich, daß er eigentlich gar nicht begriff, warum ihm so bange Gedanken kamen.

Und doch — er begriff recht gut, was ihm die helle Zuversicht nahm, mit der er noch bis vor kurzem durch das Leben gegangen und kraft deren er ohne eine Ueberlast von Gedanken fröhlich seinen

Lebensweg dahingewandert war. Sein Beruf gab ihm feste Marschroute; seine bescheidenen Einkünfte verscheuchten alle beunruhigenden Versuchungen und Tollheiten von ihm hinweg; er war gut, tüchtig im Dienst und allezeit zufrieden. Da brauchte er nicht nach rechts oder links zu blicken, da gab es kein Stolpern und keine Abgründe: mit einem frischen Lied auf den Lippen, Gewehr über, marschierte er in den Sonnenmorgen seines Daseins hinein.

Und dann war die Liebe gekommen und hatte sich ihm als Wandergenosse zugesellt. Erst hatte sie sich nicht zu erkennen gegeben, sondern gethan, als sei sie die Schönheit, welche das Leben mit einem Mal viel prächtiger mache, so daß man alle Wonnen gar nicht begreifen konnte; oder als sei sie die Fröhlichkeit, die nun erst lachen und jubeln lehre, während alle vergangene Lust schal und blaß erschien; oder als sei sie der Mut, der erst jetzt alle Manneskraft erwecke.

Aber dann hatte sie eines Tages alle ihre Schleier von sich geworfen und den Urgrund ihres Wesens zu erkennen gegeben. Und er hatte gesehen, daß es die Liebe war.

O Claudine!

Wie Schauer der Andacht ging es dem jungen Mann durch die Seele, als er ihrer gedachte. Immer wenn er sie sah, war ihre Anmut wie eine neue Offenbarung für ihn; aber mit der Erscheinung von immer neuem Reiz erstand zugleich eine andere vor seinem Auge, die ihres ersten Anblicks. Nicht wie eine glänzende Folie neben einer Wirklichkeit, von der die späteren Jahre manchen Farbenzauber hinwegwischen konnten, sondern wie eine Gloriole, welche für immer die Kontouren der Gestalt umgiebt, welche vor diesem goldenen Hintergrund erscheint.

Vor zwei Jahren war es gewesen, auf einem Gut in der Mark, das mit seinen Kiefern und Akazien, seiner sandigen Heide und seinen Hecken von Pfingströschen für ihn zum Paradies geworden. Als Gäste einer Familie, die ihrem Vater befreundet, seinem Geschlecht aber von alters her eng verbunden gewesen, hatten sie sich dort getroffen.

Im parkartigen Garten war er ihr begegnet. Der Pirol schwatzte sein kurzes melodisches Lied in den Zweigen, die Syringenbüsche waren wie von blaßlila Schleiern überworfen, so reich blühten sie, der helle Himmel stand im blendenden Glanz über dem schattenarmen Garten. Von fernher tönte ein gluckfender Zuruf, mit dem ein an der Gartengrenze eggender Knecht sein Pferd antrieb.

Und inmitten der lichten Fröhlichkeit hatte sie gestanden, mit dem dunklen, lockigen Madonnenscheitel und dem Lächeln voll Glück um die süßen Lippen.

Seit jenem Tag war eine heilige Freude in sein Alltagsleben hineingewachsen und hatte es ganz durchwoben, so daß es nicht mehr das Leben eines armen braven Offiziers war, wie es deren tausend gibt, sondern ein ganz geheimnisvolles, königlich reiches Dasein voll Wonne, wie sie noch nie ein Mensch erlebt hatte und ganz gewiß nie wieder erleben würde. —

Und wieder zerriß der häßliche Lokomotivenschrei die graue Morgenkälte.

Albrecht erwachte aus seinen von Syringenduft und Sonnenschein umfluteten Gedanken.

Um ihn war die frierende Dämmerung und die lichtlose herbe Luft der frühen Stunde, um ihn waren die steinernen Mauern der unheilschwangeren Stadt.

Ja mit der Freude zugleich war auch eine Sorge gekommen und gewachsen, die vorher schon, gleichsam wie zaghaft, an Albrechts Seele gepocht hatte. Aber damals sollte sie noch nicht hinein, es *sollte* nicht wahr sein, daß der Vater, sein teurer, heißgeliebter Vater sich veränderte. Nach und nach aber mußte seine blinde Sohnesverehrung doch widerwillig die Augen öffnen und sehen!

Als treuer Sohn ließ er kaum einen Tag vergehen, ohne den Vater zu besuchen, der seit dem Tod der Mutter und Gattin den eignen Hausstand aufgegeben und junggesellenartig in zwei möblierten Zimmern wohnte.

Die Gesellschaft, welche er bei seinem Vater fand, ward nach und nach so seltsam, daß Albrecht immer zagender die Schwelle übertrat. Da waren Männer, welche sein Vater erst seit gestern oder heut aus irgend einer Weinstube her kannte, mit einer lärmenden Beredsamkeit, großen Knebelbärten und seltsam im Nacken geschorenem Haar, eine Tracht, die damals aufkam und die

sie à la malcontent nannten. Albrecht, mit einer gewissen feinfühligen Abneigung gegen schlechte Form und nachlässiges Äußere, stieß sich beinahe mehr an der Haartracht und den lockeren Halskragen der Männer, als an ihrem Geschwätz, welches er für vollkommen wertlos und gefahrlos hielt, das er sogar lächelnd hätte überhören können, wenn er nicht eben Offizier gewesen wäre.

Auch erlaubten sich diese neuen Bekannten seines Vaters, ihn, den Sohn, mit einer feindseligen oder großartigen Miene zu betrachten. Sie sprachen über ihn hinweg, so als ob er eine Erscheinung aus verschollenen Tagen sei, die sich nur noch durch ihre Duldung hier des bißchens Daseins erfreuen dürfe.

War dies nur zur Hälfte peinlich und zur anderen Hälfte lächerlich, so ging er vollends verstimmt und unruhig heim, wenn er zuweilen irgend einen ernsthafter zu nehmenden Mann dort traf, wenn die Gespräche vom halbverhüllten Schimpfen sich zu maßvollerer Kritik reinigten.

Dann hörte er manches Wort, dessen Wahrheit er sich nicht verschließen durfte und das gerade sein königstreues Soldatenherz höher schlagen ließ, wenngleich er zu allem schweigen mußte.

Preußens König — deutscher Kaiser! Ein einiges Volk — kein Preußen, kein Sachsen, kein Bayern mehr, nur Deutschland! Nicht mehr das Wort Heimat, sondern das Wort Vaterland!

Und wenn er auch schweigen mußte und mit seinen fünfundzwanzig Jahren sicher noch herzlich wenig von Politik verstand, so war ihm doch, als hätte er diesen klug redenden Männern sagen mögen: nicht durch Verfassungen und Verträge kann man eine Kaiserkrone erwerben, denn das würde ja eine papierene sein, mit dem Schwerte muß die einmal erstritten werden. Nicht aus dem Schmutz von Straßenkämpfen fischt man sie auf, man findet sie auf einem Schlachtfeld, das ein Feld der Ehre ist.

Aber er hütete sich wohl zu sprechen. Er kam seltener, denn es schickte sich nicht für ihn, diese Leute zu kennen. Er versuchte erst leise und innig, dann ernster, aber immer mit der Bescheidenheit, die dem Sohn ziemt, dem Vater vorzustellen, daß er mit seinem Verkehr einige Rücksichten nehmen möge. Ruprecht von Brandow nickte auch immer diesen Wünschen Gewähr, aber wenn Albrecht wiederkam, fand er doch um den runden Tisch, der Flaschen und Gläser trug, eine Anzahl von Männern, die ihn hier, im Zimmer seines Vaters, als Eindringling betrachteten.

Endlich bat er seinen Vater, daß ihn der doch lieber in der Kaserne besuchen möge. Allein trotz der bejahenden Kopfbewegung, die hierauf erfolgte, kam Ruprecht von Brandow nie zu seinem Sohn.

Die Brandows hatten erst vor wenig Jahren ihr kleines Gut verkauft, waren dann nach Berlin gezogen und lebten dort sehr einsam, weil ihre beschränkten Mittel ihnen nicht gestatteten, Anknüpfung mit der Gesellschaft zu suchen. Frau von Brandow war auch eine ernste, verschlossene Frau gewesen, die keine Menschen brauchte. Jetzt pries Albrecht diesen Umstand, denn durch ihn blieb es ziemlich verborgen, daß sein Vater sich einem unordentlichen Leben ergab. Wenige wußten, daß Albrecht von Brandow überhaupt einen Vater in Berlin hatte, die Kameraden hörten von diesem als von einem stillen, durch den Tod der Gattin gebrochenen Mann. So hatte der treue Sohn bis jetzt die Schleier der Verborgenheit über seinen Gram decken können.

Aber jetzt vielleicht, jetzt brachen die geheimen Wunden vor aller Augen auf.

Als am Abend vorher die ersten Tumulte in den Straßen tobten, fuhr wie eisiger Schreck der Gedanke durch Albrechts Hirn, daß sein Vater von seinen Freunden mit hinausgezerrt sein konnte in die Gassen. Denn der unglückliche Mann — und dies war für Albrecht das Rätselhafte — bekundete nie mit einem heftigen Wort, einem aufflammenden Blick, irgend eine Teilnahme. Er ließ die anderen reden, guckte in sein Glas und schwieg. Albrechts Phantasie wies alle Bilder von sich, welche die nächste Zukunft malen konnte ... neue Straßenscenen — ein kräftige That der Regierung — zahllose Verhaftungen — vielleicht ein Belagerungszustand — und sein Vater Ruprecht von Brandow als Aufrührer in den Anklagezustand versetzt.

Nein, dies alles konnte nicht so geschehen! Das Volk würde sich bei der gestern verkündeten Einberufung des Landtages beruhigen. Die Erregungen verliefen

im Sande, und es würde auch wieder still um seinen Vater werden. Und wenn er erst am Herd seines Sohnes eine lichtvolle Heimat fände — —

Wenn! wenn! Albrecht fühlte es, daß die geheimen Wunden doch nicht mehr geschont werden konnten.

Er hatte es begriffen, als Frau von Ahlefeld ihm sehr würdevoll und ernst für die Ehre seines Antrages gedankt, aber eine bestimmte Antwort erst für den anderen Tag in Aussicht stellte.

In diesen Dingen sollte es nur ein „Ja" oder ein „Nein" geben, dachte Albrecht.

Aber durfte Frau von Ahlefeld denn so einfach „ja" sagen? Wußte sie von dem Leben des älteren Brandow? Vielleicht durch Claudius, dem Albrecht zuweilen in dem Haus begegnet war, wo sein Vater wohnte und wo der Pastor eine gelähmte Dulderin öfters besuchte.

Hätte er selbst, er der Sohn, dem heißgeliebten Mädchen sagen müssen: Du mußt meinen Vater ertragen!

O Gott nein. Das wäre nie von seinen Lippen gekommen. Sein Vater war doch kein Verbrecher. Nur ein armer Mensch, der in verdüsterten Gemütszuständen hinlebte. Und Albrecht hoffte mit ganzer Inbrunst, daß die Schatten weichen würden, daß Claudine ihrer gar nicht erst ansichtig werden würde.

Mußte nicht auch für seinen Vater ein neuer Tag aufgehen, wenn er ihr die Holde als Tochter zuführte?

Aber aus dem Wesen ihrer Mutter hatte er es herausgefühlt wie eisigen Hauch. Solange er als Leutnant von Brandow ins Haus kam, war er hochwillkommen gewesen. Aber als Albrecht, Sohn des Ruprecht, als Mensch, der in die Familie treten wollte, war er sehr unwillkommen.

Jetzt vielleicht, jetzt schon wußte sie, die Eine, Süße, von allem. Mit schonenden Worten, gewiß, in so viel liebevolle Wendungen als möglich gekleidet, hatte man ihr gesagt: Im Leben deines Erwählten gibt es einen dunklen Punkt, es ist sein Vater! Sie aber hatte nicht die Schonung, das Mitleid empfunden, sondern nur den harten Schmerz für ihn, für sich.

Er fühlte es mit heiliger Sicherheit — sie ließ in ihrem Herzen nicht von ihm! Aber würde man sie nicht hindern, sich auch öffentlich zu ihm zu bekennen?

Jetzt vielleicht, in dieser sich aufgrauenden Morgenstunde lag sie schlummerlos und horchte den Tag heran, der sich nun mit ersten Vorzeichen zu regen begann.

Irgendwo knackte ein Schloß und öffnete sich eine Thür, aus einem halb über den Bürgersteig herausgehenden Kellerfenster brach ein Lichtschein, fern hörte man einen Wagen rollen, aus einer Seitenstraße kam ein Mann, der zwei aufgeschirrte Pferde am Zügel führte, der Atem der Tiere ballte sich wie bläulicher warmer Nebel um ihre Mäuler, und ihr Wiehern scholl durch die Stille. — —

Als Albrecht endlich in der Kaserne in seiner Stube war, legte er sich in sein Bett wie ein Mensch, dem vor Übermüdung Nerven und Muskeln zittern, so daß er nicht zu tiefer Ruhe kommen kann. Jedes Geräusch im Kasernenhof ließ ihn auffahren und horchen.

Es mochten kaum drei Stunden so vergangen sein, als er nebenan in seiner Wohnstube Schritte hörte und einen prustenden Ton, als schüttle sich jemand die Kälte aus den Kleidern und Gliedern.

Zugleich schon klopfte es an seine Thür. Sein Bursche meldete ihm, daß da ein alter Herr sei, der ihn sprechen wolle, aber seinen Namen zu nennen sich weigere.

Albrecht fühlte, daß sein Herz beinahe stille stand.

„Ist es ein sehr großer Herr, mit einem weißen Schnurbart?" fragte er leise.

Der Bursche nickte.

„'n oller Jeneral oder so was wird det woll sind," sagte er, „er hat och 's Eiserne int Knopploch."

Albrecht erbleichte.

Es war der Oberst von Ahlefeld, kein Zweifel.

Und der gutherzige alte Herr kam selbst, um ihm das „Nein" zu bringen, das Frau von Ahlefeld sicher höflich und entschieden hatte schreiben wollen, das aber der Alte in zahllose Trostgründe zu kleiden bereit war. Und aus lauter Diskretion nannte er nicht seinen Namen, damit etwa nicht in der Kaserne, unter den Kameraden etwas davon durchsickere: Albrecht von Brandow hat sich einen Korb geholt.

Mochte doch d a s die ganze Welt wissen!

Was lag ihm an verletzender oder ehrlicher Teilnahme, wenn er all sein Glück verloren hatte!

Mühsam und überhastet zog er sich an und brauchte durch verkehrtes Knöpfen und unrichtiges Zuschnallen noch einmal so lange als sonst.

Unterdes ging Onkel Hans seelenvergnügt in Albrechts Wohnzimmer auf und ab. Viele Schritte konnte er mit seinen langen Beinen hin und her da nicht machen, aber dafür waren sie desto energischer, denn das dünne, etwas grünliche Glas des Fensters klirrte davon. Onkel Hans sah sich auch prüfend um, denn er dachte sich, Claudine würde wissen wollen, wie es „bei ihm ausgesehen hätte," und er konnte wohl sagen: „so weit ganz nett." Albrecht hatte bei der Auflösung seines elterlichen Hausstandes alle besten Möbelstücke bekommen und manches hübsche Bild. Darunter auch das seiner seligen Mutter, welches sein Vater nicht behalten wollte. Zu des Sohnes Erstaunen hatte er sich sogar heftig dagegen gewehrt, es zu behalten.

Nun besah es sich Onkel Hans. Und daß es ihm sehr gefiel, kann man nicht sagen. So ernst und hoheitsvoll sah das Gesicht aus dem Rahmen, die Gestalt in dem weißen Gewand, der Tracht der Königin Luise, war wie zur Abwehr stolz aufgerichtet.

„Das waren Weiber," dachte Onkel Hans, „die zu meiner Zeit! 'ne Mittelsorte gab es gar nicht. Sie hatten was Heroisches oder was Duldendes, sie waren kühn oder larmoyant, sie waren immer bereit mit drein zu schlagen oder zu weinen. Na, die da scheint von der starken Sorte gewesen zu sein."

Als es ihm zu lange dauerte, bis Albrecht erschien, hustete er ein Mal bemerkenswert. Es hieß so viel: als „Vergiß nicht, mein Junge, daß hier einer wartet."

Auf seine Idee, seinen Namen verheimlicht zu haben, war er ungeheuer stolz. Daß Albrecht ihn von selbst erraten könne, fiel ihm nicht im mindesten ein. Er malte sich die Überraschung aus und schmunzelte schon vor Vergnügen.

„Na, endlich!" sagte er, als die Thür sich öffnete.

Albrecht, bleich und ernst, verbeugte sich. „Ich habe es mir gedacht, daß Sie, Herr Oberst, der Besuch seien, der sich nicht nennen wollte," sagte er.

Onkel Hans sah ihn verdutzt an. „Das haben Sie sich gedacht!" sprach er; „na nu! und denn sind Sie nicht so einfach mit'n Kamisol aus'n Bett und mir um'n Hals gefallen?!"

Nun war es an Albrecht verdutzt auszusehen, denn die merkwürdige Äußerung war nicht ganz klar.

„Ich glaubte — ich fürchtete," begann er mit bebenden Lippen.

„Was?" fuhr der Oberst ihn an, „du dachtest doch nicht, mein Junge, daß Claudine locker läßt? Dafor ist sie meinem Kleinen sein Fleisch und Blut und meine Nichte. Und du dachtest doch nicht, daß Onkel Hans sich zu schlimmen Botschaften hergibt?"

Die letzten Worte sprach er schon mit unklarer Stimme, denn Albrecht fiel ihm nun gleich um den Hals, und der Alte klopfte dem Jungen zur Beruhigung auf den Rücken.

„Claudine ist ein Engel!" stammelte Albrecht.

„Das is sie!" bestätigte Onkel Hans zufrieden. „Mit das Mädchen kann ich Staat machen als Onkel. Nu, man ruhig, man ruhig."

Albrecht hielt den alten Mann an beiden Händen.

„Ich fürchtete, daß Frau von Ahlefeld etwas gegen mich habe, nicht gegen mich persönlich, aber. . . ."

„Hör' mal, mein Sohn, über das ‚aber' wollen wir als Soldaten und Männer ein anständiges offenes Wort reden. Ist dir das recht?"

Albrecht veränderte ein wenig die Farbe.

„Zu Befehl, Herr Oberst," sprach er.

„Onkel, Onkel Hans und du mein Junge," mahnte der Alte, „komm, gib mir 'n Kuß. So, wenn Männer sich küssen, mein' ich, ist das was Besonderes, was Großes. Von nun an bist du mein Neffe. Deine Sorgen sind meine. Will dir keinen Stich geben — thut weh so was — wissen auch ohne Worte beide, worum sich's handelt. Also, Albrecht, ist dir's recht, wenn ich mal deinem Alten die Leviten lese? So mit Nachdruck aber allaboncöhr? Ich bin der Mann zu so was."

Albrecht drückte die Hand. Sagen konnte er nichts. Also man wußte alles, alles! Sollte vielleicht dem derben, von Ehrlichkeit und Güte umleuchteten alten Krieger gelingen, was ihm, dem Sohn, nicht geglückt war? Aber freilich, dem Sohne standen nicht so alle Überredungsmittel zur Verfügung. Immer band die Kindlichkeit nicht nur seine Zunge, sondern sogar seine Gedanken.

Onkel Hans sah sich um, er sah den Frühstückstisch an, auf dem nur noch der Kaffee fehlte.

„Ich bin noch nüchtern," sprach er, „und Rührung vor dem Frühstück, sieh', mein Jung, die bekommt mir nicht mehr. Man merkt an so was, daß man alt wird. Gieb mir 'ne Schrippe ab und vielleicht hast du einen Nordhäuser. Und du selbst — Dienst gehabt seit zwölf Stunden, sagt der Bursche, und erst halb sechs nach Haus gekommen. Da wird dir miserabel leer im Magen sein — wenn's Herz auch noch so voll ist. Nicht bekömmlich, nicht bekömmlich!"

Albrecht rief nach seinem Burschen. Als der Kaffee kam, sagte der Oberst:

„Zu meiner Zeit aßen wir morgens Suppe. Aber ich bin 'n Mann, der mit der Zeit fortgeht, kannst mir 'ne Tasse abgeben."

Es war ein so glückliches Frühstück, das die beiden zusammen feierten.

Onkel Hans schlug Albrecht auf die Knie, daß es klatschte.

„Nich — bloß Dina müßten wir noch hier haben! Na, Kinder, der Onkel Hans wird euch noch lästig werden mal; aber ihr müßt immer denken, wenn er zu oft kommt, wer weiß, wie lange es der Alte noch macht. . . ."

Er rührte sich heftig, und nun mußte Albrecht ihm auf die Schulter klopfen, um ihn zu ermuntern.

„Kommst du gleich nachher mit?" fragte der Oberst.

„Ich habe um elf Uhr wieder Dienst. In diesen unglücklichen Tagen werden wir kaum Herren unser selbst sein. Wie darf persönliches Glück aufkommen, wenn die Stadt, der Staat vielleicht in Gefahr ist?" sagte Albrecht trübe. „Aber, wenn ich heute nachmittag nur einen freien Augenblick ersehe, eile ich zu ihr. Sage ihr das."

Onkel Hans sagte nachdenklich:

„Hör' mal, ich begreif' euch nicht. So eine ordentliche Kanonenkugel die Friedrichsstraße lang, gestern abend, und ihr hättet mal den Effekt sehn sollen. Wenn sich so 'ne Kanonenkugel gleichsam als Signal, ‚paß Achtung' losknallen ließe! Wenn's kein Blut kostete! Du, Bürgerblut ist keine gute Flüssigkeit! Am Ende macht der Gedanke unseres Königs Majestät zaghaft. Nur — wenn vor lauter Zaghaftigkeit man schließlich die Karre nicht ganz verfahren wird. Dann kost't es euer und der andern Blut. Eine tolle Zeit. Ja, darum hab'n wir eigentlich unser Pulver bei Leipzig und Waterloo nich verschossen."

Er seufzte schwer und aß mit erhöhtem Eifer weiter.

„Onkel Oberst," bat Albrecht leise, „wenn du Papa bewegen könntest, in meine Wohnung überzusiedeln!"

„Machen wir!" versprach Onkel Hans siegesgewiß und erhob sich in seiner ganzen Länge. Er hatte Albrecht fast alles vor der Nase weggegessen, seine frühe, unbekömmliche Rührung weggefrühstückt und fühlte sich nun bereit und gestimmt, es mit jedermann aufzunehmen.

Albrecht half ihm in seinen Rock. Es war kein moderner Überzieher mit Verschnürungen an dem Schluß, Onkel Hans verachtete sowohl polnische Litzen als auch „Brandebourgs" von Posamentierarbeit; es war ein solider, brauner, langer Rock mit schwarzen Aufschlägen. Nachdem er sehr laut Abschied genommen und sich noch zehnmal durch Nachfragen der Adresse Ruprecht von Brandows vergewissert hatte, stapfte er davon, Albrecht in einer Hochflut glücklicher Hoffnungen zurücklassend.

Aus dem grauen und kalten Frühmorgen, durch den Albrecht nach Hause gewandert war, hatte sich ein lichter, herber Märztag erhoben. Der Himmel grellte in fast weißen Farbentönen, so daß man den Blick nicht zu ihm erheben konnte, ohne schmerzhaft geblendet zu werden.

Der Oberst war mit jedem Wetter unzufrieden; war es kalt, sehnte er sich nach Hitze, und bei einigen Grad Wärme schimpfte er über die unerträgliche Temparatur; bei Trockenheit sah er voraus, daß die ganze Mark in Kürze verdorrt sein werde, und regnete es, so prophezeite er, daß die Saat auf den Feldern ersaufen werde. Heute



Marquise von Montesson. Nach einer Lithographie von Belliard.

warf er einen höchst mißbilligenden Blick zum Himmel empor. „Regnen hätte es sollen, Sackstrippen, und das feste," murmelte er in sich hinein, „das hilft besser gegen Revolutionen als Proklamationen."

Er schritt stramm fürbaß, pflegte niemandem auszuweichen und trat immer mit der Sicherheit jemandes auf, der sich für eine volkstümliche Autorität hält.

Seine Mission machte ihm nicht das allermindeste Kopfzerbrechen. Er bildete sich ein, daß seiner Beredsamkeit niemand widerstehe. Hatte er doch gestern abend sogar seine precieuse Schwägerin „herumgekriegt." Denn in Onkel Hans' phantasievollem Gedächtnis hatten sich die Ereignisse von gestern abend schon ein wenig durcheinander gemengt, und ihm war ganz ernstlich, als habe er alles gesagt, was er gedacht gehabt.

Jedermann schenkte ihm Vertrauen, warum sollte also Ruprecht von Brandow ihm keines schenken?

In der That lud des Obersten Gesicht und Wesen zum Vertrauen ein, trotzdem seine Zunge unfreiwillig mit manchen Ge-

schichten herausplatzte, die besser verschwiegen geblieben wären. Wer den Mund immer so voll von Worten hat, wie er, der kann sie nicht allemal in der Geschwindigkeit sortieren.

Das Vertrauen kam daher, weil die Vertrauengebenden unbewußt fühlten, Onkel Hans nahm die Sachen klipp und klar, glatt und einfach hin, wie sie ihm gesagt wurden. Er spintisierte nicht über die Gründe und die Folgen, er schob nicht unter und ward nicht durch mißtrauische Ratschläge zum Vergifter ohnehin schon belasteter Herzen.

Die Wohnung des Herrn von Brandow zu finden, wurde ihm zunächst nicht ganz leicht. Sie sollte in der Burgstraße sein, im zweiten Stock eines Hauses, dessen Nummer er sich unterwegs so lange wiederholt hatte, bis er sie vergaß. Aber er besann sich, daß Albrecht beschrieben hatte: rechts im Hause ist ein Laden mit Strumpfwaren, links einer mit Parfümerien. Als der Oberst nun hinter einem Schaufenster quer an einer Strippe sich eine Reihe von hängenden Strümpfen hinziehen sah und darunter auf dem Fensterbrett ausgebreitet eine rosawollene Unterjacke, die mit ihren fleischlosen Ärmelhüllen über aufgestapelte Erstlingsjäckchen und anderen Strickwaren hingriff, stapfte er hinein und fragte.

Jawohl, Herr von Brandow wohnte im Hause, zwei Treppen hoch, bei der Friseuse Janikow, deren Mann den Parfümerieladen nebst Barbierstube nebenan hielt.

Hierauf geriet der Oberst erst noch in die Barbierstube, stolperte auf dem Flur beinah über einen vollen Mülleimer, stritt sich auf der Treppe mit einem Dienstmädchen, das die Stufen zu naß aufwischte, und klopfte endlich mit hartem Finger laut an Brandows Thür, worauf er öffnete, ohne ein Herein abzuwarten.

Zwei Männer waren in dem Zimmer, welches ganz den Charakter des „chambre garni" hatte. Die altmodischen Stühle und das Kanapee waren mit buntgeblümtem Sitz bezogen. Über dem Sofa hing ein Querspiegel mit sehr geschweiftem Goldrahmen. Auf dem Spiegelschränkchen stand eine Alabasteruhr und daneben unter Glasglocken Sträuße von Wachsblumen. Den Estrich deckte zum Teil ein sehr vertretener und trotzdem noch immer sehr bunter, blumengemusterter Brüsseler Teppich, vor dem aufgeklappten Sekretär lag ein Bettvorleger, in Farben und Muster dem Sofateppich gleich.

An diesem Sekretär saß ein Mann und schrieb. In der Sofaecke ein anderer, der, die Hand um den Fuß eines Glases auf dem Tisch vor sich, gedankenlos vor sich hinstarrte.

„Morgen, meine Herren!" sagte der Oberst laut.

Der am Sekretär nickte, sah sich gar nicht um und schrieb weiter. Der in der Sofaecke guckte unsicher und träumerisch auf.

„Ich suche Herrn von Brandow. Ich bin der Oberst von Ahlefeld," verkündete Onkel Hans, fest davon überzeugt, daß sein Name wie eine platzende Granate wirken würde.

Der Mann erhob sich aus seiner Sofaecke. Seine Gestalt war hoch, aber gebeugt, die Schultern etwas nach vorn hängend. Eine lockere Joppe in der Art, wie Landwirte sie tragen, hing an ihm hernieder.

Das Gesicht hatte einen hilflos suchenden Ausdruck, als könne er sich in der Welt und mit dem vor ihm Stehenden nicht zurecht finden. Die Augen waren verschwommen, das Haar, dunkel und von frühen Silberfäden durchwirkt, fiel in schweren Locken in die Stirn und war im Nacken kurz geschoren. Er trug einen Schnurrbart, der fast noch ganz dunkel war. Seine wohlgeformte Nase, die schönen Linien des Mundes verrieten große Ähnlichkeit mit seinem Sohn Albrecht.

Die Unsicherheit der Haltung und des Ausdruckes, die ganze Tracht und Erscheinung hatten etwas Knabenhaftes. Es lag etwas von unverbrauchter, aber verkümmerter Jugend darin. Etwas, das sofort Mitleid wachrief.

„Sie wünschen?" fragte Ruprecht von Brandow.

„Oberst von Ahlefeld, Claudines Onkel, seit gestern abend auch Albrechts, Ihres Jungen, Onkel," sagte der Oberst beziehungsvoll, zwinkerte mit den Augen, machte mit dem Kopf mehrere stoßende Bewegungen in der Richtung nach dem schreibenden Fremden hin und hustete. Dies alles sollte heißen: „Ich will Sie allein sprechen," was aber weder Brandow verstand, noch

der Fremde auch nur ahnte, weil er dem Obersten den Rücken zukehrte.

Ahlefeld? — Claudine? — —

„Ja," sprach Brandow mit seiner immer etwas unklaren Stimme, „ich erinnere mich. Albrecht wollte um das Fräulein von Ahlefeld werben. Hat er sein Ziel erreicht? Das freut mich."

Anders und gleichgültiger hätte er nicht sagen können:

„Hat er sich auf dem letzten Ball gut diviertiert? Das ist nett."

Der Oberst als guter Stratege beschloß sofort, an den zarten Herzensdingen nicht zu rühren und weder von Claudinens noch Albrechts Glück hier und vor den Ohren eines Fremden zu reden. Sein Ziel, den Vater zum Sohn zu führen, war zunächst viel wichtiger, als alle schönen Gefühle.

„Sie erlauben," sagte er, „daß ich mich erst mal setze."

Er nahm umständlich Platz, Brandow sank in seine Sofaecke zurück.

„Also, ich komme sozusagen mit 'ner diplomatischen Mission. Albrecht bittet Sie, zu ihm zu kommen. Ganz klar, was? Der Sohn ist nicht abkömmlich, die verfluchten Straßenkrawalle erheischen scharfen Dienst. — Sehnsucht nach Vatern immerhin groß. Na, und da sag' ich, Jung', sag' ich, ich hol' dir deinen Vater, und er bleibt bei dir, bis die Ruhe wiederhergestellt ist in unserm ollen guten Berlin."

Er sah Herrn von Brandow herausfordernd und aufmunternd an.

Der bewegte unruhig den Kopf. Sein Freund hatte doch wohl nicht so gesammelt die Gedanken bei der Schreiberei gehabt, denn er sprang nun auf, kam an den Tisch und rief:

„Wie, Brandow, Sie wären imstande, die Sache zu verlassen!? Niemals. Sie bleiben hier."

Ahlefeld sah sich den Mann an. Der hatte eine hohe Stirn und kluge Augen. Das Haar trug er ebenso wie Brandow, nur war es blond, wie auch sein Knebel- und Schnurrbart, dessen hängende Haare sich in einem Strich mit den Haaren des Knebelbartes niederlegten. Der Mann trug eine groß braun und weiß karrierte Hose und einen grünlichen Rock, der vorn mit Schnüren und Knebeln geschlossen war und dessen Taille eng anschloß, während der weite Schoß rund abstand.

„Oberst von Ahlefeld," sagte Onkel Hans und stand weniger aus Höflichkeit, sondern um diese zu lehren, auf.

„Doktor Thomasius," antwortete der andere.

„Was für 'ne Sache?" fragte Onkel Hans und setzte sich in Positur.

„Die der Freiheit."

„Ach, das ist die Freiheit, daß er nicht zu seinem Sohn darf," sagte der Oberst. „Ich laß mich immer gern belehren. Und das war auch die Freiheit, die gestern abend durch die Straßen brüllte."

Thomasius setzte sich und schenkte sich, Brandow und auch Ahlefeld je ein Glas voll. Der Oberst probierte rasch ein Schlückchen und nickte vor sich hin; g u t war der Rotspohn.

„Mein Herr," begann Thomasius, ohne sich durch des Obersten Ironie im mindesten ärgern zu lassen. „Ich weiß, was Sie hier wollen. Der Herr Leutnant fürchten sich, daß sie in Konflikte kommen könnten, durch die Gesinnungen des Vaters. Und so wollen sie der größeren Bequemlichkeit halber den Vater unter der rührenden Etikette der Sehnsucht in eine Art Gefangenschaft bringen, wozu ja die Kaserne allerdings der rechte Schauplatz ist."

„Ruhig Blut, Anton," mahnte sich der Oberst im stillen.

„Herr Doktor, nich, das war ja woll der Titel? ich bin ein Soldat gewesen, Albrecht ist Soldat. Uns geht keine Politik was an. Wir haben auf die Fahne unsern Eid geschworen, und den halten wir oder sterben. Wir schlagen uns, gegen wen unser König befiehlt, daß wir uns schlagen sollen. Sind Sie denn kein Mensch, daß Sie die Beunruhigungen des Sohnes nicht begreifen, der vielleicht in die Lage kommen kann, seinem Vater mit dem Degen in der Hand feindlich gegenüber zu stehen?"

Eine hohe Würde leuchtete um den Alten, als er so sprach, von seiner derben Art unwillkürlich in eine ernste übergehend.

Brandow blickte ängstlich auf Thomasius, der aber sah vor sich nieder.

„Ich bin nicht geneigt, den Konflikt zu unterschätzen," sagte auch er ernst, „es giebt einen so einfachen Weg, ihm zu ent-

gehen; der Sohn soll den Dienst quittieren, er soll sich in unsere Reihen stellen, oder wenn er das nicht mag, neutral bleiben."

Nun starrte Onkel Hans den Mann an, als habe der kauderwelsch gesprochen.

„Herr," rief er endlich mit starker Stimme, „ich merke, Sie haben von Offiziersehre und von dem, was 'ne Soldatenbrust fühlt, keinen blassen Schimmer."

„Mag sein," antwortete Thomasius kalt, „ich bin ein Bürger, ich sehe in der Soldateska den Feind der Freiheit."

„Na, und wenn mal Krieg kommt?" fragte Onkel Hans.

„So wird eine Bürgermiliz das Vaterland zu verteidigen wissen," bemerkte Thomasius und schenkte seinem Freunde Brandow wieder ein.

Onkel Hans lachte, denn dies konnte er bloß für einen Unsinn nehmen.

„Herr," sprach er heiter, „wenn Ihnen das erste Blut an die Nase spritzt, werden Sie darüber anders urteilen. Den Donner auch, dazu will man erzogen und gedrillt sein. Beim Glas Wein schwatzt sich's leicht davon. Herr, wie Sie mich da sehen, hab' ich bei Leipzig und Waterloo mitgefochten und ich weiß, was ein Schlachtfeld ist. Wissen Sie das?!"

Thomasius zuckte die Achsel.

„Und denn will ich Ihnen noch was sagen, Herr. Wenn Sie einer von denen sind, die jetzt das große Wort haben, brauchen Sie's lieber dazu, zum Frieden, als zum Aufruhr zu predigen. Denn sonst könnten wir noch was erleben. Und so gräßlich es auch wär' — Bürgerblut! und so schrecklich für die Armen — in der Straße dreinhauen, nach gestern kann man sich immerhin auf alles gefaßt machen."

Da hob Thomasius lebhaft den Kopf und sah den alten Mann an, der ihm herzlich wohlgefiel — wen hätte auch Onkel Hans nicht entwaffnet durch die bloße Art, wie er dasitzen und die Leute angucken konnte?

„Herr Oberst," sprach der Doktor, „ich habe geschwiegen, als Sie mich fragten, ob ich wisse, was ein Schlachtfeld sei. Schweigen auch Sie, wenn von Kämpfen auf einem anderen Felde die Rede ist. Sie sind Offizier, als solcher ist es Ihre Pflicht gewesen, auf vielen Gebieten keine persönliche Meinung haben zu dürfen. Anstatt einer Ansicht, hatten Sie allezeit nur Gehorsam zu haben."

Der Oberst nickte beifällig.

„Erziehung und Beanlagung mag Ihnen das als natürlich erscheinen lassen, was mich das Ungeheuerste dünkt: das Aufgeben freier Mannesrechte. Über den seelischen Geschmack, wenn ich so sagen kann, läßt sich nicht streiten. Sie sind durch Ihr ganzes Vorleben nicht befugt, über die Bewegung dieser Tage zu urteilen. Sie ist ernst, tiefgründig und folgenschwer. Ich gehöre aber zu denen, die ihren Anlauf mit Mißbilligung beobachten und sich vergebens bemühen, ihr einen kräftigen, imposanten Charakter zu geben. Welch eine feige Sprache in der Adresse des Magistrats an den König! Man fordert alles, was das Volk begehrt, aber mit Unterwürfigkeit, und versäumt, dem König offen zu sagen, daß sein Thron in Gefahr ist. Und welcher Mangel an Verständnis in der Antwort des Königs! Ein Ton von Bonhomie ist jetzt wahrlich nicht am Platz. Auf den Landtag sollen wir warten, den er zusammenberufen und dem er mit der Losung entgegentreten will: freie Fürsten, freie Völker! Er sagt: kühn und bedächtig müsse man vorschreiten. Schade, daß das Mittel, beide Eigenschaften zu vereinigen, noch nicht gefunden ist."

„Das hat Hand und Fuß," sagte Onkel Hans. „Ich bin auch immer mehr für das Kühne. Der Henker hole die Bedächtigen."

„Ich will Ihnen sagen, wie es werden wird," fuhr Thomasius sich erregend fort, während seine feurigen Augen auf das Fenster gerichtet waren, durch die der weiße Tag schien. „Für eines mußte der König sich entschließen: für Gewalt, oder für volles, schnelles Gewähren. Der Gewalt hätte das Volk zu begegnen gewußt; den Straßenpöbel hätte sie heilsam in Schranken gehalten, wir ernsten Männer aber hätten unsere Stimme nur lauter und eindringlicher erhoben. Aber der König schwankt. Und das Volk schwankt — angestammte Loyalität, Furcht vor Verschlimmerung der Lage hält es zurück. Man erbittert sich unnütz auf beiden Seiten, es wird zu unnützem Blutvergießen auf beiden Seiten kommen. Nein, Herr Oberst, so habe ich mir die Bewegung nicht gedacht.

Mit dem König wollten wir uns verständigen, ohne seine Minister, ohne seine Soldaten. Aber, wenn es denn sein muß, so wollen wir die Waffen in die Hand nehmen und uns erfechten, was man uns nicht freiwillig geben will: eine neue Verfassung!"

Onkel Hans dachte etwas schwerfällig nach. Da Thomasius sehr beschwingt sprach, ging ihm nicht alles gleich ein. Auch wußte er nicht recht, was er dazu sagen sollte.

Endlich äußerte er:

„Ich hab'n guten Freund, den Pastor Claudius, der sagt so: alle Kämpfe, die der Mensch so mit sich im stillen durchzufechten hat, sind eine Stufe in seiner Entwickelung zur Reife; accurat dasselbige sei's mit den Völkern, so was wolle sub Species . . . Species. . .

„Sub specie aeternitatis betrachtet sein," ergänzte Thomasius. „Da hat Ihr Freund sehr recht, und er und Sie mögen beim „Betrachten" bleiben. Es muß aber andere geben, die handeln! die sich opfern! die fallend untergehen mit dem Siegerbewußtsein, daß die Idee dennoch triumphiert!"

„Und Sie denken, Herr," fiel der Oberst schnell ein, „daß unser Freund Brandow der Mann ist, mitzuthun? Bis jetzt hat er sich noch mit keinem Ton zur Sache geäußert, und so ganz kampfesmutig sieht er auch nicht aus. Was, Herr von Brandow?" dabei schlug er ihm ermunternd auf das Knie. „Nicht wahr, Sie gehen zu Ihrem Sohn und lassen die guten Freunde gute Freunde sein."

Ruprecht von Brandow, der die Wangen müde in die Hand gelegt gehabt, zog den bisher aufgestützten Ellbogen vom Tisch.

„Nicht in die Stille, nicht in die Einsamkeit," sprach er.

Wie gern hätte der Oberst ihm gesagt: Ich will dich zu der holdseligen Braut deines Sohnes bringen, da giebt es keine Einsamkeit, sondern nur Sonnenschein. Aber so ging das nicht an, Frau von Ahlefeld war imstande, noch ihre Einwilligung zurückzunehmen, wenn sie den Mann so sah.

„Unser Freund," sagte Doktor Thomasius, „ist nicht zum Führen und zum Anfeuern gestimmt. Aber wir bedürfen einer Gefolgschaft, die nicht verächtlich als ‚Plebs' von unseren Gegnern abgethan werden kann."

Onkel Hans hatte einen schlauen Gedanken. „Herrjes," meinte er, kleine Augen machend und mit behaglichem Lächeln, „am Ende putzt er mit seinem Namen Eure Zusammenkünfte?! Wenn die Grafen und Barone liberal sind, das wirkt!"

Thomasius errötete.

„In der That," gestand er, den Oberst gerade ansehend, „gibt es eine Menge von unseren Gesinnungsgenossen, die sich über jeden adeligen Demagogen mehr freuen, als über einen bürgerlichen. Vielleicht beweist ja auch ein solcher mehr. Ich aber bin einer von den wenigen, wahren Freunden unseres armen Brandow. Ich weiß, daß ein schwerer Gram ihn unlustig gemacht hat, das Leben zu ertragen, und daß er nur durch eine große, kühn fortreißende Bewegung wieder thatenfreudig werden wird. Lehre einen Menschen, sich wieder zu begeistern, und du rettest seine Seele."

Onkel Hans konnte sich nicht helfen: dies kam ihm ein bißchen konfuse vor, daß der arme lethargische Mann da einen neuen Adam sollte anziehen können, wenn er mit herumgeschleppt wurde, da, wo man nach einer neuen Verfassung schrie. Allein er merkte, daß es dem Thomasius Ernst war. Und mit ernsten Menschen stritt er ungern über zweierlei Meinung, weil ja jeder auf sein Recht schwor. Und vielleicht gab es ja auch vielerlei Rechte in der Welt, je nachdem, wo man stand.

Onkel Hans dankte hier nochmals Gott, daß er Soldat geworden war und mit niemand zu disputieren brauchte. Das Mundwerk hätte ja wohl nicht gefehlt, aber die Zweischneidigkeit. Onkel Hans' Waffen waren einschneidig.

Er erhob sich; auch Brandow stand auf, trat an das Fenster und sah auf den Spreearm hinab, der sich zwischen der Burgstraße und dem Schloß entlang zog. Dort lagen auf dem graubraunen, stillen Wasser friedlich einige Werdersche Kähne, aus deren Kajüte der Rauch aus dünnem Eisenrohr aufflockte.

„Ich will mit Ihnen nicht um den Brandow streiten, wie Gabriel und Lucifer um 'ne Seele. Ihr Wort in Ehren: aber hier spricht 'ne Pflicht gegen den Sohn. Kommen Sie, Herr von Brandow, ich hab's

dem Albrecht versprochen: ich bring' ihn dir! Ich würde Sie ja in meine Bude einladen, aber da säßen Sie so allein, denn ich bin meist bei den Frauenzimmern; daß der alte Jakob kein Schutz ist, begreift sich, na, und Pröhle denkt schon ans Fliehen, was für'n Bankier ja bei solchen Zeitläuften nicht ohne ist."

Er vergaß, daß die Anwesenden von seiner Schwägerin und deren häuslichen Verhältnissen nichts wußten.

„Der Sohn muß seinerseits dem Konflikt aus dem Weg gehen," beharrte Thomasius, welche Äußerung bei dem Oberst das Wohlwollen für den Doktor wieder umstieß.

„Mensch, so reden Sie doch einen Ton!" mahnte er Ruprecht von Brandow.

Langsam wandte sich dieser um, sah mit seinen trüben Augen im Zimmer umher, faßte mit der Rechten seine eigne Linke an, als habe er Schmerzen darin, und brachte mit etwas schwerer Zunge hervor:

„Ich will meine Freiheit — endlich — endlich — endlich — frei von der Qual sein."

Dann sank er in einen Stuhl am Fenster und starrte teilnahmlos hinaus.

Der Oberst war vollkommen perplex. Schweigsame Menschen hatten immer etwas unheimliches für ihn. Es erschien ihm rätselhaft, daß man stumm bleiben könne, wenn das Herz von etwas bedrückt sei.

Und daß der Mann hier von irgend einem heimlichen Kummer niedergedrückt werde, war ihm klar.

„Arme Claudine!" sagte er unbewußt ganz laut.

„Wer ist Claudine?" fragte Doktor Thomasius.

„Meine Nichte, Fräulein von Ahlefeld, Braut des Leutnants Albrecht von Brandow," erwiderte der Oberst in feindseliger Haltung. „Sie hat sich die Einwilligung ihrer Mutter erkämpft, trotz — trotz — —"

Er mußte an sich halten, um nichts Beleidigendes zu sagen. Noch einmal stellte er sich groß vor Brandow hin.

„Haben Sie als Vater nicht das Bedürfnis, die Braut Ihres Sohnes zu umarmen? Wenn Sie sich einige Tage still bei ihm — — bei ihm erholt haben, wird er sie dem süßesten und liebevollsten Mädchen zuführen," sprach er etwas herrisch, denn nun war seine Geduld zu Ende.

„Liebevoll — liebevoll," wiederholte Brandow mit bitterm Lächeln vor sich hinstarrend. „Erst scheint es so — nachher kommt der Haß. Er soll allein bleiben — allein."

„Adieu!" sagte der Oberst grob und kehrte sich auf der Stelle um; die beiden Männer sahen ihm verdutzt nach. Onkel Hans hätte mit seinem Stock dreinschlagen mögen. Er war wütend. Dieser armselige, verkommene Mensch jauchzte nicht auf, daß er durch eine Claudine aus seinem Sumpf gezogen werden sollte?! Und er, der Oberst von Ahlefeld, hatte seinen Willen nicht durchgesetzt?!

Mit einer ganz blinden Ungerechtigkeit beschloß er, daß Albrecht sich von seinem Vater lossagen müsse. Der famose Junge sollte doch nicht etwa durch den stumpfsinnigen Mann in Ungelegenheiten kommen! Und die feine, vornehme Claudine sollte doch „das" nicht töchterlich umarmen!

Nach einer weiteren halben Stunde indes war sein Zorn dem Gefühl gewichen, daß es ein wahres Glück sei, daß es so gekommen. Eine Ansicht, zu welcher Onkel Hans sich nach jeder Erregung und jedem Ereignis durchzukämpfen pflegte.

4.

Endlich hielten sie einander in den Armen, Brust an Brust, Auge in Auge. Drei lange bange Tage hatten sie diese Stunde ersehnen müssen, ehe ihr Glück ihnen ward.

Und durch das Warten war der Begegnung die Unmittelbarkeit der jauchzenden Freude genommen.

Wenn sie einander doch hätten umarmen dürfen vor drei Tagen, als Albrecht gekommen war, um zu sagen: ich liebe dich! Dann hätte ihr erster Liebesrausch in besinnungsloser Weltvergessenheit sie umfangen dürfen, und keine anderen Thränen als die des Glückes wären geflossen.

Aber das Warten hatte den Mann erbittert und das Mädchen entnervt. Ein anstrengender und unerquicklicher Dienst hatte Albrecht festgehalten. Am Abend des fünfzehnten wiederholten sich die Scenen vom vierzehnten, und das Militär mußte

die Straßen von johlenden Volksbanden säubern. Dann aber ward die Parole ausgegeben: keine Gewalt, wenn kein ernster Widerstand erfolgt. In ihren Kasernen und auf den Wachen hatten sie bereit sein müssen Tag und Nacht, mehr Polizisten als Krieger.

Unthätig mit dem in der Scheide gelockerten Schwert war ihnen die Zeit bleiern verronnen, und Albrecht, als er so persönlich das Opfer der Bewegung geworden, empfand einen wachsenden und jeder Kritik baren Zorn gegen dieselbe. In ihm kam die alte menschliche Schwäche zu ihrem Recht, welche die Wohlthat eines luftreinigenden Gewitters nicht mehr empfindet, wenn der Blitz in das eigne Haus geschlagen hat; der die Befreiung von tausend geistig Gefangenen gleichgültig ist gegen die Wahrheit, daß das eigne Herz in Ketten liegt.

Alle seine Kräfte fühlte er gebunden: den Mut des Soldaten, der gern dreingeschlagen hätte; die Sohnestreue, die versucht hatte, den Vater zu befreien; die Mannesliebe, die heiß zu der Erwählten hinstrebte.

Für einen feurigen Menschen ist Thatenlosigkeit schlimmer als Unglück.

Am siebzehnten des Abends endlich, konnte er zwei Stunden Urlaub bekommen. Die Kunde aus Wien, daß Metternich gefallen und daß das Volk dort der Triumphator sei, hatte die Stadt durcheilt; wie ein Rausch ging es durch die Straßen, wie eine Aufwallung, welche endlich auch die Wahrheit über die Lage bis zum Thron emportrug. Es hieß, der König bereite eine Proklamation vor; der kommende Tag werde Großes bringen. Und kraft dieser freudigen Erwartung schien Friede zu sein zwischen Volk und Regierung.

Albrecht konnte zu seiner Braut gehen. Aber dies erste Begegnen, nachdem sie sich einig geworden, einander für das Leben zu gehören, war nicht mehr die reine Liebesfreude; ihr war das Gefühl der Erlösung aus bitterer Not beigemischt, und die Furcht, daß der neue Tag neue Not bringen könne.

Es war ein Wiedersehen im Schatten anstatt in der Sonne.

Und Claudine hatte harte Stunden geduldig ertragen, wenn auch ihre Wangen etwas farbloser dabei geworden waren.

Ihre Mutter gehörte zu den Menschen, die augenblicklich die Resultate ihrer Entschlüsse sehen müssen oder selbst nicht an die Wahrheit und Kraft ihrer Entschlüsse glauben. Frau von Ahlefeld hatte sich in Claudinens Wahl ergeben an jenem Abend; gut, so sollte nun auch am anderen Morgen gleich das neugestaltete Leben anfangen. Da dies aber nicht geschah, da der Schwiegersohn nicht zur Stelle sein, der vielbesprochene unglückliche Vater nicht gleich „überwunden“ werden konnte, da man keine Anzeigen machen und keine Gratulationen empfangen durfte in solchen peinlichen Tagen, so kam es Frau von Ahlefeld noch gar nicht vor, als ob die Sache wirklich sei. Und sie erörterte den Fall unverdrossen, als ob die Entscheidung noch ausstände. Überdies hatte der gute Onkel Hans seinen Mund nicht halten können und war mit seiner Schwägerin einig, daß Albrecht sich von seinem Vater lossagen müsse.

In diesen endlosen Gesprächen schwoll die Bedeutung und der Schrecken des Gegenstandes natürlich immer mehr an, da nur Phantasie und Furcht, nicht aber persönliche Kenntnis hier sprach.

Zuletzt mußte die arme Claudine, wenn sie den Reden glauben wollte, Albrechts Vater für ein Schreckbild ohne gleichen halten.

Die sonst so beredte Lena hüllte sich in völliges Schweigen.

„Es ist die einzige Form,“ sagte sie abends zu ihrer Schwester, „in welcher ich anständige Geduld bewahren kann. Die Zunge ginge mit mir durch. O, wie mich Claudius ärgert! Nur einmal sollte er dreinschlagen mit kräftigen Worten! Aber ist es nicht, als ob Mama mit ihrer vornehmen Haltung ihn zum öligen Salbadern zwingt?“

Ihre Wangen wurden rot von Erregung.

„Aber Lena — was für Worte über Claudius. Er meint es so gut,“ rief Claudine.

„Ja, ja,“ murmelte Lena „gut; männlich soll er es meinen!“

Sie zog die Bettdecke über die Ohren, um das Gespräch zu enden.

Claudius kam täglich und wandte in der That eine gewisse, konventionelle Beredsamkeit an, um die immer gleichen Klagen



Landschaft mit Ziegen. Nach einer Handzeichnung von Claude Gelée, genannt Claude Lorrain. In der Galerie der Uffizien zu Florenz.
Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

seiner Freundin zu beschwichtigen. Lena war offenbar keine gute oder keine unbefangene Beobachterin, sonst hätte sie heraus empfinden müssen, daß Claudius ein wenig ermüdet schien von der ergebenen Hilflosigkeit seiner Freundin, die immer und immer von ihm ermutigt sein wollte.

Auch Onkel Hans machte Claudinen, ohne es zu wollen und zu ahnen, das Leben schwer. Noch nie hatte er so viele, so lange und so verworrene Geschichten erzählt wie jetzt. Die Zeit lud so ein, seine Erinnerungen und die Erinnerungen seiner sämtlichen Freunde auszukramen, und den Besuch beim alten Brandow hatte er so oft erzählt, mit Reminiscenzen an den und jenen untergegangenen Kameraden vermengt, daß schon eine ganz andere Sache daraus geworden war.

So mußte denn auch für Claudine das Wiedersehen die Beimischung der Erlösung haben.

Sie hielten einander umfangen, und Claudine weinte selige Thränen an seiner Brust. Ihre Seele war völlig erlöst von allen Schmerzen.

Im Grunde genommen hatte sich nichts verändert, der düstere Hintergrund der Zeit und ihres Lebens war derselbe geblieben; dies hatte zwar Claudine nicht vergessen, aber es kam ihr vor, als ob dies alles gar nichts mehr sei. Sie hatte den geliebten Mann in ihrer Nähe, sie hörte seine Stimme, schaute in seine liebevollen Augen — es gab also keine Not mehr in der Welt.

Er aber stürzte sich mit der Leidenschaft jemandes, der sich betäuben will, in die Wonne dieses Wiedersehens. Und wenn er ihren süßen Liebesworten horchte, hörte er daneben immer noch eine andere Stimme, die ihm zuzuraunen schien: Wo ist dein Vater! was wird morgen sein?

Und da Claudine nicht allein in der Welt war, sorgten auch die Ihrigen mit dafür, daß Albrecht nicht die rauhe Wirklichkeit vergaß.

Nachdem Frau von Ahlefeld die Liebenden genau so lange allein gelassen, als sie es im äußersten Fall für schicklich hielt, erschien sie auf der Schwelle.

Albrecht ließ Claudinen, eilte seiner künftigen Schwiegermutter entgegen und verneigte sich tief, küßte ihr die Hand und dankte ihr für das Vertrauen, welches sie ihm schenkte.

Frau von Ahlefeld war von seiner Haltung sehr befriedigt, fühlte eine ernst-



Beschauliche Arbeit. Studienblatt von M. Röbbecke.

hafte Rührung in sich aufwallen und drückte einen Kuß auf Albrechts Stirn, der sehr innig gemeint war, aber doch etwas ceremoniös auf Albrecht wirkte. Claudine hingegen fand das Entgegenkommen ihrer Mutter sehr liebevoll. Wer an Kargheit gewöhnt ist, empfindet schon einen Überfluß, wo andere nur Erfüllung des Notdürftigen sehen. Auch Lena war von diesem Kuß überrascht. Die Töchter kannten eben keine Gefühlsäußerungen der Mutter.

Daß Frau Edith sich innerlich in einer Mischung von Mitleid und Gerechtigkeit sagte, sie müsse fortan Albrecht ein Elternhaus bieten, da sie ihn von seinem Vater trennen wollte, das fiel weder Claudinen noch Lena ein.

Dann kam Onkel Hans. Der war schon neulich morgens ganz vertraulich zu Albrecht gewesen, hatte sich aber in den drei Tagen noch so besonders in die verwandschaftlichen Gefühle hineingelebt, daß es ihm war, als sei Albrecht seit Menschengedenken schon Claudinens Verlobter. Die Begrüßung fiel dem entsprechend aus.

Lena war ein bißchen kühl und zugleich etwas formlos; sie schüttelte Albrecht die Hand und sagte nur mit gemachter Lustigkeit:

„Ich hoffe, Herr Schwager, daß in den nächsten Jahren nicht an Hochzeit gedacht wird. Claudine soll auch ein bißchen an mich denken!"

„Ganz im Gegenteil!" rief Albrecht und wandte sich zu Frau von Ahlefeld, „ich hoffe, daß Sie, gnädige Frau Mama, mir gestatten werden, recht bald unsere Häuslichkeit zu begründen."

Onkel Hans lachte sehr laut. Durch den ergebenen Ton der Bitte war die Mutter besonders angenehm berührt und bereit, „ja" zu sagen, hielt es aber für taktvoller, sich ihre Einwilligung abringen zu lassen.

„Wir werden sehen," sprach sie lächelnd, „vielleicht in einem Jahr."

„O meine teuere verehrte Frau!" bat Albrecht. „Je eher Claudine und ich einen eignen Herd haben, je eher können wir meinen armen Vater aus den Verhältnissen herausheben, in denen er sich jetzt vergraben hat. Sie werden vom Onkel Oberst gehört haben; er wollte versuchen, meinen Vater zu mir bringen, der aber weigerte sich."

Während Albrecht sprach, entstand ein völliges Schweigen. Nicht das gewöhnliche, höfliche Schweigen des Zuhörens, wo dem Hörer schon die noch mühsam zurückgehaltene Antwort auf den Lippen sitzt, sondern ein merkwürdiges, tödliches Schweigen. Nichts regte sich im Zimmer.

Es war, als höre man die Lampe brennen. Niemand antwortete. Onkel Hans räusperte sich bedeutungsvoll, diesmal, ohne den Ärger seiner Schwägerin zu erregen, die sogar zu dem Räuspern bejahend nickte.

Lena guckte Albrecht an, mit der Neugier, wie man etwa das Aufgehen eines Vorhanges im Theater erwartet.

Albrecht errötete langsam und tief. Da faßte Claudine seine Hand und drückte sie fest, fest.

„Mein lieber Herr Sohn," begann Frau von Ahlefeld, die in diesem Augenblick eine vordringliche Unbescheidenheit von Onkel Hans nicht ungern gesehen hätte, aber da er schwieg, wohl selber reden mußte, „mein lieber Herr Sohn, als ich meine Einwilligung in Ihre Verbindung mit meiner ältesten Tochter Claudine gab, hoffte ich, daß Sie fortan Ihre Heimat ganz in Claudinens Familie finden sollten, daß Sie — daß Sie — sich entschließen möchten, ja, würden, von Ihrem Herrn Vater sich zu trennen. Fast scheint mir nach allem, was ich höre, daß es im Interesse auch Ihrer Carriere nötig ist."

Albrecht starrte sie mit seinen dunklen, entsetzten Augen an.

Als Onkel Hans das Gesicht sah, voll Schreck und Gram, schlug er sich auf den Mund und bereute heftig, sich mißfällig über den alten Brandow geäußert zu haben.

„Sie meinen," stammelte er, „daß ich mich von meinem Vater lossagen solle?"

„Leider drängen die Thatsachen mir diese Meinung auf," sagte die Mutter mit der größten Höflichkeit.

„Hat Claudine diese Meinung, diesen Wunsch geteilt?" fragte Albrecht. Es war etwas in ihm, das ihn drängte, die Frage an die Mutter seiner Braut, anstatt an diese selbst zu richten.

„Claudine ..." wiederholte Frau von Ahlefeld und ward jetzt inne, daß Claudine sich nie geäußert.

„Nein!" rief Claudine, „Nein, Albrecht!"

Onkel Hans, im Gefühl, daß er Schuld an der Scene habe, wollte vermitteln.

„Sieh, mein Junge. Das ist nur so: es steht schon in der Bibel, daß das Weib Vater und Mutter verlassen soll und dem Manne anhangen. Und Claudine nimmt gern alles auf sich, was sie für ihre Schuldigkeit hält. Aber dafür sind ja wir Alten und Sachverständigen da. Und wir meinen nun, dein Alter — Herrgott, es jammert mich ja selbst — könne dein Leben zerstören, nicht bloß als Offizier, sondern auch als Mann. Glaub' mir, Claudine ist verliebt in dich und sieht jetzt bloß alles in rosigem Schein. Aber das dicke Ende kommt nach. Glaub' es mir."

Onkel Hans hatte kein Glück mit seiner Begründung. Er vergaß, daß seine Schwägerin als Freundin von Bernhard Claudius sich genaue Bibelkenntnis schuldig zu sein glaubte und auch deshalb angeeignet hatte.

„Pardon, lieber Schwager," berief sie ihn sanft, „es heißt, der M a n n soll Vater und Mutter verlassen und dem Weibe anhangen. Ich bitte nur 1. Mose 2, 5 nachzulesen. Dies wird sich auch Herr von Brandow sagen müssen."

„Also Sie fordern wirklich, wirklich von mir, daß ich mich von meinem Vater lossagen soll?" rief Albrecht. Er atmete kurz, er sah sich um, wild wie ein Verfolgter.

„Leider — ja," sprach die Mutter in Ergebenheit. Daß Albrecht sich nicht gleich geduldig und voll christlicher Haltung in das fand, was sie bei sich als unabwendbares Schicksal zu betrachten sich angewöhnt hatte, befremdete sie beinah. In ihrer ganz naiven Korrektheit vergaß sie, daß die Gefühle Albrechts denn doch die eines Sohnes waren. Sie sah und empfand nur die „Inkonvenienzen" in der Existenz des alten Brandow.

Lena zitterte. Wird er die Frage stellen: „Oder soll ich auf Claudine verzichten?" dachte sie. Dann würde ihre Mutter sich vielleicht hinreißen lassen zu sagen: Ja, entweder oder; denn diese Erörterungen waren ganz danach angethan, jedermann schließlich mehr sagen zu lassen, als er eigentlich meinte.

Albrecht hatte seine Hand aus der Claudinens gezogen. Er ging hastig im Zimmer hin und her, die eine Faust gegen die Lippen gepreßt, die andere in die Seite gestemmt. Er sah finster vor sich nieder und beachtete nicht, daß Claudine ihn groß ansah, daß auch die Blicke der anderen an ihm hingen.

Alle warteten zitternd auf seine Antwort, aber jeder mit einer anderen Hoffnung. Daß er zu kämpfen schien — denn warum schwieg er? — ermutigte Frau von Ahlefeld. Schon ging ein Glanz wie Befriedigung über ihre strengen, schönen Züge. Onkel Hans glaubte, Albrecht sänne auf einen Ausweg. Lena fürchtete, der Augenblick würde den Mann schwach finden, und schon sagte sie sich finster, daß er dann auch eines Tages ihre Schwester verlassen könne — sie war mißtrauisch und erwartete immer nur das Kleine von den Menschen.

Claudine glaubte felsenfest, die Antwort vorher zu wissen. Sie faltete die Hände und sah den Geliebten mit leuchtenden Blicken an.

Und als Albrecht jäh in seiner Wanderung innehielt, schraken alle doch zusammen.

„Nein!" sagte er mit starker Stimme, während Leichenblässe sein Gesicht bedeckte, „ich werde meinen Vater niemals verlassen!"

Claudine stieß einen Jubelruf aus und fiel Albrecht um den Hals.

„O Gott sei gelobt!" rief sie unter Thränen.

Albrecht sah sie an, als träume er.

„Also du — du zürnst mir nicht?" stammelte er.

„Ich liebe dich nur noch mehr," rief sie jubelnd. Lena schlich heran und streichelte ganz wenig Albrechts Hand, die auf Claudinens Schulter lag.

„Bringe mich zu deinem Vater," bat sie.

„Ja, sobald es geht."

„Inzwischen geh' ich allein zu ihm — ja — laß mich das . . ."

„Nein, nein — morgen abend mit mir — ich muß ihn vorher benachrichtigen."

Onkel Hans, als Stimmungsmensch hatte sofort vergessen, daß er es gewesen, der die erste Idee zu dieser harten Forderung gefaßt. Er war sehr gerührt und bejammerte laut, daß er damals, mit Minette, die „Gelegenheit verpaßt" habe, sonst vielleicht besäße auch er solchen treuen Sohn.

Wieder einmal hatte eine erregte Minute, hatte der unbeugsame Wille der Jugend all die sorgsam erwogenen Entschlüsse der

Frau von Ahlefeld umgestoßen. Zum Glück kam sie nie darüber zum Bewußtsein, daß ihr ganzes Leben eigentlich aus der Mühe bestand, sich großartige Situationen aufzubauen, die dann von den Thatsachen schnell umgeworfen wurden.

Nun stand sie wieder hilflos da. Das erste Wort von ihren Lippen war:

„Welch ein Unglück, daß Pastor Claudius nicht da ist!"

Lena konnte ein Gesicht machen, als ob ihr Näschen spitz würde und ihre Augen noch kurzsichtiger. Und so ein Gesicht machte sie zu dem Seufzer der Mutter.

Albrecht folgte einer guten, großen Empfindung. Er riß sich von Claudine los und ging auf die Mutter zu. Er küßte ihr diesmal beide Hände und sprach:

„Für diese ihre Worte will ich Claudine segnen und lieben bis zu ihrem letzten Atemzuge. Möge die Herzensgüte Ihrer Tochter Sie versöhnen!"

Frau von Ahlefeld seufzte befriedigt. Ja, sie hatte außerordentliche Kinder, der Mutter würdig; man mußte eben die — Unbequemlichkeiten ertragen, welche so außerordentliche Wesen den Ihrigen bereiten. Sie umarmte Claudine und sagte:

„Möge es dich nie gereuen!"

Nun konnte es noch gemütlich werden, wie eine kleine Verlobungsfeier. Onkel Hans wollte, man solle essen und trinken, aber was anders als den Pulliac. Und Frau von Ahlefeld wollte Pastor Claudius holen lassen. Denn sie hatte das Bedürfnis, ihm die Kraft ihrer Selbstüberwindung zu zeigen. Aber da es nicht geraten schien, den alten Jakob noch abends fortzuschicken, mußte Frau Ediths Wunsch unerfüllt bleiben.

Als Albrecht schied mit dem Versprechen, morgen nachmittag, wenn nichts Unerwartetes geschehe, wiederzukommen und Claudine zu seinem Vater zu bringen, war er ganz glücklich. Onkel Hans begleitete ihn, er hatte beinahe „einen zu sitzen" und war ängstlich laut auf der Straße — —

— — — — — — — — — — — —

Der Morgen des achtzehnten März stieg für Albrecht lachend empor. Der blasse Himmel mit seinem zarten Frühlingsblau war ganz wolkenlos. Durch die noch kahlen Äste und Zweige von Baum und Busch in den Anlagen strich ein herber Wind, der aber belebend und nicht erkältend wirkte. Man sah die Blattknospen bräunlichgrün schimmern. Die braunen Erdschollen schienen von innen heraus gelockert, das welke Laub vom Vorjahr deckte halbvermodert, naß den Boden. Im Tiergarten war schon Leben, frühe Spaziergänger freuten sich der auf den Wegen und in den Büschen lärmenden Spatzen, vereinzelte Reiter sah man durch den Park sprengen, die laublosen Bäume ließen es zu, daß man in die Tiefen des Tiergartens, wie durch unregelmäßiges Gitterwerk hineinsah.

Auf dem Exerzierplatz auf der anderen Seite der Charlottenburger Allee ließ Albrecht mit seinem Hauptmann zusammen die Kompanie Parademarsch üben. Die Kommandorufe klangen kurz und rauh durch die Morgenluft, die Sonne blitzte auf den blanken Knöpfen und Waffen.

Und dann war der Frühdienst beendet. Albrecht eilte zu seinem Vater. Er fand ihn nicht, und die Wirtin sagte, er sei seit fast zwei Tagen kaum mehr nachts daheim gewesen. Sie benutzte die Gelegenheit, Albrecht nach dem Stand der Dinge zu fragen: ob der König eine neue Verfassung bewilligen werde, ob es zum Bürgerkrieg kommen könne, und ob es wahr sei, daß die neuen Schutzleute, die es seit gestern gebe, ebenso aussähen wie die englischen Konstabler und ob diese Schutzleute in Zukunft das Militär überflüssig machen würden.

Weil Albrecht ein Offizier war, hielt sie ihn für mindestens ebenso unterrichtet wie einen Minister.

„Ach Jotte doch," sagte sie klagend, „det schreit allens nach neue Ministers, und ick weeß nich, was sie an den Uhden zum Beispiel auszusetzen haben; er läßt sich bei meinem Mann balbieren und is 'n so jütiger leutseliger Herr. Ach, Herr Leutnant, bei so'ne Zeiten verliert man die beste Kundschaft, und det Risiko, was wir mit unser Parfümerielager laufen, da können Sie sich nu keine Vorstellung von machen!"

Albrecht konnte nicht umhin zu lächeln. „Auch ein Standpunkt," dachte er, „und ein ebenso berechtigter wie jeder andere."

Er tröstete die Frau, daß Herr von Uhden sich wahrscheinlich noch würde weiter rasieren lassen, auch wenn er kein Minister mehr sein sollte. Schwer konnte er der



Studie von Toby E. Rosenthal.

etwa geschehen könne und geschehen müsse oder nicht dürfe.

Gegen zwei Uhr ging es wie eine Bewegung durch die kahlen Korridore, Ordonnanzen liefen, Thüren klappten; in die Messe, wo die jüngeren Offiziere beisammen saßen, wurden einige Blätter gebracht. Es war ein außerordentliches Blatt der Preußischen Allgemeinen Zeitung. Ein Kamerad riß sie dem anderen aus der Hand. Und endlich las einer laut, mit hastigen Worten abgerissen einzelne Sätze heraus:

„Beschleunigte Einberufung des vereinigten Landtages — Hinweis auf die Vorgänge in Österreich — Verwandlung des deutschen Staatenbundes in einen Bundesstaat durch Vereinbarung zwischen Fürsten und Völkern und Vertretung des letzteren beim Bundestag; Einführung einer Bundesflagge — Gründung einer deutschen Flotte — ein Bundesgericht — Freizügigkeit — ein allgemeiner Zollverein — gleiches Maß, Gewicht und Münzsystem — ein neues Preßgesetz. . . .“

Die jungen Männer, die da beisammen standen, alle aus alten märkischen oder preußischen Geschlechtern, mochten ihre Pulse rascher klopfen fühlen, die einen von heimlichem Zorn über so viel verderbliche Neuerungen, die anderen in heimlichem Jubel über diese scheinbare That, Preußens Größe, Deutschlands Einheit zu fördern. Aber noch ehe irgend jemand die entstandene Stille durch eine kritische oder lobende Bemerkung unterbrechen konnte, sagte der älteste Premierleutnant:

„Meine Herren, Se. Majestät haben gesprochen. Wir haben nichts zu sagen als: Se. Majestät, unser allergnädigster König und Herr, leben hoch!“

Das war mit einem ehernen Ernst ge-

Frau begreiflich machen, daß er nichts vom Stande der Bewegung wisse.

Er hinterließ einen Brief an seinen Vater, worin er ihn bat, heute abend daheim zu bleiben. Diese Bitte hing nun mit ihrer Erfüllung freilich von dem Zufall ab, daß Ruprecht von Brandow im Laufe des Tages seine Wohnung aufsuchen werde.

Dann hieß es für Albrecht zurück zur Kaserne eilen. Hier befand sich alles in abwartender Ruhe. Albrecht brachte die Stunden mit seinen Kameraden hin. Man sprach sich heiß und müde über das, was

sagt. Es flog wie ein Schauer durch all die jungen Gemüter. Und noch war der Bann des Augenblicks nicht von ihnen gewichen, als laut und gellend das Alarmsignal vom Kasernenhof herüber schallte.

Man stob auseinander. Ein rasendes Laufen und Hasten begann.

Nach zwei Minuten stand das Regiment marschfertig im weiten Kasernenhof. Es war vorbereitet gewesen, jede Sekunde dem Ruf zu gehorchen.

Der Mensch, der Sohn, der Liebende fiel gleichsam ab von Albrecht. Es war, als wache nichts in ihm wie der Gehorsam und der Mut. In schwerem Marschschritt zog dröhnend das Regiment durch die Straßen, vom Volk, das zahlreich und in froher Erregung durcheinander wogte, mehr erstaunt, als feindselig angesehen.

Einzelne Rufe drangen an das Ohr der Offiziere. Albrecht verstand hin und wieder die Worte:

„Was wollen denn die noch?"

„Abrücken!"

„Wir sind eins mit dem König — kein Militär."

„Fort aus Berlin."

Mit undurchdringlichen Mienen, die Augen gerade aus, schritt Albrecht, den Degen gezogen, neben seiner Kompanie einher.

Die strahlende Sonne flimmerte auf den Spitzen der Helme; wie sich das Regiment da die schmalen Straßen entlang bewegte, sah es von fern aus, wie eine ungeheuere metallische Schlange, die sich zwischen den Häusern wälzte.

Es bog in die „Linden" ein. Es zog mit festen Tritten die Straße entlang, am Zeughaus vorbei und über die Schloßbrücke. Es nahm seine Stellung einer lebendigen, aber undurchdringlichen Mauer gleich, am Fuß des königlichen Schlosses. Hier stand es und hielt Wacht.

Im Lustgarten war heiteres Leben, jubelnde Menschen zogen umher, Freunde fielen einander in die Arme, aus allen Straßen, die in die Umgebung des Schlosses mündeten, zogen immer neue Menschenscharen herbei. Allmählich füllte sich der weite Platz. Ein betäubender, immer gleicher Lärm, von tausend und aber tausend laut werdenden Stimmen erzeugt, schwoll in die reine Frühlingsluft empor.

Ausgeschlossen von der Freude, eine stumme Welt für sich, gehalten wie mit eisernen Banden, standen die Regimenter. Rohe Reden rief man ihnen zu, alberne Witze fielen, halbwüchsige Buben versuchten die Offiziere zu hänseln, ernste Männer verwiesen ihnen das Treiben.

Und mit unbeweglichen Mienen hörten des Königs Truppen, des Königs Offiziere die Albernheiten an, wie die klugen Beschwichtigungen der Sachverständigen. Sie hatten weder Zorn noch Zustimmung zu äußern.

Sie standen auf der Wacht!

Und als sich so die Menge — in welcher reine, begeisterte Elemente sich wunderlich mischten mit lärmenden rohen — nahe an Albrecht drängte, an ihm vorbeischob, — als vor seinem Auge in schwindelerregender Schnelle Gesicht neben Gesicht auftauchte und wieder verschwand, da zuckte wie ein stechender Schmerz durch sein Herz der Gedanke:

„Wenn hier, wenn jetzt sein Auge dem Auge seines Vaters begegnete!"

Nein, nur das nicht — barmherziger Gott, nur das nicht.

Den tosenden Lärm überbrüllten jetzt einzelne Stimmen:

„Der König! Der König!"

Die Menge nahm den Ruf auf. Tausendstimmig erscholl das eine Wort.

„Der König!"

Und Friedrich Wilhelm erschien mit seinem Bruder auf dem Balkon. Er winkte mit den Händen — er sprach — Worte, die bestätigten was das außerordentliche Blatt der Preußischen Allgemeinen Zeitung schon verkündet.

Die Rührung und der Jubel wuchsen zur Extase. Das Volk fühlte sich eins mit seinem Herrscher.

Da entstand ein Schieben und Drängen in der Leib an Leib festgemauerten Menschenmenge. Pferdegetrappel und Roßewiehern klang herüber — an der Stechbahn waren Dragoner aufgeritten.

„Militär fort!" schrie das Volk, noch im inbrünstigen Wunsch, seinem König menschlich nahe zu sein, ohne eine Mauer von Waffen zwischen ihm und sich.

„Militär fort!" schrie das Volk eine halbe Minute später in auftobender Er-

bitterung, weil es sich gedrängt und gestoßen fühlte.

Die Rührung und das Jubelgeschrei hemmte sich, eine Sekunde lang vielleicht nur — —

Und in diese hinein dröhnte plötzlich ein Schuß — noch einer.

Da brach aus der kurzen, atemlosen Stille ein wahnwitziges Heulen und Schreien hervor, wie ein Orkan nach kurzer Pause mit erhöhtem Wüten einsetzt.

„Verrat, Verrat!" gellte der Ruf durch die Menge.

Donnernde Kommandorufe ertönten.

Die stumme, blinkende Menschenmauer, die den Fuß des Schlosses umgürtet, löste sich ab von dem steinernem Hintergrund.

Die Stunde war gekommen, wo es galt, den Eid zu halten, den sie ihrem König geschworen hatten!

Und wie die wilden Menschenhorden sich in die Stadt hinein ergossen, nicht zurückgehalten von dem königlichen Ruf: „Ein Mißverständnis!", blind wütend bereit, den Tod der Freiheit und den Verrat ihrer Bürgerehre zu rächen, sich zu verschanzen hinter Barrikaden; wie der lächelnde Friede entfloh, der kaum noch seine holden Hände dem König und dem Volk hingestreckt, beide vereinend, da zogen in furchtbarem Ernst, der gräßlichen Stunde klar ins dräuende Auge schauend, die Regimenter von dannen.

Sie verteilten sich durch die Straßen, und durch all die Adern des Stadtkörpers rann die gleiche Doppelerscheinung: sinnlose Menschenhorden und hinter drein zu Pferde oder zu Fuß des Königs Truppen.

Dann kam ein Stocken in die Flucht und in die Verfolgung.

Barrikaden entstanden in den Straßen, aus den Häusern schleppte man Gerät herbei, Tonnen, Wagen, Bretter. Man brach die Steine aus den Fahrdämmen, man grub den Sand darunter heraus. Und mit der Schnelle eines schreckensvollen Wunders waren überall in der Stadt die Straßen abgedämmt, von Haus zum Haus gegenüber zogen sich die Verteidigungswälle. Wo friedliche Bürger sonst ihrem Gewerbe nachgingen, wo ehrbare Frauen stillsittig gewandelt und Kinder lärmend gespielt, sah man nur noch Vorbereitungen für den blutigen Straßenkampf. Schwarz-rot-goldene Fahnen wurden auf die wüsten Bauten gepflanzt, im Schatten der Barrikaden gossen halbwüchsige Knaben Kugeln von dem Blei, das Weiber von den Fenstern und Dächern rissen und herbeitrugen.

Die Revolution war da!

5.

Claudine hatte fest und traumlos geschlafen, die ganze Nacht. Die zweifellose Sicherheit ihres Glückes ließ gar keine Unruhe in ihr aufkommen. Der heilige Friede in ihrem Herzen spiegelte sich auf ihren Zügen selbst noch im Schlaf wieder. Lena saß auf der Bettkante und sah zärtlich die schlummernde Schwester an.

Für sie selbst war die Nacht wieder einmal endlos und nicht zum Ertragen gewesen. Wer gewohnt ist, allnächtlich viele Stunden zu durchwachen, weiß, daß es keine Stille gibt. Lena wußte es ganz genau. Bald knarrte irgendwo ein Holz, über die Diele schien etwas zu schleichen, eine Thür öffnete sich leise, ein kalter Hauch ging durchs Zimmer, durch die transparente Dunkelheit huschte ein schwarzer Schatten. Die toten Gegenstände, die kein Leben und keine Sprache haben, gaben in der Nacht doch ihre Laute von sich.

Und wenn die sanften Atemzüge der Schlafenden einmal aussetzten, erschrak die Wachende und horchte auf, und wenn sie wieder anhoben, ward auch das zum Schreck.

Mit dem aufgrauenden Tag verflog die Wachsamkeit, ein kurzer Schlummer erquickte Lena, aber als sie dann auffuhr, erschreckt durch das Zufallen des mächtigen Hausthores und das nachfolgende Zittern der Dielen, konnte sie es doch nicht mehr aushalten.

Claudine sollte auch wachen.

Der stetig auf sie gerichtete Blick fing an, die Schlummernde zu beunruhigen.

Sie schlug die Augen auf und lachte, aber grub sich mit allen Gliedern behaglich und noch tiefer in ihre Kissen.

„Ob wohl einmal ein Tag kommt, wo du nicht mit einem Lächeln erwachst?" fragte Lena und stopfte die Zipfel und Kanten der Bettdecke noch recht warm um die Schwester.

Claudine sah gedankenvoll zum weiß getünchten Plafond empor.

„Ich weiß nicht," sagte sie. „Du ver-

gibst mir doch, daß ich so glücklich in Albrechts Liebe bin? Dich habe ich darum kein bißchen weniger lieb, Lena, das raubt dir nichts. Es ist ganz etwas anderes — das kann ich dir nicht beschreiben. Wenn du einmal liebst, wirst du es verstehen."

„So — also jetzt versteh' ich nichts?" fragte Lena trocken.

Claudine sah, immer in freudiger Faulheit unbeweglich liegend, die Schwester an.

„Onkel Hans hat recht, Lena, du mußt dir die Brille mehr abgewöhnen; wenn dich doch nur die Leute morgens sehen könnten, mit deinem losen schönen Haar und den Grübchen in den Wangen . . ."

„Ach, dann würden sie mich hübscher finden?" fragte Lena lachend und küßte die Schwester auf beide Wangen. „Meinst du wirklich? Nein, Süße. Ich muß alles durch innere Qualitäten erzielen. Neben dir komm' ich noch zur Not auf, wenigstens bei Onkel Hans und anderen verständigen Menschen. Aber wenn ich nachher so als Folie neben unserer schönen Mutter hinlebe, dann sieht mich keiner mehr an. Ist auch egal. Du, laß uns doch mit dem Taufschein tauschen, laß mich die Älteste sein. Ich bin ja doch viel gescheiter als du und so ungeheuer belesen. Anstatt der Anmut habe ich Bildung, schrecklich viel Bildung, anstatt weiblicher Anziehungskraft ungeheuer viel Verstand, anstatt liebenswürdiger Vertrauensseligkeit den Hang zu mißtrauen und zu zersetzen. Ja, ich bin Mamas bedeutende Tochter Lena. Aber dafür bin ich auch für Männer, die harmonische Schönheit und hilfsbedürftige Frauenschwäche lieben, ein Monstrum — sage es auf der Stelle!"

Sie lachte und drückte Claudinens Schultern nieder. Doch durch das Lachen klang es wie schneidende Bitterkeit.

„Ja, du bist ein Monstrum —" Lena ließ im Druck nach, „weil du so von meiner Schwester Lena sprichst," setzte Claudine schnell hinzu und lachte.

Noch vor wenig Jahren hatten sie sich morgens aus purem Übermut im Bett gebalgt und mit Kissen geworfen, bis die Mama hereinkam und den Lärm „shocking" fand. Es war sehr, sehr selten, daß sie ein englisches Wort brauchte. Lena mit ihrer zuweilen wahrhaft schrecklichen Beobachtungsgabe hatte herausgefunden, daß Pastor Claudius einmal gesagt: man müsse als Frau die Sprache des Gatten und der Kinder tadellos sprechen, denn, wo die Wiege ihrer Kinder gestanden, sei die Heimat einer Frau.

„Dina, mein armes Kind, wirst du nicht enttäuscht sein, wenn du dein Glück und deinen Verlobten nicht auf der Straße und in Gesellschaftssälen spazieren führen kannst?" fragte Lena mit mütterlichem Ton.

„Ich mache mir nichts daraus. Aber schließlich, was sollte nun noch die Veröffentlichung unserer Verlobung hindern?" fragte Claudine.

Lena sah hilfeflehend gen Himmel und faltete die Hände, ergeben in so viel Harmlosigkeit.

„Sie haben in Wien den Metternich gestürzt, du hast es gehört. Sie werden vielleicht auch hier eine Revolution machen. Es kann auch bloß ein Revolutiönchen sein. Das wird dann nachher von Madame Klio so nebenbei als Kleinigkeit ohne weitere Bedeutung registriert: nur ein kleiner Putsch, eine Handvoll Tote, ein paar demolierte Häuser — sozusagen eine Bagatelle. Aber wenn grad' ich oder mein Nächster der eine Tote ist und grad' mein Haus das eine demolierte ist, hat die Geschichte für mich genau denselben Wert, wie eine große Staatsumwälzung."

„O Gott, du hältst für möglich . . ."

„Daß Mama gleich ihrer unvergeßlichen herzoglichen Klavierlehrerin für Geld sticken muß? nein," sagte Lena. „Aber doch allerlei Fatalitäten, die deinen Himmel trüben können."

„Meinen Himmel kann nichts trüben," sprach Claudine mit strahlendem Lächeln, „solange Albrecht mich liebt."

Lena, von der man sonst nie wußte, ob sie ernsthaft war oder spottete, sich über andere oder sich selbst lustig machte, sah die Schwester tief und mit einem ehrfürchtigen Staunen an.

„Wer so lieben könnte, wie du!" sagte sie leise.

„Ach wenn es über dich kommt, wirst du ebenso lieben — du weißt nur nicht, wie es ist," meinte Claudine.

Da warf Lena sich über die Schwester, und ihr Gesicht neben der Wange Claudinens versteckend, murmelte sie:

„Ich weiß nicht, wie es ist? — —

Nein — ich weiß es nicht — ich, ich hätte keine Ruhe und kein Glück — nur Eifersucht — Gott auf wen!? — nur Qual — beinah Haß — ich will nicht lieben, will nicht, will nicht!"

Claudine umschlang erschreckt die Schwester. Halb aufgerichtet sah sie eindringlich auf Lenas Haupt — sie konnte nur den Hinterkopf sehen, denn das Gesicht war versteckt.

„Was ist dir?" fragte sie.

Lange antwortete Lena nichts.

Dann auf einmal richtete sie sich auf und sagte im allergewöhnlichsten Ton:

„Wir müssen uns rasch fertig machen. Du kannst deinen blauen Morgenrock wieder anziehen, ich habe den Ärmel genäht."

„Danke vielmals," stotterte Claudine. Lena zeigte sich den ganzen Tag bei so vortrefflicher Laune, daß Claudine zuletzt auf die Idee kam, sie habe etwas gewittert, wovon gar keine Spur vorhanden war.

Onkel Hans, der seine Tage jetzt auf der Wanderung von seinem Stammlokal zur Taubenstraße und zurück verbrachte, sprach dreimal vor, um zu berichten, daß man in seinem Stammlokal noch nichts Neues wisse. Da dies die Weinstube von Lutter & Wegner war, hatte er nicht weit zu gehen.

Nachmittags um zwei Uhr stürzte er herein und berichtete von dem Extrablatt der Preußischen Allgemeinen Zeitung. Er sagte, daß er nur schnell mit seinen Freunden zum Schloß wolle und dann wiederkomme, um alles zu erzählen.

Frau von Ahlefeld war über diese kurzen stürmischen Visiten ihres Schwagers in einem steten Mißbehagen. Claudine faltete zu der letzten Nachricht dankbar die Hände. Für sie hatte diese nur den einen Wert, daß Albrecht dadurch der Sorgen um seinen Vater enthoben ward. Lena aber geriet in schlechte Laune, weil niemand da war, mit dem sie die Lücken der Kundgebung streitend erörtern konnte und sich über die Thorheit entrüsten durfte, daß der König eine neue Verfassung verhieß und dabei die früheren, verhaßten Minister mitunterzeichnen ließ. Die Mutter sagte zu Lenas ersten kurzen Ausrufen gleich:

„Mein Kind, ich bemerke mit Entsetzen immer wieder, daß ein demokratischer Zug in dir ist. Wenn du wie ich noch erlebt hättest, daß Herzoginnen . . .

„Klavierstunden geben mußten," ergänzte Lena spöttisch und küßte für ihre Unart gleich der Mama die Hand, in schweigender Abbitte. „Nun, Mama, ich will, wenn es dahin käme, sämtliches Unterrichtgeben für uns übernehmen. Dann ist der schreckliche Ballast hier doch zu was nütze." Sie tippte mit spitzem Finger gegen ihre Stirn.

Dann saßen die beiden Töchter je an einem Fenster, ihre Nähtischchen vor sich. Lena las, ihr Buch lag oben auf einer zusammengeknüllten Filetarbeit. Claudine zog böhmische große Perlen auf zu einem Glockenzuge. Die Mutter saß in ihrer Sofaecke und nahm eine Nummer nach der anderen der vor ihr aufgestapelten Frankfurter Konversationsblätter zu Hand, immer nur auf der letzten Seite die „Tabletten" überfliegend. Nach Tisch las sie gern kleine Anekdoten und Histörchen, die da unter diesem Titel gesammelt waren.

Niemand sprach.

Plötzlich hob Lena horchend das Haupt. Ihre Sinne waren so fein und spürten das Fernste. Jetzt glaubten sie ein dumpfes Geräusch zu vernehmen. Sie horchte einige Minuten. Dann stand sie auf und öffnete die Fensterhaken.

Kein Zweifel. Ein dumpfes Tosen war von fern her vernehmbar.

Lena erblich. Sie wandte sich kurz zu den Ihren.

„Hört!" sagte sie.

Claudine sprang auf. Langsam erhob sich die Mutter und stand mit leicht geöffnetem Mund horchend da.

Der Lärm schien anzuschwellen.

Sie standen und horchten, alle drei bleich vor Spannung.

Dann rannten einige Burschen die Straße entlang. Dann ein ganzer Menschenhaufen, und dann sprengte ein Zug Dragoner vorüber.

Lena schloß klirrend das Fenster. Ihre Lippen bebten, sie sah Claudine an.

Keiner wagte ein Wort.

Da ging unten die Hausthür.

Nach zwei Minuten trat Onkel Hans ins Zimmer. Sein Gesicht war blaurot, seine Brust keuchte.



Aller Anfang ist schwer. Nach
(Photographieverlag der Münchener Kunst



ꝫ dem Gemälde von Karl Raupp.
und Verlagsanstalt Dr. E. Albert & Co.)

Er fiel auf den nächsten Stuhl nieder.

„Was ist geschehen?!“ rief Frau von Ahlefeld.

Auch der Oberst war ein Mensch und sich selbst der Nächste. Seine eigne Erfahrung, seine eigne Empfindung war ihm zunächst das Wichtigste.

„Mit dem Pöbel vorwärts gejagt, als gehöre ich dazu! Hinter mir her eine Schwadron meines eignen Regiments! Hinter mir! der ich es einst geführt habe. Ist es erhört, ist es erhört!“

Er beugte das Haupt. Lena war schon bei ihm, so daß seine Stirn an ihrer Brust ruhte und seine Thräne ungesehen verrann.

Sie mit ihrem hellen Blick erriet, was geschehen war. Sie streichelte sanft sein weißes Haar und sprach:

„Onkel Oberst, du mußt gerecht sein! Siehst du, wenn der Pöbel gejagt wurde und du warst nun einmal mitten darin, und du wirst ja nicht der einzige gewesen sein, so konnten doch die Dragoner dir von hinten nicht ansehen, daß du der Oberst a. D. von Ahlefeld bist.“

Er nickte heftig, aber er konnte noch nicht aufstehen.

Das Entsetzen lag ihm noch in allen Gliedern.

„Meine eignen Dragoner!“ sprach er dumpf.

„Sie sind hinter den Aufrührern hergewesen,“ tröstete Lena, „da heißt es für die Zuschauer, mit gefangen, mit gehangen.“

„Was hat sich denn ereignet?“ fragte Claudine. Die Mutter konnte vor Angst nichts sagen.

Da sprang der Oberst auf.

„Was sich ereignet hat? Ja, da fragt unseren lieben Herrgott. Ich denk' mir, in Berlin weiß es kein Mensch. War da alles ein Herz und eine Seligkeit, König und Volk. Fallen euch da in den Jubel zwei Schüsse 'rein. Von wem, weiß kein Mensch. Gegen wen — auch kein Mensch. Welche schrieen: Mißverständnis. Andere: Verrat. Ich weiß nichts. Weiß bloß, daß man mitten aus der Freude hingerissen ist in wüste Toberei — ich wider Willen mitgerissen — Damen, Herren, Pöbel, Studenten, Kinder — vorwärts, vorwärts, und die Dragoner, *meine* Dragoner hinter uns!“

Er preßte beide Fäuste vor sein Gesicht.

„Und Albrecht — Albrecht?“ rief Claudine.

„Hab' die Franzer nicht gesehen. Sind vielleicht auf der anderen Seite vom Schloß gewesen wie ich. Laß nur Kind — ich geh' wieder los — —.“

Da hingen sich die Nichten an ihn.

„Bleibe bei uns! Setze dich keiner neuen Gefahr aus!“

„Auch ich, lieber Schwager, bitte Sie, uns Ihren Schutz nicht zu versagen,“ sprach die Mutter.

„Gott,“ sagte Onkel Hans, noch immer in Schmerz verloren, „wenn man bloß wüßte, wie das so kam! Das Volk schrie wie besessen, und das Militär war wie besessen hinterdrein! Was für'ne Welt, was für'ne Welt!“

„Wenn doch wenigstens Pastor Claudius hier wäre,“ seufzte die Mutter.

„Liebe Edith,“ sprach Onkel Hans derb, „der Pastor weiß auch 'n Deubel davon, was los ist. Ich kalkuliere, wenn Sie den König in Person fragten, weiß der ebensowenig, was los ist. Werden's schon morgen in der Zeitung lesen — oder auch nicht. Und *meine* Dragoner! Dunnemals sind wir losgegangen mit Gott für König, Vaterland und Luise — das heißt, da stand ich bei den Kürassieren — aber egal — ein stolzes Regiment gegen Bürger! Ist kein Krieg.“

Er zog sein türkischseidenes Taschentuch heraus und schneuzte sich. Frau Edith weinte in ihr Spitzentüchlein.

Die beiden Mädchen hielten sich umschlungen.

Auf den Straßen ward es stiller, der tobende Lärm schien einer gleichmäßigen Geschäftigkeit gewichen.

Lena ging an das Fenster. Nichts war zu sehen, als einige Männer, die sich mit Brettern und Schaufeln trugen.

Sie öffnete das Fenster und bog sich weit hinaus.

Ihre Augen wurden starr. Ein halbes Dutzend Häuser weiter hin, an der Ecke der Friedrichstraße, errichtete man eine Barrikade. Schon war das Pflaster aufgerissen, schon häuften sich Wagenräder und Stühle, Bretter und Bänke um eine schnurgerade Reihe von Tonnen, die man dem Kaufmann an der Ecke fortgenommen haben

mußte — es waren Öltonnen, Lena hatte sie oft dort verladen sehen.

„Onkel Hans!“ rief sie rauh.

Der ermannte sich und kam heran. Als auch er mit langgestrecktem Leib hinausgesehen, zog er sich schnell zurück und räusperte sich verlegen.

Er sah Lena an. Sie hielten mit ihren Blicken schnellen Rat. Aber es ging doch nicht — es ließ sich nicht verheimlichen!

„Edith,“ sagte er, „Claudine, es heißt Fassung zeigen. An unserer Straßenecke bauen sie eine Barrikade!“

Beide Frauen stießen einen Schrei aus.

Frau Edith schwankte. Onkel Hans führte sie mit ungewohnter Zartheit zum Sofa.

Claudine starrte entgeistert vor sich hin.

„Albrecht — Albrecht!“ murmelte sie.

Plötzlich kam ihr ein Einfall — ein rasender, thörichter. . .

„Onkel Hans,“ rief sie, „ich will hin, zu seinem Vater, ihn herholen — daß er in Sicherheit ist — laßt mich.“

„Bist du von Sinnen!“ rief Lena.

„Niemand wird mir etwas thun! Gewiß nicht! Ein schutzloses Mädchen geht ungefährdet, selbst durch Schlachten,“ rief Claudine voll Begeisterung.

„Nein, mein Kind,“ sagte Onkel Hans barsch, so sehr ihm ihr Gedanke im Grunde auch wohlgefiel, „ich stehe hier an meinem seligen Kleinen seine Stelle und verbiet' es dir als Vater und Onkel!“

„Was soll werden? — Was kann geschehen!“ rief Claudine und fiel weinend dem Alten um den Hals.

Der faltete die Hände über ihren Haaren und sprach ernst:

„Was unser alter Herrgott da oben will! frag' man deine Mutter, die weiß es von ihrem Pastor: Er hat die Spatzen auf'n Dach gezählt!“

Die Stunden verrannen. Frau Edith holte sich ein Andachtsbuch und versuchte in demselben zu lesen; da es ihr aber unmöglich war, that sie wenigstens so, als lese sie, während ihre Gedanken rastlos einen Plan ausmalen mochten, auf welche Weise Pastor Bernhard Claudius noch herbeigeholt werden könne.

Onkel Hans befand sich in einem schrecklichen Zustand; zwar versuchte er ab und an ein Glas Wein zu trinken, denn Lena hatte ihm eine Flasche allerfeinster Röte aus dem Keller geholt, aber es schmeckte ihm gar nicht. Immer wieder murmelte er vor sich hin:

„Meine Dragoner!“

Daß er von seinem eignen Regiment verfolgt worden war, hatte sein Gleichgewicht vollkommen zerstört.

Nun allerdings glaubte er das Ende aller Dinge nahe und die Auflösung jeglicher Ordnung.

Claudine und Lena konnten ihm immer wieder von neuem vorstellen, daß dies Vorkommnis bei der Lage der Dinge doch nicht so überraschend sei und daß die Truppen doch nicht aus den Tausenden von Empörern die Friedfertigen, Königstreuen heraussondern konnten. Wenn die Straßen gesäubert werden sollten, hieß es eben unterschiedslos vor sich herjagen, was sich herumtrieb.

Lena that sogar ihrer kritischen Zunge Zwang an. Sie sagte, man wisse ja noch gar nicht, was vorgefallen, und am Ende sei es nötig gewesen.

Doch da schlug Onkel Hans mit der Faust auf den Tisch, daß Frau Edith mit leisem Schrei auffuhr, und sprach:

„Nein! das war nicht nötig. Das war eine unglückliche Stunde!“

Es wurde dämmerig. Die Stille des Hauses wurde nur einmal unterbrochen. Man pochte an das Hausthor, im Flur entstand Lärm, und Onkel Hans stieg hinab. Man hörte seine Stimme wettern. Er kam nach zehn Minuten wieder, seine Augen blitzten. Man sah ihm an, daß er sich befriedigter und erleichterter fühlte.

Auf die fragenden Blicke der Frauen antwortete er:

„Rausgeschmissen hab' ich sie, versteht sich mit alle Höflichkeit! Die verfluchten Bengel, grün, — und nicht mal trocken hinter den Ohren! Kommen da und fordern vom alten Jakob seinen Handwagen und den Küchentritt, und die Schaufeln, und was sich sonst vorfindet, zu ihren infamtigen Baulichkeiten passend. Ich hab' euch da 'ne Rede gehalten! Ganz klein wurden sie, und als ich ihnen höflich die Thür aufmachte, zogen sie begossen ab. Ja, ja, sprechen haben wir Ahlefelds immer können.“

Lena dachte sich, daß weniger die Be-

redsamkeit als die Persönlichkeit des Alten den Baumeistern der Barrikade imponiert haben würde.

Dann ward es wieder ruhig. Der Abend sank vollends hernieder.

Man beriet, ob es geraten sei, die Zimmer zu erleuchten oder im Dunklen zu sitzen.

Claudine flehte, daß man, wie alle Tage, die Lampen entzünden möge. Es könne doch sein, daß Albrecht vorbeikäme oder gar Zeit fände, sie aufzusuchen, dann sollte das tote, stumme Haus ihn nicht mit der Vorstellung erschrecken, die Frauen seien geflohen.

Keiner wußte, was richtiger sein würde; mitten in die ratlosen Reden hinein erklang ein Ton.

Fern, dumpf, groß. Ein Ton, welchen die Frauen noch nie gehört.

„Ein Kanonenschuß!" rief Onkel Hans. Er selbst mußte sich an der Lehne seines Stuhles festhalten, so war ihm der Schreck in die Glieder gefahren.

Auf der Straße entstand ein jäher Lärm, es war, als ob Geister, die dort wachsam geruht, sich plötzlich schreiend erhoben.

Licht flammte auf. Man entzündete Pechfackeln und Pfannen, die man bereit gehalten, sie warfen ihren roten, unsicheren und von rußigem Rauch oft ganz überwölkten Schein auf den sperrigen Bau der Barrikade, aus der Stangen, Deichseln und Stuhlbeine gleich Gerippknochen herausragten. Im Licht auftauchend, im schwarzen Schatten verschwindend, huschten Gestalten hin und her.

In nächster Nähe fiel ein Schuß; ein halbwüchsiger Bursche hatte, seinen Thatendrang nicht mehr meisternd, in die Luft geschossen.

Onkel Hans und Lena lagen mit dem Oberleib aus dem Fenster und sahen dem unheimlichen Schauspiel zu.

Von einem entfernten Stadtteil her ertönte zum zweitenmal ein dumpfer, runder Ton und ließ durch die Gewalt der Schallwellen die Fenster erzittern. Ein Geheul, wie von wilden Tieren kommend, antwortete dem drohenden Klang des Schusses.

„Ich bitte euch, ich bitte euch!" rief Claudine und zerrte an Lenas Kleid. Sie zogen sich vom Fenster zurück. Lena ließ die Rouleaux herab; Claudine machte Licht. Bald strahlte die Lampe, wie jeden Abend, ihren friedlichen Schein durch das Zimmer und beleuchtete besonders hell an den drei Fenstern die weißen Rouleaux mit den großen, gemalten Blumenstücken darauf.

„Kinder," sagte Onkel Hans ernst, „ich geh hinunter, mit dem alten Jakob und Pröhle seinem Hausdiener Wache zu halten. Wir haben Gewehre und Munition. Was auch geschieht, und wie es auch komme: der Weg zu meinen Mädchen geht nur über meine Leiche!"

Sie fielen ihm beide weinend um den Hals. Auch Onkel Hans schluchzte.

„Das hab' ich nicht gedacht, als ich in Ehren meinen Abschied nahm und mit allergnädigster Auszeichnung ihn auch kriegte, daß ich nochmal zur Muskete greifen sollte — und so, und so!"

Er drückte die beiden Nichten fest an sich und sprach über ihre Köpfe hinweg:

„Frau Schwägerin, wenn Sie nicht bloß unserm Pastor zu Gefallen gebetet haben, sondern wahrhaftig direktement zum lieben Gott — na, dann können Sie nun man ein gutes Wort bei dem da droben anbringen: für'n König, für seine Soldaten, seine Bürger! — von meinen e i g n e n Dragonern — daß ich das erleben mußte — —"

Seine Rede verlor sich im Gemurmel, dann riß er sich los und ging hinaus, den Kopf hoch, stramm den Tritt, wie's einem Mann und alten Krieger ziemt.

Claudine aber fiel mitten im Zimmer in die Kniee, faltete die Hände und neigte die Stirn darauf.

Sie betete aber nicht. Sie dachte weder an einen Gott über sich, noch an die Menschen um sie her.

Sie dachte an nichts anderes, als an den einen.

Ihre stammelnden Lippen fanden kein Wort, als das eine:

„Albrecht!"

Damit schöpfte sie den Inhalt der ganzen Welt aus.

„Albrecht!"

Sein Leben war ihr das eigne Leben und das Leben aller.

Sein Tod ihr Tod und der Untergang aller.

Was wußte sie vom König und vom

Staat, von Soldaten und von Bürgern, was von Freiheit, von Recht oder von Empörung!

Für sie gab es nur eine Gefahr — die, in welcher er schwebte. Nur eine Not — die, in welcher er war.

Alle Schüsse, die draußen fielen, hatten nur ein Ziel: seine Brust.

Das Geheul der entfesselten Menschheit, sie hörte es mit seinem Ohr.

Die Schrecken der Stunde, sie erlebte sie in seiner Seele.

Ihr ganzes innerstes Leben war aufgelöst in dem seinen . . .

„Albrecht!"

— — — — — — — — — — — —

Er aber gedachte ihrer nicht. Für ihn gab es kein Weib, keinen Vater, keine Sorge, keine Zweifel mehr.

Den Degen in der Faust, seine Grenadiere um sich, focht er einen heißen Kampf. Der besinnungslose Mut des Krieges, die Erbitterung, die den Widerstand niederwerfen will, war über sie alle gekommen.

Sie sahen nicht mehr die Art des Feindes und sein bürgerliches Kleid, sie sahen nur noch, daß es eben der Feind war.

Und in ihren Reihen fielen zwei. Da kam die Wut der Rache hinzu, die strafen wollte für das vergossene Blut.

Aber auch zwischen dem Gebälk der Barrikade hing ein Toter, brachen schwer Verwundete zusammen, und auch die bürgerlichen Streiter fühlten Angesichts ihres Toten tierisch blinde Kampfeslust in sich wachsen.

Sie kämpften nicht um der Sache willen mehr, sie kämpften um des Kampfes willen.

Nur der Ruf, mit dem die Scharen in die Schlacht ziehen, nur der jubelnde Siegesschrei nach der Schlacht gemahnt an die Idee, der sich zu opfern Tausende bereit waren.

Im tödlichen Ringen selbst führt nur die Gier zu leben und die Gier zu töten das Schwert.

Die Barrikade war erstürmt, sie waren Sieger geblieben, und nur ein Trümmerhaufen von Hölzern, Sandsäcken und Wagenrädern, zwischen denen das zerrissene Flaggentuch einer schwarz-rot-goldenen Fahne hing, war auf dem Straßenschlachtfeld geblieben.

Ein Kommandoruf ertönte. Die Kompanie stürmte über die Barrikade hinweg und sammelte sich drüben.

Aus einem der nächsten Häuser fiel ein Schuß. Er kam von einer Dachfirst hernieder und streifte den Hauptmann.

Kaltblütig schritt der vorwärts, seinen Leuten voran. Sein Pferd hatte er schon längst aufgegeben, da es in einer aufgerissenen und mit Glassplittern bestreuten Straße nicht weiter kam.

Sie marschierten im geschlossenen Zuge weiter, durch friedliche Straßen, in denen ängstliche Bürger scheu vor ihnen zurückwichen.

Von der Königsstadt her drang der Lärm des Kampfes durch die Lüfte. Es war völlig Abend geworden.

Sie bogen in die Kanonierstraße ein.

Albrecht hatte keinen Gedanken daran, daß sie sich dem Hause der Geliebten näherten.

Der fürchterliche Ernst der Stunde betäubte die Sinne.

Jeden Augenblick konnte aus den Fenstern, unter welchen sie dahinzogen, eine tödliche Kugel kommen; sie marschierten dahin wie unter unsichtbarem Henkerbeil.

Jede neue Straßenbiegung konnte sie vor eine Barrikade stellen, die mit neuem Kampf und neuen Verlusten erobert werden mußte.

Denn die Männer auf den Barrikaden fochten, wie nur Verzweifelte oder wie Helden fechten.

Sie bogen in die Taubenstraße ein.

Da lohten die Pechfackeln, und da starrte im düsteren Schein ein hoher, wirrer Bau.

Ein wilder Schrei aus vielen Kehlen ertönte. Schwarze Gestalten flohen kreischend voraus, kletterten auf die Barrikade, schrieen den Männern jenseits derselben zu, daß Soldaten anrückten.

Eine Minute noch, eine kurze, schreckliche Minute, voll atembeklemmender Spannung — ein scharfes Kommandowort und dann das betäubende Angriffsgeschrei der Grenadiere.

Schüsse krachten, Dampf erfüllte die nächtliche Luft, rasselnd polterte Gebälk zusammen, Schmerzensschreie überdrangen den Lärm.

Mit wildem Mut standen die Verteidiger und schlugen mit Gewehrkolben und Knütteln drein, wenn ihnen das Pulver

ausgegangen oder die Mutze zum Laden fehlte.

Und mit ebenso rasender Tapferkeit drangen die Grenadiere vor.

Und über dem allen der ferne und nahe Lärm, das unendliche Getümmel der Straßenschlacht.

Besinnungslos in der Raserei des Gefechtes stürmte Albrecht mit den Seinen vor. Sein Fuß versuchte einen Halt zu gewinnen, er strebte empor — umsonst, das lockere Gebäu der Bretter und Stangen zerbrach unter den Tritten.

Es war, als fechte man gegen Schatten. Im huschenden Licht, das hier die Nacht erhellte, dort sie nur schwärzer erscheinen ließ, tauchten die Gestalten der Gegner schwarz auf und verschwanden. Schüsse sausten von der Höhe und von der Seite her. Im weiten Bogen, aus irgend einem Fenster schleuderte man Sand herab, der sich versprühte und wie Hagel in die Gesichter der Soldaten schlug.

Blind nach allen Seiten um sich schlagen — dies war das Notwehrgefühl, das sekundenlang über die Grenadiere kam.

Und diese sekundenlange Verzagtheit ließ neuen, erhöhten, bestialischen Mut gebären. Sie drangen vor, sie brachen ein auf dem Kartenhausbau der Barrikade, sie traten mit ihren Füßen fest, was unter ihnen zersplittert, und faßten endlich den Gegner zum schrecklichen Kampf, Leib gegen Leib, Auge in Auge.

Aber aus dem Schlund der Straße brachen immer neue Horden hervor, blind wütend wie die Soldaten, wie sie vergessend, gegen wen und weshalb man kämpfte, wie sie nur bedacht, auf diesem Platz als die Stärkeren sich zu behaupten.

Albrecht sah seinen Kameraden fallen; ein Schuß hatte die Brust des Leutnants durchbohrt. Er sank in jähem Sturz vornüber. Albrecht umfaßte ihn und zerrte ihn hinab.

Ein kurzer Blick — tot.

Eisiger Schreck durchzuckte Albrecht. Das da war sein lieber Kamerad gewesen — ein junges, frisches Blut — er ließ den Körper sanft auf die Erde gleiten, am Fuß der nächsten Hausmauer, da mochte er liegen, bis man Zeit hatte, ihn zu bergen.

Und dann vorwärts, zur Rache, hinein in das nächtliche, grauenhafte Getümmel. Manche Hand, die eine Fackel getragen, war schon erschlafft oder zerschossen, dunkler und dunkler ward es über der Stätte.

Diesseits brannte Pech in einer Pfanne, die vordem jemand auf einen, aus einer Mauer vorspringenden, eisernen Laternenträger gestellt. Jenseits unterhielt man irgend ein Feuer, vielleicht zum Kugelgießen.

So standen alle Gestalten der Kämpfenden wie schwarze Silhouetten vor dem rötlichen Lichtgrund, und nur, wenn die vom Wind bewegte Flamme des Pechfeuers einmal niederzuckte, sandte sie einen Schein auf die Körper und Gesichter.

Immer unentschieden tobte der Kampf, und die Raserei auf beiden Seiten wuchs ins Übermenschliche.

Mit einem Schrei der Wut auf den Lippen ließ Albrecht seines Kameraden entseelten Körper und stürmte vorwärts — vorwärts — —

Er griff mit tastender Hand in die Speichen eines Rades, das eingeklemmt zwischen zwei Fässern hervorragte — er hob sich mit dem Oberleib — sein Fuß fand einen Halt auf einem Sandsack — seine Linke griff nach höherer Handhabe — er klammerte sich an eine Wagendeichsel — die Rechte schwang den Degen — beinahe war er oben — seine Stirn war schon in gleicher Höhe mit den Füßen der kämpfenden Bürger — er bog sich zurück, bog sich seitwärts, denn vor ihm, über ihm tauchte eine Gestalt auf, legte ihr Gewehr an — — da schlug der Wind in die Flamme, die räucherig glühend aus der Pechpfanne geloht, und schlug sie nieder, daß sie, einer langen Zunge gleich, hinwegleckte über den Rand.

Ihr Schein zuckte über die Gestalt mit dem Gewehr hin. —

Albrecht sah, daß es sein Vater war — der grause Schreck einer Viertelsekunde — dann ein Schuß — Albrecht schrie auf — taumelte zurück.

(Fortsetzung folgt.)



Norwegische Kunst und Künstler.

Von
Cornelius Gurlitt.

Einer meiner Lehrer, so erzählte der Dresdner Maler Ludwig Richter dem feinsinnigen Otto Jahn aus seiner akademischen Studienzeit, „einer meiner Lehrer sagte: Wenn Sie Baumschlag machen wollen, so nehmen Sie einen Streifen Papier, brechen ihn zusammen, biegen die Spitzen herum und setzen diese Formen mit 3, 4, 5 und 6 Spitzen in Gruppen nebeneinander — das gibt Baumschlag. Dito macht man auch Gras! — Von der Not einer manierierten Zeit hat die jetzige junge Kunstwelt gar keinen Begriff."

Da kam 1818 der Norweger Johann Christian Claußen Dahl nach Dresden: „der gab keinen spanischen Reiter oder Baumschlag für des lieben Gottes schönes grünes Laubwerk!" Der erschien Richter als wahrer Dichter der Natur mit offenen, gesunden Sinnen, frei von allem überlieferten Formenwesen. In ihm sah er Neuland, Rettung aus jenem Meer der Manier, in welcher die Kunst zu versinken schien.

Heute finden wir von Dahls Werken, deren sich welche in manchen Sammlungen erhielten, schwer den Eindruck wieder, den diese einst mächtig erweckten; damals wackelten vor ihnen die Köpfe aller akademischen Perücken in ernstem Bedenken über den frechen Eingriff in die Welt der Ideale, über diesen „alle Schranken des Hergebrachten durchbrechenden Naturalismus." Wir sehen jetzt in den Bildern Dahls nur sehr fleißig studierte Ausblicke in die Natur, die mit einer wahren Bienenemsigkeit beobachtet und in jeder Einzelheit wiedergegeben sind. Die große Landschaftsschablone, die sich aus der tausendfachen Wiederholung der Idealgebilde des Poussin und Claude Lorrain herausgebildet hatte, mußte einmal überwunden werden, wenngleich alle Welt über die hereinbrechende Sintflut des Naturalismus jammerte und die Alten diese Bilder einfach für ganz abscheulich häßlich erklärten. Schon 1785 „machte man sich in Dresden aus Chodowiecki nichts, der bloß die alltägliche Natur darstelle, statt sie zu idealisieren." Als Philipp Hackert in Rom Studien nach der Natur machte, wurde er ebenso angestaunt, wie verlacht. „Man dachte damals in Rom nicht daran, den Gegenstand seines Werks nach der Natur selbst zu studieren, oder gar eine große Zeichnung nach der Natur zu entwerfen oder auszuführen," erzählt Goethe. Man wußte aber ganz genau, wie die Natur zu verschönen sei und daß die Gotteswelt niemals der von den Künstlern geschaffenen an Schönheit verglichen werden könne. Man riet dem jungen Künstler, erst die alten Meister zu studieren, zu kopieren, viel und fleißig zu kopieren, damit er die Natur künstlerisch zu sehen lerne. Man wies ihn darauf hin, ja nicht die Wahrheit als Vorbild zu nehmen — die sei zu bunt, zu vielgestaltet, nicht erhaben genug — sondern eine Kunst zu schaffen, die über der Wahrheit, also außer der Wahrheit stehe; er sollte lernen sich über sein Objekt zu erheben, indem er nur das nachahme, was an diesem dem geschulten Sinne bedeutend erscheine.

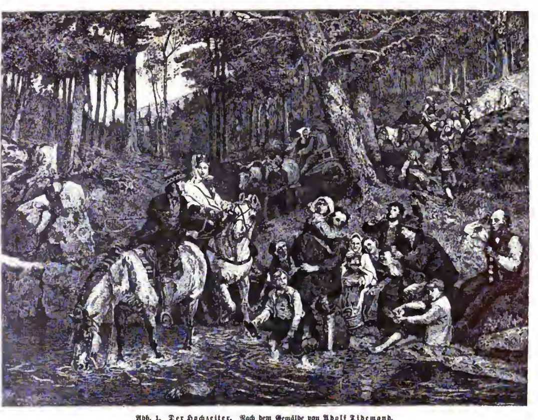


Abb. 1. Der Hochzeiter. Nach dem Gemälde von Adolf Tidemand.

Und da war's denn zu jener „manierierten Zeit“ gekommen, aus der sich der junge Richter mit ganzer Seele herauswünschte. Und da war von dem kunstlosen Norwegen, das, seit es im frühen Mittelalter einmal in Holzschnitzereien geglänzt hatte, scheinbar die Kunst ganz vergessen hatte, der Retter gekommen, der wieder auf die Natur hinwies, der dem Künstler zurief: Freue dich nur getrost dessen, was du in der Natur siehst. Das kann nicht Kunst sein, welche die Natur meistern und ihren Reichtum zerstören will. Gehe unbefangen ans Werk und schaffe, wie dir's vor dem Gegenstande ums Herz ist — selbst wenn alle Akademien der Kunst zusammenstürzen und über dich herfallen sollten!

Es war kein Zufall, daß dieser Bahnbrecher des Naturalismus aus Norwegen kam; aus Bergen, der größten Handelsstadt des Landes, dessen Hafen sich gegen England zu öffnet; jenem England, welches in heftigem Kampf mit dem napoleonischen Gegner an allen Küsten seinen mächtigen Einfluß geltend machte und das in künstlerischer Beziehung damals den ersten Rang in der Welt einnahm; dessen treffliche Stiche, geschickt vertrieben, den Markt allgemein beherrschten — trotz der Kontinentalsperre.

Und 1811 war Dahl an die Kopenhagener Akademie gezogen, die damals einem Wandlungsprozesse unterlag. Die Schleswig-Holsteiner begannen dort die führende Rolle einzunehmen: Zunächst Eckersberg, Schleswiger von Geburt, doch in Paris gebildet, der als Erster den Ton des Realismus anschlug und in vielseitiger Bethätigung festhielt, namentlich in seinen Seebildern, in welchen der Einfluß des alten Holländers Everdingen zwar noch deutlich hervorschaut, die aber doch ganz auf eigene Naturbeobachtung aufgebaut waren; Siegfried Bendixen war ihm auf ähnlichem Wege gefolgt, ein Kieler, der in London in den ersten Jahren des Jahrhunderts seine Studien gemacht und dort Turners, Wilkies, Constables Werke schätzen gelernt hatte, der dann in Hamburg sich als Maler und Radierer ansässig machte. Christof Suhr, der durch das Malen seiner „kosmischen Cykloramen“ auf den Realismus gewiesen wurde, Günther Gensler und seine jüngeren Brüder Jacob und Martin, die sich von der Schule der Tischbein zu freierer Kunstauffassung durcharbeiteten.

Und dann im zweiten Vorstoß ein jüngeres Geschlecht: Wilhelm Marstrand, der ausgezeichnete dänische Genremaler; der Hamburger Christian Morgenstern, der zuerst den Weg nach den Fjorden von Norwegen wies, nachdem er bei Bendixen seine Studien gemacht, der dann in München namentlich durch Schleich die moderne Landschafterei anregte; weiter der Altonaer Louis Gurlitt, der sich rasch in Kopenhagen eine Stellung zu machen verstand, dann jung zum fertigen Künstler gereift, nach Düsseldorf ging, wo er Andreas Achenbach zu seiner ersten Studienreise nach Norwegen veranlaßte und durch eine unkomponierte, nur auf Stimmung berechnete Haidelandschaft aus Jütland dem jüngeren Geschlecht neue Wege wies; dann in zweiter Linie Heinrich Marr, der Genremaler, welcher wie Morgenstern bei Suhr seine Vorstudien machte, Ludwig Mecklenburg, Wilhelm Lichtenheld, der Mondschein-Maler, die Dänen Schleißner und Simonsen Knud Baade, Dahls Landsmann und Schüler, — sie alle halfen das Band fester schlingen, welches den jüngeren Realismus, wie ihn Dahl zuerst vertreten hatte, mit den norwegischen Bergen verband, mit dieser für die Malerei damals neu entdeckten Welt von Schönheit.

In den dreißiger Jahren fanden sich fast alle diese Maler, dem großen Zuge ihrer Stammväter, der Cimbern, gegen den Süden folgend, in Düsseldorf und München ein und mit ihnen riß sich namentlich die Landschaftsmalerei von den Ketten der akademischen Lehre los, zog ein neuer Geist, ein neues Leben und neue Kraft in die Darstellung der Natur ein. Diese von meeres- und taufrischer norwegischer Luft durchwehte Malweise in ihrer köstlichen Unmittelbarkeit der Beobachtung, ihrem fast nüchternen aber redlichen silbergrauen Ton, ihrer hohen Ehrfurcht vor der realen Wahrheit stellte sich der stilistischen Landschaft der Rottmann und Preller entgegen und besiegte mit der Innerlichkeit ihrer Stimmung den geistreichelnden Beziehungsreichtum der älteren Kunstform. Sie bildet ein Glied in der Entwickelung der europäischen Kunst, welches nur die Einseitigkeit moderner Betrachtung des Werdens unserer Malerei zu überschauen vermochte,



Abb. 2. „Prieschen gefällig?“
Nach einer Originalzeichnung von Vincent Stoltenberg-Lerche.

ein Glied, das sich an Bedeutung und Einfluß der französischen Real-Idealisten-Schule von Barbizon an die Seite zu stellen vermag. Weil aber damals in Deutschland der „Inhalt" über alles geschätzt wurde, weil man die redliche Hingabe an die Natur als „sklavisch" verhöhnte, weil man die Treue auch im Kleinen für Sünde, den „Verzicht auf Nebendinge" für unumstößig nötig hielt und glaubte, auch in der Landschaft Geschichten von Weltbedeutung erzählen zu müssen, — aus allen diesen „ästhetischen" Gründen verstand man die Meister des Realismus nicht, bis auch ihre Kunst in dem Scheine des sich wieder mehr und mehr zur Manier herausbildenden allgemeinen Schönheitswesens verloren hatte, bis auch sie oder doch ihre Schüler Stilisten geworden waren. Je selbständiger der einzelne Künstler sich bei diesem Wandel der Auffassung erhielt, desto früher verschwand er aus der Wertschätzung der zünftig-ästhetischen Kritik.

Wie Deutschland dem Norden die Maler zuführte, die dessen landschaftliche Schönheit der Welt erschlossen, so gab uns der Norweger seinen Dank in einer Reihe von Männern zurück, welche auf unsere Kunstauffassung einen starken Einfluß gewannen. Seit zu Anfang der dreißiger Jahre durch Morgenstern, Gurlitt und Andreas Achenbach die Brücke zwischen deutscher Kunst und norwegischer Natur geschlagen worden war, seit z. B. 1840 selbst Preller sich zu einer Reise in das Nordland entschloß, die tiefen Einfluß auf die Kunstart des Klassizisten übte — seit dieser Zeit begannen die Norweger selbst sich an den Pforten deutscher Kunst zahlreicher zu melden.

Zwei Meister haben diese Vereinigung für lange Zeit fest und sicher geschlossen: Adolf Tidemand und Hans Gude.

Auch Tidemand machte seine ersten Studien in Kopenhagen. Dort nahm er einen Zug der Frische der Naturauffassung in sich auf, der in Düsseldorf unter Hildebrandt und Schadow, sowie später auf Reisen im Süden weiter entwickelt wurde. Er brachte nach Düsseldorf, wo er sich niederließ, von seinen häufig wiederholten Besuchen der Heimat ein neues Motiv in die Malerei, das nationale Leben eines von der Kultur wenig beleckten, in derber Gesundheit dahinlebenden Volkes. Und wenn er anfangs in pathetischen Historienbildern nach Hildebrandts Muster sich versuchte, „Gustav Wasas Rede an die Dalekarlier in der Marakirche," dann ein von den Frommen zu realistisch befundenes Altarbild für Christiania malte, so nahm er bald, wie Knaus und Vautier, das Genre auf, in welchem zu jener Zeit die Engländer ihre großen Triumphe feierten. Und man sieht denn auch deutlich, wie sehr ihn Wilkie beeinflußte, wie stark der Maler Norwegens und der Norweger auf den Maler Schottlands und der Schotten schaute. Und wie Wilkie den Novellen des die Welt mit den Augen eines glücklichen Kindes beschauenden Walter Scott bildliches Leben gab, so fand Tidemand in Björnsons Optimismus, in dessen sonniger Anschauung über sein Vaterland und seine Volksgenossen, in dessen maßvollem und leicht übergoldetem Realismus die rechte Ausdrucksform für seine von aller Welt so hoch gefeierte Schilderung nordischen Lebens.

Aus der großen Zahl seiner Bilder sei „Der Hochzeiter" herausgegriffen (Abb. 1). Voll fleißigen Naturstudiums ist der Wald, voll nicht ganz absichtslos erscheinender Poesie der Durchblick zur alten Kirche; im Vordergrund ein Wasser, das der Hochzeitszug nun zu durchwaten hat, ein sehr schönes Motiv, die Gruppe im Bilde geschlossen beisammenzuhalten. Jeder Einzelne ist trefflich beobachtet, durchaus mit der Absicht dargestellt, die Natur wiederzugeben. Alle aber sind sehr umsichtig und sehr überlegt angeordnet. Auf den ersten Blick erkennt man die Strenge der Komposition. Wir haben vor uns ein sehr „natürlich" gestelltes lebendes Bild.

„So, jetzt ist alles richtig — noch etwas den Körper rückwärts, Sie da, links auf dem Pferd — jetzt ists gut. Nun ganz still halten: eins, zwei, drei — bravo — die Gruppe ist vortrefflich! Nun brauche ich nur noch die Figuren etwas zu retouchieren, um Zufälligkeiten zu beseitigen — dann ist das Kunstwerk fertig!"

Es soll beileibe das Bild nicht lächerlich gemacht werden. Es ist ein Kunstwerk von hohem Range, auf welches stolz zu sein die Norweger alle Ursache haben. Und andere Werke desselben Künstlers sind ihm gleichwertig. Manche, von tragischerem Inhalt erheben sich sogar noch höher als dieses 1873 gemalte. Es steckt in ihnen eine ganze Weltauffassung, eine treuherzige Hin-



Abb. 3. Die wilde Jagd. Nach dem Gemälde von Nils Arbo.

gabe an das Geschehene und eine aus sinnendem Wohlwollen kommende Freude am Glück dieser Welt. Selbst bei den ernstesten Darstellungen fehlt der „versöhnende Schluß" nicht, den man für eine Grundbedingung aller echten Kunstwerke hielt, der Ausblick in ein besseres ideales Dasein, die Hoffnung auf ein irdisches Paradies. Wir sind ernster, härter, grausamer gegen uns selbst geworden und haben daher einen andern Realismus wie unsere Väter, wie wir einen anderen Idealismus haben. Wir wollen aus den Tiefen der trachten uns gewöhnt hatten. Vincent Stoltenberg-Lerche, der fleißige Darsteller des Philisteriums, war einer der besten unter ihnen. Erst vor kurzem hat ihm der Tod den Pinsel aus der Hand genommen, der nie ermüdete, Mönche und Seeleute, kneipende Spießbürger und allerhand Hofgesinde in feinen Strichen auf die Leinwand zu bringen, Gestalten, die mit herzenswarmem Humor gemalt waren, ohne absichtlich humoristisch zu sein. Die neuen Fortschritte der Vervielfältigungskunst haben uns die Mittel



Abb. 4. Krieger retten das Königskind Hakon Hakonson über die Berge. Nach dem Gemälde von Knud Bergslien.

Erkenntnis der Welt ihre Schäden zu bekämpfen suchen. Jene kämpften und litten für das ideale Gut deutscher Einheit, für die bürgerliche Freiheit, wir müssen kämpfen und im geeinten Reich leiden lernen für das reale Gut menschenwürdigen Daseins und müssen den Bestand des Geschaffenen furchtbar gerüsteten äußeren und inneren Feinden gegenüber zu wahren suchen.

Neben Tidemand siedelte sich in Düsseldorf eine Reihe norwegischer Künstler an, die wir bald ganz als die unseren zu be- an die Hand gegeben, Federzeichnungen der Künstler in völliger Treue durch die Buchdruckpresse tausendfach wiederzugeben. Da ist Stoltenberg-Lerche's „Prieschen gefällig?" eine Arbeit aus seiner besten Zeit, die uns den Mann fast näher zu führen vermag, als es seine Bilder thun (Abb. 2). Sie führt ihn uns vor in seiner Ursprünglichkeit, in jenem Mittel der Naturdarstellung, in welchem die Künstler der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts von akademischer Bevormundung zuerst sich frei machten: Sie ist ganz



Abb. 5. Zum Tode verurteilt. Nach dem Gemälde von Carl Sund-Hansen.

malerisch empfunden, keineswegs mehr schulgerechte Linienkomposition, keineswegs von „korrektem“ Faltenwurf. Hier sind schon die Schatten- und Lichtmassen gesehen, löst sich die Zeichnung zur farbigen Wirkung auf. Und wenn zunächst auch das Augenmerk vorzugsweise auf die Seelendarstellung, auf das Anekdotische gerichtet ist, so malt doch schon der Zeichner, während in der eigentlich „klassischen“ Kunst jener Zeit der Maler zeichnete.

Im Gegenstand dem Stoltenberg-Lerche ganz verschieden, im Geist ihm aber ganz verwandt, genießt Peter Nicolai (Nils) Arbo in seinem Vaterland hohes Ansehen. Gleich Tidemand einst Schüler der Kopenhagener Akademie, dann später des Düsseldorfers Carl Sohn, wurde er Historienmaler von großem Schwung, der die nationalen Gestalten seinem Volke lebendig machte, Harold Schönhaar und Frithjof den Helden, die schöne Ingeborg und Olaf Trygvesson, den König! Sehen wir seine „Wilde Jagd“ (Abb. 3), die über das Brachfeld dahinbraust, hoch in den Lüften, voraus Eulen und Raben, dann eine wilde Reiterschar bewaffnet,

stoßend, schlagend, schießend, die jungen Gestalten der Verstorbenen mit sich fortreißend; und über dem wüsten Troß Thor, den Gott mit dem Hammer, im flatternden Mantel, während unten die spärlichen zerzausten Fichten sich im Sturm beugen und die Nebel um die Felsenhöhen streichen.

In gleichen Bahnen bewegt sich Knud Bergslien, dessen Bild der auf Schneeschuhen den Berg hinabsausenden Krieger, welche Hakon Hakonson, das Königskind, retten, so recht die norwegische Romantik vertritt (Abb. 4): Es sind dies Bilder, die trotz ihres norwegischen Inhalts deutschen Geistes voll sind: anerkennen doch die norwegischen Landsleute dieser Maler, ja diese selbst, willig, daß es eine deutsche Schule war, welche sie in Düsseldorf durchmachten und daß sie ihrem Wesen nach eine deutsche Kunst schufen.

Auch der in Kopenhagen lebende Maler Carl Sund-Hansen, dessen Bild „Zum Tode verurteilt" sich der jüngeren Düsseldorfer Schule anschließt (Abb. 5), gehört in den Kreis dieser Künstler.

So gefeiert Tidemands Bilder auch waren, so kann man ihren Meister doch nicht eigentlich als einen Förderer deutscher Kunst bezeichnen. Er ist in Reih und Glied bei uns mit eingetreten, hat tapfer und erfolgreich gekämpft, er hat sich in der Schilderung seiner Heimat ein besonderes Gebiet geschaffen, aber er hat den Kreis des malerischen Erkennens und Erreichens nicht erweitert. Anders ist es mit seinem Landsmanne Hans Gude. Gude ist Achenbachs Schüler, hat lange in Düsseldorf gelebt, teilweise gemeinsam mit Tidemand Bilder gemalt, er die Landschaft, jener die Figuren. Im Jahre 1853 wurde er Schirmers Nachfolger als Lehrer in Düsseldorf, seit 1864 an der Karlsruher Akademie und 1880 Leiter eines der Meister-Ateliers in Berlin. Ein ganz wesentlicher Teil seiner Bedeutung liegt in seiner Stellung als Lehrer der Landschaftsmalerei.

Es ist schwer zu umgrenzen, wie groß Gudes Verdienst um die deutsche Kunst ist. Sein Einfluß steht dem Achenbachs wenig nach: Die gesunde Frische, die Klarheit im Licht, die Freude an hellen, bläulichen Sonnentönen, die in seinen Seebildern leuchtet, die frische Farbigkeit, welche auf das Brechen mit braunen, angeblich „warmen" Tönen verzichtet, die große Einfachheit der Komposition und das Hinwegsetzen über die regelrechte Linienführung — und mit all dem die weitere Befreiung aus akademischer Regel danken wir wieder der anhaltenden Frische dieses ausgezeichneten Norwegers. Er ist deutsch in seiner Kunst, wie sein älterer Freund Tidemand, aber er hat in die deutsche Kunst ein unbefangeneres, nicht von deutscher ästhetischer Spekulation verdicktes Blut hineingetragen und hat ihr somit einen sehr erheblichen Dienst geleistet.

Es besteht ein Unterschied zwischen jenen Malern, welche lediglich Andreas Achenbach folgten, und denen, welche auch Gude sich anschlossen. Vergleichen wir dies an den Norwegern, die in Düsseldorf selbst lebten, so erkennt man bald die größere Frische des Tones bei den von Gude Beeinflußten. Bei den Achenbachschülern, wie bei seinem Bruder Oswald, bei Flamm, Ruths, Lutterot, Leu, Deiker, eine mehr gehaltene Farbe, eine mehr romantisch-poetische Stimmung, eine strengere Komposition oder doch ein sorgfältiges Abwägen der Massen! Bei Gudes Schülern ein unbedingtes Hindrängen auf innere Klarheit, auf volle Herausgestaltung des Sonnentones, auf Stimmung, Licht und Wirkung. Immer aufs neue überraschten uns die Norweger durch die kecke Farbigkeit ihrer Landschaft, durch die fast fanatische Liebe, mit der sie die malerische Erscheinung ihrer langen dämmernden Abende, ihrer glühenden Sonnenuntergänge, ihres blendenden Tageslichts, die Frische ihrer grünen Halden, die Weißheit ihres Schnees, die purpurne Tiefe ihrer Meere vorführten. Man braucht dem Kunstsinnigen nur die lange Reihe norwegischer Namen vorzuführen, vom früh verstorbenen genialen Cappelen zum schwungvollen Erich Bodom, von den noch schüchtern detaillierenden Magnus von Bagge und J. Th. Eckersberg zu den immer breiter und wuchtiger sich entfaltenden Künstlern: Morten Müller, Axel Nordgren, Sophus Jacobsen, Jörgen Sorensen, Adelsteen Normann, Hans Dahl, Nils Björnson Möller, Johannes Grimelund, Nils Gude, Askevold, Frl. Kitty Kielland, und wie sie alle heißen mögen, die farbensicheren Norweger.

Zwei der Maler aus dieser Reihe mögen

als besonders eigenartig herausgenommen werden: Adelsteen Normann und Hans Dahl. Beide leben in Berlin, das mit Gudes Übersiedelung dorthin ein Standort norwegischer Kunst geworden ist. Jahr für Jahr sendet Normann Landschaften von ge- Farben strahlen von den Halden. Und das Alles ist mit einer hellen Lust am Schaffen dargestellt, gemalt als sei es des Künstlers Absicht, die Welt auf die Schönheit des Sonnentages dort oben im Norden hinzuweisen oder, in anderen Bildern, auf die



Abb. 6. Norwegischer Hafen. Nach dem Gemälde von Adelsteen Normann.

waltiger Größe auf die Ausstellungen, des vollsten Beifalles der Menge sicher (Abb. 6). Es funkelt und blitzt auf die leicht bewegten Meeresflächen, in die um die Gletscher streichenden Wolken, es liegt ein feiner Duft über den Häuschen im Hafen, volle saftige

düstere Pracht der Mitternachtssonne und das starre Blaugrau, welches der eisige Sturm über Meer und Fjord breitet. Während so bei Normann der ganze Reichtum im Wechsel der Stimmung sich ausspricht ist Hans Dahl ganz und gar versenkt in

die Freude am nordischen Sonnenlicht (Abb. 7). Seine Bilder blenden durch die Kraft greller Beleuchtung, die frühlingsgrüne Wiese am Ufer glänzt in funkelnder Pracht, das Wasser blitzert hier und dort auf unter den Ruderschlägen der in bunt-heiterem Gewande dem Bergkirchlein Zuschiffenden, auf allen Gesichtern liegt die hellste Freude über den warmen, glanzvollen Tag, und den Maler selbst glaubt man zu beobachten, wie er sich vor seinem Bilde die Hände reibt: Ja, ja, daheim ist's schöner als im lärmenden staubigen Berlin, und wenn ich nicht den norwegischen Sommer in meine Werkstätte zu übertragen vermöchte — ich hielt's nicht aus zwischen den hastenden, abgespannten, überfeinerten Menschen! Dort in der Heimat ist Lebensluft und heitere Einfachheit, dort ist das Glück!

Man braucht sich bloß zu erinnern, daß die Deutschen Osterley, Franz Hünten, Saltzmann und die ganze jüngere Berliner Marinemalerei durch Gude auf den Norden hingewiesen wurde, während der Achenbachsche Einfluß wesentlich nach dem Süden, nach Italien und mithin nach dem diesem Lande eigenen Stil drängte. Man braucht nur eines weiteren Berliner Seemalers zu gedenken, des Kaisers Wilhelm II, um zu verstehen, daß die Begeisterung für nordische Schönheit auch in die Weite wirkte und daß das Vaterland unsrer Stammesbrüder seinen Landschaftern zu danken alle Ursache hat, weil sie mehr für den Fremdenverkehr in ihrer Heimat leisteten, als Vereine und Klubs nur immer thun können! Sie lockten mit den begeisterten Schilderungen ihrer Heimat den Strom der wanderlustigen Deutschen nach dem Norden, der sich sonst fast ausschließlich nach dem Süden gerichtet hatte!

Unmittelbar nach der Zeit höchster kriegerischer Erfolge erlahmte plötzlich die Anziehungskraft der deutschen Kunst auf den Norden. Schon Ludwig Munthe, der 1861 nach Düsseldorf kam, schloß sich in seiner Malweise mehr der französischen Kunst an. Minder klar, minder sonnig, minder unmittelbar zugreifend suchte er sein Ziel in der Feinheit der Stimmungswerte (Abb. 8). Weniger im Gegenstande als in der Behandlung einfacher Vorwürfe, weniger in heiteren sonnigen Wirkungen, als in den einfachen aber feinen Abtönungen der Schneelandschaft, des nebligen Herbstes, weniger in der vollen Deutlichkeit als in der die Dinge umhüllenden Poesie des Dämmerlichtes sucht er den Wert seiner Bilder. Er hat nicht ohne unmittelbare Beeinflussung die Werke eines Troyon, eines Daubigny, eines Corot gesehen. Es war daher auch kein Wunder, daß der Norweger sich nach Antwerpen und Paris wandte, seit er bemerkte, daß auch die Deutschen sich dort fast ausnahmslos ihren letzten malerischen Schliff geholt hatten. Die geistige Abhängigkeit, in welche Deutschland in den Tagen Börnes und Heines zu Frankreich verfallen war, das mächtige Überwuchern französischer Romantik in der deutschen Kunst, französischer technischer Meisterschaft und Regelrichtigkeit über die knorrige deutsche Individualität brachte es dahin, daß die deutsche Kunst, vor 1870 genährt von Paris, nach 1870 des Nährbodens und eigenen Zieles beraubt, wieder in einen Manierismus verfiel, der jenem zu Ludwig Richters Jugendzeit nicht viel an Gehaltlosigkeit nachgab. Und wenn gleich Tausenden die Manier eines Karl von Piloty heute noch besser behagt wie eine ernst realistische Kunst, so mögen sie an dem Abbröckeln der seit langher mit uns geistig vereinten Nationen von unserer Schaffensart erkennen, daß das Ausland schärfer und richtiger über uns urteilt, als es die meisten unter uns selbst vermögen. Während der Herrschaft des sogenannten „Idealismus“, in Wahrheit aber der Manier, verloren wir den Markt im Kunsthandel und die Schüler in unsern Kunststädten und die jungen Norweger wenden sich jetzt nach Paris. Dorthin tragen sie die Frische ihres Könnens, das Naturburschenhafte ihrer Anschauung, die oft ungeschlachte Kraft ihrer Darstellung.

Es ist nicht die Aufgabe dieser Blätter, die Pariser Schule genauer zu charakterisieren. Unter den Norwegern, welche dort wirken, sind Künstler, die einen ebenso tiefgreifenden Einfluß auf die französische Kunst gewinnen, wie Gude auf die deutsche. Ich nenne nur Fritz Thaulow, den wunderbar tieffarbig schauenden Meister, Christian Skredsvig, E. Skramstad, Friethjof Smitt-Hald, Axel Ender, Hans Heyerdahl, Momme Nissen, Erik Werenskiold, dessen treffliches, den ausgezeichneten Mann in seiner vollen Bedeutung wieder-



Abb. 7. Fahrt zur Kirche. Nach dem Gemälde von Hans Dahl.

gebendes Bildnis des Dichters Björnstjerne Björnson in Abb. 9 vorgeführt sein mag, und zahlreiche andere sind erst in Paris sich ihrer Richtung klar geworden.

Wie in Deutschland bilden auch in Paris die Norweger eine in ihrer Schaffensweise deutlich erkennbare Gruppe. Die Landschaften von Skramstad oder Smitt-Hald (Abb. 10) sind nicht französisch genug, sowenig wie jene Gudes einfach deutsch sind. Sie übertreffen zumeist die französischen Arbeiten an Tiefe des Tones, sie sind zwar vielleicht derber, meist aber gesünder, weniger das Ergebnis eines starken Triebes und Ringens nach individueller Freiheit als eines ruhigen Erfassens dieser Gottesgabe. Die Norweger und die Schotten — beide bringen überall hin, wo sie auch auftreten, den farbigen Ton mit, das stark ausgeprägte koloristische Gefühl. Wir ziehen in unseren „Aquarien" den Goldfisch des Südens, wir lächeln über die äußere Erscheinung des nordischen Herings. Und doch ist dieser so unendlich viel farbenreicher als der rote

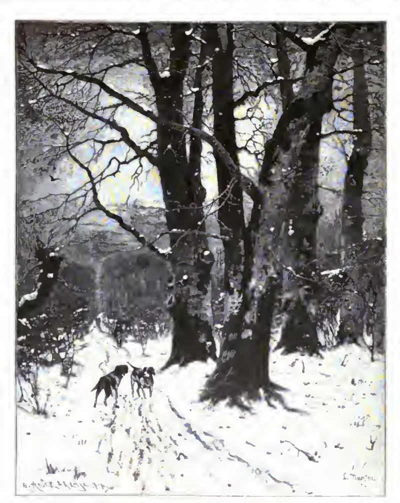


Abb. 8. Winterlicher Waldweg. Gemalt von Ludwig Munthe.



Abb. 9. Björnstjerne Björnson. Nach dem Gemälde von Erik Werenskiold.

Blender, ebenso wie der Apfel die Citrone und die Eiche die Palme, die Tanne die Pinie an Reichtum übertrifft. Diesen Reichtum, diese Vielgestaltigkeit, diese feinere Farbigkeit des Nordens haben die nordischen Maler jederzeit als ihren Kunstbesitz erwiesen, dieser Reichtum hat sie auch vor der eigentlichen Programm-Kunst bewahrt, in welche die Kunst des Südens so leicht verfällt.

So ist zwar der Norweger Christian Krogh, einer der entschiedensten unter den modernen Realisten, der mit seinem Bilde „Albertine“, wie uns erst unlängst der amerikanisch-norwegische Novellist Hjalmar Hjörth Boyesen erzählte, wie eine Bombe in das stille Christiania einfiel, indem er das menschliche Elend mit der Kraft und dem Ernst seines Landsmanns, des Dichters Ibsen, malerisch darstellte. Diese Richtung zeigt sich auch deutlich in dem ergreifenden Bilde „Der Kampf ums Dasein“: hier handelt es sich nicht um eine wohlgeordnete Komposition, um ein Aufbauen und Abwägen der Massen, um ein Retouchieren der „Zufälligkeiten“ aus dem wahrheitlichen Bild (Abb. 11). Mit grimmem Ernst ist die Situation erfaßt, das Leben erschaut und geschildert. Die Stimmung in diesen Bildern ist in eben dem Maße französisch, wie die der früher besprochenen deutsch. Sie wären ohne die geistige Vorarbeit der Impressionisten, namentlich des Bastien-Lepage, sicher nicht entstanden. Aber der Künstlergeist, aus dem sie geschaffen sind, ist ein anderer als der des jungen Frankreich.

Wie Zola hat auch Ibsen der Zorn gegen die Sünde der Welt die Bitterkeit der Darstellung eingegeben: Sie wollten der heuchelnden Gesellschaft den Spiegel vorhalten, damit sie vor sich selbst erschrecke; sie wollten mit dem wohlbegründeten Rechte des Cynismus den verborgenen Feind vernichten, indem sie ihn in seiner Nacktheit unbarmherzig ans Licht stellten. Aber nur wenigen unter den norwegischen Malern spürt man diese Absicht selbst, die Kampfstimmung, das innere Ringen um Befreiung an. Sowie der Ton der realistischen Kunst von den Franzosen gefunden war, ergreifen sie ihn mit der Herzhaftigkeit und Unmittelbarkeit eines Jugendfrischen, den überliefertes Wissen und überkommenes Sittengesetz nie belastete: Neues Weistum und neue Weltform wird ihnen alsbald unmittelbarer, mit gelassener Heiterkeit genießbarer Besitz. Sie erkämpfen sie nicht, die moderne Welt, sie leben ganz und gar in ihr.



Abb. 10. Wartestunde. Nach dem Gemälde von Smitt-Hald.

Man sehe Otto Sindings Bilder aus den Lofoten, gemalt in eisiger Kälte



Abb. 11. Der Kampf ums Dasein. Nach dem Gemälde von Christian Krogh.

in nordischer Winternacht, wie beim leisen Hauch erwachenden Frühlings. Man sehe dann seine Studien des Nackten in hellem Sonnenlicht, welche keinen gleichgültig ließen, sondern die Beschauer zu Bewunderung und zur heftigsten Ablehnung brachten, je nach ihrem Standpunkt; man sehe bei ihm die tief lyrische Stimmung, die ahnungsvolle Tiefe germanischen Gemütes kräftig durch den unbedingten Realismus hindurchbrechen; man erkenne in ihm jene Ossian-Färbung mit ihrem dämmernden, über tiefgetönte



Abb. 12. Das Meerweib. Nach dem Gemälde von Otto Sinding.

Heide hinziehenden Geisteshauch; jenen den nordischen Charakter durchleuchtenden mystischen Zug, der auch Ibsen zum Symbolismus hindrängt und in Sindings jüngsten, an Böcklin mahnenden Bildern mächtig hervorbrach; man betrachte sein „Meerweib" (Abb. 12), welches schon 1880 gemalt ist, zu einer Zeit, in welcher nur Wenige bei uns Böcklin verstanden und das seiner Phantasie doch schon voll ist. Mit frischer Hand griff auch hier der Norweger ein. Eine dänische Frau, Elise Jerichau-Baumann, hatte ihm hierin vorgearbeitet, die dumpfere, mehr in Tönen als in Gestalten dichtende Romantik des germanischen Geistes, die nicht verstandesmäßige, sondern aus dem Gemüt heraus wirkende schöpferische Kraft des Nordens regte sich also früh in dem rücksichtslos wahrheitlichen Realisten. Seine Wahrheitsliebe ist nicht nüchtern. Und so

ist's bei seinen Landsleuten die Regel. Man vertiefe sich in die wunderbare Kunst Gustav Wentzels in ihrer Einfachheit und eindringlichen Kraft. Man betrachte die Lichtprobleme, die sich Hariet Backer stellt, man sehe, wie Eilif Petersen, Carl Sund-Hansen von dem großen Zug nach Wahrheit in der norwegischen Kunst erfaßt sind, und man erinnere sich der fast rüden Schlagsicherheit im Erfassen einer Stimmung, mit welcher vor einigen Monaten Munch die Künstlerschaft Berlins und die ganze Hauptstadt in den Harnisch brachte — und man wird erkennen, daß noch Nerv und Kraft in diesen norwegischen Künstlern ist, eine strotzende Gesundheit, ein heißes Blut, dessen Wellen wieder in unsere Adern zu lenken uns allzeit von größtem Nutzen sein wird. Denn sie gehören geistig zu uns, diese Norweger, wie ihre Dichter bei uns heimisch sind; sie sind nur von uns dadurch geschieden, daß auf ihnen nicht die Last einer Jahrhunderte alten Kunsttradition liegt, daß sie die schrecklichen „Nöte einer manierierten Zeit," nie gekannt haben, unter der zu leiden wir eigentlich noch nie aufgehört haben.

Wir Deutsche sollen der Bauernnation dort oben also ein frohes „Willkommen in unserm Kreise!" zurufen. Wir brauchen Wildlinge, Leute, die auf ihre Natur stolz sind. Und das germanische Wesen in uns wird sich seiner erst recht bewußt, wenn es den Bruder in seiner knorrigen Selbstherrlichkeit betrachtet, der noch unverbildet ist und der die Natur weder nach den Regeln des Poussin und Claude Lorrain, noch nach der Schule irgend einer modernen Akademiegröße ansieht, sondern einfach geradezu, und der sich an ihrer Schönheit berauscht und mit nüchterner Kraft die Wonnen dieses Rausches andere mitfühlen macht.



Auf ein Viertelstündchen.

Am Morgen war's, ich verließ das Haus
Und ging auf ein Viertelstündchen aus.

Froh schritt ich durch die betaute Saat,
Durch die zum Walde hin führt ein Pfad.

Zum Walde kam ich, der lud mich ein,
In seinen Schatten taucht' ich hinein.

Bald neben mir lief ein kleiner Bach,
So freundlich plaudernd — ich ging ihm nach.

Ein Vogel flog rufend her vor mir,
Der lockte tief mich ins Waldrevier.

In Waldesschoß eine Blume stand,
Nie eine schön're brach meine Hand.

Und in der dämmrigen Einsamkeit
Ging hin, ich wußte nicht wie, die Zeit.

Ungern ich dacht' ans Nachhausegehn,
Und endlich mußte es doch geschehn.

Auf ein Viertelstündchen nur ging ich aus,
Kam nach fünf Stunden zurück ins Haus.

Dank, schattiger Wald, dir für den Gang,
Dir Bach und Vogel, dir sag' ich Dank.

J. Trojan.

Der Hausherr von Friedrichsruh.

Mit 7 Illustrationen nach Liebhaberaufnahmen.

Unter den zahlreichen Geschenken, die dankbare Liebe und hingebende Verehrung in diesem Jahre auf dem Geburtstagstisch des 80jährigen Fürsten Bismarck aufgehäuft hat, befindet sich ein unscheinbares Büchlein, das neben den blitzenden Kostbarkeiten von Gold und Silber, neben den Kunstwerken in Lederschnitt und Holzarbeit, den kostbaren Adressen in jeder erdenklichen Kunstform den Blicken des oberflächlichen Beschauers bescheiden sich entzieht. Schwarz in Leder gebunden und von einem schwarzleinenen Umschlag verhüllt, kann es keinerlei Anspruch machen, auf der fürstlichen Geburtstagstafel als Festgeschenk zu glänzen. Und doch hat dieses Buch, dessen Blätter abgegriffen und zum Teil vergilbt sind, einen historischen Wert, der es hoch über den goldenen Pokal erhebt, der prunkend und ins Auge fallend daneben steht. Dem durchdringenden Blicke des Fürsten war dies nicht entgangen; mit einer leichten Handbewegung schob er die goldenen und silbernen Kostbarkeiten zur Seite und griff nach dem unscheinbaren Buche. Er las und las; ein Teil seines vergangenen Ichs wurde vor ihm lebendig: die Zeit, wo er noch hoffend und harrend, aber auch schon ungeduldig pochend an dem verschlossenen Thore der Zukunft gestanden hatte. Es war im Jahre 1847, wo Friedrich Wilhelm IV am 11. April die Provinzialstände um sich versammelte, und in dieser Versammlung war auch der damalige Deichhauptmann Herr von Bismarck als Abgeordneter der Altmärkischen Ritterschaft. Welch eine Welt von Ereignissen liegt zwischen jenem 11. April 1847 und dem



Schloß Friedrichsruh.
Abb. 1: Die Parkseite des Fürstenhauses und Porträt des Fürsten von Lenbach.



Im Sonnenschein. Nach dem Gemälde von Hugo König.



Schloß Friedrichsruh. Abb. 2: Zimmer im Erdgeschoß.

1. April 1895! Dieser Gedanke mochte die Seele des Fürsten durchziehen, als er gerührt Blatt um Blatt umwandte. Er blätterte in dem Album einer vergangenen Zeit, deren Bestrebungen und Ideale uns heute kindlich erscheinen mögen, nachdem das Riesenwerk der deutschen Einigung vor unseren Augen sich aufgetürmt hat und ein anderes Geschlecht geschaffen hat und ein anderes Denken und Fühlen der Volksseele. Da standen die Namen Friedrich Wilhelms IV und sämtlicher preußischer Prinzen unter ihren Wahlsprüchen, umrahmt von zierlichen Einfassungen und beschirmt von dem Hohenzollernaar und der preußischen Königskrone. „Gott mit Uns" schrieb Prinz Wilhelm. Ein Wort von rührender Einfachheit; er ist seinem Wahlspruch treu geblieben bis an's Ende, und Gott ist mit ihm gewesen! Und Bismarck? In der Reihe der Standesherren, fast zu Ende des Albums, finden wir sein Familienwappen, ohne Grafen- und Fürstenkrone, und darunter steht das tiefe und bedeutende Wort: „Das löbliche Streben nach dem Besten wird zur Thorheit, wenn dabei das vorhandene Gute übersehen wird." — Man könnte diesen Wahlspruch als Motto unter das Bild des Fürsten setzen, wie es am Abend seines Lebens vor dem Auge der Deutschen steht. Wir wissen alle, daß er, ein „festes Programm" verschmähend, das Beste nur erreicht hat, weil er das Gute nie übersah, und es nahm, wo er es fand. — Nun, die große Zeit ist vorüber, wir haben sie erlebt und danken Gott, daß wir Zeitgenossen sein durften. Ein Vierteljahrhundert ist vergangen seit der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches, ein Menschenalter, das eine neue Generation gezeitigt hat.

Fürst Bismarck ist vom Schauplatz der Ereignisse abgetreten, er ist nur noch der Schloßherr von Friedrichsruh, der in der Einsamkeit des Sachsenwaldes, unter dem Schatten seiner Eichen und Buchen seiner Gesundheit und seiner Erinnerung lebt, aber er ist ein politischer Faktor geblieben, mit dem die hohe Diplomatie Europas zu rechnen hat, und — ein Hort Deutschlands, vor allem Jungdeutschlands, das ihm zu seinem Jubelfeste seine begeisterten Huldigungen dargebracht hat. Der nationale Festtag ist nicht verrauscht, ohne in Millionen deutscher Herzen einen kräftigen Nachhall geweckt zu haben. Davon zeugen die zahllosen Kundgebungen in Gestalt von Postkarten, Briefen und Telegrammen aus allen Gauen des Reiches, ja aus allen Teilen der Erde, wo immer deutsche Herzen in nationalem Empfinden schlagen. Wenn

in diesen Tagen ein einfacher Glückwunschbrief aus Berlin, mit der monumentalen Aufschrift: „An Ihn," seine Adresse nicht verfehlt hat, so ist das ein beredtes Zeugnis, wie sehr das allgemeine Interesse auf Friedrichsruh konzentriert gewesen ist. Die einfachen Lebensgewohnheiten des Fürsten wurden auch durch die stürmischen Huldigungen nicht beeinflußt. In pünktlicher Regelmäßigkeit, und doch völlig zwanglos, fließen ihm die Tage dahin, und seit er von den Geschäften und ihrer Verantwortlichkeit befreit ist, hat das Landleben, das ihm immer Bedürfnis war und von dem er auch in kritischen Zeiten nie ganz sich getrennt hat, einen doppelt erfrischenden, ja verjüngenden Einfluß auf ihn ausgeübt. Die Befürchtung, Fürst Bismarck würde nach seinem Rücktritt vom Amt dem Schicksal der „Pensionäre" verfallen und langsam dahingehen, hat sich glücklicherweise nicht erfüllt. Seine gesunde Natur hat den Stürmen der Zeit und den Anfechtungen des Alters getrotzt, und der Vergleich mit der Eiche des Sachsenwaldes, die fest im Boden wurzelt und stolz die Krone erhebt, ist wohl anwendbar auf den Mann, der seine achtzig Jahre ohne Beschwerde trägt, und der in der Liebe seines Volkes ebenso fest gegründet steht, wie sein Name über alle Namen dieses Jahrhunderts sich erhebt. Ist es da zu verwundern, wenn die Deutschen aus allen Teilen des Reiches nach Friedrichsruh pilgern, ja wenn selbst aus Österreich deutsche Männer und Frauen herbeiströmen, um den „deutschesten Mann" seit Luther von Angesicht zu Angesicht zu sehen?

Das stille Friedrichsruh ist in (Abb. 1) diesen Tagen zu einem Wallfahrtsort geworden, und Tausende und Abertausende schätzen sich glücklich, einen Blick in die bescheidenen Räume geworfen zu haben, die den größten Sohn des Volkes umschließen. Einfach genug sieht es dort aus, — keine fürstliche Pracht, kein künstlerisches Arrangement frappiert den ahnungslos Eintretenden. Alles atmet solide Eleganz und behagliche Wohnlichkeit. Der Geist der verstorbenen Fürstin mutet uns aus diesen Räumen an, und so wie sie vor kurzem das Haus verlassen hat, ist alles geblieben. Wir betreten das erste Zimmer des Erdgeschosses (Abb. 2), das unmittelbar neben dem Entree liegt. Unsere Illustration zeigt es uns in dem friedlichen Zustande seiner ländlichen Ruhe, denn heute sieht es darin bunt genug aus: die zahllosen Geburtstagsgeschenke lagern auf dem weitausgezogenen Tisch und türmen sich ringsumher an den Wänden zu Bergen empor. Die Ausstattung besteht,



Schloß Friedrichsruh. Abb. 3: Das Speisezimmer.



Schloß Friedrichsruh. Abb. 4: Die Büffetwand im Speisezimmer.

außer ein paar Tischen und Stühlen, vornehmlich aus den zwei mächtigen Bücherschränken, von denen der eine historische Litteratur, der andere Werke über Landwirtschaft und Gartenbau enthält. Nach den Osterferien wird dieses Zimmer wieder wie bisher den Enkeln des Fürsten, den jungen Grafen Rantzau, als Schulstube dienen. Auch das anstoßende Zimmer, in das wir durch die geöffneten Flügelthüren hineinblicken, ist mit Geburtstagsgeschenken angefüllt, und durch dieses gelangen wir in die geräumige Treppenhalle, die mit Gehörnen, Elchgeweihen und Bärenköpfen dekoriert ist. Neben der Halle liegt das Speisezimmer (Abb. 3); es wird von zwei Seiten von der Veranda umschlossen und gewährt durch die mächtigen, von der Decke fast bis zum Boden reichenden Fenster eine reizende Aussicht auf die von der Aue, einem Nebenflusse der Bille, durchflossene Wiese, die anmutsvoll in den Park eingebettet liegt. Ein künstlicher Wasserfall läßt sein monoton-melodisches Rauschen ertönen, und die auf dem Wasserspiegel sanft dahingleitenden Schwäne geben dem Gesamtbilde einen poetischen Reiz. Die Ausstattung des Speisezimmers ist einfach und gediegen. In der Anordnung gibt sich wiederum der Geschmack der Fürstin kund. Wir erblicken über den mit Krügen und Humpen besetzten Büffets eine Reihe stimmungsvoller Gemälde, unter denen eine Alpenlandschaft von Kalckreuth und ein Jagdstück von Kröner hervorragen (Abb. 4). — Der Tisch hat manchen erlauchten und manchen berühmten Gast bewirtet, und seine „Tragfähigkeit" vermag auch den weitgehendsten Ansprüchen gerecht zu werden; denn der Hausherr von Friedrichsruh hat ein ebenso feines Verständnis für kulinarische Leistungen, wie für einen auserlesenen Tropfen edlen Rebenblutes. Nach dem Diner, das um sieben Uhr stattfindet, zieht sich der Fürst in den anstoßenden Salon zurück (Abb. 5) und verbringt hier den Abend im Kreise seiner Familie, beschäftigt mit der Lektüre der Zeitungen und eingegangenen Briefschaften, wobei er seiner langen Pfeife mächtige Dampfwolken entlockt. Er ruht in einem Sessel, die Füße gestützt auf ein Tabouret, während die Gesellschaft an demselben Tische sich gruppiert und in zwanglosem Gespräche verweilt, bis der Fürst um elf Uhr sein Schlafzimmer aufsucht. Der Tod der treuen Lebensgefährtin hat eine nicht zu schließende Lücke in den engen Kreis der Familie gerissen, und es würde gar einsam um den greisen Recken sein, wenn nicht die Gräfin Rantzau, seine einzige Tochter, die mit



Schloß Friedrichsruh. Abb. 5: Der Salon.

ihrem Gatten und ihren Söhnen dauernden Aufenthalt in Friedrichsruh genommen hat, mit liebevoller Aufmerksamkeit und unermüdlicher Sorgfalt bestrebt wäre, ihrem Vater die gewohnte Behaglichkeit zu schaffen.

Wer jemals als Gast oder Besucher im Fürstenhause geweilt hat, der wird aus diesen Räumen nicht scheiden, ohne einen tiefen Eindruck von den Lenbach-Bildnissen empfangen zu haben, die so lebensvoll und packend aus ihren Rahmen heraustreten (Abb. 1 u. 6). Ohne einem anderen Künstler Unrecht zu thun, wird man wohl behaupten dürfen, daß keiner wie Meister Lenbach imstande ist, dieses Antlitz in seiner ganzen geistigen Bedeutung und seelenvollen Tiefe wiederzugeben. Es gehört dazu nicht bloß die Meisterschaft unerreichten Könnens, sondern ebensosehr die liebevolle und selbstlose Hingabe der ganzen Persönlichkeit des Malers, der dem Fürsten seit einer Reihe von Jahren durch seine Eigenschaften als Mensch und Künstler ein stets willkommener Gast und Freund geworden ist.



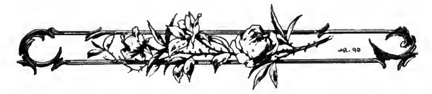
Schloß Friedrichsruh. Abb. 6: Bismarck-Porträts von Lenbach.

Unser letztes Bild (Abb. 7) zeigt uns Schloß Friedrichsruh, wie es im tiefen Winter den Blicken des Reisenden sich darbietet, der mit dem Dampfroß auf der Strecke Berlin — Hamburg den Sachsenwald durcheilt. Jetzt sind die schweren Schneemassen dem ersten Frühlingshauch gewichen; die belasteten Tannen, die Fürst Bismarck mit besonderer Vorliebe in seinem Parke zieht, haben



Schloß Friedrichsruh. Abb. 7: Einfahrtsthor und Hauptansicht.

sich straff emporgerichtet und setzen neue Triebe an. Die zahlreichen Singvögel, die den strengen Winter hindurch wohlverpflegte Gäste des Fürsten waren, haben den Druck des harten Winters abgeschüttelt und lohnen die erwiesene Gastfreundschaft mit schmetterndem Gesang. Finken, Meisen und Stare vereinen sich zu einer volltönenden Frühlingssymphonie, die den nahen Lenz verkündet und bald das erste Grün von Wald und Wiese hervorlocken wird.



→ Interessante Unterhaltung. ←

Von

Alice Freiin von Gaudy.

(Abdruck verboten.)

Kind, was klingelst du am Haus?
Zum Herrn Doktor? — Der ging aus.
Willst du warten? Setz' dich da
Auf das Bänkchen, Kleine! — „Ja."

Schau, — dir wird die Zeit schon lang?
Bleib doch sitzen!! — Wer ist krank?
Soll' es wohl dein Vater sein?
Ei, so sprich doch! Ist er's? — „Nein."

Also geht's der Mutter schlecht.
Nun, der Doktor bringt's zurecht.
Sorg' dich nicht! Bald ist er da
Und sein Trank hilft immer. — „Ja."

Sieh — da kommt er! Das ist gut.
Geh, und sag's ihm. — Fasse Mut.
Mädel — thu den Mund doch auf!
— „Ich hab' Schwämmel zum Verkauf."



Die Bas.

Von

Hermine Villinger.

Der Schnee lag wie ein Leichentuch über den Schwarzwald hingebreitet; daß das Leben aber trotzdem in dem verschneiten Thal und auf der windgepeitschten Hochebene unverdrossen weiter pulsierte, bewiesen die schlanken Rauchsäulchen, die überall aus den tiefdachigen, beinahe der Erde gleichen Höfen zum Himmel stiegen.

Nur ein Hof oben auf dem Hochplateau gab trotz der Mittagszeit kein Lebenszeichen von sich; ein krächzender Rabe saß auf dem unwirtlichen Kamin und sah sich hungrig in der Welt um.

Die Ortschaft bestand aus einigen dreißig, ziemlich weit auseinander liegenden Höfen, die sich von dem breiten Rücken der Hochebene hinab ins Thal zogen. Der Hof aber, den der Rabe zu seinem Auslugpunkte ersehen, war der entlegenste; nicht einmal ein Weg war zu dessen Thüre gebahnt, und die kleinen Fenster waren über und über mit Eisblumen bedeckt; drinnen aber sang jemand, eine jugendliche Stimme, — heiser und zitterig, wie von der Kälte geschüttelt. Zuweilen schwieg sie, dann ließ sich ein Laut vernehmen, ähnlich dem des Raben auf dem Dach: „Sing, Finle, sing" — und der jammervolle Gesang hub von neuem an.

Die alte Frau, die den schönen, stattlichen, aber unbeschreiblich vernachlässigten Hof bewohnte, hieß im ganzen Ort die Bas; sie bildete den Hauptgesprächsstoff der Leute, wegen ihres Reichtums, den jeder nach Herzenslust übertrieb, und wegen ihres Geizes und ihrer Vergangenheit; sie zählte sechsundachtzig Jahre, und die Sage ging von ihr, sie sei in ein teuflisches Gelächter ausgebrochen, als der Mann ihr tot im Hause lag; das und der goldgelbe Schimmer, der über ihrem weißen Haar lag, trug ihr den Übernamen die Hex' ein.

Die alte Frau saß auf ihrem Bett auf der Ofenbank; sie hatte sich die Federdecke um die Schultern gezogen, und ihr Kopf war so vielfach umwickelt, daß von dem kleinen zusammengeschrumpften Gesicht nur die rote, scharf gebogene Nase zu sehen war. Sie zählte aus einem, aus Flicken zusammengesetzten Beutel große Silberstücke in ihren Schoß, wobei sie hörbar atmete; von Zeit zu Zeit blickte sie mißtrauisch nach der wunderlich vermummten Gestalt hin, die singend und strickend in der düsteren ungeheizten Stube auf und ab rannte, in der jeder Hauch zu sehen war, der von den Lippen der beiden Menschen kam.

„Warum ich auf einmal so schlecht seh' —" murmelte die Alte, wiederholt mit der Hand nach dem linken Auge fahrend, dessen Deckel ihr tief und völlig regungslos auf die fahle Wange fiel; wie denn überhaupt die ganze linke Seite des Gesichtes den Eindruck machte, als sei die Alte vom Schlage gerührt worden.

Aber sowie der Gesang verstummte, fuhr sie auf: „Sing', Finle, sing" — und als rede sie mit sich selber, setzte sie hinzu: „Wenn's singt, hört's das Geld nit klirren —"

Ein gar helles kindliches Lachen erfüllte den Raum: „Ich hör's doch, Bas —" gleich darauf aber ging die Stimme in einen weinerlichen Ton über: „Es geht nimmer, Bas, ich kann nimmer stricken und

kann nimmer singen, die Händ' fallen mir ab vor Kält', und's Herz g'friert mir ein; ich geh' 'nüber zur Nachbarin, die Heisler gönnt mir schon ein Plätzle am Ofen, daß ich mich wieder auftauen kann —"

„Du gehst nit," fuhr die Alte auf, „ich leid's nit, wirst schon sehen, ich verklag' dich beim Bürgermeister" —

„Möcht' ihn am liebsten gleich selber holen," sagte das Finle, „damit er sieht, wie ich's hab', denn verfrieren brauch' ich nit, wenn ich auch nur eine eingesteigerte Waif' bin" —

„Ja freilich, möchtst mir all' mein Holz verbrennen," brummte die Alte.

„Friert Ihr vielleicht nit?" unterbrach sie das Mädchen, „schaut nur Eure Nas' an, völlig blaurot ist sie —"

„So, so," die Bas kicherte listig in sich hinein, „vor meinen Hunderttausend bucken sie sich doch, und wenn meine Nas' schwarz wär —"

„Was!" schrie das Finle auf, „hunderttausend habt Ihr!"

Die Alte schrak zusammen: „Wer sagt das? Wer hat das gesagt?"

„Nun Ihr, wer denn sonst?"

„Ich, ich hätt's gesagt, ich selber?"

„Ja freilich, und laßt mich so frieren und schickt Euer Anverwandtes, die Heisler, weg, die Euch mit aufgehobenen Händen angefleht, ihr aus der Not zu helfen — schickt sie weg und habt hunderttausend, und seid doch schon so alt, Bas, sechsundachtzig —"

„Hundert will ich werden, hundert," schrie die alte Frau und versuchte umsonst, sich von ihrem Bett zu erheben.

„Meinetwegen zweihundert," sagte das Finle und reichte ihr die Hand zur Hilfe, dabei sah sie der alten Frau ins Gesicht und schrie laut auf: „Seht Ihr aber kurios aus, Bas, der linke Augendeckel hängt Euch ja bis auf den Backen herunter; gebt acht, der ist Euch verfroren, das ist die Straf' Gottes —"

Die Bas fuhr mehrmals mit der Hand nach dem Auge, griff aber immer daneben: „Du bist schuld," keuchte sie, „du bist schuld, wenn ich nit alt werd', denn du hast die Heisler 'reingelassen, und da hat's mich angewandelt, ich weiß noch, da ist mir's auf einmal so sonderbar worden, so dunkel vor den Augen, und seither bin ich krank, ja wohl, ich bin krank — mach' ein Feuer an, Finle, ein gutes Feuer, stopf' hinein, was du kannst, denn ich bin krank —"

Das Finle war schon bei der Arbeit, und es dauerte keine zwei Minuten, knisterte und prasselte es im Ofen wie besessen; das Mädchen hockte auf der Erde und sah den züngelnden Flammen zu, die durch die Ritzen des Ofenthürchens leuchteten und einen hellen Schimmer auf das runde Kindergesicht mit dem kleinen kecken Stülpnäschen und der kurzen Oberlippe warfen.

„O, du heilige Mutter Gottes," meinte sie, ihre blauroten Hände dicht an den Ofen haltend, „wenn ich hunderttausend hätt', ich thät gewiß nit frieren —"

Die Alte humpelte wie eine Verzweifelte durch die Stube: „Wie stopf' ich ihr nur den Mund, wie stopf' ich ihr nur den Mund?" murmelte sie vor sich hin.

Das Finle lachte hell auf:

„Gebt mir was zu essen, dann ist er gestopft —"

Die Bas griff sich nach dem Kopf: „Wer hat was von Stopfen gesagt!"

„Ihr selber — Herrgott, seid Ihr aber heut' kurios, mir gruselts beinah —"

Die alte Frau schlürfte zu dem altersgeschwärzten Schrank, in der dunkelsten Ecke der Stube:

„Ich hol' dir was, Finle, ich hol' dir was, aber versprich mir's auf Ehr' und Seligkeit, daß du mir die Heisler nimmer 'reinläßt, daß du's keinem Menschen verraten thust von meinen Hunderttausend."

Das Finle schwor: „Auf Ehr' und Fröhlichkeit —" das zweite Wort etwas undeutlich aussprechend, denn sie mußte der Alten alle paar Tage etwas zuschwören, und um ihrer Seligkeit nicht verlustig zu gehen, hatte sie sich die kleine List ersonnen, dafür ein ähnlich lautendes Wort zu sagen.

Die Bas stierte in den offenen Schrank hinein:

„Ich hab' was wollen, was hab' ich denn nur wollen?"

„Mir was zu essen geben," rief das Finle, indem es aufsprang und mit vorgestrecktem Hals in das Innere des Schrankes lugte.

„Geh' weg, geh' weg, du kecks Ding," fuhr die Alte auf, „ein Stückle Brot kannst haben und ein Stückle Käs —"

„Ich halt' nit Wort, wenn's nit ein

ordentliches Stück Brot ist," handelte das Finle.

Die Bas ächzte laut, während sie das Brot vom Laib schnitt, gerad' als ging es ihr von der Seele; statt des Käses reichte sie jedoch dem Finle ein großes Stück Wurst hin, und das junge Ding eilte damit vor den prasselnden Ofen und ließ es sich herrlich schmecken.

„Ach," seufzte sie, nachdem sie schon bald fertig war, „ist das gut, ist die Wurst gut!"

„Ich hab' dir doch keine Wurst gegeben," alterierte sich die Alte und ging zu ihrem Schrank zurück. Das Finle schob den letzten Bissen in den Mund:

„Hab' mirs gleich gedacht, die Bas hat sich geirrt!" und sie brach in ein so herzliches Gelächter aus, daß es wie Musik durch die düstere Stube tönte.

Aber die Alte war wütend: „Dumm's Ding, immer lachen, immer lachen, sonst kannst nix —"

„Nun, das ist halt so verteilt in der Welt, der eine hat's Lachen, der andere hat's Geld — o du heilige Mutter Gottes, wenn ich das noch dazu hätt', dann wüßt' ich gleich, was ich thät."

Ein plötzlicher Ernst flog über ihre Züge, und als in demselben Augenblick von draußen an die Thür gepocht und ihr Name gerufen wurde, schoß ihr die Röte wie eine Flamme ins Gesicht, denn es war die Stimme dessen, an den sie gedacht hatte. Nun war ihr plötzlich warm, sie entäußerte sich der entstellenden Hüllen, glättete wie unwillkürlich die vielfach geflickte Schürze und nestelte an den Bändeln ihrer kleinen schwarzen Haube herum. Dabei ließ sie die Alte keinen Moment aus den Augen, sich rücklings dem Fenster nähernd, während die Bas in ihrem Schrank herumkramte, immer etwas wollte und gleich darauf vergaß, was es war.

Das Finle stand jetzt am Fenster, öffnete eine kleine Spalte und rief hinaus:

„Ich darf nit aufmachen, Jakob, sie hat den Riegel vorgeschoben —"

„Ich bitt dich um alles in der Welt, Finle," tönte es im Flüsterton zurück, „laß mich ein, 's ist das letzte — ich muß mit der Bas sprechen —"

„Nun, so komm," meinte das Mädchen, „den Kopf kann sie mir nit abreißen —"

Sie schob den Riegel zurück, und der Nachbarsohn trat über die Schwelle; er war ein blutjunger Mensch mit auffallend schönen, aber verhärmten, erschlafften Zügen; in den Augen, die von dunklen Rändern umrahmt waren, flackerte ein unstätes, krankhaftes Feuer.

„Bas," sprach er, und der Ton seiner Stimme zitterte.

Sie fuhr herum und starrte ihn an wie einen Geist:

„Du — was willst du noch bei mir — fort — wir zwei haben in Ewigkeit nix mehr miteinander zu thun —"

„Aber Bas," unterbrach er sie, „es ist ja heut' 's erste Mal, daß ich überhaupt 's Wort an Euch richt' — Ihr sollt mich ja nur anhören —"

Sie fuchtelte mit den Händen in der Luft herum, da ihr plötzlich die Worte fehlten, und deutete nach der Thüre. Aber das Finle that so, als verstünde sie nicht, und der Jakob fuhr zu sprechen fort:

„Ihr habt die Mutter fortgeschickt — sie wär' gewiß nit gekommen und ich auch nit, wenn uns 's Messer nit an der Kehl' stünd —"

„Ich helf' nit, ich helf' nit," keuchte die Alte, „ich werd' so dumm sein —"

„Und habt so viel Geld, so viel Geld," fiel ihrs Finle ins Wort.

„Du strick und sei still," fuhr sie die Bas an, und das Mädchen, um sie nicht noch mehr aufzubringen, nahm die Arbeit zur Hand und strickte wie eine Verzweifelte darauf los.

Es war fast, als habe die Bas die Anwesenheit des Burschen vergessen; sie nahm auf ihrem Bett Platz und riß sich die Haube vom Kopf, daß ihr das gelblichweiße Haar tief in die Stirne fiel, und fing an, sich leidenschaftlich den Kopf zu kratzen und dabei zu stöhnen:

„Wie Feuer brennt's, wie Feuer —"

„Sie ist heut nit recht, sie ist noch nie so sonderbar gewesen," flüsterte das Finle dem Burschen zu.

Es war zum erstenmal, daß er der alten Frau so nah gegenüberstand; zwischen ihr und den Seinen war nie ein Wort gesprochen, nie ein Gruß gewechselt worden; die Eltern gingen dem bösen Blick der Bas sorgsam aus dem Weg, die Kinder fürchteten sich vor ihr.



Frühlingszauber. Nach dem Gemälde von W. Menzler.
(Photographieverlag von G. Schauer in Berlin.)



Am Wegesrand. Nach einer Federzeichnung von H. Vogel.

„Was habt Ihr eigentlich gegen uns gehabt, Bas?“ fragte die Stimme des Burschen in die augenblickliche Stille hinein, „unsre Großmutter war doch Eure Schwester —“

„Still von der —“ die Alte hielt sich den Kopf mit beiden Händen.

„Bas“, hub der Jakob wieder an, „seit vierzehn Tagen — seit der Vater gestorben ist, bin ich in kein Bett gekommen, Tag und Nacht steh' ich in der Werkstätt', ich und der Christian, aber es thut's nit — es thuts nit — wir sind halt siebene, und außer dem Christian und mir noch kein's aus der Schul' — mit Vaters Krankheit ist der letzte Sparpfennig d'rauf gegangen, und nun sind die vierhundert Mark fällig, die der Vater aufgenommen, wie er die Werkstätt' vergrößert hat; es ist der letzte Termin; wenn wir sie nit zahlen, wird uns der Hof versteigert; an wen soll ich mich denn wenden? Jeder weiß, daß wir von Euch nix zu erwarten haben, daß Ihr Euer Geld der Kirch vermacht habt —“

„Ja wohl, der Kirch', alles der Kirch,“ frohlockte die Alte und setzte sich die Haube wieder zurecht; „alles der Kirch' —“

„Und sie hat hunderttausend,“ stieß das Finle hervor, indes ihm die dicken Thränen über die Wangen liefen.

Des Burschen Augen flimmerten seltsam auf: „Und hilfst uns nit und läßt uns den Hof über dem Kopf versteigern, daß wir da sitzen wie die Raben auf freiem Feld — verkommen in Not und Elend —“

„Ist's jetzt so weit, ist's jetzt aus mit dem großen Glück?“ murmelte die Alte, „darauf hab' ich gewartet, denn Ihr habt's nit anders verdient —“

Dem Jakob schoß die Zornesröte ins Gesicht, aber er nahm sich zusammen:

„Wenn der Vater am Leben geblieben wär' —"

„Der war's," unterbrach sie ihn, „der mich hineingetrieben in mein elendiges Leben und mir die Schwester vorgezogen —"

„Aber das war ja der Großvater," unterbrach sie der Bursche.

Finle lachte: „Heut ist sie ganz wirr," flüsterte sie dem Burschen zu, „sie hat sogar den Käs mit der Wurst verwechselt."

In dem Burschen hämmerte die Ungeduld: „Daheim warten sie," fuhr er die Alte an, „Ihr habt so viel und braucht's doch nit — — Bas, um Gottes Barmherzigkeit willen, gebt mir vierhundert Mark — helft uns aus der Not, Bas —"

Sie sah ihm starr ins Gesicht:

„So hast mich angeschaut, gerad' so bös — damals, wie ich mit dir 'tanzt hab — weißt nimmer?"

„Kann mich nit erinnern," knirschte der Bursche, während das Finle, das vorhin bei seinen Worten in lautes Schluchzen ausgebrochen war, jetzt unbändig in sein Strickzeug hinein kicherte.

Die Bas starrte unverwandt den Burschen an:

„‚Jakob, hab' ich zu dir gesagt, Jakob, ich halt's nimmer aus, ich hab' dich gern —'"

Der Bursche wollte sie unterbrechen, aber sie ergriff ihn beim Rock:

„‚Ich mag die Roten nit — ich mag die Roten nit' — das hast mir zur Antwort geben und bist hingangen und hast die Schwester genommen."

„So laßt doch die alten Zeiten," unterbrach er sie, aber sie schrie und stöhnte nur um so lauter:

„Ach das Glück, das große Glück mit anschauen müssen — du verfluchter Mensch," — sie ballte die Fäuste gegen ihn, „'s ganze Leben hast mir verdorben — schlecht gemacht hast mich, daß ich hingangen bin und hab' den Obereck-Bauern genommen, den rohen Kerl — aber Geld hat er gehabt, viel Geld, und gehauen hat er mich auch — nit lang, nit lang —," sie lachte listig auf, „hab's ihm eingetränkt — wohl, wohl — hab' ihm die Medizin nit geben, wie er im Fieber gelegen ist — Ja wohl, es ist Sündengeld, ich weiß, es ist Sündengeld, drum will ich's der Kirch' vermachen, die Kirch' hilft mir ins Himmelreich — die Kirch' kriegt alles —"

Der Jakob begann plötzlich zu zittern: „Ist's denn noch noch nit geschehen, habt Ihr 's Testament noch nit gemacht?"

Die Alte fuhr auf:

„Wer sagt das, was will der Mensch! schielt er nit nach meinen Schlüsseln? — Jesus im Himmel, wo sind meine Schlüssel, meine Schlüssel, wer hat sie mir gestohlen?"

„Wer soll sie denn gestohlen haben?" fragte das Finle und half der Bas das Bett durchsuchen; die Schlüssel fanden sich, und die Alte hielt sie mit beiden Händen fest und zwischen ihrem kurzen Atmen brach sich ein eigentümliches Pfeifen Bahn.

Der Bursche war ein paar Schritte zurückgetreten, in die Nähe jener dunklen tiefen Ecke, wo der Schrank und die Truhe standen, die die alte Frau immer wieder mit dem Blick suchte. Den Burschen hatte sie vergessen, aber dem Mädchen, das strickend am Tisch lehnte und sie anstarrte, rief sie ein heftiges: „Sing, Finle, sing, Finle —" zu; denn zuweilen flackerten ihre dem Erlöschen nahen Gedankenkräfte wieder auf; in einem solchen Moment wurde ihr plötzlich klar, daß sie laut dachte, und darum ruhte sie nicht, bis das Finle sang. Es fiel ihr eben nichts andres ein, als ein heiteres Schulliedchen, das sie mit heller Kinderstimme gedankenlos heruntersang; dabei suchten ihre Augen bald den Jakob, dessen Gesicht so geisterhaft aus dem Halbdunkel leuchtete, bald die laut vor sich hinsprechende alte Frau, und ein tiefes Unbehagen erfaßte die junge Kreatur. Allein sobald sie einen Augenblick mit ihrem Gesang innehielt, stieß die Alte ein ungeduldiges: „Sing, sing, Finle" — hervor, und dieses fing von neuem an:

> Vöglein im hohen Baum,
> Klein ist's, ihr seht es kaum —
> Singt doch so schön —

Der Bursche aber und das alte Weib, die hörten nichts von der unschuldsvollen heiteren Weise; in ihnen sangen ganz andere Gewalten.

„Ich geh' ja, ich geh' auf der Stell'," rang es sich von den Lippen der Alten, „ich will meine ewige Glückseligkeit gewiß nit verscherzen, aber hart ist's, o 's ist hart — all' das viele schöne Geld — das viele schöne Geld —"

Wie oft schon war sie auf dem Weg ins Pfarrhaus wieder umgekehrt, entsetzt, verzweifelt über den Gedanken — es gehört nicht mehr dir, mit deinem Namenszug gibst du alles hin — es ist nicht mehr dein, sobald du unterschrieben hast —

Sie schluchzte, ohne daß ihre alten Augen mehr Thränen hatten, sie raufte sich das Haar, und ihr wüster Kampf rief ein tiefes Grauen in dem singenden Finle hervor. Sie dachte immer wieder: Gott sei Dank, daß ich nit allein mit ihr bin, daß der Jakob in der Stub' ist — die hat's gewiß mit dem Teufel zu thun — Und singend und strickend ging sie zu dem Burschen hin und stieß ihn an: „Was hast nur?"

Er gab ihr keine Antwort, er war mit sich eins: die Alte durfte das Haus nicht verlassen, sie war ja verrückt — so viel wußte er, daß das Testament eines Verrückten nicht gültig war — und wenn sie jetzt zum Pfarrer ging, was wußte der, ob sie bei Sinnen war oder nicht — dem Jakob brauste es in den Ohren: Hunderttausend, hunderttausend! und alles die Kirch', und sie, die nächsten Anverwandten nichts — nichts — der Not, dem Elend überlassen —

Er heftete den Blick wie verzehrend auf die alte Frau, die endlich einen Entschluß gefaßt zu haben schien, denn sie erhob sich ächzend und ging zum Kleiderrechen an der Thüre; sie riß ihren Mantel herunter mit der dick wattierten Kapuze, die sie über den Kopf zog. Dann schrie sie nach ihrem Schirm, den ihr das Finle holte.

„Es schneit ja so arg," sagte das Mädchen, „müßt Ihr denn gerad' jetzt fort?"

„Ja, ja," nickte die Bas, „zum Pfarrer, zum Pfarrer —"

„Soll ich nit mit Euch gehen?"

„Nein, nein, du hütst mir mein Sach'! — Jesus," schrie sie plötzlich auf, „wo hab' ich meine Schlüssel hingelegt, wo hab' ich sie hingelegt —"

Das Finle holte sie von der Ofenbank: „Ich thät' sie mir anbinden, Bas, das ist ein ewig's Geschrei —"

Aber der Alten waren Schirm und Schlüsselbund zu viel für die schwachen, zitternden Hände.

„Ich laß den Schirm da," murmelte sie vor sich hin, legte aber den Schlüsselbund auf die Kommode und kam dann zur Thüre geschlürft.

Da stand der Jakob; er stand so breit da, mit geballten Fäusten; das Finle hatte schon zweimal etwas zu ihm gesagt, er hörte nicht. Jetzt stieß er sie weg und trat der Bas, die zur Thüre hinaus wollte, in den Weg:

„Ihr geht nit," schrie er sie an, „Ihr bleibt daheim —"

Sie hatte seine Gegenwart ganz vergessen und kannte ihn nicht mehr, aber sie schrie wie am Messer: „Dieb! Dieb!" und wollte sich an ihm vorbeidrängen. Da hielt er sie an den Schultern fest, und sie keuchte: „Jetzt bringt er mich um, er bringt mich um!"

„Um Gottes willen, Jakob", schrie das Finle, „was hast du vor?"

„Gerechtigkeit," stammelte er, „ich will Gerechtigkeit machen, wenn's keine gibt —"

Das Finle umfaßte ihn: „Laß, laß" — da er aber die Alte nur um so fester hielt, bückte sich das Mädchen plötzlich und biß ihn in die Hand; er ließ los und im nächsten Augenblick fiel die Thüre hinter der Alten ins Schloß; er wollte ihr nach und schleuderte das Finle, das die Klinke festhielt, auf die Seite; das Mädchen fiel zur Erde, mit dem Kopf gegen das Tischende, das Blut schoß ihr übers Gesicht, und sie blieb regungslos liegen. Der Bursche starrte auf sie nieder, er kam plötzlich zu sich, hob sie auf und trug sie aufs Bett am Ofen; er holte einen Krug mit Wasser vom Gesimse, netzte ein Tuch und hielt es dem Mädchen gegen die Stirne; er that es mit zitternden Händen und laut klopfendem Herzen und rief sie wiederholt beim Namen. Finle schlug die Augen auf, sah ihn einen Moment wie sich besinnend an und sprang dann in die Höhe:

„Jesus, die Bas, was ist mit der Bas?"

„Sie ist fort," sprach er dumpf, „aber dir hab' ich ein Leid gethan —"

„Das macht nix, wenn nur der Bas nix geschehen ist — mußt nit solche Augen machen nach der Thür, Jakob", setzte sie mit bittendem Tone hinzu, „mußt mir jetzt ein bißle helfen, gelt?"

Sie tauchte einen frischen Lappen ins Wasser und legte ein Tuch darüber; das mußte er ihr am Hinterkopf festbinden.

„So, und jetzt holst mir die Stricket dort vom Tisch her und gibst schön auf den Knäuel acht, er liegt unterm Stuhl; muß mich tummeln und den Strumpf zu End' stricken, sonst krieg' ich heut abend nix zu essen; ja, ich hab's just nit wie eine Prinzeß —"

Sie lachte kurz und hell auf und hub an zu stricken, der Jakob setzte sich neben sie auf die Ofenbank; die Ellenbogen auf den Knieen, starrte er mit düsteren Blicken auf den rissigen Fußboden.

„Nix erreicht, nix erreicht," sprach er in leisem bitteren Tone.

„Freilich, ach freilich," seufzte das Finle.

Er sah sie an: „Findest du's denn gerecht, daß wir so leer ausgehen? Hat's bravere Leut' geben als die Eltern? Gerad' hat der Vater die Werkstätt' angebaut, und 's Geschäft will einen Aufschwung nehmen, stirbt er uns weg —"

„Ja, 's ist hart, 's ist hart," nickte das Finle.

„Zu denken," sprach er weiter, „wenn sie jetzt gestorben wär', wenn sie den Geist aufgegeben hätt' —"

„Denk's nit aus," unterbrach ihn das Mädchen, „was hat sie denn gehabt von ihrem Sündengeld? sie war nie froh; man muß es mit angesehen haben, wie sie gelebt hat — immer in der Todesangst, man nimmt ihr was; den ganzen Tag hab' ich müssen stricken und singen, daß ich's nit soll klappern hören, wenn sie ihr Geld zählt. Oder sie ist am Fenster gesessen, stundenlang und hat hinausgestiert mit Augen wie eine Hex, daß man's ihr angesehen — jetzt denkt sie wieder bös von allen Menschen. Und in der Nacht, da kam sie mir mit ihren harten Fingern so übers Gesicht gefahren: ‚Bist noch da, Finle, bist noch alleweil da —‘

Der Jakob seufzte: „Wenn sie mir nur wenigstens die vierhundert Mark 'geben hätt', daß wir nit vom Hof fort müßten — wir sind doch so angesehene Leut' gewesen, Finle, und jetzt —"

Er sprang auf und schritt durch die Stube, die Hände in den Taschen, den Blick unruhig nach allen Seiten werfend; mit eins stand er vor der Komode: „Da sind ja die Schlüssel!"

Er hatte sich bemüht, ganz ruhig zu sprechen, aber der unsichere, zitternde Ton seiner Stimme fuhr dem Finle durch alle Glieder.

„Jesus im Himmel," schrie sie auf, „wenn das die Bas entdeckt, ich geh' sie ihr bringen —"

Aber der Jakob hielt die Schlüssel fest: „Jetzt — jetzt könnt' ich sie holen, die vierhundert Mark —"

Das Finle stand mit aufgehobenen Händen vor ihm: „Nein, das thust nit, das thust nit!"

Seine Augen sahen sie wie verglast an, während seine Hände fieberhaft mit dem Schlüsselbunde spielten:

„Von Rechts wegen", murmelte er, „von Rechts wegen gehört ja doch alles uns —"

Finle hatte ihn am Arme ergriffen, und als er sie zurückstoßen wollte, wandte sie ihm das kleine, verbundene Gesicht zu: „Erheb' nit wieder die Hand gegen mich, Jakob," bat sie mit zitternder Stimme, „werf mich nit noch einmal hin, 's hat recht weh gethan, ich hab' dir's nur nit sagen wollen —"

Sie zog den Widerstrebenden zum Ofen, „auch 's Stehen kommt mich schwer an, so sitzt mir der Schreck noch in den Gliedern —"

Sie sank auf die Bank, umfaßte seine niederhängende Hand und lehnte den Kopf gegen seinen Arm.

„Ich sag' nit, daß die vierhundert Mark nit dir gehören — von Rechts wegen gehört alles dir — von Rechts wegen! ja, was müßt da nit alles sein! Was hab' ich denn verbrochen, daß ich's so wenig gut hab' auf der Welt und von kleinauf eine Waif' war und just hab' müssen von der Bas eingesteigert werden; dreimal hat sie mich blutig geschlagen, und alleweil singen sollen, wenn einem der Magen knurrt — Gelt, das war doch gewiß auch nit von Rechts wegen, daß ichs so 'troffen hab' im Leben, denn in der Religionsstund' haben wir doch gelernt, daß der lieb' Gott aller Menschen Vater ist, ob sie hoch oder nieder stehen —"

„Es ist halt keine Gerechtigkeit," murmelte der Bursche und suchte seine Hand frei zu machen.

Aber das Finle hielt ihn fest: „Meinst, das hab' ich nit auch manchmal denkt,

meinst, ich hätt' der Hex nit gern oft einen rechten Streich gespielt? Aber nur von ihren Kartoffeln hab' ich gestohlen, Geld hab' ich nie keins angerührt, sonst hätt' sie mich beim Herr Pfarrer verklagt, und schau, Jakob —"

Sie sah zu ihm auf und suchte seinen Blick: „An deinem Einsegnungstag, wie du aufgestanden bist in der Kirch' — der erste von allen und hast dein' Sach' so schön gesprochen, so klar und laut — damals hab' ich mir gesagt — so eine Brave, wie der Jakob ein Braver ist, willst auch einmal werden und die Erst' sein an deinem Ehrentag, gerad' wie er — und schau, wenn wir jetzt auch die zwei Ärmsten sind, du und ich — darum wollen wir doch, so Gott will, alleweil im Leben die zwei Ersten bleiben — meinst nit auch, Jakob?"

Er hatte sich von ihr auf die Bank niederziehen und die Schlüssel aus der Hand nehmen lassen; in sein blasses Gesicht war eine tiefe Röte gezogen, und er sagte leise, stockend:

„Finle, ich muß mich ja vor dir schämen —"



Holländische Bäuerin.
Nach einer Zeichnung von Otto Kirberg.

Sie lachte, während ihr die Thränen aus den Augen schossen: „Vor mir, vor mir sich schämen wollen, nein, so was G'spaßiges — aber ich lauf' ihr schnell nach und bring' ihr die Schlüssel — ach Gott, ach Gott, ich bin ja so froh, mir ist's gerad', als könnt' ich jetzt einen Stern vom Himmel 'runter bitten —" sie wandte sich noch einmal um:

„Weißt, vielleicht rührt's die Bas, daß ich ihr die Schlüssel bring' und — und —"

Der Bursche hörte nur noch ihr kurzes, von einem Schluchzen unterdrücktes Auflachen, und fort war sie. Dem Jakob flog's durch den Sinn, wie oft er seine Mutter hatte sagen hören: „Das Finle drüben hat so ein feines helles Lachen und ist doch das ärmste Geschöpf auf der Welt —"

„Das Finle," murmelte er, „ja wohl, das Finle, in Lumpen geht's und hat so ein braves Herz — das 'rumgestoßene Waisle muß mir, mir sagen, was rechtschaffen und ehrlich ist — so was kann an einen ordentlichen Menschen kommen — das hätt' ich in meinem Leben nie 'glaubt, wenn ich's nit erlebt hätt' —"

Er fuhr sich mit der Hand über die Stirne, eine große Erschöpfung hatte sich seiner bemächtigt, er sollte hinüber zur Mutter und konnte sich nicht entschließen:

„Ach, so viel Kreuz, so viel Kreuz —," stöhnte er, der Kopf sank ihm auf die obere Ofenbank: „Die Ärmsten und die Ersten," sprach er lallend, „Finle, ich muß mich ja vor dir schämen —"

Da war ihm plötzlich, als stoße er mit der Hand gegen einen Gegenstand, der klirrte, und es fuhr ihm durch alle Glieder: da lagen sie noch, die Schlüssel, das Finle hatte sie nicht mitgenommen — sie lagen noch da — und abermals erfaßte es ihn — er wollte nicht, er schrie, er stöhnte, aber es war, als drücke ihm jemand die Schlüssel in die Hand — er hielt sie, und sie blinkten ihn an, sie hatten einen gelblich roten Schimmer, die alten, rostigen Schlüssel, ähnlich dem Haare der Bas. „Vater, Vater," keuchte der Jakob, „du hast auf dem Totenbett gesagt, ich sei

tüchtig, ich sei brav — es ist nit wahr, Vater, ich kann's nit — es ist stärker als ich —"

Er kniete vor der Truhe und sah die vielen Beutel, die vielen schweren Beutel — schön geordnet, einer neben dem andern standen sie da, und er griff zu. Aber der Beutel hatte ein Loch, erst draußen vor der Thüre sah er's, der Jakob — überall, hinter ihm lagen die Thaler; und immer neue fielen, den ganzen Weg entlang, klirr, klirr — er wollte sie aufheben, aber sie entglitten immer wieder seinen Fingern, und dabei lachten sie, ganz hell und lustig, wie's Finle lachte; er hob den Fuß und trat auf sie, da kam Blut; überall, der ganze Boden war voll Blut; in den Lüften aber kreisten die Raben, und mit einem Male fuhr's ihm wie ein Dolchstich durch die Seele, denn sie schrieen: „Dieb! Dieb!" mit derselben krächzenden Stimme, wie die alte Frau, und alle Leute hörten's; sie standen herum und zeigten auf ihn, und er las es ihnen an den Lippen ab: Der Jakob Heisler hat aufgehört, ein angesehener Mensch zu sein — da legte sich's ihm kalt übers Gesicht, und er freute sich: Gottlob, das ist der Tod —

Im nächsten Augenblick schlug er die Augen auf; das Finle stand vor ihm, aschfahl, am ganzen Körper zitternd:

„Hab' ichs gethan?" flüsterte er.

Sie gab ihm keine Antwort, sie sank neben ihm nieder; ein-, zweimal versuchte sie zu sprechen, plötzlich ergriff sie seine Hand:

„Erschrick' nit, erschrick' nit, Jakob, aber 's ist jetzt alles ganz anders — ganz anders — ich bin in 'n Tod' nein erschrocken —"

Sie atmete tief, während ihr die Kniee schlotterten:

„Sie war schon fast unten — ich hinter ihr her und denk' noch: wie lauft sie kurios, und muß lachen — über einmal dreht sie sich wie um sich selbst, und ich hör' sie schreien: ‚Meine Schlüssel, meine Schlüssel, Herr Jesus, meine Schlüssel' —

‚Da sind sie,' ruf ich, ‚da sind sie,' und wie ich hinkomm', liegt sie steif und starr im Schnee und — und — die Leut' bringen sie hinter mir her —"

Der Jakob wiederholte wie im Traum: „Die Leut' bringen sie —"

Das Finle sah ihn an: „Sie ist tot —"

„Tot!" Der Bursche stürzte mit einem lauten Aufschrei in die Kniee, er umfaßte das zitternde Geschöpf vor ihm, er preßte das Gesicht in ihren Schoß.

„Du, du," stieß er unter heftigem Schluchzen hervor, „so lang ich leb' — wir gehen nimmer von'ander — Finle, Finle — du Engele Gottes —"

Sie streichelte ihm das Haar, die Farbe war in ihr erschrockenes Gesicht zurückgekehrt, er erhob das Haupt, und sie sahen sich an, alles was sie gelitten, was um sie her vorging, vergessend. —

Hinter ihnen wurde die Thüre aufgemacht und langsam, die Schritte gedämpft durch den Schnee an den Füßen, trugen die Männer den Leichnam der alten Frau über die Schwelle; durch die weit offene Thüre fluteten die Strahlen der untergehenden Sonne, und sie goß ihr feuriges Winterlicht über das weißlichgelbe Haar der Toten, das ihr in langen, wirren Strähnen vom Haupte hing.



Die Werdejahre Napoleon I.

Von

Hanns von Zobeltitz.

Mit Abbildungen nach Kunstwerken zeitgenössischer Künstler.



Napoleon in Brienne.
Nach einer Statue von Roschet.

Mit dem Herannahen der Zeit, in welcher die ersten militärischen Großthaten Napoleons I hundertjährig werden, scheint auch die napoleonische Legende in Frankreich neuen Boden zu gewinnen. Es mag dahingestellt bleiben, welchen Anteil daran die politische Gestaltung des Landes trägt, das Überhandnehmen der anarchistischen Bewegung, die Zerfahrenheit der Parteien, das vergebliche Ringen nach festen Abschlüssen mit einem starken, kriegswilligen Alliierten — welchen Anteil lediglich dem in Frankreich stets sehr ausgeprägten Gefühl für den Nationalruhm zuzumessen sein dürfte: jeder Lorbeer, den Napoleon sich errang, wurde ja schließlich auch zu einem neuen Ruhmesblatt für Frankreichs Heer und das französische Volk. Jedenfalls sehen wir, daß knapp fünfundzwanzig Jahre nach dem völligen Niederbruch der napoleonischen Dynastie, und trotzdem es an einem geeigneten Prätendenten als Vertreter des Napoleonismus fehlt, die bonapartistische Idee sich neu zu beleben scheint. Sogar die Bühne hat ihren Anteil daran: Sardous amüsantes Lustspiel „Madame Sans-Gene" führte unter dem begeisterten Jubel der Pariser Episoden aus der Zeit des Korsen vor, und das Theater der Porte Martin erzielte mit dem kleinen Korporal im Schatten der Pyramiden und der Sonne von Austerlitz Kassenrapporte, wie sie seit langen Jahren kein Spektakelstück gebracht hat.

Der hundertjährige Gedenktag des 19. Dezembers 1793, der Eroberung von Toulon, die Buonapartes politische und militärische Laufbahn eröffnete, ist noch unbemerkt vorübergegangen — wer aber kann bei dem Charakter der wankelmütigsten Nation Europas vorhersagen, ob nicht die Jubelfeier des 13. Vendémiaire, an dem Napoleon die Republik „rettete," ob nicht die Jahrestage von Montenotte, Milesimo, Bassano, Arcole, Rivoli und Leoben oder jenes 19. Brumaires, der Napoleon zum ersten Konsul machte, in ganz anderer Weise begangen werden?!

Die offizielle Geschichtsschreibung der Napoleoniden, die mehr vielleicht als jedes andere Herrschergeschlecht auf geschickte Hofhistoriographen hielten, hat den Geburtstag Napoleons I. auf den 15. August 1769 festgestellt, und dieses Datum ist bis auf die neuere Zeit allgemein adoptiert worden. Trotzdem herrschen recht begründete Zweifel vor, ob es das richtige ist, ob es nicht einer kleinen Fälschung seinen Ursprung verdankt. Schon der Jenenser Professor Böhtlingk deutete in seinem 1877 erschienenen Buch über die Jugend und das Emporkommen Napoleons diesen Zweifel an, aber erst Th. Jung hat in dem 1880 veröffentlichten Werk „Buonaparte et son temps" eine Anzahl Dokumente beigebracht, welche es mindestens wahrscheinlich erscheinen lassen, daß Napoleon bereits am 7. Januar 1768, und nicht zu Ajaccio, sondern zu Corte auf Korsika geboren wurde. Das Jungsche Werk ist zwar kein unparteiisches; es ist durchaus im antinapoleonischen Sinn geschrieben, wie es denn auch keinem anderen, als Gambetta, gewidmet ist. Es will mit Vorsicht benutzt sein. Die Urkunden, die der Verfasser vorbringt, sind indessen unzweifelhaft echt, und die Gründe, welche seiner Meinung nach die Fälschung des Geburtsdatums veranlaßt haben sollen, jedenfalls nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen. Auch ein so vorsichtiger Historiker, wie Professor Oncken, nimmt in seinem „Zeitalter der Revolution" von dem Ergebnis der Jungschen Durchforschung der Archive zustimmend Vermerk.

Die Eltern Napoleons — Carolo Buona-



Kindheit Napoleons. Nach einer Lithographie von Horace Vernet.

parte und Lätitia Ramolina — lebten in keineswegs glänzender Vermögenslage. Der Vater war kein sonderlich guter Haushalter, und die Wirren, welche bei der Geburt Napoleons bereits seit Jahrzehnten auf Korsika herrschten, der Kampf der Insulaner erst gegen die genuesische Fremdherrschaft, dann seit 1768, seit Genua Korsika an Frankreich abgetreten, gegen die bourbonische Monarchie, hatten die Vermögensverhältnisse des korsischen Edelmannes erschüttert. Die schnell anwachsende Kinderschar — die schöne Lätitia schenkte ihrem Gatten 13 Kinder, von denen 8 am Leben blieben — brachte immer mehr Sorgen, und ein endloser und verwickelter Erbschaftsprozeß, den die Familie gegen die Jesuiten führte, erhöhte dieselben noch.

So kam es, daß Carolo Buonaparte bald nach der Besetzung der vaterländischen Insel seinen Frieden mit der französischen Herrschaft schloß und in der Folge bei ihr zum unermüdlichen Bittsteller wurde. Dank der Unterstützung des seinem Hause wohlgesinnten Statthalters von Korsika, des Grafen Marbeuf, konnte er seinen — angeblich — ältesten Sohn Joseph, den späteren König von Neapel, im Seminar von Autun unterbringen, in dem dann auch der dritte Sohn Lucian Aufnahme fand; die älteste Tochter Maria Anna, später Elisa genannt und dereinst Fürstin Bacciochi und Großherzogin von Toskana, erhielt eine Freistelle in St. Cyr, und Napoleon sollte in der Militärschule zu Brienne unterschlüpfen.

Man hat angenommen, daß die Fälschung des Geburtsdatums erst seitens Napoleons selbst erfolgt ist, um sich als nach der Besitznahme Korsikas durch Frankreich geboren, also als geborenen Franzosen erscheinen zu lassen. Jung bringt aber einen weit plausibleren, recht prosaischen Grund vor, der an die Aufnahme Napoleons in Brienne anknüpft. Diese war nämlich von der äußerst streng innegehaltenen Bestimmung abhängig, daß die Aspiranten das zehnte Lebensjahr noch nicht vollendet hatten. Als sich nun für die Familie Buonaparte die Möglichkeit bot, einen der Söhne in Brienne aufnehmen zu lassen, hatte der älteste bereits das Maximalalter überschritten; der zweite aber kam seiner Beanlagung nach kaum für

die militärische Laufbahn in Betracht. Um für jenen dennoch die Aufnahme zu ermöglichen, wurden — so scheint es — die Geburtsurkunden der beiden Knaben vertauscht: Napoleon gelangte auf den Geburtsschein seines jüngeren Bruders nach Brienne. Jung führt nicht weniger als fünf verschiedene Urkunden an, welche die Geburt Napoleons zu Corte, am 7. Januar 1768 bekräftigen, und für den Umstand, daß die Buonapartes Interesse daran hatten, die heikle Angelegenheit zu verschleiern, spricht auch das merkwürdige Verschwinden gewisser Blätter aus dem Geburtsverzeichnis im Kirchenbuch von Ajaccio.

Mag dem sein, wie ihm wolle: Napoleon — der Vorname veränderte sich auch erst allmählich aus Nabulione über Napolione, Napoleone in das französischer klingende Napoleon — trat am 23. April 1779, nachdem er den ersten Unterricht in einer Mädchenschule zu Ajaccio genossen und dann einen etwa dreimonatlichen Kursus in Autun, auf französischem Boden, in einer Elementarschule absolviert hatte, in die Anstalt zu Brienne ein. Wir besitzen über die Zeit seines dortigen Aufenthalts recht genaue Nachrichten. Zwei seiner Mitschüler haben über ihn Aufzeichnungen hinterlassen; er persönlich hat am Ende seiner Laufbahn, auf St. Helena, mancherlei über Brienne geäußert, und auch einzelne seiner damaligen Lehrer, unter denen sich General Pichegru, Napoleons späterer Gegner, befand, ergänzten diese Mitteilungen.

Er war ein lernbegieriger Schüler, und man stellte ihm das Zeugnis guter Führung aus. Beliebt war er weder bei seinen Lehrern, noch bei seinen Mitschülern. „Finster und sogar wild, fast immer in sich verschlossen, war er, als ob er aus einer Einöde gekommen sei und erstaunt und mißtrauisch die ersten Eindrücke von seinen Mitmenschen empfing," schrieb einer der letzteren. „Er war ein Feind aller Jugendvergnügungen, überhaupt aller Freude. Erschien er bisweilen unter seinen Kameraden, so war es nur, um ihnen Vorwürfe zu machen." Wenn er nicht über seinen Arbeiten saß, so beschäftigte er sich in dem ihm, wie jedem Schüler, zugewiesenen kleinen Garten, den er durch einen dichten Zaun abgesperrt hatte. Er hatte freilich sicher keinen leichten Stand unter den jungen aristokratischen Franzosen, die ihn und seinen korsischen Adel nicht für voll ansahen, und die meist einen reicheren Zuschuß von Hause empfingen, als er. „La paille au nez" nannten sie ihn spöttisch in Anlehnung an seinen fremdartigen Vornamen, der im Französischen etwa wie „Napoillone" ausgesprochen wurde. „Der Träumer" soll der Spitzname bedeutet haben, und die uns erhaltenen Briefe Napoleons aus der Zeit seines Brienner Aufenthalts lassen den kleinen hageren Knaben mit der grünlichgelben Gesichtsfarbe und den linkischen Bewegungen wohl als einen solchen erkennen. Unzufrieden, leicht verletzt und erbittert, dabei voll maßlosen Eigendünkels und bereits jetzt gern über die Zukunft seiner Geschwister bestimmend, mag er sich mit Vorliebe von den Kameraden zurückgezogen haben. Noch fühlte er sich ganz als Korse — aus Ajaccio ließ er sich auf die Geschichte der Heimat bezügliche Bücher senden und studierte mit besonderem Eifer in ihnen.

Zuerst für die Marine bestimmt — „ce sera un excellent marine" lautete das Urteil über ihn — wurde er später für das Landheer in Aussicht genommen, sehr zu seinem Leidwesen, und im Herbst 1784 als cadet gentilhomme der höheren Militärschule zu Paris überwiesen; wiederum auf königliche Kosten, eine nicht unbedeutende Vergünstigung, denn die Pension für die-



Lucien Bonaparte stellt den jungen Napoleon seinem Bruder als Muster vor.
Nach einer Lithographie von Raffet.

jenigen Kadetten, welche nicht Freistellen innehatten, betrug jährlich nicht weniger als 2000 Livres. Die Familie Buonaparte hatte wahrlich keine Ursache, sich über mangelnde Freigebigkeit der französischen Monarchie zu beklagen!

Fast genau ein Jahr blieb Napoleon in Paris. Er zeigte sich auch hier als ein eifriger Schüler, aber seine wissenschaftlichen Erfolge waren doch nicht gerade hervorragend. Im Schlußexamen trug er, von 58 Bewerbern, die 42. Stelle davon: immerhin konnte er mit dem Zeugnis, das man ihm ausstellte, zufrieden sein. Das interessante Schriftstück, das Jung abdruckt, sagte über ihn: „Reservé et studieux, il préfère l'étude à toute espèce d'amusement, se plait à la lecture des bons auteurs; très appliqué aux sciences abstraits, peu curieux des autres, connaissant à fond les mathématiques et la géographie; silencieux, aimant la solicitude, capricieux, hautain, extrêmement porté à l'égoisme — — ayant beaucoup d'amour propre; ambitieux et aspirant à tout; ce jeune homme est digne qu'on le protège.“

Am 1. September 1785 wurde sein Patent als Leutnant im Artillerieregiment La Fère unterzeichnet; Anfang Oktober reiste er nach seiner Garnison Valence ab. Anfangs scheint der junge Offizier versucht zu haben, sich in seinem Offiziercorps einzuleben, aber bald vereinsamte er auch hier, wie in der Militärschule. Seine pekuniäre Lage mag dazu beigetragen haben; er war auf sein Gehalt und einen kleinen Zuschuß aus der königlichen Schatulle angewiesen; von der Heimat hatte er keine Unterstützung zu erwarten, zumal inzwischen der Vater sowohl, wie sein Gönner Graf Marbeuf gestorben waren. Mehr aber muß doch sein Naturel das geflissentliche Zurückziehen vom Kameradenkreis verschuldet haben. Er fühlte sich inmitten der französischen Aristokraten, welche den größten Teil des Offiziercorps bildeten, als Korse nicht heimisch, war unzufrieden und brachte sich auch durch seine allmählich immer radikaler werdende politische Meinung in Gegensatz zu den Kameraden. Napoleon hatte die Gärungsstoffe, welche damals — man stand dicht vor dem Ausbruch der Revolution — in der Luft lagen, begierig in sich aufgenommen, und wenn er auf dem Grunde seiner Seele vielleicht auch niemals überzeugter Republikaner gewesen ist, so dienten ihm die Modephrasen der philosophischen Vorläufer der Revolution doch, wie Taine treffend sagt: teils als akademischer Schicklichkeitsfaltenwurf, teils als rote Klubmütze — je nach Bedarf. Gerade in die Zeit seiner Leutnantsjahre fallen seine eifrigen politischen Studien, und es sind als deren Frucht noch einige Abhandlungen erhalten geblieben, welche seine Anschauungen scharf wiedergeben. Er war besonders für den Abbé Raynal, einen der philosophisch-politischen Modeschriftsteller des Tages, begeistert, der nicht zuletzt dadurch in der Gunst der öffentlichen Meinung festen Fuß gefaßt hatte, daß sein Hauptwerk: „Philosophische und politische Geschichte der Niederlassungen und des Handels der Europäer in beiden Indien“ vom Pariser Parlament den Flammen übergeben wurde, daß er selbst in das Ausland flüchten mußte und sich damit die Märtyrerkrone errang.

Napoleon wurde 1787 mit Raynal, der damals aus der Verbannung zurückkehren durfte, persönlich bekannt. Er hat sich auch mit einer eigenen Schrift, auf welche noch zurückzukommen sein wird, an der Lösung einer von dem Abbé ausgeschriebenen Preisfrage: „Diejenigen Wahrheiten und Empfindungen zu bestimmen, welche man dem Menschen vor allem eingeben müsse, um ihn glücklich zu machen“ selbst beteiligt. Auch eine Geschichte Korsikas in Briefform begann er in der Zeit seines Aufenthaltes in Valence, und Libri weiß in seinen „Souvenirs de la jeunesse de Napoléon“ sogar davon zu berichten, daß der zukünftige Welteneroberer einen korsischen Roman und einige Novellen von stark romantischer Färbung verfaßt habe. Libri, der Gelegenheit hatte, für seine zuerst in der Revue des deux Mondes — 1842 — erschienene Abhandlung eine größere Anzahl sonst der Öffentlichkeit vorenthaltener Aufzeichnungen Napoleons zu benutzen, die sich im bonaparteschen Privatbesitz befinden, sagt, daß in jeder einzelnen der Schriften der Haß gegen die Franzosen zum Ausdruck gebracht sei, daß sich aber die gleichzeitigen kriegswissenschaftlichen Arbeiten fast ausschließlich auf Korsika bezögen.

In der That scheint das ganze Sinnen des jungen Offiziers auf seine Heimatinsel gerichtet gewesen zu sein. Der Haß gegen



Porträt der Mutter Napoleons. (Maria Lätitia Ramolino.)
Nach dem Gemälde von Baron Gérard. (Im Museum zu Versailles.)



Napoleon als Kind.
Nach einem zeitgenössischen Kupferstich.

sein zweites Vaterland und gegen die Monarchie, von der er und seine ganze Familie fortgesetzt die größten Wohltaten empfingen, und das Streben, in Korsika eine politische Rolle zu spielen, bestimmten denn auch die nächsten Schritte Napoleons.

Anfang 1787 erhielt er einen mehrmonatlichen Urlaub nach der Heimat, der ihm dann in der entgegenkommendsten Weise bis auf fünfzehn Monate verlängert wurde, und den er großenteils in Ajaccio verbrachte, teils mit den Angelegenheiten seiner Familie, teils mit litterarischen Arbeiten beschäftigt. Im Frühjahr 1788 finden wir ihn wieder bei seinem Regiment in Auxonne, schon im September 1789 aber erbat und erhielt er einen neuen sechsmonatlichen Urlaub nach Korsika. Diesmal verfolgte er weitergehende Pläne, als bei seinem ersten Aufenthalt — es galt ihm, die Revolution nach der Insel zu verpflanzen, die Wirren, die in Paris ausgebrochen waren (am 14. Juli war mit dem Sturm auf die Bastille ja mindestens der vorläufige Sieg der Revolution in der Hauptstadt besiegelt) zur Losreißung Korsikas von Frankreich zu benutzen und — für sich selbst dabei den größtmöglichen Vorteil zu ziehen. Schon am 12. Juni hatte er dem in London als Verbannter lebenden korsischen Patrioten Paoli einen von glühender Leidenschaft erfüllten Brief geschrieben, in dem er um dessen Gunst warb und ihm ankündigte, daß er mit der Feder für die korsische Sache eintreten werde: „General," hieß es unter anderem in dem für einen Offizier der französischen Armee, der sein Leutnantsgehalt und die Zulage des Königs ruhig weiterbezog, höchst merkwürdigen Schreiben, „General, ich kam zur Welt, als mein Vaterland zu Grunde ging. 30000 Franzosen tauchten, an unsere Küste gespieen, den Thron der Freiheit in Blut — das war das gräßliche Schauspiel, das meine ersten Blicke trafen — —"

In Ajaccio angelangt, stürzte der Zwanzigjährige — oder Einundzwanzigjährige — sich mit ganzer Kraft in die revolutionäre Bewegung. Er sprach in dem Klub, „er war," wie Nasica in seinen „Mémoires sur l'enfance et la jeunesse de Napoléon" schreibt, „der Tribun, der Neuerer der Stadt, der nichts unterließ, was die Begeisternng steigern konnte. Seine unermüdliche Thätigkeit brachte alles in Aufregung und elektrisierte ganz Ajaccio." Und als seine offenkundigen Bestrebungen an dem energischen Verhalten der Regierung scheiterten, unterzeichnete er als erster eine, aller Wahrscheinlichkeit nach von ihm selbst aufgesetzte Denkschrift an die Pariser Nationalversammlung, in welcher der Versuch der Revolte gerechtfertigt werden sollte. Eine wenigstens mittelbare Folge derselben war die völlige Einverleibung Korsikas, in welchem Frankreich laut seines Vertrages mit Genua bisher nur die Souveränetät ausgeübt, aber sie nicht besessen hatte, und die Rückkehr Paolis, der in Paris, wie auf der Heimatinsel mit hellauflodernder Begeisterung empfangen wurde. Einst der Gegner Frank-

reichs, übernahm er jetzt als dessen Statthalter die Regierung Korsikas. Für die wirklichen Pläne Napoleons scheinen diese Ereignisse wenig willkommen gewesen zu sein, so sehr er auch sich für den Nationalhelden Paoli zu begeistern vorgab — in Wirklichkeit war ihm dieser doch der mächtigere, von der allgemeinen Verehrung seines Völkchens getragene Nebenbuhler. Während der greise Paoli seiner Insel die innere Ruhe um jeden Preis zu erhalten suchte, hörte Napoleon nicht auf, die Leidenschaften der Korsikaner zu schüren — noch einmal machte er mit seinen Klubgenossen einen Handstreich gegen die Citadelle von Ajaccio, und als dieser mißlang, griff er von neuem zur Feder, um in einem heftigen Manifest den an dem aufrührerischen Unternehmen beteiligten Stadtrat zu rechtfertigen.

Nichts Wunderbareres, nichts Bezeichnenderes für die wirren Zustände des damaligen Frankreich, als daß man dem jungen Artillerieleutnant all seine agitatorischen Umtriebe nachsah. Man vermag selbst unter Berücksichtigung der politischen Umstände nicht zu verstehen, daß die Militärbehörde dem fanatischen Korsen, dessen Machenschaften ihr unmöglich unbekannt geblieben sein konnten, nicht vor ein Kriegsgericht stellen konnte! Noch lebte ja mindestens in den Offiziercorps des Heeres der Geist der Ordnung — „j'ai vu à Valence un peuple resolu, des soldats patriotes et des officiers aristocrates!“ schrieb Napoleon selbst noch am 8. Februar 1791 an seinen Onkel Fesch —, aber die Elemente der Ordnung mußten bereits derart eingeschüchtert sein, daß sie einem Offizier, der seine eigenen Wege wandelte, nicht mehr ihre Gesetze vorzuschreiben wagten. Vielleicht war man auch nicht allzu unzufrieden, den gefährlichen jungen Mann fern von der Truppe zu wissen, deren Disziplin ohnehin schwer aufrecht zu erhalten war, und zudem verschmähte Napoleon es keineswegs, sich ein hübsches Mäntelchen umzuhängen, wenn es galt, sich persönlich eine Rückzugsbrücke offen zu halten. Als sein Urlaub sich dem Ende zuneigte, wußte er dessen Verlängerung durch ein ärztliches Attest, das ihm den Gebrauch der Bäder von Orezza vorschrieb, zu erwirken, und als er auch den verlängerten Termin um Monate überschritten hatte und endlich, von der vorläufigen Erfolglosigkeit seiner korsischen Bestrebungen überzeugt, nach Auxonne zu seinem Regiment zurückkehrte, log er sich mit „widrigen Winden,“ die seine Abfahrt verzögert hätten, erfolgreich heraus. Ja, sein Oberst beantragte und erwirkte sogar bei dem Kriegsministerium für ihn die Nachzahlung des rückständigen Gehaltes!

In der Garnison war er ein eifriger Besucher der revolutionären Klubs und beschäftigte sich nach wie vor mit litterarischen Arbeiten. Indessen traf ihn freilich eine harte Enttäuschung — seine schon erwähnte Preisschrift, von der er sich einen großen Erfolg versprochen, und auf deren pekuniären Ertrag, verschuldet wie er war, er sicher gebaut hatte, wurde keineswegs, wie er



Porträt Napoleons.
Nach einer Zeichnung in zwei Farben von einem seiner Mitschüler in Brienne.



Napoleon in der Militärschule zu Paris.
Nach einer Lithographie von Charlet.

später selbst im Memoirial von St. Helena glauben machen möchte, gekrönt, sondern gar nicht der Beachtung für wert gehalten. Es ist bekannt, daß Talleyrand das erhaltene Exemplar später dem Kaiser Napoleon überreichte, nachdem wohlweislich eine Abschrift genommen war. Der Selbstherrscher schleuderte das Original denn auch sofort in den Kamin — was brauchte er daran erinnert zu werden, daß in der Abhandlung, neben vielen anderen schönen Phrasen, auch der Satz vorkam: „Wo Könige regieren, gibt es keine Menschen, sondern nur herrschende Sklaven, die noch verachtungswürdiger sind, als die beherrschten.“

Bei der ersten Gelegenheit suchte er nach Ajaccio zurückzukehren, um unter günstigeren Verhältnissen das alte Spiel von neuem zu beginnen. Und die günstigeren Verhältnisse schienen ja mit den Fortschritten der Revolution einzutreten, die die Anarchie mehr und mehr auch nach Korsika, zum größten Schmerz Paolis, hinübertrugen. Gegen den Willen des Regimentskommandeurs erhält Napoleon von dem Chef des Artilleriecorps Urlaub — am 6. September 1791 ist er wieder in der Heimat, und jetzt gelingt es ihm, nach mannigfachen Weiterungen, zweiter Kommandant des einen Nationalgardenbataillons von Ajaccio zu werden — der französische aktive Premierleutnant tritt an die Spitze einer lokalen Formation ohne Genehmigung seiner Vorgesetzten! Und nicht genug damit, er revoltiert mit seinem Bataillon, und Paoli selbst, als der Oberbefehlshaber der Nationalgarden der Insel und Präsident des Departements, enthebt ihn seiner militärischen Würde.

Damit scheint der Bruch zwischen dem greisen korsischen Staatsmann und dem fanatischen, in seinen Plänen noch recht unklaren Streber eingeleitet, und wenn der letztere sich später noch, sogar noch als Paoli bereits bei dem Konvent in Ungnade gefallen war, zu begeisterten Lobreden auf jenen aufschwang, so trugen diese doch deutlich den Stempel der Zweideutigkeit. Der Bruch übertrug sich auf die ganze Sippschaft der Familie Buonaparte einerseits, auf die Anhängerschaft Paolis andererseits. Noch dachte Paoli zweifellos nicht an eine Losreißung von Frankreich; Professor Böhtlingk sagt ganz richtig: „Diese hätte von ihm nur in Erwägung gezogen werden können, wenn entweder das ancien régime wieder aufgerichtet wurde, oder wenn die Anarchie derart siegte, daß darüber das korsische Gemeinwesen auch zu Grunde zu gehen drohte.“ Die Partei Buonaparte — die demagogische, kann man vielleicht sagen, denn sie wollte aus eben jener Anarchie, die Paoli fürchtete, Nutzen ziehen — begann im geheimen aber jetzt schon den alten Helden ob seiner Hinneigung zu England zu verdächtigen, ihn und die Männer um ihn, unter denen namentlich Pozzo di Borgo, später Napoleons Todfeind, mehr und mehr hervortrat.

Schwer enttäuscht war Napoleon nach Frankreich zurückgekehrt, nach Paris, um zunächst seine Wiederaufnahme in die Armeeliste, aus der er inzwischen denn doch wegen des wiederholten Überschreitens seines Urlaubs gestrichen worden war, zu erwirken. Seine Lage ist eine verzweifelte, er verfügt über keinerlei Hilfsquellen, und man ist nicht geneigt, dem Führer des revoltierenden Bataillons von Ajaccio entgegenzukommen. Er mußte einen Umschwung der Dinge abwarten, der die gemäßigte Partei, die sich augenblicklich noch am Ruder befand, ver-

drängte und den Männern der Klubs, den Führern der Jakobiner, mit denen er in steter Verbindung blieb, zur Gewalt verhalf. Gerade in diesem ereignisreichen Sommer des Jahres 1792 scheinen sich seine Beziehungen zu jenen, zumal zu den beiden Robespierres und zu dem Bierbrauer und Nationalgardengeneral Santerre, enger geschürzt zu haben.

Napoleon hoffte nicht umsonst auf einen Umschwung. Zwar der erste Ansturm auf die Tuilerien am 20. Juni wurde durch das ruhige und würdevolle Benehmen des Königs eher zu einem Siege der Monarchie, als zu einem solchem für die Jakobiner. Aber die wüsten Auftritte vom 10. August, die Übersiedlung des eingeschüchterten Königspaares nach der Nationalversammlung, die Niedermetzelung der braven Schweizer, ebneten ihm die Wege. Beide Male, am 20. Juni und am 10. August, war Napoleon mindestens Augenzeuge der Ereignisse, und bezeichnend genug, über beide Tage besitzen wir Auslassungen von ihm, nach denen es eine Kleinigkeit gewesen wäre, die Aufrührer niederzuwerfen. „Ludwig hätte sich nur zu Pferde setzen brauchen, und der Sieg wäre ihm geblieben!" schrieb er seinem Bruder Joseph.

Schon am 30. August ward ihm sein Anteil am Siege der Revolution; er wurde nicht nur in die Armeeliste wieder aufgenommen, er erhielt sogar den Kapitänsrang, und zwar mit einem auf den Februar zurückdatierten Patent. Anstatt sich aber, wie es seine Pflicht gewesen wäre, zu seinem Regiment zu begeben, zog er es vor, sich von dem Zahlmeister desselben nur das Gehalt senden zu lassen — sehr notwendig für ihn, der noch vor wenigen Wochen, nach dem Zeugnis von Bourienne, seine Uhr bei dessen Bruder hatte versetzen müssen — um mit seiner Schwester Eliza, die er von Saint Cyr abholte, wieder nach dem geliebten Ajaccio zu eilen. Noch immer glaubte er, die hier erlittenen Schlappen auswetzen zu können.

Aber Korsika sollte seinem später so berühmten Sohne kein Glück bringen — Napoleon erntete diesmal auf der Heimatinsel nicht nur Mißerfolge, sondern geradezu Schimpf und Schande. Ein Streifzug gegen Sardinien endete unter den peinlichsten Umständen, und vergebens suchten Napoleon



Napoleon in Valence.
Nach einem Gemälde von M. François Flameng. (Aus der Sammlung von M. A. Parant.)

und sein Freund und Gönner, der Konventsabgeordnete Salicetti, der Buonaparte zum „Generalinspektor der Artillerie von Korsika" ernannt hatte, Paoli beiseite zu drücken. Das korsische Volk hielt fest zu seinem bewährten Führer. Ein neuer Anschlag auf Ajaccio scheiderte kläglichst, die ganze Familie Buonaparte mußte nach dem Festlande flüchten, ja die wütenden Bauern zerstörten ihre Habe, die Consulta der Insel erklärte das Geschlecht für ehrlos und für ewige Zeiten von der Insel verbannt. Während Napoleon sich zunächst wieder zu seinem Regiment begab, wo dem vielerprobten Patrioten die abermalige selbstwillige Entfernung von der Truppe bereitwillig verziehen wurde, rüstete Paoli sich zur völligen Losreißung Korsikas von Frankreich und zog die Engländer auf die Insel, wofür er von dem französischen Konvent als außer dem Gesetz stehend erklärt wurde.



Ankunft der Familie Buonaparte in Frankreich.
Nach einer Lithographie von Roffet.

Damit war der korsische Jugendtraum Napoleons endgiltig abgeschlossen — jener Traum, über den er selbst einem seiner Waffengefährten geschrieben hat: „Könntest Du auf dem Grunde meiner Seele lesen und sehen, was mich berauscht, Du würdest mich tollkühn oder wahnsinnig schelten. Ich enthalte mich, Dir mehr zu sagen, denn kaum wage ich, es mir selbst zu gestehen." Kaum ein Zweifel ist möglich, daß Napoleon nach der Herrschaft auf der Heimatinsel, der Herrschaft in irgend einer Form, strebte, daß er in sich das Zeug zu einem korsischen Nationalhelden zu sehen glaubte, daß ihm die revolutionäre Bewegung nur ein Mittel zum Zweck war.

Seine Machenschaften auf Korsika galten keineswegs dem angeblich durch Paoli und dessen Partei bedrohten Interesse Frankreichs, sie galten nur seiner eignen Person. Sich und die Seinen in den Vordergrund zu drängen, das war das Ziel seines Strebens — als Franzose fühlte er dabei so wenig, daß er noch am 27. Februar 1792 an den Kriegskommissär Sucy schrieb: „In dieser schwierigen Lage ist der Ehrenposten jedes guten Korsen in seinem Vaterlande . . .", daß er in demselben Briefe von dem französischen Volk als von „vôtre nation" sprechen konnte.

Es kam anders, wie er es gedacht. Er, der die Anarchie benutzen wollte, wurde, einmal in den revolutionären Strudel hineingerissen, von ihm geschoben — er rief schließlich die von ihm so bitter gehaßten Franzosen, die Tyrannen seiner Heimat, wie er sie nannte, gegen dieselbe Heimat auf! Er hatte den Bürgerkrieg, der Frankreich zerfleischte, nach Korsika übertragen helfen, den edelsten Patrioten der Insel, zu dem er einst als Knabe aufgesehen, wie zu einem Halbgott, Paoli, tödlich beleidigt, sich in anderen korsischen Edelleuten, Pozzo di Borgo vor allem, unversöhnliche Gegner geschaffen; er hatte den Rest von Wohlstand, der seiner Familie geblieben, vernichtet und die Achtung derselben aus der Heimat mit seinem unersättlichen Ehrgeiz verschuldet. Nicht zuletzt seiner und seiner Genossen endlose Umtriebe und erfolgreiche Denunziationen haben endlich auch Paoli zur Lossagung von Frankreich veranlaßt und England in die Arme geführt. Derselbe Ehrgeiz, der einst in seiner Schrankenlosigkeit Napoleon den Kaiser vernichten sollte, hatte auch die Hoffnungen des jugendlichen Strebers zu nichte gemacht.

Aber, das darf man nicht übersehen, mit dem Augenblick, in dem er seine weiteren Bestrebungen für und um Korsika

aufgeben mußte, eröffnete sich ihm auch ein größeres Feld — der Mitbewerb um eine politisch-militärische Stellung innerhalb Frankreichs! Selten mögen für ein wirkliches Genie, für einen Mann von rücksichtsloser Thatkraft und brutalem Egoismus die Verhältnisse günstiger gelegen haben, als während der kommenden Jahre der inneren und äußeren Kämpfe der Republik um ihre Existenz. Gewiß, wer in diese Kämpfe eintrat, spielte hundertfach um seinen Kopf! So groß aber die Gefahr war, so groß war auch die Chance des Gewinnes.



Napoleon als Leutnant der Artillerie.
Von Philippoteaux.

Am 21. Januar 1793 war das Haupt Ludwigs des Sechzehnten gefallen. An allen seinen Grenzen war seitdem — seit sich England, Holland, Sardinien, Spanien mit Österreich und Preußen zur ersten Koalition vereinigt — Frankreich bedroht, und seine Heere waren wenig glücklich. Im Innern herrschten der Schrecken und die Not, herrschte der Bürgerkrieg. Das Land beugte sich keineswegs willig unter das Regiment der Jakobiner, unter die Oberherrschaft des hauptstädtischen Pöbels. Nicht nur die königstreue opfermutige Vendée erhob sich, auch die großen Provinzialstädte — Lyon, Toulon, Montpellier, Marseille, Bordeaux, Nimes, Toulouse — protestierten energisch gegen die Vergewaltigung seitens der Klubs, gegen die Aufhetzung des Proletariats. Am 28. August öffnete Toulon der englischen Flotte seinen Hafen und erhob die monarchische Fahne — das Hauptarsenal Frankreichs und der Rest seiner Flotte schienen damit der Republik verloren. Vor Toulon aber sollte Napoleon noch in demselben Jahre, das ihm die Zerschmetterung aller seiner korsischen Hoffnungen gebracht hatte, seinen ersten großen militärischen Triumph feiern!

Er hatte sich seither nicht bei seinem Regiment, sondern in besonderen Stellungen befunden, die er durch seine Verbindungen, welche er so vortrefflich zu pflegen wußte, erreicht hatte. Erst bei der sogenannten italienischen Armee, die aber noch auf französischem Boden stand, dann bei der Armee du Midi, welche gegen die aufständischen Städte im Rhonethal operierte. Er hatte hier noch einmal Gelegenheit gefunden, in einer Flugschrift „Souper de Beaucaire,“ geschrieben in dem Städtchen gleichen Namens, seine litterarische Geschicklichkeit zu erproben — er besaß solche ohne Zweifel trotz seines schlechten Französisch und der Phrasenhaftigkeit seiner Wendungen — und seine republikanische Gesinnung zu bethätigen. Am 12. September traf er vor Toulon ein, um die Leitung der Belagerungsartillerie zu übernehmen, wiederum auf Empfehlung alter Freunde, besonders des schon genannten Salicetti.

Der schnelle Erfolg der Republikaner vor Toulon ist ganz unzweifelhaft sein eigenstes Werk. Er erkannte mit dem Blick des geborenen Soldaten fast sofort den richtigen Angriffspunkt und wußte mit der ihm eigenen Energie seinen Operationsplan trotz seiner Jugend zur Geltung zu bringen. Er schlug vor, nicht vor den festen Bastionen der Festung Zeit zu verlieren, sondern die



Das Abendessen in Beaucaire.
Nach dem Gemälde von M. Leconte du Rouy.

englisch-spanische Flotte, die im Hafen ankerte, zum Abzug zu zwingen und durch den moralischen Eindruck, den dieser Abzug in Toulon hervorrufen mußte, die Stadt zur Ergebung zu veranlassen. Zugleich mit dem Ziel aber fand er auch die Mittel zur Ausführung: gegenüber der Stadt, durch die Reede von ihr getrennt, liegt ein Vorgebirge, l'Eguilette, das jene vollständig beherrscht, und auf dem die Engländer daher ganz richtig ein starkes Fort erbaut hatten. Gegen diese Befestigung richtete er den Hauptangriff, der, sehr geschickt geleitet, schon am 17. Dezember von Erfolg gekrönt war: das Fort wurde nach tapferer Gegenwehr genommen, und es geschah genau, was Napoleon vorausgesehen hatte. Die verbündeten Admirale ordneten die schleunigste Einschiffung ihrer Truppen an; das einzigste, was sie für die unglückliche Stadt thun zu können erklärten, war, daß sie sich zur Mitführung der Bürger, welche sich kompromittiert hatten, bereit erklärten. Gegen 4000 Toulonesen machten denn auch von dem Anerbieten Gebrauch, und unter dem heftigen Feuer der französischen Geschütze aus der eroberten Position verließ die vereinigte Flotte, nachdem das Arsenal in die Luft gesprengt worden war, den Hafen. Am 19. schon erfolgte der Einzug der Sieger in die unglückliche Stadt, und der Konventskommissar Fréron suchte sofort dem ihm gewordenen Auftrag, strenges Gericht zu halten, mit ganzer Energie nachzukommen. Die „Schuldigen" waren freilich zum größten Teil entflohen, aber man war nicht wählerisch, trotzdem Schuldige zu finden. Nicht genug, daß 400 Arbeiter hingerichtet wurden, weil sie während der Belagerung im Arsenal thätig gewesen waren — nach und nach konnte der eifrige Fréron gegen 1800 Kompromittierte zum Tode verurteilen, und zur besonderen Verherrlichung eines der nächsten republikanischen Feste ließ er die elf schönsten Frauen von Toulon auf das Schaffot schleppen; die zwölfte wurde nur unter die Guillotine gelegt und dann begnadigt — weil sie froher Hoffnung war.

Napoleon soll nach dem Zeugnis von Marmont versucht haben, den Schreckensscenen Einhalt zu thun. Bewiesen ist es

nicht, immerhin lag es wohl nicht in seiner Art, unnütz Blut zu vergießen, denn von dem fanatischen Morddurst der Schreckensmänner war er frei. Von der gewaltigen, durch die offizielle Plünderung der Stadt erzielten Beute erhielt und nahm auch er seinen Anteil.

Schon während der Belagerung war Napoleon zum chef du bataillon befördert worden; nach der Eroberung der Stadt wurde sein Name zum erstenmale im Moniteur genannt, und am 22. Dezember erhielt er seine Ernennung zum Brigadegeneral der Artillerie. „Befördert ihn, sonst wird er sich selbst befördern," hatte unmittelbar nach der Einnahme der Oberkommandierende der Belagerungsarmee, General Dagommier, an den Wohlfahrtsausschuß nach Paris geschrieben. Seine militärische Laufbahn erschien gesichert. Und schon, gerade seit den Tagen von Toulon, scharte sich auch ein Kern von Anhängern um ihn, die mit unerschütterlicher Zuversicht an ihn und seinen Stern glaubten: Marmont vor allen, der spätere Herzog von Ragusa, und Junot, der dereinstige Herzog von Abrantes, wurden seine treu ergebenen Freunde.

Weniger deutlich war seine politische Zukunft vorgezeichnet. Er hatte bisher, wenn man gerecht sein will, herzlich wenig politische Klugheit bewiesen, sein Verhalten in den korsischen Angelegenheiten deutete eher auf das Gegenteil hin. Und doch hatte er auch in dieser Richtung, unbewußt vielleicht, jedenfalls mehr Korsika im Auge, als eine zukünftige Laufbahn in Frankreich, einzelne Bausteine für seine glänzende Karriere bereits zusammengetragen. Rechtzeitig hatte er, alle Wohlthaten, welche ihm von seiten des Königshauses geworden, vergessend, sich der extremen Revolution in die Arme geworfen; sorgsam hatte er seine Beziehungen zu den Jakobinern, zu den beiden Robespierres zumal, gepflegt; vor und in Toulon war er mit Fréron, der bis zum Direktorium eine nicht unwichtige Rolle zu spielen berufen war, bekannt geworden und vor allem mit Barras, seinem späteren Genossen, der bis zum 18. Brumaire bei allen politischen Ereignissen seine Hand im Spiel hatte. Auch mit Fouché, seinem späteren Polizeiminister, der sich ebenfalls an den Blutscenen von Toulon berauschte, hatten sich schon Beziehungen geknüpft. Wie er alle diese Männer benutzte, wie er sich von ihnen tragen ließ, um sie zu verleugnen, wenn es ihm geboten schien, um sie zu beherrschen, sobald es möglich war, das war eine Seite seiner genialen Veranlagung, die sich erst in den nächsten Jahren entfaltete. Nicht, daß es stets ganz glatt abging. Nach dem 9. Thermidor, dem Sturz der Schreckensherrschaft, hing sein Schicksal an einem Haar. Seine Freundschaft mit den Robespierres wäre ihm fast verderblich geworden; er sollte von der italienischen Armee, bei der er sich befand, nach Paris transportiert werden und war sogar schon arretiert. Sein Erfolg am 13. Vendémiaire, durch den das Direktoriat geschaffen wurde, und dem Napoleon den Oberbefehl über die italienische Armee verdankte, war von einigen Schüssen abhängig, auf welche hin er nach langem Harren den Straßenkampf eröffnen konnte.



Napoleon als Leutnant der Artillerie. Von Greuze.



Porträt Napoleons. Von Guérin.

Situation. Das italienische Blut, das einst die Condottieri erzeugt, pulste ja auch in seinen Adern, und er hat es nie verleugnen können, so sehr er sich auch später auf den Franzosen aufspielte. Erst nach seinem Siege bei Lodi, als er an der Spitze der besten Armee Frankreichs stand und sie von Triumph zu Triumph führte, kam ihm seiner eignen Aussage nach, „der Gedanke, daß ich eigentlich eine maßgebende Rolle auf unserer politischen Bühne spielen könne;“ und damit gewinnt sein Streben wieder festere und höhere Ziele. Über die Vorteile, die der Augenblick bieten könnte, sieht er in die Zukunft — er zieht nach dem Orient, um daheim die Birne reifen zu lassen, die ihm, dem Erkorenen des Heeres, früher oder später in den Schoß fallen mußte. Er kehrt zurück, als seine Stunde gekommen ist!

Ja noch am 18. Brumaire, dem denkwürdigen 9. November 1799, war es in letzter Stunde das unvermutet energische Eingreifen Lucian Bonapartes, das ihm sein schon ins Schwanken gekommenes Selbstbewußtsein zurückgab und ihm den Weg zum ersten Konsul freilegte. Er hatte Glück — und wo sich Können und Glück eint, da gedeiht der Erfolg.

Es mußte freilich zum Können und zum Glück noch etwas drittes hinzutreten: der rücksichtslose Ehrgeiz, der nur immer nach Ellbogenfreiheit für sich selbst trachtet und alle Umstände ohne moralische Skrupel benutzt. In den Jahren seiner Bemühungen um Korsika finden wir bei Napoleon wenigstens noch die Begeisterung für eine Idee — in den Perioden seines Emporsteigens innerhalb des französischen Heeres erscheint er wie ein Söldnerhauptmann, der sich dem verkauft, welcher ihm die meisten Vorteile bietet — immer unter der Voraussetzung, daß er den Genossen später fallen lassen oder tyrannisieren kann, je nach Lage der

Aus dem Zögling von Brienne ist der erste General Frankreichs geworden, aus dem schmächtigen Schüler der hagere finsterblickende Soldat, wie ihn uns der berühmte Stich von Guerin aus dem Jahre 1799 zeigt: die Schläfen verdeckt von dem geraden, schlicht herabfallenden langen Haar, die Gesichtszüge, die dieses umrahmt, hart, die Wangen bis zum inneren Augenwinkel ausgehöhlt, die Lippen sehnig und zusammengepreßt, das charakteristische Kinn vorstehend, die Augen groß, tiefliegend — von der Nasenwurzel zur Stirn zwei grade Falten, wie Zornesfurchen aufsteigend! So sah der Napoleon aus, den Frau von Staël fast zur gleichen Zeit schildert: „Sein Charakter läßt sich nicht durch die landläufigen Bezeichnungen beschreiben. Ein solches Wesen, das ohne gleichen dastand, konnte Sympathie weder fühlen noch hervorrufen. Er war entweder mehr oder weniger als ein Mensch. Je häufiger ich ihn sah, desto eingeschüchterter fühlte ich mich von ihm. Ich empfand dunkel, daß er keiner Herzensregung

fähig war. Er betrachtet die Menschen nicht wie seinesgleichen, sondern wie man eine Thatsache oder ein Ding betrachtet. Er kennt weder Haß noch Liebe; für ihn ist nur er selbst vorhanden, alle übrigen



Napoleon bei der Belagerung von Toulon.

Geschöpfe behandelt er als Ziffern ... bei ihm war alles Mittel zum Zweck!"

Napoleon war damals schon der Mann der blanken Nützlichkeitstheorie. Er, der sich einst für die wortreichen Phrasen eines Abbé Raynal begeistert oder sich wenigstens durch sie begeistert gestellt hatte, haßte und verachtete jetzt bereits die „Ideologen." Darin beruhte damals nicht zuletzt seine Stärke — und doch sollte er dereinst an der gänzlichen Verkennung nicht der faktischen Machtmittel — sie hat er stets mit fast unfehlbarer Sicherheit in seine Rechnungen einzustellen gewußt — sondern an der Verkennung der moralischen Kräfte seiner Gegner zu Grunde gehen: dem lodernden Patriotismus der Spanier gegenüber versagte sein Können zum erstenmale, der ideale Freiheitsdrang des deutschen Volkes warf den Eroberer des Kontinents völlig zu Boden.



Erinnerungen eines Kindes an Justinus Kerner.

Von

Tony Schumacher.

In dem Titel liegt, was ich zu bieten vermag! Viele Berufene haben vor mir den Geist und Zauber des Kernerhauses und die Eindrücke, die sie dort empfangen haben, geschildert. Ich selbst war erst elf Jahre alt, als ich mehrere Wochen dort weilen durfte, und ich konnte das Eigenartige, was mich da umgab, nur ahnen, wo andere voll und tief empfanden! Aber es drängen sich mir in der Erinnerung eine solche Fülle von kleinen, täglichen Erlebnissen auf, es ist mir von so manchem, was ich hörte, Wortlaut und Sinn geblieben, von Dingen, die dicht verwoben mit dem Dichter und seinem Heime sind — teilweise unabhängig von meiner kleinen, unbedeutenden Person — daß ich dieselben gern einem oder dem anderen, der sich für solches interessiert und dem Justinus Kerner in seinen Eigenschaften als Dichter, Seher und Arzt lieb geworden ist, erzählen möchte.

Es war im Jahre 1859. Die württembergischen Truppen waren ausmarschiert und lagen in der Nähe von Heilbronn. Meine Mutter hatte mit schwerem Herzen Abschied von ihrem Manne genommen und ihr bangte vor dem, was kommen könnte. Da erhielt sie einen Brief von ihrem Onkel, Justinus Kerner, der schrieb: „Packe auf und komme nach Weinsberg, und sei noch so lange als möglich in der Nähe deines Mannes. Je mehr du von deinen Kindern mitbringst, desto mehr wird es freuen deinen treuen Onkel Justinus." Meiner Mutter war diese Aufforderung ein großer Trost in ihrer Sorge, und da ich das einzige Kind noch zu Hause war, so wurde mir eröffnet, daß ich „mit" dürfe. Es war meine erste Reise, und die Seligkeit war groß. Als ich zu meiner Großmutter kam, um ihr Lebewohl zu sagen, schenkte sie mir zwölf nagelneue Kreuzer auf den Weg. „Mache dir eine Freude damit," sagte sie freundlich, und ich kam mir so reich vor, wie niemals mehr in meinem Leben.



Das Kernerhaus in Weinsberg. Nach einer Photographie.

Wir erreichten Weinsberg gegen Abend. Man hatte uns in Heilbronn mit dem Wagen abgeholt, meine Mutter gab mir unterwegs noch Ermahnungen für Wohlverhalten, und es fielen mir die früheren Erzählungen von all den fremden Menschen in dem Kernerhause, den Gespenstergeschichten, die wir Kinder nie hätten hören sollen, aber doch genau wußten u. s. w. etwas bänglich aufs Herz. Der Empfang war der denkbar innigste. Meine Mutter war das einzige

Kind eines vielgeliebten Bruders von Justinus. Ich selbst sah ihn nicht zum erstenmal, denn er war in früheren Jahren manchmal bei uns gewesen. Aber er schien mir doch ein anderer, als ich ihn in seiner braunen Kapuzinerkutte, die er zur Bequemlichkeit trug, auf der Treppe seines Hauses zu unserem Empfang bereit stehen sah. Als die Reihe des Begrüßens an mich kam, schloß er mich zärtlich in seine Arme, versuchte dann mit den halbblinden Augen meine Züge zu erkennen und fuhr mir leicht mit seiner weichen Hand über das Gesicht.

„Das ist ein liebes Kind," sagte er hierauf zu meiner Mutter — ein Lob, das mir im Bewußtsein von manch Gegenteiligem, an was die Mutter unterwegs angeknüpft, und in Ahnung dessen, was man von mir erwarten würde ein ziemlich unbehagliches Gefühl erweckte.

Es wurde Kaffee getrunken und ich in den Garten geschickt. Zuerst etwas schüchtern, dann mehr und mehr neugierig sah ich mich in demselben um. Er lag hinter dem Hause, das, im Schweizerstyl erbaut, mit einem Gange rings herum versehen und an dessen Rückseite ein großes, geschnitztes Christusbild am Kreuz angebracht war. Ich lief durch die Wege, neben Beeten mit einfachen, altmodischen Blumen, an schattigen Plätzchen unter Obstbäumen vorbei und näherte mich dem alten Turme, dessen Fuß dicht von Epheu und dunkelm Gestrüpp bewachsen war. „Das ist der Geisterturm," fiel mir ein, und dabei manche Sage, die ich von ihm gehört, von unergründlichen Verließen, klagenden Tönen, die man bei Nacht vernommen, und von dem Ritter von Helfenstein, der von dort aus zur Richtstätte geführt wurde. Es fing an zu dämmern, und ich suchte schleunigst aus diesem Bannkreise fortzukommen. Rechts war ein langer Laubgang, in den ich, über einige Beete hinüberstolpernd, geriet und der zu meiner Beruhigung direkt auf das Haus zurückführte. Ich wollte ihn hinabgehen, da ich anfing, mich nach meiner Mutter zu sehnen, als sich dem unteren Eingange desselben eine eigentümliche Gestalt nahte. Es war, wie ich mich erinnere, eine hagere Frauensperson, in hellen Kattun gekleidet, ein Tuch kreuzweis um die Taille geschlungen. Das bleiche Gesicht umgab eine Haube von schwarzen Spitzen, wie ein Heiligenschein, und die Hände hatte sie in die Schürze gewickelt. Nicht in gewöhnlicher Art gehend, wie andere Menschen, sondern in seltsam rhythmischen Bewegungen, mit erhobenem Haupte und starr vor sich hinsehend, schwebte sie langsam den Laubgang herauf auf mich zu. So was hatte ich noch nie gesehen, und ich fühlte, wie es mir eiskalt den Rücken hinauflief, wie ich aber trotz meiner großen Angst keine Fähigkeit in mir hatte, zu entfliehen. Und doch drängte sich mir die Notwendigkeit einer Notwehr auf. Die Frau kam näher und näher, ich empfinde noch das unsagbare Grauen, das ich hatte, und wie ich mir den Kopf zermarterte, was thun! Da fielen mir plötzlich meine zwölf Kreuzer in der Tasche ein, und da mir die Frau beim Nahekommen arm und krank erschien, wenn auch dabei sehr furchterregend, so dachte ich, mit dieser Gabe sie wenigstens insoweit zu besänftigen, daß sie mir nichts thue. Zitternd zog ich mein Beutelein, und gebannt von den unheimlichen Augen, die nun in meiner allernächsten Nähe waren, streckte ich ihr dasselbe entgegen. Da ging eine Veränderung in dem Gesichte der Frau vor sich. Die Blicke kehrten wie aus weiter Ferne zurück, die Züge verloren ihre Starrheit, es war in seltsam erstaunter Weise, daß sie mich prüfend ansah und mir dann freundlich das Beutelein wieder gab.

„O, liebes Kind, behalte du dein Geld," sagte sie in langsamem Tone. „Ich habe keines nötig und bin reicher als du!" Und nun erzählte sie in abgerissenen Sätzen von dem Geist, der über sie komme, von einem roten Herzen auf weißem Grunde, von dem Fluge in den Mond und die Sonne, wie ihr der Geist Bücher diktiere, und wie sie schreiben müsse, ob sie könne oder wolle, und derartiges mehr.

Ich horchte mit weit aufgerissenen Augen und hochklopfendem Herzen; ich wäre wohl noch lange nicht losgekommen, hätte ich nicht die Stimme meiner Mutter gehört, welche nach mir rief. Wie von einem Zauber befreit, rannte ich nun, einen Bogen um die Frau machend, in großen Sätzen den Gang hinab, und als ich, hochaufatmend, unten ankam und scheu noch einmal zurückblickte, sah ich die Frau wieder mit denselben eigentümlichen Bewegungen ihren Weg fortsetzen. Es war eine Somnambule, der ich begegnet war, die zeitweise bei Kerner zur

Beobachtung und Behandlung wohnte, und die wirklich in ihrem Traumeszustand schon Bücher geschrieben hatte, die für die diesbezüglichen Forscher von Werte waren.

Da wir voraussichtlich für länger im Hause blieben, hatten wir die beste Gaststube bekommen, einen hellen, freundlichen Raum oben im Giebel, welcher aber, ob seiner absonderlichen Form, den Namen „Sarg" trug. Um in den Sarg zu gelangen, mußte man über einen etwas finsteren Bodenraum gehen; an der Thüre des Sargs stand ein Skelett Schildwache, das von der Studierstube in späteren Jahren hier herauf verbannt worden war. Es ist einem Kinde wohl zu verzeihen, daß es sich unter diesen Umständen nur unter Bedeckung eines Erwachsenen in seine Stube traute, und daß es einmal bittere Thränen kostete, als die Mutter energisch verlangte, es solle ihr die vergessene Brille in dem oberen Raume holen.

Ein überaus freundliches Bild gewährte der gedeckte Frühstückstisch unter dem Apfelbaume im Garten. Die Gäste, welche im Hause weilten, hatten vollkommene Freiheit, früher oder später zu kommen, wie sie wollten, und es ergab sich hierdurch auch manche Einzelunterhaltung mit dem Dichter. Meine Mutter benutzte die Morgenstunden, um dies und das mit dem ihr so teuren Onkel zu besprechen. Leider weiß ich von dem Inhalte jener Gespräche wenig mehr, aber es ist mir die große Innigkeit des Tones und die so liebreiche Art des Sprechens in der Erinnerung geblieben. Justinus war gewöhnt, daß ihm in diesen Frühstücksstunden die Zeitungen vorgelesen wurden. Ich entsinne mich eines Morgens, daß die gewöhnliche Vorleserin — eine Enkelin des Dichters — abgerufen wurde, und daß meine Mutter meinte: „Willst du es nicht mit der Kleinen probieren?" — Zaghaft ergriff ich das Blatt und fing an. Ach, wie war das so ganz anders, als die Sachen, die ich kannte. Po-li-tik, Kri-tik, Reak-tion und Liberalis-mus, und wie die schweren Worte alle lauteten, vor denen ich, die sich in der Schule auf ihr Lesen etwas einbildete, jedesmal scheute, wie die Kuh vor dem Scheunenthor, und dabei gluckſend einen Verlegenheitston hervorbrachte, der den Onkel veranlaßte, mich von dort an seine liebe „Hm" zu nennen, woraus schließlich „Muh" wurde. Trotz der Mangelhaftigkeit beharrte der Onkel aber fortan darauf, das Kind müsse ihm vorlesen, was, wie mir meine Mutter täglich sagte, eine große Ehre für mich sei. Ich that's auch gern, war aber doch jedesmal sehr froh, wenn ich von meinem Ehrendienst wieder entlassen wurde.



Justinus Kerner

Justinus Kerner in seinem 74. Lebensjahre. Nach einer Photographie aus dem Jahre 1860.

Die Mahlzeiten wurden meist auf dem Turme eingenommen, und es wohnten denselben gewöhnlich fremde Gäste bei. Die Leiterin des Haushalts war, seit dem Tode von Justinus' getreuem Rickele, seine älteste Tochter, die verwitwete Frau Doktor Niethammer. Sie wohnte in der Nähe und hatte ihren eigenen Haushalt, aber sie und ihre heranwachsenden Kinder waren mehr beim Großvater als zu Hause. Zu dessen Dienste stets bereit und nimmermüde, wanderte die getreue Tochter zu allen Tages- und Nachtzeiten durch die Gärten, welche die beiden Häuser verbanden. Zu ihr, meiner von mir sehr geliebten Tante, wandte ich mich nicht nur damals, als Kind, sondern auch in weit späteren Jahren gar oft um Rat, und die prächtige, geistig klare, leidensgeübte und



Unter Blumen. Nach dem Gemälde von F. Vinea

doch wieder so fröhliche Frau hat mir mein Lebtag in kleinen wie großen Dingen mit stets warmem Herzen zurechtgeholfen. Damals war sie auch meine Fürsprecherin, wenn Onkel bei den Mahlzeiten vor den vielen Menschen mich aufforderte, sein „Preisend mit viel schönen Reden" zu singen. „Die Muh macht's so nett," sagte er allemal freundlich, aber Tante verstand meine hilfeflehenden Blicke und wußte geschickt das Gespräch auf was andres zu wenden.

Unter den ständigen Hausgenossen, die jahrelange Aufnahme und Pflege fanden, war eine österreichische Gräfin, — eine im ganzen harmlose Geisteskranke. Sie wohnte im untern Teil des Hauses und erschien meist nur zu den Mahlzeiten. Eine ihrer fixen Ideen war die, daß man ihr ihre Sachen nähme. Den ganzen Vormittag brachte sie deshalb damit zu, ihre Schätze und Besitztümer in Körbchen, Ridicules und Taschen zu packen, die sie dann sämtlich zu Tische mit sich brachte, und die ihr die Jungfer an die Lehne ihres Stuhles knüpfen und hängen mußte. Diese Schätze bestanden meist aus wertlosen Dingen, Puppen und sonstigen Kinderspielereien. Ich hatte meinen Platz beim Essen neben ihr, und man hatte mir großen Respekt vor der „Komtesse" eingeflößt und mir hauptsächlich dringend eingeschärft, ja keine ihrer Sachen zu berühren. Ich befolgte dies auch pünktlich in den ersten Tagen und sah nur scheu und schüchtern nach dem Nachbarstuhle und in das eigentümlich durchrunzelte, dann und wann nervös zuckende Gesicht der kleinen Dame. Nach einigen Tagen kam mir dasselbe aber nicht mehr so unheimlich vor, wohl weil ich mich an seine Art gewöhnt, oder weil ich da und dort einen nicht unfreundlichen Zug in demselben entdeckte, der freilich an kümmerlichen Sonnendurchblick bei wetterbedecktem Himmel erinnerte. Da man mir auch die Ermahnungen nicht wiederholt hatte, so konnte ich eines Tages der Versuchung nicht widerstehen, den Anhängseln der Dame, aus denen gar verlockende Dinge herausschauten, nach und nach etwas näher zu rücken. Hauptsächlich war es ein kleiner gelber Vogel, der meine Aufmerksamkeit auf sich zog und von dem ich gar gerne gewußt hätte, ob er piepsen könne oder nicht. Die glückliche Besitzerin war gerade eifrig mit Essen beschäftigt, die anderen Menschen unterhielten sich, nur noch ein unmerkbarer Ruck mit dem Stuhl, und ich konnte den kleinen Matz antippen. Es war nur ein ganz leiser Ton, der meine Erwartungen, daß er „piepsfähig" sei, bestätigte. Aber welche entsetzliche Wirkung er hatte! Blitzartig fuhr die Komtesse herum, warf Messer und Gabel auf den Tisch, sah mich mit entsetzten Augen an und rief in den schrillsten Tönen, deren ein Mensch fähig ist: „Hilfe! Räuber, Mörder!" u. s. w. — Alles sprang erschreckt in die Höhe, meine Tante eilte zu der Kranken und wußte mit beruhigenden Worten ihre Erregung nach und nach wieder zu beschwichtigen; ich selbst aber zitterte an allen Gliedern an dem neuen, möglichst entfernten Platze, den man mir anwies, und wäre es um des schönsten Spielzeugs willen gewesen, so hätte mich keine Macht der Erde je wieder in die Nähe der Komtesse gebracht.

Onkels Wohnzimmer und ein daran stoßendes Kabinett standen jederzeit seinen Gästen offen. Für mich hatte das letztere einen wunderbaren Reiz, und ich konnte mich stundenlang in ihm aufhalten. Unter den Bildern an der Wand zog ein kleines mich stets von neuem an. Von schwarzem Papier kunstvoll ausgeschnitten, stellte es ein Gespenst vor, aus dessen lang dahinflatterndem Mantel ein Totenkopf und ein paar lange, knöcherne Arme schauten. In einer andern Ecke stand, von dunkelm Hintergrunde sich abhebend, ein lebensgroßes, marmornes Muttergottesbild von seltener Schönheit. Einstens wurde dasselbe als wunderthätig in dem Kirchlein eines benachbarten Ortes verwahrt und kam in Onkels Besitz, als die Kirche baufällig geworden war. — Wenn die Sonnenstrahlen durch die bunten Scheiben in den kleinen Raum fielen und die marmornen Züge durchglühten, so glaubte man sich wohl in eine katholische Kapelle versetzt und konnte der anderen Gegenstände vergessen, welche sich noch in dem Zimmer befanden. Noch ein weiterer Eindruck aus diesem Raume ist mir geblieben. Ich entsinne mich, wie meine Mutter einmal mit Justinus vor dem Marienbilde stand, und ihn, liebevoll scherzend, ermahnte, er werde doch nicht zum Katholizismus neigen. Was Justinus hierauf erwiderte, kann ich wörtlich nicht wiedergeben, ich entsinne mich aber deutlich eines Satzes: Auch ein Pro-

testant müsse die Jungfrau Maria lieben um der Poesie willen.

Mein Leben in Weinsberg war ein denkbar freies, was ich Stadtkind in vollen Zügen genoß. Man wußte, daß mir nichts passieren könne, und war zufrieden, wenn ich mich zu den Mahlzeiten einfand. Außer dem Garten hinter dem Hause war ein größerer, mehr dem Nutzen gewidmeter, über der Straße gelegen. Justinus hatte seine Freude an der Bebauung desselben und kultivierte auch unter den Küchengewächsen seine bevorzugten Lieblinge. Kleine weiße Kerbelrübchen, ganze Gebüsche von rotglühenden Tomaten, Kürbisse und vor allem die heimtückischen Spritzgurken waren in Massen angepflanzt. Viel Spaß machte es Justinus, seine Gäste in die Nähe der letzteren zu führen. Er verflocht sie, dabei wie absichtslos stehen bleibend, in ein längeres Gespräch, und wenn dann plötzlich, mitten in dasselbe hinein, der arglose Gast eine Ladung säuerlichen Gurkensaftes in das Gesicht bekam, so daß er sich empört nach allen Seiten nach dem Urheber solchen Mutwillens umschaute, so konnte Justinus so herzlich wie in seinen jungen Tagen lachen, und solch Lachen war um so erquicklicher, je gedrückter und trauriger Kerner oft sonst zu sein pflegte. Waren es ja erst wenige Jahre her, daß sein Rickele ihn verlassen hatte und daß seine immer schwächer werdenden Augen ihn zu zeitweisem Trübsinn veranlaßten, aber sein angeborener Humor und sein kindlich gläubiger Sinn ließen denselben nie ganz Herr über sich werden. Eine Neigung zum „Jammern“ hatte Kerner wohl von jeher an sich, die ihn auch zu dem, nachher in der ganzen Familie gar oft scherzhaft gebrauchten Verse veranlaßte:

Ach, ist das ein Jammer
Vom Keller bis zur Bücherkammer,
Von hier bis zu der Schweiz —
Gibt's nichts als Kreuz!

Sein Rickele hatte ihn auch hierin vorzüglich zu behandeln verstanden und brachte ihn mit gemütvollem Humor stets wieder ins rechte Geleise. Als er einmal, noch in jüngeren Jahren, beständig kummervoll von seinem, wohl bald bevorstehenden Ende sprach, sagte sie: „Aber Kerner, jetzt mußt du wirklich bald sterben, sonst ist's eine Schand' vor den Leuten!“ — ein Geschichtchen, das er selbst später oft lachend erzählte.

Eine Quelle der Freude war für mich eine kleine Drehorgel, das Geschenk eines fürstlichen Freundes an den Onkel. Stundenlang saß ich damit auf einem Stein an der Krümmung der Landstraße und war hoch beglückt, wenn ein paar Handwerksburschen, Fuhrleute oder Bauern erstaunt stehen blieben und dem Spiele lauschten. In meinem Eifer, die Sache recht schön zu machen, drehte ich aber einmal immer rascher und gewaltiger darauf los, und plötzlich machte es: knack! und mitten in einer Arie aus Rigoletto wollte es nicht mehr weitergehen. Es spielte wohl noch deutlich: „Ach wie so trügerisch . . .“ aber was eigentlich trügerisch war, blieb von nun an der Welt verborgen, und trotz allen Schüttelns gab die Orgel nur noch ein paar grunzende Töne von sich. Ich muß hier — auf die Gefahr hin, in der Achtung des Lesers tief zu sinken — meine Unthat weiter gestehen. Ich stellte das Örgelein sehr stille an seinen gewohnten Ort, und da niemand weiter danach frug, schwieg ich zu der Sache, aber ein unbehagliches Gefühl an dem Plätzchen, wo man das Gewissen vermutet, und das tiefbegründete Bewußtsein, kein „liebes“ Kind zu sein, ist mir sehr lange noch geblieben. Daß anderen Kindern später vielleicht Ähnliches mit dem Spielwerk begegnete, vermutete ich lange Zeit nachher, als ich, schon längst erwachsen, bei meiner Tante Emma, der zweiten Tochter Justinus', von der ich weiter unten reden werde, in einer Nähschatulle das Gehäuse des einstigen Örgeleins wiedererkannte.

Wenn ich von meinem Weinsberger Aufenthalt erzähle, so ist damit mein Vetter Georg, der Sohn meiner Tante Niethammer, tief verwachsen. Deren Töchter, welche mir gleichfalls viel Liebes erwiesen, waren schon Fräuleins und hatten mit dem Haushalte viel zu thun. Georg war wohl auch ein paar Jahre älter als ich, aber wir verstanden uns prächtig. Mit ihm wanderte ich auf die „Weibertreue“ hinauf, und wir dachten uns, in den alten Ruinen sitzend, in die Zeiten des Rittertums zurück. Gelbe Falter wiegten sich um unsere Häupter, blaue Blumen blühten neben uns, und in unsere jugendlichen Gespräche mischten sich dann und wann die langgezogenen Töne der Äolsharfen, die an den Fenstern der zerfallenen Burg angebracht waren und

bald wild klagend, bald wieder geisterhaft ersterbend, unsere Kindergemüter oft wunderbar bewegten. — Aber nicht immer ging es so poetisch zwischen uns zu, und manchmal wollten unsere Spiele gar nicht harmonieren. Von dem alten Turme im Garten waren einige Steine ausgefallen. Mir dünkten diese Öffnungen prächtige Kämmerchen für meine Puppen, während Georg sie als Verließe für seine Soldaten ansah, oder wohl auch, zu meinem Entsetzen, eine Schneckensammlung darin anlegte. Da endigte das Spiel wohl manchmal damit, daß Georg mich ein „dummes Mädle", und ich ihn einen „unartigen Buben" hieß, und daß ich laut schreiend davonlief, wenn er mir mit der saftigsten und größten der Schnecken nachrannte. Eine ganz rührende Übereinstimmung herrschte aber stets zwischen uns in betreff eines Aprikosenbäumchens, und ich muß, da ich es denn einmal unternommen, meine Erlebnisse in Weinsberg zu erzählen, meinem Sündenregister leider eine weitere Nummer beifügen. Die Haushälterin Onkels, ein gar gestrenges „Hannele", hatte die auserlesenen Früchte obigen Bäumchens dazu bestimmt, eingemacht zu werden, und es war die alte Geschichte aus dem Paradiese: „Von diesem Baume sollt Ihr nicht essen!" — Aber Georg und mich lüstete es darnach. Zum Schütteln hatten wir keinen Mut, denn wir fürchteten das Hannele. Aber von nun an bewegten sich des Abends merkwürdigerweise unsere Spiele stets auf dem kleinen Rasenplatz, auf welchem das Bäumlein stand, und was konnten wir dafür, daß eins um das andere im Eifer des Spiels an seinen Stamm anstieß, und wenn dann Früchte herunterfielen, so durfte man sie doch nicht verderben lassen! „Geschüttelt" hatte man sie ja nicht. Als wir jungen Jesuiten aber einst morgens beim Frühstück bei den Alten saßen, und das Hannele mit gesträubtem Gefieder und zornglühendem Kopf dahergerannt kam mit der Klage: „Herr Doktor, jetzt ist über die Hälfte meiner Aprikosen verschwunden," und als der sonst so gütige Onkel mit ziemlich erregter Stimme sagte: „Jetzt wird mir's doch aber nächstens zu arg mit den ungezogenen Schlingeln von Weinsberger Gassenbuben," da drückten wir uns in stiller gemeinsamer Schuld von dannen und gewannen wieder mehr Freude an den anderen Bäumen des Gartens.

Ich kann mir nicht versagen, bei dieser Gelegenheit von diesem Enkel Justinus Kerners, welcher erst vor wenigen Jahren als geschätzter Offizier und militärischer Schriftsteller im schönsten Mannesalter starb, folgende kleine Geschichte zu erzählen. — Justinus war bei meinen Eltern in Ludwigsburg auf Besuch gewesen, und es hatte ihm dort unter anderem eine Art Zwetschgenmus sehr gut gemundet. „Ich schicke dir davon," hatte ihm meine Mutter versprochen, und „Georg", welcher als Kadett in Ludwigsburg weilte, wurde dazu ausersehen, dem Großvater das Versprochene mitzubringen, wenn er in die Ferien ginge. Diese hatten begonnen, der Kadett war Obermann geworden, stolz auf seine neue Würde mit einem Kameraden auf die Bahn gegangen und saß im Waggon, — die Brust geschwellt von dem Gefühl, welches Aufsehen werde ich in dem kleinen Städtchen in meiner neuen Uniform machen! Sorgsam zieht er sich die Taille zurecht, beschaut sich in einem Taschenspiegelein und zupft an den drei Härchen seines zukünftigen Bartes. Da sieht er den alten Diener meiner Eltern atemlos sich dem Zuge nahen, mit einem merkwürdig geformten Paket im Arme.

„Einen Gruß von der gnädigen Frau, und der Herr Georg möchten so gut sein, und dies Zwetschgengesälz dem Herrn Großvater mit nach Weinsberg nehmen. Die gnädige Frau ließen guten Appetit wünschen — der Herr Georg möchten aber so freundlich sein und den Topf ruhig und gerade tragen, daß nichts herausläuft, haben gnädige Frau gesagt," — und fort war er, dem verdutzten Kadetten ein steinernes Häfelein in die Arme drückend — grau, mit blauen Tulpen und schön zugebunden mit einem rosa Papier. Georg brauchte ein paar Minuten, um das Unglück zu fassen. Das nicht enden wollende Gelächter des Kameraden weckte ihn zum Bewußtsein seiner Lage. „Görgel, du wirst dich reizend ausnehmen, wenn du an Stadtpfarrers und Apothekers Hause vorbeikommst, mit dem Mustopf im Arm," und von neuem begann der Freund sich vor Lachen zu schütteln.

„Das darf nicht sein, — das ist eine Infamie, mir so etwas zuzumuten, — ich trage des Königs Rock," so machte sich der beleidigte Stolz des fünfzehnjährigen Kadetten

Luft, und er wollte die unschuldige Ursache dieser Erregung mit Heftigkeit in das Gepäcknetz hinaufschleudern. — „Nicht schief stellen, sonst läuft etwas heraus," sagte der Kamerad spöttisch und nahm das Häfelein unter seine Obhut, dasselbe wiegend und von allen Seiten betrachtend. Der Wagen war leer, die zwei Kadetten waren allein, und der Kondukteur hatte die Fahrkarten bereits koupiert. — „Wie kann meine Tante mir eine solche Schmach anthun, — sie ist doch sonst eine patente Frau," stieß Georg noch immer in tiefster Erregung hervor, und es zuckte vor Zorn verräterisch um seine Mundwinkel. — „Du kannst auch nicht thun, was sie verlangt, — eher wirfst du die ganze Geschichte mit dem süßen Zeug darinnen zum Fenster hinaus," sagte der Kamerad und hatte dabei an der Schnur ein bißchen gezogen, so daß die rosa Hülle auf die Bank gefallen war. „Donnerwetter, riecht das gut," sagte er weiter und steckte seine Stumpfnase in das Töpfchen. „Ja, du hast recht," rief Georg erleichtert, „gib den miserablen Topf her, ich will ihn hinauswerfen — lieber will ich nachher meiner Tante die ganze Geschichte gestehen, als daß ich meine militärische Ehre beflecke," und er griff mit Ungestüm nach dem Streitobjekt, um es in die Tiefe zu schleudern, denn sie fuhren gerade über eine Brücke. — „Wart' doch noch einen Augenblick," sagte der Freund und hielt schützend seine Hand vor, wobei, wohl unabsichtlich, ein Finger sich in die Tiefe des Häfeleins verlor, der nachher, in Ermangelung anderer Reinigungsmittel, abgeleckt werden mußte. „Tausendallewelt, schmeckt das einmal fein — probiere doch erst einmal, ehe wir es den Wellen des Neckar übergeben," sagte er von neuem. Zögernd nur, und, zu seiner Rechtfertigung sei's gesagt, mit unbehaglichem Gefühle folgte Georg dieser Aufforderung, aber der Freund hatte recht, — probieren konnte man ja doch die Sache, die einmal dem Untergange geweiht war. Und probiert wurde sie gründlich. Draußen flogen Bäume, Telegraphenstangen und Häuser in buntem Wechsel vorüber — drinnen beugten sich stets tiefer und tiefer zwei Krausköpfe über ein Etwas mit stets hohler werdendem Raum. Als wieder eine Brücke kam, flog ein schwerer, geleerter Gegenstand hinaus, dem ein rotes Papier vom Winde getrieben nachflatterte. Taschenbürsten und Spiegelein wurden wieder hervorgeholt, und als es nach einer halben Stunde „Weinsberg!" hieß — da stolzierten zwei tadellose Kadetten durch die Straßen des kleinen Landstädtleins, die Fenster öffneten sich, und manch Auge blickte ihnen mit Wohlgefallen nach — die militärische Ehre war gerettet! Mein Onkel Justinus aber, als die Zeit der Zwetschgen vorüber war, sagte in wehmütigem Tone zu seiner Tochter: „die Lina in Ludwigsburg hat scheint's das versprochene Zwetschgenmus vergessen!"

Es war ein sehr heißer Sommer, als ich in Weinsberg war. Oben auf dem Turme während der Mahlzeiten wehte stets eine erfrischende Luft, und Kerner verschaffte deshalb mit Vorliebe seinen Gästen diesen Genuß, obgleich die Speisen recht mühsam zuerst durch den Garten und dann die vielen Stufen hinauf getragen werden mußten, und die Enkelin als Kellermeisterin ungezählte Male vom kühlen Burgverließ bis zur sonnigen Höhe hinauf und herunter eilte. Von dem Turme flatterte eine Fahne weit ins Land hinein und zeigte an, daß Gäste im Hause weilten. Ich glaube, die Geschichte von dem Schulmeister mit der Fahne ist schon erzählt worden, ich möchte sie aber doch noch einmal hier erwähnen. Ein etwas beschränkter Schullehrer, dessen Art Kerners gutmütigen Spott herausforderte, frug ihn einmal, zu welchem Zweck denn die Fahne vom Turme wehe? „Ja sehen Sie, mein Lieber," sagte Kerner ganz ernsthaft, „das hat eine gar verschiedene Bedeutung, und zwar in medizinischer Hinsicht! Sie wissen, daß ich Arzt bin. Die Fahne ist ein Signal für die Umgegend, damit die Leute erfahren, welche Krankheit gerade vorherrscht, und sich davor schützen können. Ziehe ich z. B. die rote Flagge auf, so bedeutet es Scharlach, die gelbe heißt Ruhr — kommt aber die schwarze Fahne an die Reihe, dann steht es ganz ‚letz'!"

Nach dem Essen wurde ich meist ins Gartenhaus in den Gemüsegarten hinüber geschickt, um dort zu schlafen, ich kann aber nicht behaupten, daß dieser Zweck oft erreicht wurde. Das steinerne Häuschen war das Überbleibsel eines einstigen Kirchhofs und hatte zur Aufbewahrung des Geschirrs und der ausgegrabenen Knochen gedient, wodurch es sich wohl den Namen Gespensterhäuschen erwarb. Lenau hatte

des öfteren und lange Zeit darin gewohnt, und es mochten die zwei still gelegenen Zimmer, die da eingerichtet waren, beruhigend auf die pulsierenden Nerven des erregten Dichters eingewirkt haben. Für mich dummes, elfjähriges Ding waren diese sogenannten Schlafstunden eine wahre Qual. Drüben im „Sarg“ schien um diese Zeit bis in den hintersten Winkel die Sonne hinein, hüben war es kühl, und meine gute, fürsorgliche Tante installierte mich auf der Matratze eines eben nicht gebrauchten Gestelles und meinte: „das ist ein Plätzchen in dieser Hitze, um das man dich beneiden könnte! Schlaf du jetzt nur ein bißchen — bist wieder den ganzen Morgen herumgelaufen — ich wollte, ich könnt's machen wie du,“ und sie strich mir ehe sie ging, mütterlich mit der Hand über die erhitzte Stirn! Ja, wenn sie geblieben wäre! Brütend lag draußen die Mittagssonne, redlich versuchte ich zu schlafen und legte mich auf die Seite. Die Lider waren geschlossen, ein ganz eigener, dumpfiger Geruch erfüllte das Zimmer, und es war so still, daß das Summen einer eingesperrten Fliege etwas fast Aufregendes hatte. Blinzelnd suchte ich dieselbe zu erspähen, wälzte mich auf den Rücken und zog dabei die Knie etwas in die Höhe. Richtig, da saß sie auf meinem weißen Kleide, aber mitten in einem grasgrünen Herzen, das die Blätter von draußen durch die Ladenöffnung als einzig hellen Gegenstand hineingezaubert hatten. Unbehaglich rückte ich auf die Seite, wodurch das grüne Gebilde auf die Matratze neben mich, in verlängerter Form, zu liegen kam, und mit schläfrigen Augen blickte ich an die Decke und an der Tapete herum. Vierteilig waren auf derselben Bilder aus Schillerschen Gedichten aufgedruckt, wovon eines, zu der Kindsmörderin gehörend, mich gewaltig anzog. Grau in grau hob sich die Gestalt eines Weibes mit langen Haaren, das mit ausgestreckten Armen im Begriffe war, ihr kleines Kind in ein Wasser zu werfen. Rätselhaft erschien mir das Ganze, und wo ich hinblickte, immer dieselbe Figur und das arme kleine Ding, und sie schienen aus allen Ecken auf mich zuzukommen, was vielleicht hypnotisierend wirkte, denn ich habe schließlich geschlafen. Aber ich träumte von roten Herzen und grünen Herzen, von Menschenknochen und ins Wasser geworfenen Kindern, und wenn ich mich auch an den folgenden Tagen mehr an diese Dinge gewöhnte und mich geschämt hätte, Furcht einzugestehen, so gehören meine Schlafstunden in dem einsamen Gespensterhäuschen nicht gerade zu meinen behaglichsten Erinnerungen.

Einmal wurde mir dieser erzwungene Schlaf zu meiner Freude durch Onkels freundliche Aufforderung zu nichte gemacht — „ich will die ‚Muh‘ mit nach Ellhofen nehmen, sie hat gerade noch Platz im Wagen!“ Freudestrahlend machte ich mich schleunigst zurecht und stieg zu Onkel in die hochbeinige, etwas altmodische Kutsche, deren Spritzleder so weit heraufreichte, daß gerade mein Kopf noch hinaussehen konnte. Und noch ein dritter Passagier war mit uns im Innern, das war das „Mäusle,“ ein triefäugiges, rattenfängerartiges Tierchen mit struppigen Härlein und wenig anziehenden Eigenschaften, das aber, gerade weil es sich wenig Freunde zu machen verstand, vom Onkel ganz besonders geliebt wurde. Bei den Krankenbesuchen fand das Mäusle meist seinen Platz in einer der großen Rocktaschen seines Herrn, aus denen dann der verzauste Kopf mit den zusammengekniffenen kranken Äuglein hervorschaute, was eine Bäuerin einmal zu dem Ausspruch veranlaßte: „Jetzt wird's recht, jetzt hot der Doktor au no e Nachteul' bei sich!“

Doch ich schweife ab. Onkel und ich fuhren also zusammen in der Kutsche, entlang den reifenden Kornfeldern und durch schattige Wäldchen, und alle Menschen auf der Landstraße, an denen wir vorbeikamen, grüßten mit sichtlichem Respekt und Anhänglichkeit die bekannte Gestalt des stets hilfebereiten Arztes. Liebreich suchte er mich auf alles aufmerksam zu machen und kam dann auf die kindischen kleinen Gedichte zu sprechen, in denen ich mich versucht, und die meine Mutter ihn ohne mein Wissen hatte lesen lassen. „Dicht' weiter, Muh,“ sagte er väterlich, „deine Verschen machen mir Freude.“

Am Wirtshause in dem kleinen Dorfe Ellhofen angekommen, übergab er mich der Obhut der Wirtin und machte seine Krankenbesuche. Später kamen meine Mutter und einige Gäste zu Fuß nach, wir tranken den Kaffee auf einer Wiese, und ich hörte die folgende, mir fest in der Erinnerung gebliebene Geschichte von der sogenannten Frau

aus Ellhofen erzählen. Ein Mittelding zwischen Somnambule und Seherin in wachem Zustande, wußte diese, eine schlichte, einfache Frau, verlorene Gegenstände aus einem Glas Wasser zu bestimmen und durch ihre Aussage wieder herzuschaffen, und von weither kamen die Leute zu dieser Sibylle. Einer Gräfin B., welche bei Justinus auf Besuch weilte und einen Familienschmuck vermißte, hatte sie gesagt, sie sähe denselben in einem Wandschrank unter bunten Bändern und Blumen liegen. Vergebens durchsuchte die Dame ihre ganze Wohnung, als ihr einfiel, daß auf einem Gute in Österreich sich ein Wandschrank befinde. Plötzlich fiel ihr wie Schuppen von den Augen, der Schmuck könne sich unter Maskengegenständen, die sie vor einem Jahre dort aufbewahrte, befinden. Sie telegraphierte, und in kurzem kam die Antwort, das Vermißte sei „unter Blumen und Bändern“ gefunden worden. Von gestohlenem Gelde, wo sie den Thäter entdeckte, von einem vermißten Fingerhute „unter weißem Tuche“, der dann unter dem Schnee gefunden wurde, und noch vielem anderem wurde gesprochen, und die Wirtin beteiligte sich eifrig an der Unterhaltung und wußte ihrerseits auch gar manches von der Hellseherin, die so gewiß wie etwas eine Hexe sei, zu berichten. Mit größtem Interesse lauschte ich diesen Geschichten, und sie beschäftigten mich noch sehr, als ich schon wieder, auf der Heimfahrt, neben Onkel im Wagen saß. „Wenn ich heimkomme,“ sagte ich mit einem plötzlichen Entschlusse, „so nehme ich auch ein Glas Wasser und gucke so lange hinein, bis ich etwas sehe!“ — „Das wirst du bleiben lassen, das bitte ich mir aus,“ lautete da die Erwiderung meines Onkels, und es war in solch ernstem, fast strengem Tone, in dem er dies sagte, der so eigentümlich abstach gegen seine sonstige Art zu sprechen, daß ich erschrocken stille schwieg. Es machte mir einen solchen Eindruck, daß ich jahrelang nachher in kindischer Scheu die Augen fest zukniff, wenn ich ein volles Glas Wasser an den Mund führte.

Gäste zu haben, — je mehr je lieber, und sie alle, jeden nach seiner Eigenart, in Liebe zu umfassen, war ja von jeher Justinus Kerners hervorragender Zug gewesen, und ich erinnere mich, daß erzählt wurde, seine Kinder hätten im Nebenzimmer eine steinerne Kugel hin- und herrollen müssen, wenn liebe Menschen nach seiner Ansicht zu frühe fortgehen wollten. „Es donnert,“ sagte dann Justinus mit schalkhaftem Lächeln, „ihr kommt in ein Gewitter,“ und sein Zweck wurde meistens erreicht, — die Leute zogen die Mäntel wieder aus und blieben da. — Was Gewitter anbelangte, so klebte mir selbst von jeher eine Bangigkeit und Angst während derselben an, welche meine Eltern mit aller Macht zu bekämpfen suchten, und worüber ich von meinen Geschwistern viel Spott leiden mußte. Welche Genugthuung war es mir daher, als ich inne wurde, daß auch der von allen Menschen so hochverehrte Onkel von solcher Gewitterbangigkeit nicht frei war. „Man weiß nicht, was geschehen kann, und es ist gut, bereit zu sein,“ hörte ich ihn sagen, und es erfüllte mich mit ganz unbeschreiblichem Behagen, als er bei Ausbruch eines sehr starken Gewitters sämtliche Hausgenossen in seiner Stube versammelte, wobei selbst der Knecht und die Magd nicht fehlen durften. Ich habe seither gar oft die stille Bemerkung gemacht, daß Gewitterfurcht nicht allein den Schwachen unter dem schwachen Geschlecht anheftet, und daß sie häufig unabhängig von Charakter und Willenskraft ist.

Unter den vielen Besuchen, welche die umliegende Einquartierung mit sich brachte, erinnere ich mich auch noch lebhaft einer Offiziersfrau, die beim Kaffee geschickt den Platz neben Justinus errungen hatte. Etwas schwärmerisch, wie sie war, las sie sorgsam einige weiße Haare ab, welche auf der braunen Kutte des Dichters lagen und verbarg sie als einen Schatz in ihrem Schreibbuche. „Ist denn der Onkel etwas so Großes, daß seine ausgegangenen Haare einen Wert haben?“ frug ich leise meine Mutter. „Fallendes Laub, das in den Kehricht gehört,“ sagte wehmütig Justinus, der meine geflüsterten Worte wohl vernommen hatte.

Es war an einem Regentagmorgen; ich stand etwas trübselig an den Fensterscheiben und zählte die Tropfen, die herabrieselten, als Onkel an seinem Krückstocke langsam hereinkam. „Was thust du denn, Muh,“ sagte er teilnehmend, „ich glaube, du hast Langeweile, — hast du denn nichts zu lesen?“ — Er konnte einen bei solchen Fragen

so liebreich mit den halberloschenen Augen ansehen. „Mein Robinson ist zu Ende, und ich habe nichts anderes," sagte ich etwas wehmütig, gedachte auch dabei mit verschiedenartigen Empfindungen des Orgeleins, das in seiner Ecke stand. „Da hast du etwas zum Lesen, Muh, — das wird dich freuen," sagte Onkel lachend und schob mir ein graues Büchlein zu, das ich mit Begierde öffnete. „Die Seherin von Prevorst" stand auf dem Titelblatte, und ich war selig, denn gerade dieses Buch, von dem ich schon so viel gehört hatte, lesen zu dürfen, erschien mir als Höchstes. Ich flüchtete mich sofort ins Nebenzimmer, setzte mich auf einen Schemel zu Füßen der Madonna, stopfte meine Daumen in die Ohren und fing an. Aber die glücklichsten Augenblicke sind bekanntlich die kürzesten. Kaum war ich auf der sechsten Seite, da fiel ein Schatten auf mein Buch, eine Hand griff danach, und ich sah in das wenig erfreute Gesicht meiner Mutter. „Wo hast du das her?" frug sie mich in strengem Tone, und als ich, halb trotzig, halb weinerlich sagte: „Vom Onkel selber," da eilte sie in das Nebenzimmer, und ich hörte, daß ihre Stimme sehr erregt klang, als sie sagte: „Ich bitte dich, wie kannst du dem Kinde gerade so etwas zu lesen geben!" Die Gegenrede verstand ich nicht, denn die Thüre fiel zu; sie öffnete sich aber bald wieder, um eine meiner Basen Niethammer einzulassen, die mir, wie ich immer noch trotzig in der Ecke stand, Christoph Schmids „Blumenkörbchen" zum Lesen brachte.

Mit Freuden erinnere ich mich auch der Besuche von Justinus' jüngerer Tochter Emma, die an einen Kaufmann Gsell in Heilbronn verheiratet war. Obgleich sie schon damals nicht mehr sehr jung war, entzückte ihre Lieblichkeit alle Herzen, und jetzt noch, wenn sie mir gegenüber sitzt und mit strahlendem Auge von Einst erzählt, oder wenn sie in frommer Ergebung der nicht leichten Schicksale ihres späteren Lebens gedenkt, — die fein geformten Hände gefaltet, das edle Gesicht von einem weißen Spitzentüchlein umrahmt, — so dünkt mir meine Tante Gsell der Inbegriff einer schönen alten Frau zu sein, und ihr Inneres entspricht ihrem Äußeren. — Damals hatte sie noch eine hübsche Singstimme, und es ist mir ein Schnadahüpfl im Gedächtnis geblieben, das sie mir auf Aufforderung ihres Vaters vorsang. Justinus hatte es auf meinen Großvater gemacht, als dieser den Generalsrock ausgezogen und sich ein Gut, Schnaitberg, gekauft hatte. Es hieß u. a.:

Mein Schatz ist ein braver,
Ein wackrer Soldat,
Ein braver, ein wackrer
Vom russischen Zug;
Er hütet jetzt Schaf'
Und geht hinterm Pflug.
Er knallt mit der Peitsche,
Säht Korn und säht Mohn,
Kleesamen sein Pulver,
Der Pflug sein' Kanon.
Und Sichel und Saat
Sein Degen und Schwert.
O Schnaitberger Karle,
Wie bist du mir wert!

Es war, wie schon oben gesagt, ein ganz rührendes Bruderverhältnis, das zwischen meinem Großvater und Justinus herrschte, und wir besitzen einen Briefwechsel von den beiden, in dem sie in einer langen Reihe von Jahren sich fast täglich geschrieben haben, und in Justinus' Gedichten befinden sich eine Anzahl von Klageliedern auf das Hinscheiden dieses geliebten Bruders. Eines der rührendsten Gedichte lautet:

Bruders Tod.

Mein Bruder spricht: „Muß scheiden
Zum Kampf ins Todesthal!"
Er war in blut'gen Zeiten
Ein tapfrer General.

Ich sprach: „Darfst nicht hinüber,
Ich preß' dich an mich fest,
Verläßt du mich, mein Lieber,
Mein Leben mich verläßt!"

Er blickt mich an gerühret,
Doch ruft er laut sofort:
„Gott, Gott hat kommandieret,
Da hat der Mensch kein Wort!"

Es bricht sein Lebensfaden,
Mit ihm mein Herze bricht!
Einen treueren Soldaten
Hat Gott im Himmel nicht!

Es bleibt mir nun nur noch übrig, die Abende meines damaligen Aufenthaltes zu schildern. Sie sind meinem Gedächtnis am tiefsten eingeprägt. Meist, wenn es draußen dämmerte, versammelte man sich in Kerners Wohnstube. Zwanglos gruppierten sich die Anwesenden um den Lehnstuhl des Dichters, mit melodischem Tonfall las seine neben ihm sitzende Enkelin, Anna Niethammer, seine neuesten Gedichte vor, oder Briefe und Verse von auswärts weilenden Freunden und

Dichtern. Hier zu dieser Stunde war es, wo Kerners tiefinnerste Natur erwachte und in Mitteilungen sich kund gab, und wo von den „Menschen, die er alle lieb gehabt,“ und von dem, was sie waren, gesprochen wurde. Hier hörte ich zum erstenmal berühmte Namen nennen, und Urteile über sie und manche kleine Geschichte aus ihrem Leben. Eine solche von David Strauß ist mir geblieben; sie machte mir, ob der Innigkeit des Tones, in dem sie vorgetragen wurde, wohl einen besonderen Eindruck. Strauß war, wie manchmal, bei Kerner auf Besuch. Es war ein Sonnabend, die anderen Gäste zur Ruhe gegangen, und nur die beiden standen noch beisammen, Justinus und der ihm so ungleiche und doch in so vielem sympathisch verwandte Verfasser des Lebens Jesu. Sie sahen vereint zum strahlenden Sternenhimmel empor. „Strauß,“ sagte da Kerner, und das Gefühl übermannte ihn, „können Sie diesen Sternenhimmel ansehen, ohne zu glauben? Muß es nicht ein großer Gott sein, der dies alles geschaffen hat und regiert?“ Wie aus tiefen Gedanken erwachend, und als wollte er etwas von sich abschütteln, erwiderte Strauß: „Ah bah, — glauben, es rekrutiert sich alles aus sich selber!“ Ein andermal kam ein Fremder, ein russischer Graf, zu Kerner und traf Strauß daselbst. Höflich wollte sich derselbe entschuldigen, daß er dessen Schriften noch nicht gelesen. Strauß antwortete: „Das thut nichts — da sind Ihnen viel trübe Stunden erspart dadurch! Ein Laie liest sie besser nicht, und ein Geistlicher zweimal nicht!“

„O Strauß,“ pflegte Kerner bei solchen Gelegenheiten zu sagen, „wie hab' ich Sie doch als Mensch so unaussprechlich lieb, wenn Sie auch im Glauben ärger als ein Heide sind!“ Einmal wollte Justinus auf Bitten seiner Freunde die Maultrommel, das früher von ihm so geliebte Instrument, zu spielen versuchen. Wehmütig und zitternd klangen ein paar Akkorde durch die Stube, aber es endete in einem Mißklang. „Ich kann nicht mehr,“ sagte Kerner mit unendlich trauriger Stimme, „seit mein Rickele von mir gegangen, ist es mit den Harmonieen zu Ende!“ Still und mit angehaltenem Atem hockte ich an solchen Abenden auf einer kleinen Fußbank hinter dem Sofa. Tiefer senkten sich die Dämmerungsschatten auf die lichterlose Stube, und nur das blasse lebensgroße Gesicht Lenaus leuchtete aus einem Rahmen heraus, mit den faszinierenden Augen, auf deren sichere Wirkung pochend er selbst manchmal sagen konnte: „Soll ich meinen Dämon spielen lassen?“ Mit unbehaglichem Bangen erfüllte mich dieses Bild, ich sah hinüber zu Justinus, der so friedlich und milde in seinem Lehnstuhle saß, sein bestes gebend, ich lauschte den Reden der anderen, ich fühlte unbewußt in meinem Kinderherzen etwas von dem Wehen des Geistes, der in diesem Raume herrschte.

Ich habe Justinus Kerner, den gütigen, liebevollen Onkel und das Haus am Fuße der Weibertreue nicht wiedergesehen! Wenige Jahre nach jenem Aufenthalte erhielten wir die Nachricht seines Todes. Nur seinen Nächsten bekannt wurde der Vers, welchen Justinus kurz vor seinem Hinscheiden laut und deutlich sagte:

„Tröste mich mit deinen Todeswunden,
Gottmensch, wenn die herrlichste der Stunden,
Welche Kronen auf der Wage hat,
Meinem Sterbebette naht!“

Ob der Vers von ihm selbst ist, konnte nicht ermittelt werden.





Zwist.

Von

Frida Schanz.

(Abdruck verboten.)

Daß du dich von mir kehrst,
Läßt mich allein,
Daß du mir böse wärst, —
Kann es denn sein?

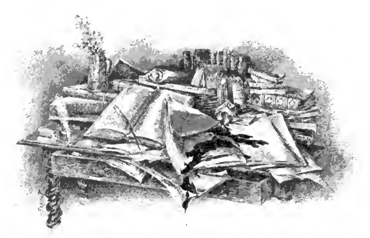
Eh'r daß die Welt am End',
Hätt' ich gedacht,
Als daß die Sonne schwänd',
Die mir gelacht!

Galt doch dein Lieben mir
Mehr als die Welt!
Haben's die Leute dir
Neidisch vergällt?

Wirst du mir nie mehr gut?
Läßt du mich flehn?
Solch eine Flammenglut,
Kann die vergehn?

Sieh, wie ein Armenkind
Bettelt mein Wort.
Stellst du dich taub und blind?
Weisest mich fort?

Hüllst dich in's Trotzgewand,
Läßt mich allein!
Daß solch ein Traum entschwand,
Kann es denn sein?



Neues vom Büchertisch.

Von

Paul von Szczepański.

Neue Prachtwerke.

Wenn Ernst von Wildenbruch, der Entdecker des Patriotismus von einer Hosennaht bis zur andern, nicht einmal wieder ein großes Wort gelassen ausgesprochen hätte, würde ich keine Veranlassung sehen, mich mit der ersten Nummer des „Pan“ zu beschäftigen, einer neuen, auf außergewöhnlich verzwickter geschäftlicher Grundlage und unter ebenso verzwickten Abonnementsbedingungen begründeten Zeitschrift, die, wie behauptet wird, künstlerischen und litterarischen Interessen ohne die Verfolgung selbstsüchtiger Ziele, d. h. ohne die Absicht, einen finanziellen Gewinn zu erzielen, dienen will. Herausgeber dieser Zeitschrift ist die Genossenschaft Pan, eine Vereinigung von Leuten der verschiedensten Berufsarten, unter denen man Namen findet, die in der künstlerischen und litterarischen Welt den besten Klang haben; ferner die Träger von Namen, die wenigstens das Verdienst für sich in Anspruch nehmen können, diese beiden Welten einmal in irgend einer Weise beschäftigt zu haben; ferner einige reiche Leute und einige Namen der Aristokratie, — auch der höchsten Aristokratie, wie Fürst Otto zu Stolberg-Wernigerode. Zwei Könige endlich, der König von Sachsen und der König von Württemberg, und der Prinzregent Luitpold von Bayern sind Mitglieder des Pan, einer Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht. Erstes Lebenszeichen dieser Genossenschaft war ein Diner im Kaiserhof, an dem die erwähnten Allerhöchsten Personen allerdings nicht teilgenommen haben; auf das ich auch nicht zurückgreifen würde, wenn die Genossenschaft selbst dieses Diner — zu Ehren der Anwesenheit Boecklins in Berlin veranstaltet — nicht als erstes Zeichen ihrer Kunstpflege zu einer Reklame für die Öffentlichkeit benutzt hätte. Ob die Idee zu der Herausgabe der Zeitschrift „Pan“ vor, während oder nach diesem Diner gefaßt worden ist, kann ich nicht mehr feststellen. Nur das ist mir noch in Erinnerung, daß der erste Prospekt von einer zu begründenden Monatsschrift sprach, und daß neu hinzutretende Genossenschaftsmitglieder mit dem Hinweis auf die zu erwartende Monatsschrift gewonnen wurden. Ein halbes Jahr hindurch waren dann wiederholte Stöße in die Posaune der Reklame die einzigen Lebenszeichen, die der Pan hören ließ. Man konnte sie überhören, da der Pan als ein Verein und die geplante Zeitschrift lediglich als ein internes Vereinsunternehmen gelten mußte, das die Draußenstehenden nichts anging. Man hätte auch Ernst von Wildenbruchs Toast bei dem zweiten Diner, das einige Mitglieder des Pan zur Feier des Erscheinens des ersten Heftes der Zeitschrift vereinigte, überhören können, da er über den Saal des Kaiserhofes, in dem getafelt wurde, vorläufig nicht hinausdrang. Aber eine Reklamenotiz der Genossenschaft Pan sorgte dafür, daß dieser Toast auch weiteren Kreisen bekannt wurde, — „eine kurze, kräftige Ansprache, die mit einem ‚Hoch der Pan, nieder die Banausen!‘ schloß.“ Dieser Toast als Einleitung zu dem Versuch, der Zeitschrift „Pan“ über die dreihundert Mitglieder der Genossenschaft hinaus Abonnenten zu werben, scheint mir ein Kriegsruf, dem man zu antworten genötigt ist. Zu Ernst von Wildenbruchs Entschuldigung möchte ich annehmen, daß er sich für den „Pan“ begeisterte, ehe ihm noch die erst einige Tage nach dieser Feier ausgegebene erste Nummer der Zeitschrift bekannt geworden ist. Einen gewöhnlichen Menschen hieße das nicht entschuldigen, sondern ihm etwas Ungeheuerliches nachsagen. Aber Ernst von Wildenbruch ist ein Dichter, und Dichter schöpfen die Begeisterung aus sich selbst. Es ist also sehr wohl möglich, daß Wildenbruch sich für den „Pan“ begeisterte, ehe er ihn kannte,

und daß er sich für irgend etwas anderes, zur Abwechslung vielleicht einmal wieder für das Heinedenkmal oder für das sorgenfreie Alter seiner minder gutsituierten Kollegen, begeistert, nachdem er den „Pan“ kennen gelernt hat. Denn der Fonds dichterischer Begeisterung ist unerschöpflich; man mag ihn anzapfen, so oft man will und für wen oder für was man will, man wird nicht ärmer davon. Leider bin ich kein Dichter und deshalb zu Sparsamkeit genötigt. Und so begreiflich mir Wildenbruchs Begeisterung geblieben ist, auch nachdem ich das erste Heft des „Pan“ mit Aufmerksamkeit durchgesehen habe, so wenig ist es mir doch gelungen, mich selbst zu begeistern und noch weniger habe ich begreifen können, daß dieses Heft der Ausdruck der Kunstanschauungen einer ganzen Anzahl von Leuten sein soll, die niemals Anlaß dazu gegeben haben, in Dingen der Kunst nicht ernst genommen zu werden. Ein künstlerisches Novum dieses ersten Heftes sind nur die Qualität des Papiers und die typographische Ausstattung, und ich gebe gern zu, daß beide im ersten Augenblick überraschend wirken. Aber die erstere ist nur eine Frage des Geldbeutels, wie die Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht, die, wie ich einer Reklamenotiz entnehme, über ein Gründungskapital von 120000 Mark verfügt, sich bald überzeugen wird. Leuten, die ihre Erfahrungen über die Kosten einer illustrierten Zeitschrift noch zu machen haben, mag dieses Kapital unerschöpflich erscheinen; in Wahrheit haben einige verfehlte Gründungen dieser Art, die sehr viel anspruchsloser auftraten und auf einen sehr viel größeren Kreis von Interessenten rechnen konnten, ein sehr viel höheres Kapital in kurzer Zeit verpulvert. Die typographische Ausstattung ist ein Meisterwerk der Firma W. Drugulin in Leipzig, die indessen keineswegs noch nötig hatte, den Beweis zu liefern, daß sie, was typographischen Kunstdruck anbetrifft, so leistungsfähig ist oder noch leistungsfähiger als irgend eine Druckerfirma der Welt. So rückhaltlos ich die künstlerische Leistung der Firma Drugulin anerkenne, so wenig geeignet erscheint mir allerdings eine Zeitschrift als Arena für typographische Kunstleistungen. Die will vor allen Dingen gelesen sein, und die erste Anforderung, die man an ihren Druck zu stellen hat, ist der, daß er klar, sauber und lesbar sei. Über den Drugulinschen Renaissance- und anderen Typen, die aus einer Zeit stammen, in der man weniger und langsamer las als heute, ermüdet das Auge nach sehr kurzer Zeit: ich darf nicht ungerecht sein und nur den litterarischen Inhalt des „Pan“ für diese Ermüdung verantwortlich machen. Diese Art von Druck ist lediglich Liebhabersache, — wer gelesen werden will, muß sich weniger absonderlich äußern. Denn das Absonderliche, wie es die Redaktion des „Pan“ zu lieben scheint, ist gar nicht künstlerisch, sondern nur Blendwerk. Ich sage, die Redaktion, — denn in der Frage der typographischen Ausstattung behauptet die Redaktion ihren eignen Standpunkt gegen eines der hervorragendsten Mitglieder des „Pan,“ gegen W. Bode, wie aus einem Artikel dieses Herrn und einem entgegengesetzte Anschauungen vertretenden der Redaktion hervorgeht. Dieses Für und Wider im ersten Heft wäre, wie mir und wahrscheinlich vielen anderen Lesern scheint, jedenfalls besser in den Vorbesprechungen erledigt worden, wenn der „Pan“ darauf Anspruch machen will, mehr als ein Vereinsblatt zu sein. Dazu scheint mir das Blatt freilich nicht berechtigt. Denn außer einer sehr schönen Heliogravüre nach Boecklins „Drachentöter,“ einem Blatt von Albrecht Dürer „Der heilige Sebaldus,“ einer sehr schwachen Wiedergabe der Klingerschen „Kassandra,“ einer ebenso schwachen Wiedergabe einer Uhdeschen Skizze und einigen Randleisten, Initialen und Schlußstücken von verschiedenen Künstlern ist das erste Heft des „Pan“ in seinem Bilderschmuck der Ausdruck eines so außergewöhnlich subjektiven Geschmacks, daß sich selbst unter den dreihundert Mitgliedern der Gesellschaft mit beschränkter Haftpflicht nach dem Erscheinen dieses ersten Heftes wohl ein bedenkliches Schütteln des Kopfes bemerklich gemacht haben dürfte. Ich kann mir nicht denken, daß die nicht kleine Zahl angesehener Künstler, die ihre Namen für die Begründung der Genossenschaft „Pan“ hergegeben haben, Axel Gallens Illustration zu einem wunderlichen „Königslied“ von Paul Scheerbart, das im Stil des Hohen Liedes die Allmacht des Dichters besingt, anders betrachtet, wie einen schlechten Witz, der in dem Album eines Künstlervereins oder an den Wänden einer Künstlerkneipe wohl am Platze sein und Heiterkeit zu erwecken vermag. Hier aber, mit der Prätension vorgetragen, nicht ein Kind des Humors, sondern die Äußerung einer neuen und berechtigten Kunstrichtung zu sein, wirkt dieser Witz fade und wie eine Herausforderung an alle diejenigen, denen die Kunst bisher als etwas Großes und Heiliges erschienen ist. Und nicht anders wirken sehr viele andere Illustrationen des „Pan;“ es sind Spielereien, wie die „Glyptographie“ von Maurice Dumont, ein Reliefdruck, der den Gläubigen des „Pan“ als etwas Besonderes serviert wird, oder es sind die Äußerungen einer modernen sogenannten Kunst, die sich von Modeströmungen leiten läßt, wie sie bei der Entwickelung der Damenmoden ihre Berechtigung haben mögen. Heute kommen diese Künstler zumeist japanisch, was für den, dem's gefällt, ja kein Unglück ist. Aber daß man ihnen den Glauben läßt, sie seien Originale, während sie ihre Tracht aus der Maskengarderobe geholt haben, das ist ein Unglück, weil es eine Ungerechtigkeit gegen diejenigen Künstler ist, die über der Mode stehen, die die Mode nicht mitmachen. Übrigens sind diese Anklänge an Japan im „Pan“ noch nicht die führenden; aber da der „Pan“ seine Anregungen und Überzeugungen offenbar aus England und Frankreich bezieht — nicht einmal als Eilgut, wie es scheint — so werden sie es voraussichtlich noch werden. Die Kosten des ersten Heftes trägt noch Dürer, d. h. die Imitation nach Dürer, — die Art von Imitation, die Strich und Zeichnung nachahmt und dann etwas Modernes hinzufügt, was den Dürerschen Geist geradezu verneint. Und wo der einzelne Künstler das nicht selbst besorgt, da hat die Redaktion des „Pan“ nachgeholfen, die ihrem subjektiven

Geschmack bei der Zusammenstellung des Textes noch stärkere Freiheiten ließ, als bei der Wahl des Bilderschmuckes. Merkwürdigerweise hat diesem subjektiven Geschmack auch ein Kapitel aus den Jugenderinnerungen von Theodor Fontane entsprochen, der sich in dieser Sammlung von Bombast, Schwulst und Klinglingling mit seiner klaren Einfachheit und seiner künstlerischen Anspruchslosigkeit wunderlich genug ausnimmt. Theodor Fontane rast weder, noch tanzt er, wie Paul Scheerbart, noch macht er „Bummel, Bammel, Spinneräderrockentanz, Rockentanzgeschrammel“ wie Otto Julius Bierbaum frei nach Arne Garborg, noch singt er „Dagloni, gleia, glühlala, walla hei!“ wie Richard Dehmel, sondern er geht gemessenen Schrittes und lächelt höchstens über die Thorheit der Welt, — wie kommt Saul unter diese Propheten!? — Ja, wie kommt es — das ist die einzige Frage, die mich nach dem Erscheinen des ersten Heftes des „Pan“ ernsthafter beschäftigt hat — wie kommt es, daß ein Blatt, das die modernsten Ausschreitungen der Kunst und des Nichtkönnens so stark protegiert, daß diese Protektion als das einzig Charakteristische an ihm, ja geradezu als der Zweck seiner Gründung erscheint, von einer Genossenschaft herausgegeben wird, deren meiste Mitglieder dieser modernsten Richtung ganz fern stehen, oder von denen man bisher wenigstens annehmen mußte, daß sie ihr fern ständen? Ich habe das Rätsel nicht lösen können. Oder sollte die Lösung, die ich für des Dichters Ernst von Wildenbruch Toast gefunden zu haben glaube, auch auf jene zutreffen — daß sie sich nämlich für etwas begeistern ließen, das sie noch nicht kannten? Das wäre unvorsichtig von ihnen gewesen, ob sie nun Könige, Fürsten, Künstler, Schriftsteller, Millionäre, Kunsthändler oder sonst etwas sind. Denn das ist nur dem Dichter Wildenbruch gestattet, bei dem sich die Begeisterung von selbst einstellt. Um zum Schluß noch das zu berühren: Statt der zuerst angekündigten Monatsschrift beabsichtigt die Genossenschaft „Pan“ jetzt im ersten Jahr nur fünf Hefte herauszugeben, denen sie allerdings den Namen Zwei- und Drei-Monatshefte beilegt. Wer wenig Geld hat, kann auf die allgemeine Ausgabe schon für fünfundsiebenzig oder auf die Luxusausgabe für hundertundsechzig Mark jährlich abonnieren; wer viel Geld hat, kann für dreitausend Mark dreißig Anteile der Genossenschaft erwerben und erhält dafür die Künstlerausgabe, die noch feiner ist als die Luxusausgabe, unentgeltlich. Dazwischen gibt es aber noch eine Menge Zwischenstufen, so daß also allen Verhältnissen Rechnung getragen ist. Da kann natürlich der Erfolg nicht ausbleiben, den ich, wie jedem rüstig ins Blaue Strebenden, auch dem „Pan“ von Herzen wünsche. Daß aber, wie der Direktor der Dresdener Galerie Professor Dr. Karl Woermann in seinem Festgedicht zum Erscheinen des „Pan“ meint oder vielleicht auch nur wünscht, dieses erste Heft beseelt sei von dem Geiste des großen Pan, der „ganz Natur, ganz Phantasie,“ das bestreite ich entschieden. Da ist mehr Unnatur drin als in dem banausischesten Genrebilde des talentlosesten Akademiefrüchtchens, und die Phantasie ist künstlich befruchtet. Das scheint mir Schuldigkeit, auszusprechen, gerade weil so viele angesehene Leute bei diesem Kinde der „Moderne“ die Patenschaft freiwillig übernommen oder sich haben aufnötigen lassen. Man kann natürlich niemandem den Geschmack vorschreiben. Wer Schaumwein — nicht vom besten — stark mit Kognak versetzt — auch nicht vom besten — liebt, mag ihn trinken; aber er soll nicht glauben machen, daß er sich, wie der große Pan — nicht zu verwechseln mit dem unter beschränkter Haftpflicht begründeten, — an der reifen, frisch von der Rebe gebrochenen Traube ergötzt.

Der überladenen, unhandlichen und unübersichtlichen Ausstattung des Pan möchte ich als ein Muster typographischer Ausstattung eine metrische französische Übersetzung von Goethes „Faust“ (I. Teil) entgegenhalten, die, mit dem gegenübergestellten deutschen Original, bei Paul Ollendorff in Paris erschienen ist. Ein Porträt des Dichters nach der Originalzeichnung von F. A. Schwerdgeburth aus dem Jahre 1832 und ein Porträt des Übersetzers Georges Pradez sind dem Buche beigegeben. Wie weit der Übersetzer dem Original gerecht wird, mag der Leser selbst beurteilen; mir scheint, daß er den Sinn nicht selten willkürlich modelt. Zum Vergleich:

„Geschrieben steht: ‚Im Anfang war das Wort.‘
Hier stock' ich schon! Wer hilft mir weiter fort?
Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen,
Ich muß es anders übersetzen,
Wenn ich vom Geiste recht erleuchtet bin.
Geschrieben steht: ‚Im Anfang war der Sinn.‘
Bedenke wohl die erste Zeile,
Daß deine Feder sich nicht übereile!
Ist es der Sinn, der alles wirkt und schafft?
Es sollte stehn: ‚Im Anfang war die Kraft.‘
Doch, auch indem ich dieses niederschreibe,
Schon warnt mich was, daß ich dabei nicht bleibe.
Mir hilft der Geist! Auf einmal seh' ich Rat,
Und schreib' getrost: ‚Im Anfang war die That!‘
Soll ich mit dir das Zimmer teilen,
Pudel, so laß das Heulen,
So laß das Bellen!
Solch einen störenden Gesellen
Mag ich nicht in der Nähe leiden.
Einer von uns beiden
Muß die Zelle meiden.
Ungern heb' ich das Gastrecht auf;
Die Thür ist offen, hast freien Lauf.
Aber was muß ich sehen!
Kann das natürlich geschehen?
Ist es Schatten? Ist's Wirklichkeit?
Wie wird mein Pudel lang und breit!
Er hebt sich mit Gewalt!
Das ist nicht eines Pudels Gestalt!
Welch ein Gespenst bracht' ich ins Haus!
Schon sieht er wie ein Nilpferd aus,
Mit feurigen Augen, schrecklichem Gebiß!
O du bist mir gewiß!
Für solche halbe Höllenbrut
Ist Salomonis Schlüssel gut.“

Georges Pradez übersetzt:

„‚Au commencement, lis-je, était le Verbe‘ —
Bon!

Me voilà déjà court, arrêté par ce nom.
Du Verbe ce serait décidément trop dire.
Il me faut autrement traduire,
Si l'Esprit saint m'éclaire en ce moment.
‚Au commencement, lis-je, était l'Entendement.'
Pesons bien la première ligne!
Une bévue y serait trop insigne.
Est-ce à l'Entendement que l'univers est dû?
Au commencement, dis-je, est plutôt la Vertu!
Cependant, au moment d'écrire,
Je sens que ce n'est pas encor ce qu'il faut dire.
— J'y suis! l'Esprit m'inspire enfin le mot parfait,
Et pour commencement je mets l'Acte. C'est fait.
Si tu veux qu'avec toi j'habite,
Barbet, sois tranquille en ton gite!
Cesse de hurler, d'aboyer:
Je ne veux pas d'un tel loyer.
Silence! ou, sur l'heure,
Quitte ma demeure:
D'hospitalité
Tu m'as dégoûté.
Tiens! voilà la porte!
— Mais, au lieu qu'il sorte,
Qu'est-ce que je vois!
Mon barbet s'étendre
Et, tout à coup, prendre
La grosseur de trois!
Toujours plus énorme,
Ce monstre difforme,
Introduit céans,
D'un hippopotame
A les yeux de flamme,
Les horribles dents!
Connu, drôle, attends!
Ton engeance, demi-démon,
Cède à la clef de Salomon."

Ein groß und trotz der vielen Mitarbeiter einheitlich angelegtes und durchgeführtes illustriertes Prachtwerk „Wienerstadt," das in Wien und Prag bei F. Tempsky und in Leipzig bei G. Freytag in fünfundzwanzig Lieferungen erscheint, ist bis zur sechzehnten Lieferung, also weit über die Hälfte hinaus, gediehen. Wer einmal in seinem Leben Wiener Pflaster getreten hat, vergißt die schöne Kaiserstadt an der Donau gewiß in seinem Leben nicht wieder und läßt sie sich gern in Bild und Wort vorführen. Künstler und Schriftsteller haben selten einen so ausgiebigen und vielseitigen Stoff zur Verfügung gehabt, wie die Mitarbeiter dieses Werkes, trotzdem es nur ihre Aufgabe war, das Wiener Leben der Gegenwart zu schildern. Die Vergangenheit, die glänzende, ruhmreiche, historische Vergangenheit Wiens, die der Stadt heute noch trotz des Reichtums und des Geschmacks Neuwiens ihren eigentlichen Charakter aufprägt, ist nur so weit berücksichtigt worden, als durchaus notwendig war. Unter den modernen Großstädten hat Wien trotz seiner mit den Anforderungen der Neuzeit in den meisten Dingen Schritt haltenden Entwickelung sich am meisten Eigenart bewahrt, was um so mehr wunder nehmen muß, weil kaum eine andere Stadt Europas einen Zusammenfluß so vieler Nationen aufweist. Nirgends ist das Deutschtum von Eindringlingen aller Art so stark bedroht wie in Wien, aber auch nirgends erweist es sich so widerstandsfähig wie dort, — trotzdem der Wiener, das gehört zu seinen kleinen Eigentümlichkeiten, es liebt, ab und zu französisch zu sprechen, auch wenn er es gar nicht nötig hat. Im Restaurant und in der Familie hört man plötzlich und ohne jede Ursache das Gespräch in französischer Sprache führen, — ungefähr wie unter den Gebildeten Berlins im Jahre 1780. Das scheint Mode zu sein und immer mehr Mode zu werden, trotzdem das Französisch, das man sprechen hört, manchmal nicht schön ist. Aber diese kleine und vielleicht dadurch erklärliche Eigentümlichkeit, daß die slavischen Besucher Wiens die französische Sprache als Verkehrssprache mitbringen, thut dem im innersten Kern deutschen Charakter der Stadt keinen Abbruch. Das Prachtwerk „Wienerstadt" erscheint fast wie eine Demonstration dieses zähen, widerstandskräftigen Deutschtums, und deshalb sollte es auch im Reich, bei uns in Deutschland, die lebhafte Beachtung finden, die es verdient. Unter den Künstlern, denen „Wienerstadt" seinen reichen Bilderschmuck verdankt, ist unstreitig Myrbach der bedeutendste, ein Künstler, der für diesen Zweck überhaupt nicht seinesgleichen haben dürfte. Selbst Wiener, steht der Künstler auf seinem Heimatboden, den er bis in die entlegensten Winkel durchforscht hat. Seine Bilder sind ein Wegweiser durch Wien, wie er zuverlässiger nicht gedacht werden kann. Nur ist er nicht trocken wie ein Fremdenführer, sondern anregend und frisch, wie einer, der seine Heimat liebt und dem es selbst ein Vergnügen ist, sie Fremden zugänglich zu machen. Dabei hat Myrbachs Manier jenen feschen Zug, — ich glaube, es gibt kein besseres Wort als „fesch" dafür —, der das ganze Wiener Leben durchdringt, und er ist ein Beobachter allerersten Ranges. Unter den Wiener Schriftstellern, die sich an dem Werk beteiligen, sind Vincenz Chiavacci, der Humorist des modernen Wien, Carl von Vincenti, der feine und geistvolle Kenner der Kunstwelt, Ludwig Hewesy, der in der großen und in der Theaterwelt zu Hause ist, Ferdinand Groß, Ludwig Ganghofer, Müller-Gutenbrunn und zahlreiche andere, die hier das gute Wiener Feuilleton, das Jahrzehnte hindurch eine Spezialität der Wiener Presse war, wieder zu Ehren bringen. Wien bei der Arbeit und Wien, wie es sich vergnügt, wie es lernt und wie es lehrt, das tanzende und das trauernde Wien, das weltliche und das fromme, das reiche und das arme Wien haben Künstlern und Schriftstellern unerschöpflichen Stoff geliefert. Wer Wien nicht kennt, lernt es aus diesem Prachtwerk kennen, — besser vielleicht, als wenn er sich wochenlang Studiums halber dort aufhielte.

In Anlehnung an die Weltausstellung von Chicago, auf der Deutschland so imposant vertreten war, hat der Bayerische Kunstgewerbe-Verein ein großes Prachtwerk „Das deutsche Kunstgewerbe zur Zeit der Weltausstellung in Chicago 1893" (München,

Verlag von M. Schorß) herausgegeben. Unter den siebenzig Textillustrationen und fünfzig Kunsttafeln, die der vornehm ausgestattete Band enthält, sind eine große Anzahl von Abbildungen kunstgewerblicher Gegenstände, die in der deutschen Abteilung der Weltausstellung in Chicago ausgestellt waren, aber es sind auch bedeutsame, damals nicht zur Ausstellung gelangte Arbeiten in dieser Publikation veröffentlicht, um dem Zweck derselben, ein möglichst vollständiges Bild von dem gegenwärtigen Stande des deutschen Kunstgewerbes zu geben, zu genügen. Daß das Münchener Kunstgewerbe in dieser Publikation etwas bevorzugt erscheint, ist nur selbstverständlich und entspricht übrigens auch ganz dem Range, den München — dank der Anregungen und Aufträge, die dem Kunstgewerbe von König Ludwig II zu teil geworden sind, in kunstgewerblicher Beziehung einnimmt. Das Prachtwerk scheint mir besonders erwähnenswert, weil die Weltausstellung in Chicago eine höchst sonderbare Nachwirkung gehabt hat. Das deutsche Kunstgewerbe hat dort einen großen Sieg erfochten, das ist zweifellos. Vielleicht hat dieser Sieg nicht gleich diejenigen Früchte getragen, die die deutschen Meister von ihm erwarteten, — das wäre in Anbetracht der noch lange nicht überwundenen amerikanischen Geschäftskrise sehr erklärlich. Statt nun aber auf dem eingeschlagenen Wege weiterzuarbeiten, läßt sich der deutsche Geschmack von dem englischen und amerikanischen, mit dem er eben erst erfolgreich konkurriert hat, ins Schlepptau nehmen. Die tonangebenden jungen Millionäre — jung in Bezug auf die über Nacht an der Börse verdienten Millionen — richten sich nicht mehr in Renaissance, Rokoko oder Empire oder auch in allen drei Stilen zugleich ein, sondern „englisch," und zwar nehmen sie gerade die englische Steifbeinigkeit als das uns fremdeste, unbehaglichste und unpraktischste in ihre Einrichtungen auf, während sie an dem englischen Komfort vorübergehen. Das ist die traurige Nachwirkung des Sieges in Chicago, auf dem die meisten deutschen Besucher wieder einmal nur das für des Ansehens wert hielten, was fremde Nationen ausgestellt hatten. Darüber kann die selbständige Entwickelung des deutschen Kunstgewerbes, die so vielversprechend begonnen hat, leicht wieder verloren gehen.

„Die Vierlande bei Hamburg" schildern fünfzig Lichtdrucke nach Naturaufnahmen, die, mit erläuterndem Text von Dr. F. Voigt, in eleganter Mappe bei Carl Griese, Hamburg, erschienen sind. Ein eigenartiges Stückchen Welt, dem vor nicht allzu langer Zeit auch Julius Stinde in dieser Monatsheften einen längeren Artikel gewidmet hat und das über kurz oder lang auch verschwunden sein wird. „Dat is man good, datt Se de ollen Hüser und den ollen Kroam noch photographiert hebben, denn de Hüser brennt af, und de olle Kroam wird verköft. In enn tein Jahr is överhaupt nix mehr doar von dat alle Veerlannen," sagte ein alter Vierländer dem Herausgeber Carl Griese, als dieser seine Aufnahmen, Landschaftsstücke, architektonische Außenbilder, Interieurs und Genrescenen machte. Da der Artikel Julius Stindes den meisten Lesern noch im Gedächtnis sein wird, kann ich mich mit einem Hinweis auf das verdienstvolle und eingehende Werk beschränken.

Eine Schilderung Venezuelas in Wort und Bild gibt Anton Goering in seinem Prachtwerk „Vom tropischen Tieflande zum ewigen Schnee" (Leipzig, Adalbert Fischers Verlag). Zwölf in vortrefflichem Farbendruck wiedergegebene Aquarelle und vierundfünfzig Textillustrationen nach an Ort und Stelle hergestellten Originalzeichnungen geben dem Leser eine vollkommene Vorstellung des tropischen Landes, in dem der Künstler acht Jahre lang geweilt hat, ehe er seinen Lieblingsplan, aus dem tropischen Tieflande allmählich zu den höchsten Gebirgsgipfeln aufsteigend, den Übergang der verschiedenen Zonen ineinander auf sich wirken zu lassen, vollkommen zur Ausführung bringen konnte. So kann Goering wohl als einer der genauesten Kenner Venezuelas gelten, dessen landschaftliche Schönheiten und Reichtümer es ihm angethan haben. Allerdings hat er auch reichlich Gelegenheit gehabt, die Kehrseite der Medaille kennen zu lernen; in die Zeit seines Aufenthaltes in Venezuela fielen nur drei Revolutionen und eine große Zahl sogenannter Revolutiönchen — Revolutioncitas genannt. Er weiß nicht nur mit Pinsel und Stift, sondern auch mit der Feder anziehend zu schildern.

Eine Anzahl sehr schöner Hochgebirgsaufnahmen von Theodor Wundt, in Farben gesetzt von Professor G. Herdtle, erschienen, herausgegeben von der Sektion Berlin des deutschen und österreichischen Alpenvereins unter dem Titel „Wanderbilder aus den Dolomiten" (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart). Wenn man diese senkrecht geformten Felswände sieht, erscheint es einem unmöglich, daß Menschen sie erklimmen könnten. Die Bilder selbst belehren uns freilich vom Gegenteil; da hat der photographische Apparat diese tollkühnen Verehrer des Klettersports, denen ich übrigens neidlos ihr Vergnügen gönne, da ich zu den Menschen gehöre, die leicht schwindlig werden und deshalb steil abfallende Felswände meiden, in den unglaublichsten Situationen festgehalten. Größeren Eindruck als diese Kletterkünste haben mir die Hochgebirgslandschaften selbst gemacht, die in vorzüglichen Reproduktionen hergestellt sind.

Ein „Bilderatlas zur deutschen Geschichte," zusammengestellt und mit erklärenden Anmerkungen versehen von Dr. Paul Knötel, erschien bei Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig. Der Atlas ist in erster Linie als eine Art Anschauungsbuch für den fortgeschrittenen Schüler bestimmt und deshalb darauf Rücksicht genommen worden, daß keines derjenigen Porträts, Kunstwerke, Städtebilder rc. darin fehlt, die als Ergänzung zu Geschichtsvorträgen bedeutsam erscheinen und anregend wirken können. Auch die erklärenden Anmerkungen dienen im wesentlichen diesem Zweck.

Das interessante französische Werk, aus dem wir das Illustrationsmaterial zu dem Artikel „Die Jugendjahre Napoleons" von Hanns von Zobeltitz geschöpft haben, „Napoleon I" von

Armand Dayot, erscheint gegenwärtig in deutscher Übersetzung von O. Marschall von Bieberstein in einer Lieferungsausgabe (Leipzig, Verlag von Heinrich Schmidt und Carl Günther). Das Werk ist überaus reich und vielseitig illustriert, da nicht nur die monumentalen Darstellungen aus dem Leben Napoleons von David, Canova, Ingres, Isabey, Meissonier, Philippoteaux, Thorwaldsen, Horace Vernet u. a. Berücksichtigung gefunden haben, sondern auch die kulturgeschichtlich gewiß ebenso interessanten zeitgenössischen Lithographieen und Flugblätter, Karrikaturen und kunstgewerblichen auf Napoleon bezügliche Darstellungen. Nicht nur die großen Museen und öffentlichen Sammlungen, sondern auch das, was Privatliebhaber zusammengebracht haben, ist in sehr guter Vervielfältigung für das Werk benutzt worden.

Aus der großen Sammtung von Ahnenbildern des anhaltischen Fürstenhauses veröffentlicht Egbert von Frankenberg und Ludwigsdorf eine stattliche Anzahl tn einem bei Hermann Oesterwitz in Dessau erschienenen Prachtwerk „Anhaltische Fürstenbildnisse.“ Weit über hundert Bitder zieren den vorliegenden ersten Band, der, mit Markgraf Gero beginnend, im ersten Teil die anhaltische Linie der Askanier bis 1603 behandelt, im zweiten Teil von 1603 lediglich das Haus Anhalt-Dessau berücksichtigt und im dritten Teit die Bildnisse der jetzt lebenden Mitglieder der herzoglichen Familie bringt. Dte anderen seit 1603 abgezweigten und jetzt erloschenen Linien des herzoglichen Gesamthauses wird ein zweiter Band behandeln. Der die vorzügtich wiedergegebenen Bildnisse begteitende Text zeigt den Verfasser als einen gründlichen Kenner der Hausgeschichte der Anhaltiner.

Zu unsern Bildern.

Wie ein Bild entsteht, mag sich schon mancher Leser gefragt haben, dem niemals Gelegenheit geworden ist, einen Blick tn ein Maleratelier zu werfen und dem Künstler bei der Arbeit zuzuschauen. Die Methode des Schaffens ist natürlich bei den Künstlern ganz verschieden, — sie wird von mancherlei Dingen beeinflußt, von Temperament, Technik, Auffassung und nicht zuletzt von dem darzustellenden Gegenstande. Immer aber ist es interessant, die verschiedenen Stadien der Entstehung eines Bildes zu beobachten. Den meisten Lesern wird das Bild „Das ungeberdige Modell“ von F. Simm bekannt sein: ein Kind, offenbar aus vornehmem Hause, sträubt sich heftig dagegen, porträtiert zu werden, und der Maler, dem dieser Auftrag zu teil geworden ist, sitzt wartend vor der Staffelei, bis das kleine Modell endtich zur Ruhe gekommen sein wird. Der Schöpfer des liebenswürdigen Bildes hat uns ermöglicht, zwei Vorstudien zu dem Gemälde zu veröffentlichen, — eine Bleistiftskizze und eine Farbenstudie zu der Hauptfigur. In der ersteren hat es sich für ihn nur darum gehandelt, den Kopf mit dem schon hier außerordentlich ausdrucksvollen Auge und die Haltung des Oberkörpers zu fixieren, in der anderen sehen wir die ganze Figur des vor der Staffelei sitzenden Malers, der, mit offenbar mühsam unterdrückter Ungeduld, auf den Augenblick wartet, wo er den Pinsel aus dem Munde nehmen und die Arbeit fortsetzen kann. Die zweite Studie ist offenbar schon zu dem Zwecke gemalt, um die Farbenwirkung zu erproben und festzustellen, denn die Einzelheiten des Kostüms aus der Urgroßvaterzeit sind sorgfältig betont. — Unter den Vollbildern dieses Heftes wird wahrscheinlich jeder dem großen Bitde F. von Defreggers „Vor dem Tanz“ den ersten Preis zuerkennen. Ein Festtag in der Heimat des Dichters, in Tirol. Im Wirtshaus geht es hoch her bei rotem tiroler Wein, Brot und Käse, der sich dem besten Roquefort und Camenbert vergleichen kann. Das ist eine lustige und laute Unterhattung von Tisch zu Tisch, aber doch noch nicht die eigentliche Festfreude. Die beginnt erst, ats die beiden Musiker ihre Instrumente zu stimmen anfangen, der eine die Zither, der andere die Guitarre. Da horchen die an den Tischen Sitzenden auf, und aus dem Garten strömen sie herein in den lockenden Tanzsaat, — Paar um Paar, wie sie sich nicht erst jetzt zusammengefunden haben. Lauter kraftstrotzende Burschen in der kleidsamen Tirotertracht und lauter bildhübsche Mädchen, wie sie Defregger malt. Und man weiß ihm nur Dank dafür, daß er seinen Landsleuten, männlichen und weiblichen, ein bißchen zu schmeicheln liebt. Denn hier wie allerwärts sind in Wirklichkeit auch einige „schieche“ darunter, die man beim Tanz nicht ungern vermißt. — Nicht wett von den tiroler Bergen ist das Motiv zu dem Bilde Karl Raupps „Atler Anfang ist schwer“ zu suchen. Karl Raupp ist der Maler des Chiemsees, den er in allen Stimmungen, vom Sturm durchwühlt und die glatte Fläche kaum von einem Luftzuge gekräuselt, beobachtet hat. In der dunstigen Ferne verschwimmen die Umrisse der Insel Frauenwörth, ein paar Möwen flattern kreischend über dem Wasser, und über die stille Flut gleitet der Kahn mit seinen beiden Insassen, Mutter und Tochter wieder nach dem heimatlichen Hof zurückführend. Die Kleine müht sich emsig, der Mutter zu helfen, — auf den bayerischen Seen führen die Frauen das Ruder mit ebenso kundiger Hand wie die Männer. Karl Raupp ist etner der wenigen Künstter, die, gteich hervorragend als Landschafts- wie als Genremater, ihre Figuren mit der landschafttichen Darstellung in vollkommenen Einklang zu bringen wissen. — Etwas von dem „Frühlingszauber,“ den W. Menzler auf seinem Bilde gemalt hat, haben wir in diesem Jahre alle empfinden dürfen, ob wir alt oder jung sind. Denn um ihn zu empfinden, muß man nicht setbst in des Maien Blüte stehen, wie das junge Mädchen auf Menzlers Gemälde. Es ist dazu

nur notwendig, daß er wirklich seinen Zauber spielen läßt, — daß sich Blüten und Knospen nicht mühsam zwischen Schneeschauern und Aprilfrösten hervorquälen, sondern, wie die Dichter sagen, von der Sonne wachgeküßt werden. Dann widersteht ihm niemand, ob er alt oder jung sei, sondern freut sich des wiedererwachenden Lebens, und höchstens der Landmann denkt manchmal daran, daß ein schönes Frühjahr nicht immer der Vorbote eines gesegneten Herbstes ist. Menzlers junges Mädchen sieht freilich noch mit besonderen Augen in die Frühlingslandschaft; sie ist noch in den glücklichen Jahren, in denen Lenz und Liebe Hand in Hand gehen. Dieser noch intensivere Doppelzauber setzt allerdings eine gewisse Jugendlichkeit voraus. Aber so jung, wie das kleine Mädchen auf dem Bilde „Im Sonnenschein“ von Hugo König, darf man doch nicht sein. Da setzt man sich höchstens in die Sonne und läßt sich von ihr behaglich den Buckel wärmen, während man, wenn man brav ist, Buchstaben auf die Schiefertafel malt. Da läßt man seine Gedanken noch nicht in die Ferne schweifen, und denkt nicht darüber nach, warum denn eigentlich Lenz und Liebe Geschwister sind, sondern man konzentriert sich hübsch über der Aufgabe, große und kleine Buchstaben zu malen oder ein Rechenexempel zu lösen. Mit der letzteren ist vielleicht auch die junge Holländerin auf dem Bilde von F. Vinea „Unter Blumen“ beschäftigt. Sie berechnet, daß sie sich ganz hübsch ausnimmt, während sie die Calla auf ihren Armen hält, und daß sie noch hübscher wird, wenn sie lacht. Dieses Plus schlägt sie jedenfalls auf den Preis der Calla, für die sich offenbar ein Käufer gefunden hat. Ob das recht und billig ist, mag dahingestellt bleiben. Eines ist sicher, daß die jungen Mädchen, die so rechnen, sich selten verrechnen. — Sehr feine Stimmung liegt über dem kleinen Landschaftsbilde von H. Vogel „Am Wegesrand.“ Die beiden Menschen, die da Hand in Hand sitzen und einen Augenblick ausruhen, sind zwar ganz mit sich selbst beschäftigt, aber sie sind doch in keiner Ungewißheit mehr, sondern in schöner Harmonie. So bringen sie keine Unruhe in den stillen Sommerabend, sondern sie vervollständigen das friedliche Landschaftsbild. — Neben dieser ganz modern gesehenen und empfundenen Landschaft bringen wir eine Handzeichnung des Meisters der klassischen Landschaftsmalerei, Claude Lorrain. Alles Landschaftliche daran erscheint uns noch heute von einfacher Größe, aber die Ziegengruppe im Vordergrunde beinahe stilisiert. — Der Mönch, den M. Röbbecke bei beschaulicher Arbeit zeichnete, schnitzt Engelsfiguren; er schnitzt sie en gros, für den Massenverkauf, sie scheinen ein wenig puppenhaft zu geraten. Ein Künstler seines Faches ist der Kuttenträger wahrscheinlich nicht; er macht's so gut er's kann und tröstet sich wahrscheinlich damit, daß Arbeit jeder Art immer noch besser ist als Nichtsthun. Der Franzose Albert Aublet hat eine Gruppe aus dem Leben am Strande eines französischen Seebades festgehalten, eines Modebades, in dem die elegante Gesellschaft von Paris ihre Lungen vom Staube der Weltstadt reinigt. Er gibt einen Ausschnitt aus diesem Promenadenleben am Strande, ohne sich große Mühe zu nehmen, das Bild in sich künstlerisch geschlossen erscheinen zu lassen. Ein Momentphotograph würde das Bild ebensogut hoben festhalten können. C. Fröschls reizende Kinderscenen haben weite Verbreitung gefunden; unsere Leser werden auch die Studie, — ein Kind, Tauben fütternd, mit Vergnügen sehen. Charakteristischer noch ist der essende Knabe von Toby E. Rosenthal; dem sieht man an, daß es ihm schmeckt und daß er ganz bei der Sache ist. Er wird nicht eher von der Schüssel aufsehen, als bis auch nicht ein Tröpfchen mehr darin ist. Mit wenigen Strichen hat Otto Kirberg eine holländische Bäuerin skizziert; aber diese wenigen Striche sind so charakteristisch und treffsicher, daß das Skizzenblatt nicht nur dem Künstler, sondern auch dem Laien wertvoll ist. — Frau von Montesson, deren Bild wir nach einer zeitgenössischen Lithographie von Belliard bringen, war die erste Dame in Paris, die nach den Schrecknissen der Revolution wieder einen Salon im alten Stil zu eröffnen wagte. Von großer Weltklugheit und feinstem Takt, liebenswürdig und geistreich, wußte sie die verschiedensten Elemente der sich rekonstruierenden Gesellschaft an sich zu fesseln und ihr Haus zu einem Mittelpunkt für das gesellige und geistige Leben der Hauptstadt Frankreichs zu machen. Auch Napoleon schätzte die Dame außerordentlich hoch, und man sagt, daß er sie dazu zu bewegen wußte, seiner Gemahlin Josephine Unterricht in der nicht ganz leichten Kunst, mit Würde eine Krone zu tragen, zu erteilen. — Diese Würde ist dem jungen Beduinen, dessen Züge W. von Gloeden-Taormina auf einer seiner ausgezeichneten und wahrhaft künstlerisch aufgefaßten Liebhaberaufnahmen festgehalten hat, angeboren. Das leidenschaftliche Temperament ist vom Stolz gebändigt.

O. P.



Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Kirschblüten. Von Robert Blum.

Velhagen & Klasings
Monatshefte.
Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepański.
IX. Jahrgang 1894/95. Heft 11, Juli 1895.

Der Nordostseekanal.

Von

Hanns von Zobeltitz.

Mit 14 Illustrationen von Hans Bohrdt, 9 Porträts der Erbauer des Nordostseekanals und 4 Kartenskizzen.

Kiel, den 30. Mai 1895.

Am 3. Juni 1887 war es, um die zehnte Vormittagsstunde, daß der greise Kaiser Wilhelm I. den Stahlhammer hob und, das ehrwürdige weiße Haupt entblößend, mit fester Hand drei Schläge auf den Grundstein führte, der die Eröffnung der Arbeiten am Nordostseekanal symbolisierte. Er that es mit den Worten: „Zu Ehren des geeinigten Deutschlands! Zu seinem fortschreitenden Wohle! Zum Zeichen seiner Macht und Stärke!"

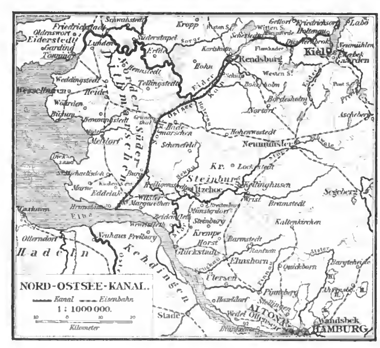
Von der gleichen Stätte aus, auf dem Festplatz bei Holtenau, an der Ausmündung der neuen großen Wasserstraße zwischen beiden deutschen Meeren, wird in wenigen Wochen angesichts der festlich geschmückten Geschwader, die fast alle seefahrenden Nationen nach der Kieler Föhrde entsenden, Kaiser Wilhelm II. die Eröffnung des Kanals verkünden. In der von vornherein vorgesehenen Frist, mit den gegebenen Mitteln ist das gewaltige Werk vollendet worden, das seinesgleichen nur wenige auf dem Erdenrunde hat, und dessen Ausführung lange Jahrhunderte hindurch von unserem Volke vergeblich erwünscht und erstrebt wurde.

Schon im XIV. Jahrhundert haben die Lübecker Kaufherren in dem Stecknitzkanal, der die Trave mit der Elbe verbindet und, heute noch im Betrieb, eine der ältesten künstlichen Wasserstraßen Europas ist, einen Verkehrsweg kleineren Maßstabes zwischen Nord- und Ostsee geschaffen, und kein Säkulum ist seither vergangen, in dem die Bestrebungen um den Ausbau einer, den Bedürfnissen der Seeschiffahrt dienenden Verbindung beider Meere ganz geruht hätten. Der alte Eiderkanal, den die dänische Regierung als die Landesherrin Schleswig-Holsteins in den Jahren 1777 bis 1784 erbauen ließ — ein für den damaligen Stand der Technik höchst beachtungswertes Werk — konnte bei seinen zahlreichen Schleusen und seiner geringen Tiefe den Forderungen des Handels bald nicht mehr genügen; seit seiner Eröffnung sind nicht weniger als zehn verschiedene Projekte zum Bau eines Kanals größten Maßstabes bearbeitet worden, aber erst mit der Regelung der schleswig-holsteinischen Frage in den Jahren 1864/66 gewann die Angelegenheit greifbare Gestalt. Damals schon hat Preußen bei seinen Verhandlungen mit dem Herzog von Augustenburg den Bau und die Sicherung der Wasserstraße berücksichtigt, und ihre Ausführung ist seither stets im Auge behalten worden, wenn sie auch zunächst noch hinausgeschoben wurde. Als aber im Jahre 1878 der Hamburger Rheder H. Dahlström, dessen Name mit der Verwirklichung des Nordostseekanals für alle Zeiten verbunden bleiben muß, sich mit außergewöhnlicher Energie um das Zustande-

kommen des Werks auf privater Grundlage bemühte, in Wort und Schrift dessen wirtschaftliche Bedeutung sehr geschickt begründete und umfassende Vorarbeiten für die Bauausführung auf eigne Kosten veranstaltete, nahm die Reichsregierung die Angelegenheit wieder auf: unter Zugrundelegung der Dahlströmschen Vorarbeiten wurde das Reichskanalprojekt aufgestellt, und das Gesetz vom 16. März 1886 ordnete die Bauausführung an, für welche die Summe von 156 Millionen Mark bereit gestellt wurde; Preußen, als der zunächst interessierte Bundesstaat, gab hierzu vorweg einen Beitrag von 50 Millionen.

Es hieße wohl unaufrichtig sein, wollte man verhehlen, daß für den Kanalbau in erster Linie die Rücksichten auf die Landesverteidigung maßgebend waren. Der Kanal schafft der deutschen Seestreitmacht die Möglichkeit, sich ungehindert, vielleicht sogar unbemerkt vom Feinde je nach Bedürfniß in einem der beiden Meere aus den Flottenbeständen des anderen zu verstärken; er wird, wie Feldmarschall Moltke äußerte, der sich von einem Gegner des Kanalprojekts zu einem lebhaften Anhänger desselben bekehrte, „den Wert unserer Flotte verdoppeln.“ Seit Helgoland deutsch geworden und durch starke Befestigungen gesichert ist, erscheint die militärische Bedeutung des Kanals noch wesentlich gesteigert: nicht nur, daß Helgoland in deutscher Hand einem feindlichen Geschwader das dauernde Festsetzen vor der Elbemündung unmöglich macht, es sichert auch gleich einem vorgeschobenen Fort für die deutsche Flotte den Seeweg von der Kanalmündung in der Elbe bis nach dem Jahdebusen, nach dem Kriegshafen Wilhelmshaven.

Die Würdigung der militärischen Bedeutung des Kanals sollte aber doch nicht, wie dies in letzter Zeit vielfach geschehen, dazu führen, seinen wirtschaftlichen Wert zu verkennen. Es kommt hier zunächst die Abkürzung der Fahrt zwischen den wichtigen Hafenplätzen an der Nord- und Ostsee in Betracht. Unser Kärtchen auf S. 452 gibt eine genügende Übersicht über die dabei in Betracht kommenden Routen; zahlenmäßig sei hinzugefügt, daß z. B. die Wegkürzung für alle Schiffe, welche aus der Nordsee nach Häfen



östlich Rügen fahren, für den Verkehr von Hamburg aus 425 Seemeilen beträgt, gleich einer Zeitersparnis von 45 Stunden, von Bremerhaven aus 323 Seemeilen, gleich einer Zeitersparnis von 32,5 Stunden, von Amsterdam aus 283 Seemeilen, gleich einer Zeitersparnis von 23 Stunden, von London aus 239 Seemeilen, gleich einer Zeitersparnis von 22 Stunden.



Leuchtturm am Eingang des Kanals bei Holtenau.

Diese Zeitersparnis kommt indessen nicht allein in Betracht. Nicht minder schwer fällt die Thatsache ins Gewicht, daß die Fahrt um das Kap Skagen, um die Nordspitze Dänemarks, anerkanntermaßen äußerst gefahrvoll ist, so gefahrvoll, daß die Versicherungen für sie besonders hohe Prämien fordern. Nichts illustriert diese Verhältnisse augenfälliger, als ein Blick auf unser Kärtchen Seite 454, das unter dem, mit Rücksicht auf seine trüben Unterlagen etwas unpassenden Namen „Kaviarkarte“ ziemlich allgemein bekannt ist. Es veranschaulicht nämlich die Strandungen und Schiffsunfälle an den betreffenden Küsten für den Zeitraum von 1858 bis 1885 in den dänisch-schwedischen, für den Zeitraum von 1873 bis 1887 in den deutschen Meeresteilen. Zur zahlenmäßigen Ergänzung sei angeführt, daß im Jahrzehnt 1858 bis 1867 in den erstgenannten Gewässern 2229, im Jahrzehnt 1868 bis 1877 2252, in den acht Jahren von 1878 bis 1885 1835 Strandungen verzeichnet wurden! Es ist daher wohl mit Sicherheit anzunehmen, daß ein großer Teil der Fahrzeuge, welche bisher den Weg um Kap Skagen nahmen, jetzt den Kanal benutzen werden. Wie groß aber der Verkehr werden wird, darüber lassen sich nur Wahrscheinlichkeitsrechnungen aufstellen; die Regierungsvorlage für den Bau des Kanals rechnete unter Zugrundelegung des damaligen Verkehrs im Sund auf 18 000 Fahrzeuge mit rund $5^1/_2$ Millionen Registertonnen Gehalt; seither hat sich jedoch der Verkehr im Sund um fast ein Drittel vermehrt, so daß auch jene Berechnung eine entsprechende Erhöhung erfahren müßte, wenn sich anders ihre Prämissen überhaupt als zutreffend bewähren würden.

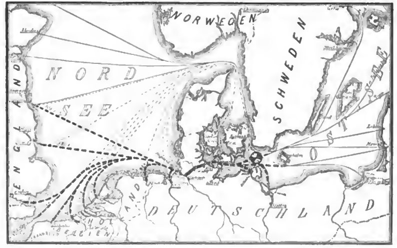
Nicht berücksichtigt aber sind bei ihr, daß sich voraussichtlich im Nordostseekanal auch ein Verkehr ganz neuer Art entwickeln wird — der Verkehr, welcher durch die erleichterte Verbindung zwischen dem Osten und Westen unseres eigenen Vaterlandes erst geweckt werden soll: unser im wesentlichen getreidebautreibender Osten wird in leichteren Waarenaustausch mit dem Westen

treten, dessen Steinkohle bisher in den Ostseehäfen infolge der erdrückenden englischen Konkurrenz kaum absatzfähig war.

Schließlich berühren sich hier auch wieder die militärischen und die handelspolitischen Gesichtspunkte. Kopenhagen ist in den letzten Jahren in formidabler Weise befestigt worden. Man braucht nicht an dem guten Willen Dänemarks, im Fall eines Krieges seine Neutralität erhalten zu wollen, zu zweifeln, um doch dem Bedenken Raum zu geben, daß der ganze Ostseehandel während eines Feldzuges brach liegen könnte. Dem wird der Kanal in Verbindung mit unserer Flotte in wirksamer Weise entgegenarbeiten. Solange der Kieler Hafen nicht blockiert ist — und dazu wäre die Vernichtung unserer maritimen Streitkräfte Vorbedingung — bleibt der Kanal für den Handel offen. Dies fällt aber nicht nur für die nach der Elbmündung selbst bestimmten Fahrzeuge ins Gewicht, sondern auch für den weiteren Seeverkehr. Denn seit wir durch den Besitz von Helgoland einer feindlichen Flotte die Möglichkeit genommen haben, hier Kohlen einzunehmen, kann von einer ernsthaften Blockade der Elbmündung nicht mehr die Rede sein.



Die Rücksichten auf die Landesverteidigung und auf die wirtschaftliche Bedeutung des Kanals haben in gleicher Weise seinen Bau bis in die Einzelheiten der Ausführung hinein beeinflußt. Von vornherein stand fest, daß er, sollte er seinen Aufgaben gerecht werden,



Die Verkehrsbeziehungen des Nordostseekanals.

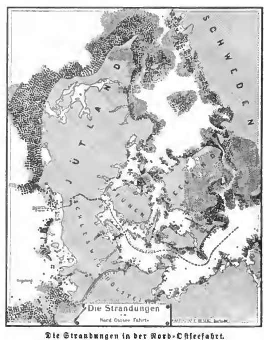
eine möglichst kurze Verbindung zwischen beiden Meeren bilden müsse, daß seine Ansegelungsgebiete, um sich technisch auszudrücken, möglichst geschützt sein, daß er als eine offene, durch keine Zwischenschleusen unterbrochene Wasserstraße zwischen Nord- und Ostsee geführt und einen Querschnitt erhalten müsse, der nicht nur den größten Seeschiffen, sondern auch den schweren Panzern der Marine die ungehinderte Durchfahrt gestattete.

Für die Mündungen boten sich von selbst die herrliche Kieler Bucht, der große trefflich geschirmte Kriegshafen, auf der einen — die breite, bis Brunsbüttel den größten Dampfern genügende Wassertiefe gewährende Elbmündung auf der anderen Seite dar. Zwischen diesen beiden Endpunkten führt denn auch der Kanal in einer Längenausdehnung von 98,6 Kilometern, die, wie schon hier bemerkt werden mag, von den durchpassierenden Schiffen in zehn bis höchstens dreizehn Stunden zurückgelegt werden sollen. Auf der ganzen Strecke ist die Fahrt durch keine Schleuse unterbrochen; nur an beiden Mündungen mußten großartige Schleusenwerke eingeschaltet werden, um der Ebbe und Flut in der Elbemündung, dem zu Zeiten wechselnden Wasserstand in der Ostsee Rechnung zu tragen. Die Schleuse bei Holtenau wird jedoch während des größten Teils des Jahres ganz, die Schleuse bei Brunsbüttel wenigstens während fast jeden Tages einige Stunden offen stehen können. Der Querschnitt — das Profil — des Kanalbettes war noch bei Beginn der Bauausführung geringer bemessen, als er schließlich zur Ausführung gelangte; unsere Skizze auf S. 454 veranschaulicht die Abmessungen und ihr Verhältnis zu den großen Panzern der Flotte. Bei mittlerem Wasserstand beträgt die Spiegelbreite des Kanals 65 Meter, die Wassertiefe 9 Meter, an einigen wenigen und kurzen Stellen dürften heute jedoch noch einige Centimeter an dieser Tiefe fehlen.



Schleuse bei Holtenau.

Das anschaulichste Bild der gesamten Anlage glaube ich im Anschluß an eine Fahrt geben zu können, die mich vor wenigen Tagen den Kanal entlang führte. Die

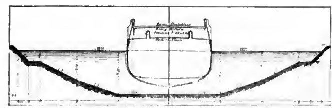


Die Strandungen in der Nord-Ostseefahrt.
● Segler, total verloren; ○ Segler, wieder flott;
◑ Dampfer, total verloren; ◐ Dampfer, wieder flott.

Wie doch die Hand des Menschen eine Gegend zu verändern vermag! Eine weite grüne Thalfläche war es einst, in der bei Holtenau der schmale alte Eiderkanal der Kieler Föhrde zufloß. Heute steigt an der gleichen Stelle der mächtige Bau der Ostschleuse des neuen Kanals empor, weit überragt von dem prächtigen Einfahrtsleuchtturm, umgeben von zahlreichen Dienstgebäuden, von einer jungen schmucken Ortschaft.

Meisterwerke der Wasserbaukunst sind die in ihren Abmessungen und Einrichtungen gleichen Endschleusen des Kanals hier, wie bei Brunsbüttel. Es sind die größten Schleusen, die je gebaut wurden, mit der einen Ausnahme, die auch auf deutschem Boden steht — der im Bau begriffenen Schleuse im Kaiserhafen zu Bremerhaven. Zwei gewaltige, 150 Meter lange, 25 Meter breite Kammern liegen nebeneinander, die eine für gewöhnlich zum Einlaß, die andere zum Auslaß bestimmt. Auf einer ungeheuren Betonschicht von sieben Metern Mächtigkeit aufgebaut, umgeben und trennen gewaltige Mauermassen diese Kammern; wie in den Stollen und Schächten eines Bergwerks aber kann man in den Mauern umherwandern, so sind sie von ganzen Systemen großer und kleiner Einflußkanäle, von Gängen für die Rohrleitungen, von weiten elektrisch beleuchteten Hallen für die Betriebsanlagen durchzogen. Kraftvolle hydraulische

kaiserliche Kanalkommission hatte mir liebenswürdigerweise ihre eignen Dampfer zur Verfügung gestellt und sachverständige Führung beigesellt; ich selbst kannte aus früherer Zeit das ganze Gebiet längs der Kanaltrace ziemlich genau, denn ich habe es ehedem zu Fuß und im Sattel nach allen Richtungen durchmessen; ich hatte endlich aber auch während des Baues selbst schon verschiedenemal Gelegenheit gehabt, mich über die Arbeiten und ihre allmählichen Fortschritte an Ort und Stelle zu unterrichten.



Querschnitt des Nordostseekanals nebst eingezeichnetem Querschnitt der großen deutschen Panzer.



Bauinspektor Sympher. Baurat Kunze.

Wirklicher Geheimer Oberbaurat Baensch.

Aufnahme von Erich Sellin & Co., Berlin W,
Unter den Linden 19.

Geheimer Baurat J. Fülscher. Geheimer Regierungsrat C. Loewe.

Baurat Görz. Kgl. Bayer. Regierungsrat Reverdy. Bauinspektor Schulze.

Maschinen, ausgeführt von der Berliner Firma Hoppe, erleichtern und beschleunigen das Öffnen und Schließen der schweren eisernen Schleusenthore; ein kurzer, durch das Sprachrohr nach innen übermittelter Befehlsruf, ein einziger Handgriff des hoch oben auf der lichten Höhe des Mauerwerks stehenden Schleusenmeisters, und die massigen Flügel drehen sich in ihren Angeln — eine zweite Weisung, und die unterirdischen Füllkanäle beginnen ihr Spiel, den Wasserspiegel in den geschlossenen Kammern zu heben!

An die Schleusenkammern schließt sich der weite Innenhafen an; dann geht es hinein in den Kanal selbst. Zur Linken bleiben einige riesige, haushohe Prahme liegen, die bestimmt sind, bei etwa notwendig werdenden Reparaturen an den Schleusen vor die Thore gelegt zu werden; jeder der Prahme trägt eine ungemein starke Dampfmaschine an Bord, mittels derer dann die Schleusenkammer in verhältnismäßig kurzer Zeit ausgepumpt werden kann.

Bis unsern Rendsburg stimmt die neue Wasserstraße im allgemeinen mit dem Lauf des alten Eiderkanals überein. Vielfach freilich schneidet jene bei ihrer möglichst geradlinigen Trace Krümmungen und Windungen des letzteren ab, und da der neue Kanal wesentlich tiefer liegt als der alte, so kommt es wohl vor, daß man hoch oben neben dem jetzigen Wasserspiegel heute noch eine ruinenhafte Straßenbrücke, die einst dem Verkehr über jenem diente, anschlußlos emporragen sieht.

Vorüber bei dem buchenumrauschten Gutshause von Knoop, der herrlichen ehedem gräflich Baudissinschen Besitzung, führt der Kanal zwischen allmählich immer höher aufsteigenden Uferwänden entlang, bis der kühn geschwungene Bogen der Brücke bei Levensau in Sicht kommt, auf der die Bahn und die Chaussee Kiel-Eckernsöhrde den Kanal überschreiten. Ursprünglich war nur eine feste Brücke über den Kanal projektiert, diejenige bei Grünenthal, nahe der Westmündung; der Verkehr zwischen beiden Ufern sollte im übrigen durch Fähren und — für die Bahnen — durch Drehbrücken vermittelt werden. Die Brücke bei Levensau wurde daher erst in einer ziemlich späten Bauperiode, auf Wunsch des Kaisers, eingeschaltet, und es ist ohne Zweifel ein glänzendes Zeugnis für die ganze Bauleitung, daß die Gesamtkosten des schönen Bauwerks, annähernd vier Millionen Mark, aus den vorhandenen Mitteln, aus Ersparnissen bestritten werden konnten.



Pontons zum Schließen der Schleußen.

Ungefähr neun Kilometer westlich von Levensau öffnet sich links ein Seitenarm;



Brückenpfeiler bei Levensau.

wir biegen ein, den eigentlichen Kanallauf auf kurze Zeit verlassend, denn es gilt hier eine der interessantesten und charakteristischsten Stellen des ganzen Baues zu besichtigen — den Flemhuder See.

Das mächtige schöne Wasserbecken — es war schön — umfaßte ehedem 234 Hektare, und sein Spiegel lag sieben Meter über der Ostsee, also auch über dem Kanal. Es blieb daher nichts anderes übrig, als den Wasserspiegel des ganzen Sees um das gleiche Maß zu senken. Wäre dies ohne weitere Vorsichtsmaßregeln durchgeführt worden — um sich drastisch auszudrücken, durch einfaches Ausfließenlassen — so würden sich gleichzeitig auch die gesamten Wasserverhältnisse der Umgebung auf weithin verändert haben, die Brunnen wären versiegt, die fruchtbaren Äcker ausgetrocknet. So griff man denn zu dem Auskunftsmittel, den größeren Teil des Sees mit einem Ringdamm zu umziehen und rückwärts desselben den Wasserspiegel in einer schmalen Rinne auf der alten Höhe zu erhalten, während er im eigentlichen, nun um reichlich ein Drittel verkleinerten See um sieben Meter gesenkt wurde. Von der gleichen Höhe stürzt heute denn auch das überschießende Wasser aus dem Ringkanal, in den verschiedene Zuflüsse münden, in den See hinab.



Trockengelegte Brücke des alten Eiderkanals.

Aber trotz dieses stattlichen Wasserfalles habe ich mich doch am Flemhuder See eines trüben Gefühls nicht erwehren können. Sie war so schön, die blaue, von grünen Wiesen umschlossene Wasserfläche; das technische Kunststückchen, das die Herren von der Kanalkommission hier vollbrachten, aber hat dem stillen Weltwinkel alle Poesie abgestreift. Ich kann es den Anwohnern nicht verdenken, wenn sie schmollen, trotz der gewiß reichlichen Entschädigungsgelder und trotz der prächtigen Aalleitern, die ihnen die Herren Baumeister zuwandten. Trostlos kahl und öde schauen die hohen Sandwälle des Ringdammes aus, und inmitten des Sees hebt sich aus dem trüben Wasser eine riesige schwarze Modder-



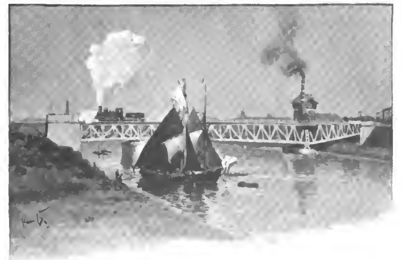
Feststehender Elevator. Reitmoor.

insel, die bisher keines Menschen Fuß zu betreten wagte.

Für den Kanal freilich hat der Flemhuder See eine hohe Bedeutung. Nicht nur, daß er in seiner jetzigen Gestalt ein gewaltiges Wasserreservoir zur Speisung des Kanals bildet, eine Art von Ausgleichsbassin für die wechselnden Wasserstände, er ist auch während des Baues in ausgiebigster Weise als Ablagerungsstätte für den ausgeschachteten Boden benutzt worden. Fast neuntausend Kubikmeter Erde haben hier neue Unterkunft erhalten.


Wasserfall am Flemhuder See.

Der Laie kann sich schwer eine rechte Vorstellung von dem Umfang der Erdbewegung machen, welche ein Bau, wie der des Nordostseekanals, erfordert, davon, was es bedeutete, $77\frac{1}{2}$ Millionen Kubikmeter Erde auszuheben, bis zu einer geeigneten Ablagerungsstelle zu fördern und auf dieser wieder zu verteilen. Eine derartige Aufgabe ist so gewaltig, daß man kaum begreift, wie sie in früheren Zeiten ohne Zuhilfenahme der Dampfkraft überhaupt gelöst werden konnte, daß man z. B. die Aus-


Drehbrücke bei Rendsburg.

führung des riesigen, 1100 Kilometer langen, bis zu neun Meter tiefen Kaiserkanals in China, der zum Teil schon im VII. Jahrhundert erbaut wurde, als eine geradezu rätselhafte Leistung ansehen muß. Heute erleichtert und beschleunigt unsere hochausgebildete Maschinentechnik die Durchführung allerdings wesentlich. Bei dem Bau des Nordostseekanals waren z. B. in den lebhaftesten Bauperioden gleichzeitig nicht weniger als 66 gewaltige Dampfbagger thätig, von denen einzelne bis zu 4000 Kubikmeter Boden in einer Tagesschicht aus- bis nördlich der Stadt eine vertiefte Fahrrinne fortgeführt wurde, die mit einer gewaltigen Schleuse hier an den Wasserlauf der Eider angeschlossen ist.

In dem Seengebiet um Rendsburg ist eine Erleuchtung des Kanals durch kleine Ölgasleuchttürme vorgesehen, während die sonstigen Strecken elektrisch beleuchtet werden. In Holtenau und in Brunsbüttel befinden sich die großen Maschinenanlagen für diese Beleuchtung, und längs des ganzen Kanals ziehen sich an den Ufern die Pfosten für die Lampen entlang. Man hat von der



S. M. Aviso „Jagd.“ Das erste Kriegsschiff, welches durch den Kanal dampfte.

hoben; über 100 Dampfschiffe dienten zur Fortbeförderung der Erdmassen, und 90 Lokomotiven bewegten auf den Arbeitsgeleisen weit über 2000 Lowrys! In derselben Periode waren, wie hier einschaltend bemerkt sei, 8642 Beamte und Arbeiter am Kanalbau beschäftigt.

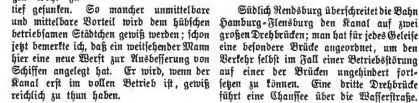
Etwa fünfzehn Kilometer westlich des Flemhuder Sees tritt der Kanal in den langgestreckten Schirnauer- und dann in den Audorfer See; von letzterem aus wendet er sich südlich, um Rendsburg in einem weiten Bogen zu umgehen, während durch die sogenannte Enge in östlicher Richtung Verwendung großer Bogenlampen abgesehen, die erfahrungsmäßig die Dunkelheit und besonders den Nebel schlecht durchdringen, eine unabsehbare Kette von Glühlampen begleitet dafür den Kanal; es wird kein Meer von Licht sein, das sich über ihn ergießt, aber es genügt auch vollständig, wenn in der angegebenen Weise die Uferlinie fortlaufend gekennzeichnet ist.

Die alte Stadt Rendsburg ist der Hauptort an dem ganzen Kanal. Ich habe, als der Bau anhub, in Rendsburg gelebt und miterlebt, mit welchen großen Hoffnungen man dort die neue Verkehrsstraße begrüßte.



Schwimmender Elevator.

Es fehlte nicht viel, so hätte man urbi et orbi verkündet, daß Rendsburg nun unfehlbar Weltstadt werde. Das war sicher übertrieben, denn der Verkehr auf dem Kanal muß naturgemäß hauptsächlich Durchgangsverkehr bleiben. Jetzt, so scheint es mir, sind die einst zu hoch gespannten Erwartungen wohl zu



tief gesunken. So mancher unmittelbare und mittelbare Vorteil wird dem hübschen betriebsamen Städtchen gewiß werden; schon jetzt bemerkte ich, daß ein weitsehender Mann hier eine neue Werft zur Ausbesserung von Schiffen angelegt hat. Er wird, wenn der Kanal erst im vollen Betrieb ist, gewiß reichlich zu thun haben.

Südlich Rendsburg überschreitet die Bahn Hamburg-Flensburg den Kanal auf zwei großen Drehbrücken; man hat für jedes Geleise eine besondere Brücke angeordnet, um den Verkehr selbst im Fall einer Betriebsstörung auf einer der Brücken ungehindert fortsetzen zu können. Eine dritte Drehbrücke führt eine Chaussee über die Wasserstraße.



Brücke bei Grünenthal.



Bergungsdampfer zur Hebung eines gesunkenen Baggers.

Diese Drehbrücken bieten in ihrer Ausführung dem Techniker mancherlei Interessantes. Hier sei nur erwähnt, daß man besonderes Gewicht darauf legte, die Drehung möglichst schnell ausführen zu können. Es sind daher sehr kräftige hydraulische Maschinen vorgesehen, mittels welcher die Brücke in noch nicht zwei Minuten um ihr Pivot geschwenkt wird. Da aber das Wasser in den Rohrwerken im Winter leicht gefrieren könnte, so wird eine Mischung von Glycerin und Wasser zum Betrieb benutzt.

Unweit Rendsburgs beginnt das große Moorgebiet, das dem Kanalbau die allergrößten Schwierigkeiten bereitet hat. Zwar befinden sich auch schon östlich der Stadt einzelne Moore, aber es handelte sich dort immerhin stets nur um kleinere Strecken, während die Trace hier wiederholt viele Kilometer weit durch Moor geführt werden mußte. Wenn man heute den Kanal befährt, sieht man wenig von der ungeheueren Arbeit, die dabei zu bewältigen war. Zu beiden Seiten ziehen sich wechselnd hohe Uferdämme hin, oben meist schon begrünt, an ihrem unteren Hange sorgfältig mit Steinen



Schleuse bei Brunsbüttel.

abgepflastert. Sie hemmen den Blick auf die weiten öden Moorflächen, die sich jenseits ausdehnen. Nur dann und wann sieht man an einem der Ufer eine unbegrünte Stelle, an der dann meist noch starke Arbeiterkolonnen beschäftigt sind: hier hat, kann man mit Sicherheit annehmen, eine der, wie sich Herr von Bötticher im Reichstag jüngst beruhigend ausdrückte: „programmmäßigen Rutschungen" noch vor kurzer Zeit stattgefunden!

Auf gewöhnlichem Wege war diesen Mooren überhaupt nicht beizukommen. Sobald man in ihnen auch nur den kleinsten Graben auszuheben versucht, quillt das weiche Moor von beiden Seiten nach und füllt nach kurzer Zeit die Ausschachtung wieder aus. Es wurden deshalb zunächst zwei parallele schwache Holzbrücken in das Moor hineingebaut; von diesen aus schüttete man ungeheuere Sanddämme auf, bisweilen über zwanzig Meter hoch und ebenso breit. Diese Erdmassen sanken in das Moor ein, das seitlich dadurch bisweilen zu kleinen Bergen aufgetrieben wurde. Zwischen den Sanddämmen aber begannen endlich die Baggerarbeiten für das Kanalbett, wenn jene bis auf den Grund des Moores hinabgesunken waren und sich genügend gesetzt hatten. Die Arbeit war nicht nur schwierig, sie war auch gefährlich. Im Reitmoor zeigt man noch heute die Stelle, an der ein polnischer Arbeiter versank, ohne daß man ihn zu retten vermochte. Tage vergingen, ehe die übrigen Arbeiter die Unglücksstätte wieder zu betreten wagten; sie begannen die Arbeit aber überhaupt erst wieder, nachdem die Stelle von Priesterhand geweiht worden war.



Mole bei Brunsbüttel.

Die „programmmäßigen" Rutschungen dürften wohl noch längere Zeit eine große Rolle spielen, und mit ihnen werden sicher auch die Baggerarbeiten sobald nicht aufhören. Das hat für den Betrieb des Kanals vielleicht nichts auf sich, denn stete Reparaturen sind bei einem solchen Riesenwerk unvermeidlich. Bedenklich wird die Sache nur, wenn gelegentlich einer der großen Bagger durch irgend einen unglücklichen Zufall sinkt. Dann ist die Fahrstraße unrettbar auf einige Zeit mindestens für größere Schiffe gesperrt, bis es gelingt



„Volldampf“ durch den Kanal.

das eiserne Ungeheuer zu heben. Ich habe bei meinem letzten Kanalbesuch noch zwei Bagger anstatt in Thätigkeit „im Wasser,“ das heißt auf dem Grund des Kanals gefunden.

Von Lesseps erzählt man sich die hübsche Geschichte, daß er am Vorabend der Eröffnung des Suezkanals, während er im strahlenden Ballsaal gerade mit der Kaiserin Eugenie eine Quadrille tanzte, von seinem ersten Ingenieur mit der Nachricht überrascht wurde: Ein Bagger ist gesunken, die Durchfahrt ist unmöglich geworden. Sehr dramatisch wird dann ausgemalt, wie Lesseps dem schreckensblassen Beamten während der nächsten Tanzfigur zugeraunt habe: „Sprengen!“ Darauf ein chassez croisez mit der schönen Gönnerin. Der Ingenieur steht immer noch hinter Lesseps: „Herr Graf, das kostet über eine Million Franken!“ stammelt er. — Ein vernichtender Blick nach rückwärts: „Sprengen!“ wiederholt der grand Français und tanzt weiter.

Das Geschichtchen ist jedenfalls erfunden. Sprengen kann man solch einen Bagger zwar natürlich, aber die zerrissenen Eisenteile bleiben immer noch so groß, daß sie die Schiffahrt hemmen, ja sie sind nach der Sprengung ihrer Form nach doppelt gefährlich. Es bleibt nichts übrig, als den Unfall selbst durch möglichste Vorsicht zu vermeiden; ist er aber eingetreten, sich in Geduld zu fassen, bis die Bergungsgesellschaft das Hindernis aus dem Wege geräumt hat.

Das nächste große Bauwerk auf der Strecke Rendsburg-Brunsbüttel ist die Brücke von Grünenthal, zugleich das schönste Bauwerk längs des ganzen Kanals. Ich wenigstens gebe ihr in ihrer graziösen Leichtigkeit auch den Vorzug vor der etwas massigeren Brücke bei Levensau. Ja, sie ist überhaupt die schönste Eisenbahnbrücke, welche ich kenne. Der Bauinspektor Greve, welcher das Projekt entwarf, hat es verstanden, das spröde Material in geradezu anmutige Formen zu kleiden.

In einem einzigen ungeheueren Bogen von 156,5 Metern lichter Weite überspannt die Brücke, auf der die westholsteinische Bahn über den Kanal geführt wird, den Wasserlauf; 42 Meter hoch liegt die Unterkante der Fahrbahn über dem Spiegel des Kanals, so daß auch die höchstbemasteten Schiffe sie ohne Schwierigkeit passieren können. Wenn man die Brücke aus einiger Entfernung sieht, staunt man über die edle, ich möchte fast sagen: zierliche Ausgestaltung aller ihrer Teile; je näher man herankommt, desto mehr bewundert man deren



Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl, München.

Der Walddoktor. Nach dem



dem Gemälde von Heinrich Schlitt.

schönes Ebenmaß, und wie sie sich samt ihren prächtigen turmartigen Pfeilern harmonisch in die ganze Landschaft fügt. Es ist ein wundervolles Bauwerk, auf das die deutsche Ingenieurkunst mit Recht stolz sein darf.

Zehn Kilometer etwa westlich Grünenthal tritt der Kanal in neue weite Moorflächen. Er durchschneidet den jetzt zum größeren Teil ganz zugeschütteten Kudensee, wird hinter Taterpfahl von einer vierten Drehbrücke überschritten, welche zur Überführung der Bahn Itzehoe-Heide dient, und strebt dann in fast schnurgerader Richtung durch das reiche Marschgebiet der Elbniederung seiner Westmündung bei Brunsbüttel zu.

Die Schleuseneinrichtungen hier sind denen von Holtenau fast gleich, nur daß die Kammern doppelte Thore — niedere für die Zeit der Ebbe, höhere für die Flutperiode — haben. Auf der Höhe des Mauerwerks erhebt sich weithin sichtbar der Pegelturm, dessen Zifferblatt mit zwei verschiedenen Zeigern zugleich die Wasserhöhe in der Elbe und im Kanal anweist. Neben der Schleuse ragt das rotschimmernde stattliche Lotsenhaus, ein wenig rückwärts das mächtige Maschinengebäude empor, in welchem die Kräfte für die hydraulischen Vorrichtungen und für die elektrische Beleuchtung gewonnen werden.

Wenn heute die Schleuse bei Brunsbüttel der von Holtenau im allgemeinen gleicht, so war doch die Art ihrer Erbauung eine ganz andere und ungleich schwierigere. Die Schleuse an der Ostmündung konnte fast ganz im Trockenen aufgeführt werden, wenigstens ließ sich die Baugrube ohne wesentliche Weiterungen trocken halten. Hier, bei Brunsbüttel dagegen, wo der Boden der Grube fast fünfzig Fuß unter dem Flutspiegel der Elbe lag, wurde eine umfangreiche Fundamentierung unter Wasser notwendig. Ungeheuere Massen Beton mußten zur Ausfütterung der Baugrube verwandt werden, ehe man daran denken konnte, sie leer zu pumpen und mit dem weiteren Ausbau des Mauerwerks zu beginnen.

Ich sah die Schleusenthore geschlossen und geöffnet, denn schon bei meiner Anwesenheit wurden sie täglich einige Stunden offen gehalten. Nicht allein, weil schon vor der Eröffnung ein ziemlich reger Verkehr stattfand — ging doch auch Prinz Heinrich bereits vor acht Wochen mit S. M. Schiff „Jagd" durch den Kanal —; die Schleusen müssen vielmehr täglich geöffnet werden, weil der Bauentwurf des Kanals mit einer Strömung von Osten nach Westen rechnet. In je 24 Stunden sollen gegen acht Millionen Kubikmeter Wasser durch die Brunsbütteler Schleuse in die Elbe fließen. Durch diese Strömung wird einmal das Zufrieren des Kanals erschwert, sie soll aber auch die Versandung der Zufahrt von der Elbe zum Kanal verhindern, indem sie gleichsam als eine tägliche gewaltige Spülung wirkt.

Herrlich ist der Ausblick von der Höhe der Schleuse herab, über den Vorhafen hinweg, weit hinüber auf den breiten Elbstrom. Kraftvoll strecken unten die beiden Molen der Kanalmündung ihre granitenen Glieder mit schön geschwungenen Bogen in den Fluß vor, die einlaufenden Fahrzeuge zu leiten und zu schirmen. 131 Meter lang ist die westliche, mehr als doppelt so lang die östliche, von deren umbrandetem Ende ein Leuchtturm sein grünes Feuer weit über die Wasserfläche hinsenden wird.

Unter donnernden Salutschüssen, mit einem Prunk, wie er der Bedeutung des gewaltigen Werkes angemessen, unter dem Jubel von Hunderttausenden wird der Nordostseekanal seiner Bestimmung übergeben werden. In Erfüllung gehe nun, was Kaiser Wilhelm I in jene Urkunde aufnehmen hieß, welche bei der Feier des Baubeginns in den Grundstein gebettet wurde: „Möge der Bau dem deutschen Vaterlande, möge er den Elbherzogtümern zu Heil und Segen gereichen! Möge durch ihn das Gedeihen der deutschen Schiffahrt und des deutschen Handels, die friedliche Entfaltung des Weltverkehrs, die Stärkung der vaterländischen Seemacht und der Schutz unserer Küsten kräftig gefördert werden!"

Gustav Freytag.

Von

Theodor Hermann Pantenius.

Mit 7 Illustrationen und einem Faksimile.

(Abdruck verboten.)

Die Kunde von dem Tode Gustav Freytags hat weite Kreise unseres Volkes mit herzlicher Teilnahme erfüllt. Mit Recht, denn der verstorbene Dichter hat sich mit voller Absicht eben an diese weiten Kreise gewandt, und er hat sein bestes Können daran gesetzt, das Empfinden der breiten Massen seiner Nation kennen zu lernen und diesem einen dichterischen Ausdruck zu geben. In seinem Trauerspielfragment: „Der Gelehrte“ (1844) geht der Held am Schluß „in das Volk,“ nicht wie ein russischer Nihilist, um es zu revolutionieren, sondern um es zu studieren und sich dann selbstlos in seinen Dienst zu stellen:

Drum eh' du andre lehrest, tauche selbst
Zuvor ins Volk und lerne, was uns stärkt.
Beschränke dich im Kreis des kleinsten Mannes,
Erweitere sein Bedürfnis, sein Vermögen,
Die Werkstatt adle, weih' ihm Hof und Feld,
Schwinge den Hammer, nimm des Spatens Griff,
Laß jeden einzelnen zum Mann erst werden
In seinem Kreise, wo er sicher schafft —
Dann reift das Volk von selbst für Mannesthat.

Und an anderer Stelle:

Sollt' ich jetzt gelehrte Ruh'
Vertauschen mit Geschäften neuer Wahl,
Ich blieb' ein Mann auf meine eigne Hand
Und säße nieder an dem Herd des Volkes,
Zu schaffen und zu fühlen wie das Volk,
In kleinem Kreise tüchtig, stark zu sein,
Damit ich stark sei für das große Ganze.

Das ist das Lebensprogramm Gustav Freytags. Er glaubte an die Volksseele Jakob Grimms und war der Überzeugung, daß das Seelenleben der einzelnen Nation nicht von der Kultur, in der sie gerade lebte, sondern von der ihr angeborenen Anlage fort und fort bestimmt würde. Diese Naturanlage des deutschen Volkes nach allen Richtungen hin zu erkennen und sie durch allen Wandel der Zeiten immer wieder nachzuweisen, war sein ganzes Mannesleben hindurch sein Streben. Er war der Überzeugung, daß diese Naturanlage eine vortreffliche war und daß die Erkenntnis derselben für den einzelnen wie für die Nation ein Gesundbrunnen sei, aus der sie in allen Gefahren immer neue, unverwüstliche Kraft schöpfen könnten.


Gustav Freytag i. J. 1858.

Eine beglückende Vorstellung und eine schöne Aufgabe. Letztere in erster Reihe für den Gelehrten. Aber hier war der Gelehrte zugleich ein Dichter, die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ wurden infolge eines Naturzwanges zu den „Ahnen.“ Der Fleiß des Gelehrten lieferte der Phantasie des Dichters reiches Material, und die Phantasie half dort wieder ergänzend nach, wo das Quellenmaterial nur dürftig war. Gelehrter und Dichter aber standen beide im Dienst einer warmherzigen Volksliebe. Mit voller Absicht hat Freytag in seiner Dichtung wie in seinen gelehrten Arbeiten dem Deutschen die Werkstatt geadelt, Hof und Feld geweiht. Weihen ist Sache der Priester, und es steckte viel von einem solchen in Gustav Freytag, vom Priester und vom Lehrer: er belehrte gern und zwar in feierlicher Weise. Man mag die Grenzen seines Könnens enger ziehen oder weiter, immer wird man zugeben müssen, daß er immer und überall das Beste wollte und ihm mit den edelsten Mitteln nachstrebte. Er war ein guter, durch und durch tüchtiger Mann. Im übrigen ein Kind seiner Zeit und der Verhältnisse, unter denen er erwuchs und unter denen er lebte, wie alle anderen Menschen auch.

Gustav Freytag war am 13. Juli 1816 in Kreuzburg in Schlesien geboren. Die Familie stammte aus einem Schulzenhof, der Großvater war Geistlicher gewesen, der Vater war anfangs Arzt und übernahm dann das Amt eines Bürgermeisters von Kreuzburg. Auch Gustav Freytags Mutter stammte aus einem Pfarrhause. Der Knabe erwuchs auf jenem Boden, der uns so viele unserer Besten gegeben hat.

Beide Eltern waren Schlesier, aber der Sohn hatte gar nichts von der leichtlebigen schlesischen Weise. Er war von jener schwerfälligen Art, wie man sie besonders häufig im westlichen Mitteldeutschland oder in Westfalen findet und an der unsere Nachbarvölker so viel Anstoß nehmen. Er hat von klein auf ein äußerst entwickeltes Gefühl für persönliche Würde, und da die Eltern in Kreuzburg „Honoratioren" sind, fühlt er sich früh als Aristokrat. Auch wenn man den „Erinnerungen aus meinem Leben" zu gut hält, daß ein Siebzigjähriger sie niederschrieb, muß man doch annehmen, daß der Knabe und der Jüngling Freytag mehr ein tüchtiger Amtsrichter als ein Dichter zu werden versprach. Da ist keine Spur von jener Frühreife, durch die sich der Genius anzukündigen pflegt; der Trieb zum Dichten hat diesen jungen Menschen nie unwahr gemacht; kein Zweifel an der überlieferten Religion hat ihn beunruhigt; kein weibliches Wesen hat sein Herz stärker schlagen lassen. Erst als Freytag schon Student ist, hat er eine Backfischschwärmerei für eine Professorentochter, der er sich in keiner Weise zu nähern versucht. Im wohlumfriedeten Honoratiorenhause wächst der Knabe bis zu seinem dreizehnten Jahre heran; dann kommt er nach Öls aufs Gymnasium und wohnt dort bei einem unverheirateten Sonderling, einem Bruder seines Vaters. War der Knabe schon bisher eine in sich gekehrte Natur, so wurde er hier in diesen Neigungen erst recht bestärkt.

In dieser Zeit fiel ihm der Walter Scott in die Hände und übte wie immer auf dichterisch beanlagte Menschen seinen Zauber. Im übrigen bleibt er der wohlerzogene verständige Knabe und Jüngling. Von dem Volz, von dem Fink, die doch in ihm gesteckt haben müssen, zeigt sich noch keine Spur. Wie er 19 Jahre alt die Universität Breslau bezieht, verliebt er sich, wie wir schon sahen, in der Weise eines Fünfzehnjährigen. Freytag beabsichtigte in Breslau klassische Philologie zu studieren, ein Privatissimum bei Hoffmann von Fallersleben machte ihn aber mit den germanischen Altertümern bekannt, und diese hielten ihn dann fest.



Geburtshaus Gustav Freytags in Kreuzburg.

Unterdessen machte Freytag ein Jahr bei den Borussen mit, doch konnte das Corpsleben einen jungen Mann seiner Art nicht fesseln, und er scheint herzlich froh gewesen zu sein, als ein studentisches Vorkommnis ihm erwünschten Anlaß bot, nach Berlin zu gehen. Die große Stadt war ihm zwar ebenso unsympathisch wie die scharfe Art der Märker, er fand aber einen ihm angenehmen Freundeskreis und in Karl Lachmann einen Lehrer nach seinem



Wohnhaus Gustav Freytags in Siebleben bei Gotha.

Herzen. Er beendete sein Studium unter dessen Flügeln mit einer Dissertation: „Über die Anfänge der dramatischen Poesie bei den Deutschen.“

Während Berlin auf den Dichter in Freytag gar keinen Eindruck gemacht zu haben scheint, erhielt dieser von Besuchen, die Freytag bei zwei hochgebildeten Landwirten in der Mark machte, bleibende Anregungen. Das feine Verständnis, das er in seinen Erzählungen für Landwirtschaft und Landwirte an den Tag legte, scheint damals zuerst erweckt zu sein. Es war für ihn ein großes Glück, daß die Landwirtschaft und, wie wir später sehen werden, auch der Handel ihm durch Vertreter nahe gebracht wurden, deren Bildung sie ihm verständlich und sympathisch machte.

Im Jahre 1839 habilitierte sich Freytag, 23 Jahre alt, in Breslau als Privatdocent für deutsche Sprache und Litteratur. Doch wurde ihm die gelehrte Laufbahn zunächst durch Wirrnisse getrübt, die mit der Ableistung der Wehrpflicht zusammenhingen. Man behandelte ihn außerordentlich brutal, er war aber großdenkend genug, das dem Staate nicht nachzutragen.

In dieser Zeit lernte Freytag auch die Geselligkeit weiterer Kreise kennen und erging sich in ihr nach dem Urteil seiner Zeitgenossen mit guter Laune, aber auch mit jener Würde, die ihm zeitlebens anhaftete und die damals nicht ohne Beigeschmack von unfreiwilliger Komik gewesen sein soll. Auch regte sich nun der Produktionstrieb. Nachdem ein Trauerspiel entstanden und vom Verfasser selbst als zu leicht befunden worden war, erreichte er mit dem Lustspiel: „Die Brautfahrt oder Kunz von der Rosen“ einen überraschenden Erfolg. Die Hoftheaterintendanz zu Berlin hatte einen Preis für ein Lustspiel ausgeschrieben, und Freytag sandte seine Brautfahrt ein, obgleich sie den Anforderungen — es handelte sich um Stücke aus der Gegenwart — nicht entsprach. Er erhielt trotzdem einen Preis.

Die Brautfahrt verrät an allen Ecken und Enden die Jugendarbeit, es ist aber immerhin viel Leben in dem Stück, und für den, der heute rückblickend Freytags Lebensarbeit übersieht, bietet es noch ein besonderes Interesse: in Kunz von der Rosen tritt zum erstenmal Salfeld-Bolz-Fink vor den Leser.

Das Stück wollte sich auf den Bühnen nicht recht einbürgern, und Freytag sagte sich verständigerweise, daß, wer für die

Bühne schreiben will, die Bühne kennen muß. Er suchte deshalb den Verkehr mit Schauspielern, ging fleißig ins Theater und forschte in den Werken der großen Dramatiker nach den Gesetzen der Technik ihrer Kunst.

Während er aber so durch seine gelehrten Arbeiten, seine dichterischen Bestrebungen und eine reiche Geselligkeit in Anspruch genommen war, brandeten rings um ihn die Wogen der politischen Unzufriedenheit und stiegen höher und höher. Nach den Freiheitskriegen hatte sich im kleinen wiederholt, was sich nach dem dreißigjährigen Kriege ereignet hatte: ein verarmtes Volk war froh gewesen, wenn eine tüchtige Beamtenhierarchie ihm alle politische Sorge abnahm und dem einzelnen die Zeit gab, mit der Not des Lebens einigermaßen fertig zu werden. Nun aber war dieses Volk — durch und durch tüchtig, wie es war, wieder zu Atem gekommen und gesonnen, seinen Anteil am Regiment wieder in Anspruch zu nehmen. Unglücklicherweise fehlte es allerorten an Staatsmännern, die dieses Streben als berechtigt erkannten und demselben in verständiger Weise entgegenkamen. Statt dessen setzte man der Bewegung die Polizeigewalt entgegen, und diese flüchtete sich, da ihre Träger durchaus dem gebildeten Bürgerstande angehörten, naturgemäß in die Litteratur. Diese aber erhielt ihrerseits ihre Antriebe hauptsächlich aus Frankreich, in dem die in der Weltstadt Paris konzentrierte Kultur eine Verfeinerung aufwies, die auf unsere auf dem Lande oder in kleinen Städten groß gewordenen Litteraten eine fascinierende Wirkung ausüben mußte. Paris galt bald für die Hochschule des Litteratentums, und wer von den Wortführern der öffentlichen Meinung nicht in Paris gewesen war, galt nicht für voll.

Ein Mann in Freytags Lage mußte zu diesen Fragen notwendig Stellung nehmen. Vor der Verirrung, sich wahllos vor ausländischen Götzen zu beugen, war er durch seine ganze Sinnesart hinreichend geschützt. Dieser Zug im deutschen Charakter war ihm nicht nur durchaus fremd, ihm war vielmehr alles Nichtdeutsche geradezu unsympathisch. Dazu kam, daß ihm auch das Verständnis für das eigentlich Geniale durchaus abging; soviel sich aus seinen Werken und seinen Erinnerungen ersehen läßt, hat kein großer Geist des In- oder des Auslandes ihn zu irgend einer Zeit seines Lebens in erwähnenswerter Weise beeinflußt. Immerhin trat die Frage an ihn heran, ob er an dem Geisterkampf, der rings um ihn entbrannt war, teilnehmen sollte. Als Dichter beantwortete er sie sich in einer Dichtung, in dem Trauerspiel: „Der Gelehrte." Dieses Stück war, wie wir aus den Erinnerungen wissen, in großem Stil an-



Arbeitszimmer Gustav Freytags in Siebleben.

gelegt, ist aber Fragment geblieben. Seine Moral haben wir weiter oben kennen gelernt: Freytag beschloß in seiner Weise, ins Volk zu gehen. Doch wurde er diesem Entschlusse zunächst noch mehrmals untreu.

Im Jahre 1845 gab Gustav Freytag einen Band Gedichte: „In Breslau" heraus. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß sie es über einen Achtungserfolg nicht herausbrachten. Zum Lyriker fehlte Freytag nicht weniger als alles. Er kehrte deshalb auch schon im folgenden Jahre zum Drama zurück und schuf das Schauspiel: „Die Valentine."

Das Stück wirkt heute doch schon ganz altfränkisch. Der Held, der sich in Amerika Schneid geholt hat — damals konnte man sich einen flotten, tüchtigen Kerl gar nicht denken, wenn er sich nicht eine Weile unter Indianern herumgetrieben hatte — stellt an den Hörer arge Zumutungen. Trotzdem wird das Stück auch jetzt noch mitunter gegeben, was immerhin beweist, daß es eine gewisse Bühnenwirksamkeit besitzt. Jedenfalls steht es hoch über dem nächsten Stück Freytags: „Graf Waldemar," dessen Voraussetzung — daß der Graf Georgine nicht erkennt — ja eine ganz unmögliche ist. Auch die Charakteristik zeigt gar nichts von der sonstigen Art Gustav Freytags. Dieser verrucht schwadronierende Graf, der sich schließlich durch Gertruds Tugendhaftigkeit in einen wackeren Mann verwandeln läßt, ist ebenso eine reine „Romanfigur" wie der Fürst Udaschkin, den seine russischen Leibeigenen mit „Pan" anreden.

In Gustav Freytags Leben hatten sich mittlerweile tief einschneidende Wandlungen vollzogen. Er hatte zunächst die Docentenlaufbahn aufgegeben (28 Jahre alt) und beschlossen, sich ganz der Litteratur zu widmen. Um sich mit der Technik des Theaters noch mehr vertraut zu machen, ging er 1846 nach Leipzig und siedelte 1847 nach Dresden über, wo er sich einen Hausstand begründete.

Auch der größte Verehrer Freytags wird nicht behaupten können, daß Valentine und Graf Waldemar dem Programm Freytags, in seiner Weise ins Volk zu gehen, entsprechen. Es bedurfte eines gewaltigen Anstoßes, um ihn in das Fahrwasser zu bringen, welches er nach Menschenart früh als das für sein Lebensschiff geeignete erkannte, ohne es doch fertig zu bringen, in dasselbe zu gelangen.

Dieser Anstoß kam aus den Bewegungen des tollen Jahres. Der durch und durch verständige, leidenschaftslose Freytag konnte die thörichten Hoffnungen, die damals auch den Klugen den Sinn verwirrten, in keiner Weise teilen und die überall zu Tage tretende Zuchtlosigkeit mußte den tüchtigen Mann durchaus abstoßen. Trotzdem machte er, was für ihn äußerst charakteristisch ist, nun nicht etwa eine Wandlung ins Konservative durch. Er blieb vielmehr der Liberale, zu dem ihn Temperament und Bildungsgang von Anbeginn gemacht hatten. Sieht man von den wechselnden, zum Teil von materiellen Interessen beeinflußten Erscheinungsformen des politischen Empfindens ab, so werden diejenigen dem Liberalismus zuneigen, die von Natur leidenschaftslos und auf geordnetem Wege herangewachsen, die Dämonen in der Menschenbrust gar nicht oder kaum kennen gelernt haben. Diese werden unwillkürlich zu der Vorstellung gelangen, daß die Fehler und Laster der einzelnen nicht einem unüberwindlichen inneren Triebe ihren Ursprung verdanken, sondern die Resultate einer schlechten Erziehung oder der Unwissenheit sind. Daher die Überschätzung der Mitteilung von Kenntnissen einerseits, der Optimismus in der Beurteilung des Wertes der Freiheit andererseits. Wer dagegen schon früh den Kampf mit den eigenen Leidenschaften aufnehmen und immer wieder starke Versuchungen abwehren mußte, wird früher oder später zu der Einsicht gelangen, daß Kenntnisse den Menschen um nichts besser machen und daß Religion und heilsam einschränkende Gesetze der menschlichen Schwäche zu Hilfe kommen müssen, wenn anders die menschlichen Kräfte sich voll entfalten sollen. Es ist ebenso undenkbar, daß Gustav Freytag ein wirklicher Konservativer, wie daß Otto von Bismarck ein wirklicher Liberaler wurde.

Vom liberalen Standpunkt aus also unternahm Freytag es, den Ausschreitungen des Jahres 1848 entgegenzutreten. In dem Gemeinwesen, das ihm als das ideale vorschwebte, sollte keineswegs jeder Proletarier mitzureden haben, es sollte durchaus von den „Besten" geleitet werden, aber als die „Besten" schwebten ihm die

Leipzig. 12 Dec. 1852.

Mein hochverehrter würdiger Freund!

Haben Sie die Güte, das beiliegende Exemplar der Journalisten gütig u. wohlwollend als ein Zeichen der alten Hochachtung und Verehrung anzunehmen, welche ich gegen Sie empfinde. Möge Ihnen das Stück den Eindruck machen, daß ich mein Handwerk nicht ganz verlernt habe. Es ist ein nicht ganz dankbarer Stoff u. waren dabei manche Klippen zu vermeiden, u. ich bin diesmal unsicherer, als irgend früher; ob es mir gelungen wird, dabei Ihre Theilnahme und Billigung zu gewinnen. Eines möchte ich durch Ihr Urtheil sanktionirt sehen; daß es mir nicht mißlungen ist, mit der innern Freiheit, welche dem Schaffenden geziemt, in das Parteileben der Gegenwart zu sehen.

Gern hätte ich Ihnen einige kleine Abänderungen in den Schlußstücken noch beigelegt, aber das Stück fängt an, sich auf den Theatern zu rühren und ich möchte nicht gern, daß Sie durch Andere eher, als durch mich, davon erführen.

Leben Sie wohl, noch recht lange wohl. Erhalten Sie gütige Meinung und freundlichen Antheil

Ihrem treu ergebenen

Freytag.

Faksimile eines Briefes von Gustav Freytag an Ludwig Tieck.



Gustav Freytag. Nach einer Radierung von Stauffer-Bern.

Gebildetsten vor. Als Gebildetste standen ihm übrigens keineswegs nur die akademisch Gebildeten vor Augen, wie wohl den meisten seiner Gesinnungsgenossen. Er war ungleich weniger doktrinär als diese und hatte, mit dem Maße jener Zeit gemessen, ein überraschend großes Verständnis für die realen Kräfte jener Tage. Wir sahen schon, daß Freytag während seiner Berliner Studentenjahre Gelegenheit gehabt hatte, einen Einblick in große landwirtschaftliche Betriebe zu gewinnen. In Breslau hatte ihn dann eine herzliche Freundschaft mit einem dortigen Großkaufmann verbunden, und er hatte auch ein Verständnis gewonnen für die Bedeutung des Handels.

Ein Zufall führte Freytag mit Julian Schmidt zusammen, und beide fanden Gefallen aneinander. Es war viel Verwandtes in ihnen. Beide waren charakterfeste, tüchtige Männer von gründlichem Wissen und ausgesprochenem Sinn für Ordnung und Recht. Schmidts Interessen lagen durchaus auf litterarischem Gebiet, auf diesem war er aber auch ganz und gar zu Hause, und er legte in seine Kritiken das volle Gewicht seiner kernigen gesunden Persönlichkeit. Der kategorische Imperativ Kants lag diesem massiven Altpreußen noch in allen Gliedern, und das lotterige, unvermögende und doch so anspruchsvolle Wesen der Jungdeutschen war ihm ein



Gustav Freytag in seinem Garten in Siebleben bei Gotha. Nach einer Radierung von Stauffer-Bern.

Greuel. Der sittlich gefestigte Mann, der Patriot, der Gelehrte wurde durch die Heine und Gutzkow gleich sehr verletzt, und er ging ihnen mit voller Kraft zu Leibe. Ich habe noch die Freude gehabt, Schmidt kennen zu lernen, allerdings leider erst, als er schon ein alter wunderlicher Mann war, aber er machte auch damals noch einen bedeutenden Eindruck, und seinen Büchern verdanke ich auch persönlich sehr viel. Man hat ihn für einen von Grund aus prosaischen Menschen erklärt, und ein Körnchen Wahres ist in dieser Behauptung, aber er hat doch Goethe schön verstanden und, was für ihn noch mehr sagen will, er hat auch Turgeniew gerecht zu werden gewußt. Das kann man doch nicht, wenn man nicht auch dem Genius ein inneres Verständnis entgegen bringt.

Unter den beiden Freunden war Freytag die ungleich feinere Natur, aber der thatkräftige, derbe Schmidt hat gewiß einen sehr günstigen Einfluß auf ihn ausgeübt.

Gustav Freytag und Julian Schmidt gingen also unter die Journalisten. Sie erwarben die Grenzboten und beschlossen, „die Zeitschrift zu dem Organ zu machen, in welchem das Ausscheiden Österreichs aus Deutschland und die preußische Führung leitende Idee des politischen Teils sein sollte, dazu von liberalem Standpunkt ein Kampf gegen die Auswüchse der Demokratie und den Schwindel des Jahres. In dem litterarischen Teil aber eine feste und strenge Kritik aller der ungesunden Richtungen, welche durch die jungdeutsche Abhängigkeit von französischer Bildung und durch die Willkür der alten Romantik in die Seelen der Deutschen gekommen waren."

Das Programm war vortrefflich, mit welchen Schwierigkeiten aber seine Ausführung verbunden sein mußte, hat Freytag in seinen Erinnerungen sehr interessant geschildert. „Einem jüngeren Geschlecht," sagt er, „mag es nicht leicht sein, sich in die journalistischen Zustände jener Zeit hinein zu denken und diesen ersten Flugversuchen der befreiten Presse Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Es gab damals keine erprobten Staatsmänner mit festen Zielpunkten und keine maßgebenden Politiker, ja es gab nicht einmal feste politische Parteien. Die Regierenden folgten mit großer Willensschwäche der Strömung und standen neuem Verlangen der aufgeregten Massen ratlos gegenüber. Die konservativen Kräfte in der Nation schienen geschwunden, das nationale Selbstgefühl war schwach; die liberalen Forderungen gingen weit auseinander, und der süddeutsche Liberalismus, auch der Gemäßigten, krankte an dem Übelstand, daß ihm die sämtlichen Staatsregierungen, vorab Preußen, für Feinde der deutschen Zukunft galten . . . Wer in solcher Zeit als Journalist über Politik schrieb, hatte keinen anderen Anhalt als das Idealbild, das er sich selbst von einer wünschenswerten Zukunft des Vaterlandes gemacht hatte und keinen anderen Maßstab für sein Urteil als die Ansichten, die ihm zufällige Eindrücke seines eignen Lebens vermittelt hatten; Sprache, Stil und die notwendige journalistische Taktik, alles, was er haßte und was er liebte, mußte ihm der eigne Charakter geben. Er war frei wie der Vogel in der Luft, ohne Führer, ohne Partei, ohne die Erfahrung und ohne die Bescheidenheit, welche die Gewöhnung einer Nation an parlamentarische Thätigkeit dem einzelnen zuteilt."

Den größeren Teil der Arbeit scheint anfangs Julian Schmidt getragen zu haben, später wechselten die beiden Herausgeber in der Weise mit der Redaktion ab, daß Freytag sie im Winter, Schmidt sie im Sommer besorgte. Ersterer hatte sich nämlich 1851 in dem Dorfe Siebleben bei Gotha ein Landhaus erworben, in dem er den Sommer verbrachte. Und das blieb nun so sein ganzes Leben hindurch, den Winter verlebte er in der Stadt, erst in Leipzig, später in Wiesbaden, im Frühling zog er hinaus in sein stilles Dorf. Es läßt sich für einen Dichter wohl keine glücklichere Lebensführung denken. Alle Anregung, die der Winter geboten, ließ sich in der warmen Jahreszeit in aller Stille verarbeiten, und dem eignen Schaffen bot sich reichliche Muße.

In Siebleben entstand dann auch das Werk, das Gustav Freytags Namen mit einem Schlage der ganzen Nation bekannt machen sollte, es entstand das Lustspiel: „Die Journalisten" (1853). Wenn man es heute liest, so liegt schon ein ganz leiser Hauch des Veraltens über ihm, sieht man es aber in guter Aufführung, so wirkt es noch so frisch wie nur je.

Die gute Laune von Konrad Bolz geht auch auf den Zuschauer über, und die Herren von der Union, Schmock, der treffliche Piepenbrink thun das Ihrige, sie festzuhalten. Dabei ist das Ganze im Ton so harmlos gehalten, daß man auch über das Unerfreuliche leicht hinweg kommt.

Es gehört bekanntlich zum eisernen Bestande des Liberalismus, die konservative Partei, der doch ein mindestens ebenso großer Teil der Nation angehört wie der liberalen, als einen kleinen Kreis von Intriganten anzusehen und darzustellen, und Freytag ist dieser Gewohnheit getreu geblieben. Trotzdem gehören „die Journalisten" auch heute noch zu den Lieblingsstücken der ganzen Nation, und man darf wohl annehmen, daß sie fortleben werden solange, wie unsere Sprache dauert. Sie haben ja auch in der That ein Stück unseres Volkslebens, wie es damals war, getreu in der liebenswürdigsten Form festgehalten.

Gustav Freytag stand jetzt auf der Höhe seines Könnens. Nachdem er eben der Nation ein klassisches Lustspiel geschaffen, sollte er ihr nun auch einen klassischen Roman bieten. In den Sommern von 1853 und 1854 entstand: „Soll und Haben."

Der Roman ist in jeder Beziehung vortrefflich, und er müßte meines Erachtens jeden Zweifel an Freytags dichterischer Begabung, dem man ja gerade unter den ästhetisch Höchstgebildeten mitunter begegnet, zum Schweigen bringen. J. O. Schröter, Sabine, Fink, Anton, Itzig, die Ehrenthals, Eleonore und wie sie alle heißen, sind doch nicht nur gesehen, sondern auch so kräftig und plastisch dargestellt, daß, wer ihre Bekanntschaft machte, sie nie wieder vergißt. Die von Julian Schmidt unablässig wiederholte Forderung, die deutschen Romandichter sollten das deutsche Volk bei seiner Arbeit zeigen, ist hier in schönster Weise erfüllt. Was Freytag auf den märkischen Gutshöfen gelernt, was er im Hause seines Breslauer Freundes Molinari gesehen, hat er hier verwendet, um ein Bild deutschen Lebens zu zeichnen, auf dem die Augen vieler Generationen von Deutschen liebevoll verweilen werden. Schon heute, nach vierzig Jahren, muten uns die Menschen und die Verhältnisse in Soll und Haben an, wie Bilder aus der deutschen Vergangenheit, aber wir haben allen Grund, uns ihrer zu erfreuen. Wie tüchtig ist diese Welt in aller ihrer Beschränktheit, und mit wieviel Liebe und guter Laune ist sie wiedergegeben!

Man ist vielfach der Meinung, daß der zweite Teil gegen den ersten abfällt. Ich kann das nicht finden. Der Gegensatz von deutscher und polnischer Art ist hier ebenso meisterhaft und ebenso fesselnd zum Ausdruck gebracht wie vorher der der Familien Schröter und Rothsattel.

Der Roman, der 1855 erschien, hatte einen großen Erfolg und ist heute noch der am meisten gelesene unter allen, die es in deutscher Sprache gibt. Auch er wird dauern so lange wie diese.

Gustav Freytag war von jetzt ab der Lieblingsdichter der Nation, und man sah der nächsten Arbeit mit höchster Spannung entgegen.

Freytag hatte in den Grenzboten eine Anzahl Artikel geschrieben, in denen er an der Hand von Aufzeichnungen einzelner ein Bild von den Verhältnissen und der Empfindungsweise ihrer Zeit zu geben versuchte. Diese faßte er zu einem Buche zusammen, das unter dem Titel: „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" 1859 erschien. Es fand die freundlichste Aufnahme.

Der Gelehrte und der Dichter hatten sich hier in die Hände gearbeitet, und die innige Liebe zu deutscher Art, die aus jeder Zeile sprach, berührte ungemein wohlthuend. Freytag hat an dem Buch viele Jahre fortgearbeitet, und es ist allmählich zu jenem fünfbändigen Werke geworden, das heute kaum je in einer deutschen Familienbibliothek fehlt.

Freytag war in vieler Beziehung ganz der Mann dazu, dem deutschen Volke eine Geschichte seiner geistigen Entwickelung zu geben. Er verfügte über ein umfassendes Wissen, war ein gründlicher, gewissenhafter Arbeiter, war ein Dichter. Dazu kam, daß er unser Volk mit jener naiven Liebe verehrte, die nur ein Mann sich bewahren kann, der nie längere Zeit unter Fremden gelebt hat. Was hat er nicht alles als „deutsch" beansprucht, was allen europäischen Völkern auf einer gewissen Kulturstufe gemeinsam ist!

Auch die Methode, die Freytag anwendet, um den Leser in das innerste Empfinden der betreffenden Zeit hineinsehen zu lassen,

ist an sich vortrefflich. Er läßt möglichst oft die Zeitgenossen zu Wort kommen, erklärt so die Zeit aus der Zeit.

Trotz alledem sind meines Erachtens die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ nur mit Vorsicht als Quelle der Belehrung zu gebrauchen. Nichts hat dem lauteren Gelehrten Gustav Freytag ferner gelegen, als in sein Buch irgend eine Tendenz zu legen, er hat die Wahrheit geben wollen und nichts als die Wahrheit. Aber immer gegeben hat er sie keineswegs, und die Auswahl der Memoiren ist tendenziös. Sie ist von der Persönlichkeit Freytags beherrscht. Alles Wilde, Leidenschaftliche, Dämonische war ihm ein Buch mit sieben Siegeln. Dafür fehlte ihm jedes innere Verständnis.

Nun waren unsere Vorfahren — Gustav Freytag mag sagen, was er will — als sie in die Geschichte traten, Barbaren, und sie blieben es viele Jahrhunderte hindurch. Hochbegabte Barbaren — zugegeben — aber Barbaren. Gerade der Germane, der geborene Krieger, hatte immer eine starke Beimischung von Wildheit, und in fast allen großen Männern unseres Volkes mit ganz geringen Ausnahmen — Goethe, Moltke — lag etwas Vulkanisches, eine nur mit Anstrengung aller Kraft niedergehaltene Leidenschaftlichkeit. Noch in der Zimmerschen Chronik sprechen die schwäbischen Grafen mit Schrecken von der Wildheit der „Sachsenkerle.“ Wer für diesen Zug im Nationalcharakter kein Verständnis hat, der kann germanische Menschen nicht auffassen, nicht schildern, wie sie wirklich waren. Gustav Freytag glaubte den Schlüssel für die deutsche Vergangenheit im deutschen Bauern der Gegenwart zu finden, und er gab diesem, ohne es zu ahnen, noch ein gutes Teil von seiner eignen Persönlichkeit. So entstand ihm als Urbild eines Deutschen ein geradsinniger, gerechter, etwas schwerfälliger Mann, ein Mann von viel Gemüt und mit einem starken pädagogischen Zug, ein sehr liebenswerter, aber doch auch recht philiströser Mann. Mit diesem Urbild nun brachte Freytag, so gut es ging, die geschichtlichen Persönlichkeiten, die er schilderte, in Einklang. So wird ihm der furchtbare Frankenkönig Karl zu einem idealen Dorfschulzen, Luther und Friedrich der Große bekommen eine ausgesprochene Familienähnlichkeit. Die rauhen Troste der Völkerwanderung, die Ritter des XII. Jahrhunderts, die Landsknechte, die Söldner des dreißigjährigen Krieges, sie alle sind im Grunde dieselben Menschen.

Nun trägt dieser Freytagsche Urdeutsche ja in der That uns allen bekannte Züge, aber diese Züge verlieh ihm Freytag nach dem Bilde unserer heutigen Bauern. In Wirklichkeit war der Germane der Vergangenheit doch ganz anders, als ihn Freytag darstellt, sehr wesentliche Züge fehlen ganz. Bismarck, der doch in Art und Unart der Deutschesten einer ist, hat Freytag nie verstanden. In den „Erinnerungen aus meinem Leben“ kommt — unglaublich, aber wahr — der Name Bismarck überhaupt nicht vor. Freytag erwähnt ein paarmal „den Kanzler“ und macht vor diesem eine steife Verbeugung, aber er, der sonst so Warmherzige, hat für den herrlichen urdeutschen Mann kein herzliches Wort. Kaiser Wilhelm hat er verstanden, Bismarck nicht. Diese Persönlichkeit störte ihm seine Kreise.

Im Jahre 1859 veröffentlichte Freytag ein Trauerspiel: „Die Fabier.“ Es behandelt den Gegensatz von Patriziern und Plebejern und enthält in den Einzelheiten viel Schönes, stößt aber als Ganzes kein warmes Interesse ein.

Mit einem Buch über „Die Technik des Dramas“ (1863) schloß gewissermaßen die der deutschen Bühne gewidmete Thätigkeit ab. Er kehrte nun wieder zum Roman zurück und schuf „Die verlorene Handschrift.“ Die Erzählung blieb hinter „Soll und Haben“ weit zurück. Die Fabel ist im höchsten Grade unwahrscheinlich, das mit großem Behagen ausgemalte Verhältnis zwischen den beiden feindlichen Familien Hummel und Hahn wirkt auf den Leser nicht so belustigend, wie der Verfasser angenommen hatte, die Repräsentanten deutscher Gelehrsamkeit machen denn doch einen sehr befremdenden Eindruck. Der Roman, der in Leipzig spielt, erschien 1864. Ich kam 1876 nach Leipzig und hatte die Freude, mit vielen Leipziger Professoren verkehren zu dürfen, aber einen Raschke oder Struvelius habe ich unter diesen durchaus auch gesellschaftlich gebildeten Herren nicht gefunden. Auch keinen, der nur eine entfernte Ähnlichkeit mit ihnen hatte. Ich vermute, daß Freytag diese Gestalten aus

einer verhältnismäßig ebenso fernen Vergangenheit geschöpft hat, wie den Fürsten mit dem Schauerpavillon. Sich einen Leipziger Ordinarius nebst Gattin in diesem zu denken, war eine starke Zumutung an den Leser.

In den Einzelheiten enthält auch die verlorene Handschrift viel Schönes, und die Heldin ist sehr sympathisch.

In diesem Roman zeigt der Stil schon etwas von dem Gesuchten, das in Freytags späteren Erzählungen so störend wirkt. Auch die Unart, allbekannten und häufig gebrauchten Worten einen abweichenden Sinn zu geben, begegnet uns hier zuerst. Junge Männer werden „Knaben“ genannt, und wir erfahren, daß alten Professoren, wenn sie miteinander disputieren, „die Bäckchen“ sich röten. Diese unglückliche Neigung, sich geschraubt auszudrücken, nahm später leider zu.

Während der sechziger Jahre beteiligte sich Freytag lebhaft an jener Privatpolitik, in die uns die Erinnerungen Theodor von Bernhardis einen so interessanten Einblick gewähren. Er hatte im Jahre 1853 in seiner Eigenschaft als Journalist einen schweren Konflikt mit der preußischen Staatspolizei und hielt es, obgleich er auf sein Preußentum sein Leben lang sehr stolz war, für zulässig, sich dadurch allen Unannehmlichkeiten zu entziehen, daß er Sachsen-Koburg-Gothaischer Untertan wurde. Der Herzog Ernst hatte sich hierbei hilfreich erwiesen, indem er Freytag durch die Ernennung zum Hofrat in seiner Monarchie naturalisierte. Hieraus entwickelten sich persönliche Beziehungen, die zu einer intimen Freundschaft zwischen dem Herzog und Freytag führten.

In den sechziger Jahren nun war der Herzog die Seele jener Bestrebungen, die ich vorhin als Privatpolitik bezeichnete. Auf den Schlössern des Herzogs gingen alle die Männer ein und aus, die sich allen Ernstes einbildeten, man könne Deutschland politisch einigen, indem man Vereine gründete, Briefe schrieb und Memoranda ausarbeitete. Wenn wir heute erfahren, mit welcher Geduld König Wilhelm, Moltke, selbst Roon diese unverantwortlichen Ratgeber anhörten, so bewundert man diese Männer noch mehr als vorher, freut sich aber doch auch, daß Bismarck endlich dem ganzen Gerede ein Ende machte.

Unter den Freunden, an denen Gustav Freytag mit besonderer Liebe hing, nahm Karl Mathy wohl die erste Stellung ein. Er hat ihm nach dessen Tode in seiner Biographie ein schönes Denkmal gesetzt.

Im Jahre 1870 begleitete Freytag den preußischen Kronprinzen, in dem er seit geraumer Zeit einen gütigen und verständnisvollen Gönner gefunden hatte, in dessen Hauptquartier nach Frankreich.

Man kann sich lebhaft vorstellen, wie gewaltig der Eindruck war, den ein Mann wie Freytag von diesem Kriege empfangen mußte. Er selbst hat ihn in seinen Erinnerungen in kurzen, aber packenden Worten geschildert. In diesen Monaten entstand in ihm die Idee, in den Schicksalen einer Familie die Geschicke der deutschen Nation zu schildern, die Bilder aus der deutschen Vergangenheit zu einer Reihe von Romanen werden zu lassen, die Idee zu „Die Ahnen.“ Es war ein großartiger Vorwurf, dessen Ausführung aber gerade für Gustav Freytag besondere Schwierigkeiten bot. Er hatte von jeher eine besondere Vorliebe für das Empfinden der großen Menge und beabsichtigte, diese auch in den „Ahnen“ zu schildern. Damit war nun die Familie König zu einer relativen Unbedeutendheit verurteilt, denn ihre einzelnen Mitglieder durften sich ja über den Durchschnitt nicht erheben. Wer ferner der Ansicht ist, daß nicht die gerade erreichte Kulturstufe, sondern die ererbte Naturanlage der entscheidende Faktor für das Empfinden einer Nation in einer gewissen Epoche ist, wird es nicht vermeiden können, allen Mitgliedern des Geschlechtes, die geschildert werden, die gleichen Anlagen in die Wiege zu legen, womit dann eine gewisse Eintönigkeit notwendig verbunden ist.

Noch größere Schwierigkeiten liegen in der Sache selbst. Wie die Römer der Kaiserzeit empfanden, ja wie die Griechen oder selbst wie die alten Ägypter empfanden, können wir ohne weiteres nachempfinden, denn sie waren Kulturmenschen, das Empfinden unserer Vorfahren aber bleibt uns für ein volles Jahrtausend ein verschlossenes Buch, denn sie waren eben Barbaren. Ein wirkliches Verständnis läßt sich, meiner festen Überzeugung nach, zu den Deutschen vor dem XIV. Jahrhundert auf keine Weise herstellen. Wir können feststellen, wie sie

sich kleideten, in welchen gesellschaftlichen Ordnungen sie lebten, aber wie sie empfanden, können wir nicht verstehen und werden wir nie verstehen können.

Eine andere Schwierigkeit, die mit der ersten eng zusammenhängt, ergibt sich aus der Sprache. Wer die Zeitgenossen Luthers in einem Roman schildert, kann sie eine Sprache reden lassen, die der von ihnen gebrauchten nahe kommt und doch von uns verstanden wird. Wie aber soll man einen König der Völkerwanderung reden lassen? Hochdeutsch? Der Mißklang, der allein dadurch entsteht, ist für jeden Geschichtskundigen unerträglich.

Freytag fühlte das und schuf für seine Helden der Urzeit und des Mittelalters eine wunderlich gespreizte Sprache, die der Leser als eine Art Rhythmus hinnehmen sollte, und die dem Dichter genügte.

Irmgard verscheucht eine ihr Kind umsummende Biene mit den Worten: „Weiche von uns, kleine Honigträgerin"; ein Edler konstatiert, daß die Knechte sich nicht raufen, mit den Worten: „Ganz ohne Messer erfreuen sich die Knaben" u. s. w. Auf den Leser wirkt diese affektierte Ausdrucksweise ungemein störend.

Die Ankündigung der „Ahnen" wurde von der Nation mit der lebhaftesten Spannung beantwortet, aber das Interesse an ihnen nahm mit jedem Bande ab. Heute gehören sie — soviel ich sehen kann — zu den Büchern, die alle rühmen, aber nur wenige lesen, und ich glaube nicht, daß das noch einmal anders werden wird. Die Ahnen sind eine überaus feine Arbeit eines ausgezeichneten Gelehrten, und der Kenner der deutschen Kulturgeschichte wird manchen der Bände gern wieder in die Hand nehmen, aber auch er wird vielfach gegen die verschönernde Tendenz und die Einseitigkeit der Auffassung mehr oder weniger Front machen. Ich habe das an mir selbst einmal in unvergeßlicher Weise erfahren. Ich hatte aus einem besonderen Anlaß drei Jahre lang alle Zeit, die mir mein Beruf übrig ließ, auf das Studium des XVI. Jahrhunderts verwendet und meine Aufmerksamkeit insbesondere auch den Landsknechten zugewandt. Der Zufall fügte es, daß ich an einem Sonntagnachmittag den Markus König wieder in die Hand nahm. Das Buch erschien mir damals so unerträglich unwahr — objektiv natürlich, daß ich es schleunigst wieder aus der Hand legte. Ich muß der Überzeugung sein, daß das Empfinden der Menschen jener Zeit mit dem von Freytag ihnen angedichteten gar nichts gemein hat.

Weitere Kreise finden, soviel ich sehen kann, die Ahnen nicht eben besonders interessant und bringen es über die Teilnahme, die die Litteraturgeschichten für sie in Anspruch nehmen, nicht hinaus.

Als Einleitung zu einer Ausgabe seiner gesammelten Werke schrieb Gustav Freytag die von mir bereits oft erwähnten: „Erinnerungen aus meinem Leben" (1886). Die Aufschlüsse, die Freytag über die Entstehung seiner Werke gibt, sind für den Litteraturhistoriker sehr wertvoll, über sein inneres Leben erfährt der Leser so gut wie nichts. Von ihm zu einem großen Kreise anders zu reden als durch dichterische Schöpfungen, war dieser keuschen, vornehmen Natur ganz unmöglich.

Noch einmal hat Gustav Freytag zu der Nation gesprochen, nach dem Tode Kaiser Friedrichs, indem er das Buch: „Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone" veröffentlichte. Diese Erinnerungsblätter hatten eine ganz andere Wirkung, als Freytag jedenfalls annahm, sonst wären sie ohne Zweifel nicht gedruckt worden.

Seitdem hat Gustav Freytag nichts mehr veröffentlicht. Zog er am Spätabend seines Lebens die Bilanz desselben, so konnte er mit derselben wohl zufrieden sein. Er hat unserem Volke ein klassisches Lustspiel und einen klassischen Roman gegeben, und auch seine anderen Arbeiten sind in vielen Tausenden von Exemplaren in ihm verbreitet. Wie immer man über ihren ästhetischen oder gelehrten Wert denken mag, darin werden alle einig sein, daß aus jedem Freytagschen Buch eine Fülle warmherziger Liebe zu unserem Volk und große sittliche Tüchtigkeit zum Leser redet. Immer spricht ein vornehmer Geist, ein ehrenfester Charakter, ein warmes Herz zu uns.

Ich habe Gustav Freytag persönlich leider nicht kennen gelernt, aber wir hatten gemeinsame Freunde, und ich habe mir viel von ihm erzählen lassen. Auch wer seiner verschlossenen, steifen Art gegenüber nicht warm werden konnte, rühmte seinen vornehmen Sinn, seine Herzensgüte und seine

verständige Weise. Obgleich er in seinem späteren Leben gelegentlich eine gewisse anmaßende Bescheidenheit an den Tag legte, z. B. in dem Brief, den er aus Anlaß seines siebenzigsten Geburtstages veröffentlichte, war er doch von der gemeinen Schriftstellereitelkeit ganz frei, und jede Reklame war ihm verhaßt. Wenn sich die „berühmten Namen“ in der bekannten Weise zusammenfanden, war der seinige nie darunter.

In Summa: Gustav Freytag war auch als Mensch ein Mann nicht ohne Fehler, aber ein ganzer Mann.



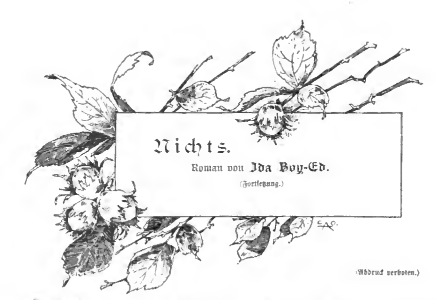
Gustav Freytag auf dem Totenbett.
Nach einer Zeichnung von S. Wichgraf.

Traumbild.

Im Traume hab' ich dich gesehn:
Du gingst im Frühlingsgarten,
Der Blümelein zu warten,
Die in den bunten Beeten stehn.

Im Traume hab' ich mich gesehn:
Ich ging im Wintergarten,
Den Frühling zu erwarten —
Ich sah ihn fern vorübergehn.

Friedrich Karl Kretzmann.



Nichts.

Roman von **Ida Boy-Ed.**

(Fortsetzung.)

Albrecht lag auf den Knieen vor der Barrikade, sein Degen, den die Rechte mechanisch umklammert hielt, bohrte sich in den Sand, seine Stirn neigte sich tief, tief auf die Erde.

„Unser Leutnant ist verwundet," hörte er einen Grenadier rufen.

Er wollte sich aufraffen und sagen: „Ich bin nicht verwundet!" Denn er fühlte keine Wunde und keinen Schmerz.

Nur ein dumpfes Tosen in seinem Kopf und ein Entsetzen in seinem Herzen.

Er wollte sich aufraffen und sagen: „Haltet ein — tötet nicht meinen Vater."

Wahnsinn — Wahnsinn —

Die da fochten, weil sie mußten. Sie fochten für den König und ihren Eid.

Kein Sohn hatte das Recht, dem Kampf Einhalt zu gebieten, weil sein Vater drüben stand, unter denen, die man bekämpfte.

Er wollte sich aufraffen und rufen: „Vorwärts — siegen oder sterben!" Aber seine Glieder waren wie gelähmt.

Die Schüsse, die fielen, schienen in sein Hirn zu dringen — das Geschrei, das ertönte, schien aus seiner eignen Brust zu kommen. Und doch waren seine Lippen stumm und seine Gedanken klar.

Er dachte ganz deutlich:

„Ich bin nicht verwundet, ich muß weiter kämpfen. Kämpfen, bis ich nicht mehr kann."

Er starrte vor sich nieder, blöde, unfähig sich zu rühren. Er lauschte.

Wird unter den durcheinander tobenden Stimmen nicht eine sich lauter und deutlicher von dem Lärm loslösen — wird er nicht einen Notruf, einen Todesschrei seines Vaters vernehmen? — —

Da zuckte abermals das flackernde Licht nieder und warf kurze Helle über den zusammengebrochenen Mann, sein Haupt und seine Hand.

Und da sah der Mann, daß auf diese Hand Blut herniedertropfte.

Albrecht fuhr empor. Er tastete an sich umher. Die Finger seiner Linken wurden feucht, als er sie an die rechte Achsel brachte. —

Doch verwundet — also doch — von der Kugel des eignen Vaters —

Albrecht stand wankend auf, er hielt sich kaum.

Und dabei sagte er sich noch einmal: „Ich bin nicht verwundet — nicht —"

Er hatte keinen Schmerz. Er versuchte sich zu besinnen.

Es war nichts, er war gewiß nicht kampfunfähig.

Es war nur das Entsetzen — das Entsetzen — sein Vater — —

„Führt den Leutnant weiter zurück," rief einer.



Schwarzwälder Hirtenbub. Nach einer Rotstiftzeichnung von Fritz Reiß.

Man faßte ihn um den Leib und zwang ihn zurückzugehen.

„Ich — bin — nur — leicht verwundet,“ stammelte er, „ich bin nicht kampfunfähig.“

„Hier, Herr Leutnant,“ sagte der Grenadier schnell und ohne auf den Einwand zu achten, „da stehen Sie sicher und besinnen Sie sich man. Vielleicht hilft man Ihnen in dem Haus.“

Der Mann stürzte davon.

Albrecht stand in der Nische, die eine tief eingelassene Hausthür in einer Mauer bildete.

Er faßte nach seiner rechten Achsel. „Ich bin nicht kampfunfähig,“ murmelte er, als könne er nur noch dies eine Wort denken und sprechen.

Er lehnte mit dem Rücken gegen die Hausthür — wohl viele Minuten lang, immer gegen den Bann ankämpfend, der auf ihm lag — er wollte zurück zu seinen Kameraden, Schulter an Schulter mit diesen kämpfen und fallen.

Aber immer mit erneutem Grauen sah er das Angesicht seines Vaters vor sich: überhuscht vom rotfahlen Licht der zuckenden Flamme, blöde, stier im Ausdruck, die verschwommenen Augen auf den gerichtet, in dem er einen Feind sah und seinen Sohn nicht erkannte.

Und wie er da so gebrochen stand, jeder Bewegung und jedes Willens beraubt, während der wüste Lärm des nahen Kampfes in seinen Ohren gellte und der scharfe Pulverdampf sich mit beißendem Geschmack auf seine Zunge legte, war ihm, als stände drüben, hoch etwas Ruhevolles, Heiteres, das durch Nacht und Grauen ihn grüße.

Endlich war ihm klar, daß eine Reihe sanft erhellter Fenster so friedevoll winkte, fast die einzigen in all den dunklen, drohenden Mauern.

Er starrte hinüber. Erst fast gedankenlos, wie die Augen, die geblendet und verwirrt von Schreckensbildern sind, sich an einen gleichgültigen Gegenstand heften, um auszuruhen.

Dann mit erwachender Besinnung. Waren das nicht Claudinens Fenster? Nicht ihrer Lampe Schein?

Er richtete sich auf.

Wo war er denn — wohin hatte der Kampf von Barrikade zu Barrikade sie seit diesem Nachmittag geführt?

Er sah sich um. Er betastete die Mauer neben sich, die geschlossenen Fensterladen.

Kein Irrtum — dies war das Haus gegenüber Claudinens Heim — ja, das waren ihre Fenster.

Rettung! Erlösung!

Ein Stöhnen rang sich aus seiner Brust.

Ruhe dort suchen — nur einen weheund wonnevollen Augenblick lang. Und dann wieder hinaus in den Kampf.



Hoflakai.
Nach einer Tuschzeichnung von Emil Hünten.

Mensch sein, eine Minute Mensch sein, und dann wieder als Soldat treu zur Fahne stehen!

Mit hastigen, unsicheren Schritten eilte Albrecht über die Straße. Bei der Bewegung erfaßte ihn ein merkwürdiger Schwindel — seltsam — als solle er gleich fallen — —

„Ich bin — nicht — kampfunfähig," murmelte er noch einmal vor sich hin.

Und dann schlug er mit schlotternder Hand gegen die Eichenbohlen der Hausthür.

6.

Seit der Lärm des Kampfes fast vor ihrem Hause tobte, hielten die Frauen es nicht mehr oben in ihrem Wohnzimmer aus.

Frau Edith, leichenblaß, aber mit Erfolg bemüht, eine würdige Haltung zu bewahren, zog sich in ihr im Flügel befindliches Schlafgemach zurück. Die Töchter wollten ihr folgen, aber Frau Edith wies sie zurück.

Sie hatte das sonderbare Gefühl, daß es sich nicht zieme, vor ihren Töchtern Furcht und Fassungslosigkeit zu zeigen, vielleicht mit ihnen zu zittern und zu weinen. Sie glaubte es ihrer Mutterwürde schuldig zu sein, immer auf einem gewissen Piedestal zu stehen, hoch über den alltäglichen menschlichen Schwächen. Und sie fühlte, daß sie der Stunde nicht gewachsen war und die gefaßte Haltung nicht dauernd würde bewahren können.

„Mama, laß uns doch bei dir bleiben!" flehte Claudine.

Frau Edith schüttelte sanft das Haupt.

„Ich habe das Bedürfnis nach Einsamkeit," sagte sie; „da uns das Schicksal in dieser schweren Stunde die Gegenwart des teuren Freundes versagt, müssen wir auch ohne seinen Zuspruch Mut fassen."

Lena riß Claudine am Kleid, damit sie nicht nochmals bäte.

„Du hörst es," sprach sie erbittert, als die Thür sich hinter der Mutter geschlossen, „des Pastors Gegenwart hätte uns auch die von Mama gelassen. Ohne ihn fällt auch für sie die Pflicht fort, uns zu trösten!"

Claudine faßte die Schwester um die Taille und ging mit ihr auf die große, in den Flur hinabführende Treppe zu.

„Du wirst immer ungerecht, sowie die Rede auf Claudius kommt," sagte sie beschwichtigend, „es scheint, du hast eine förmliche Abneigung gegen ihn. Daß Mama in eine gewisse Abhängigkeit von ihm geriet, war doch so natürlich. Hat er nicht nach Papas Tod ihr alle Sorgen und Lasten abgenommen? Onkel Hans hätte das Vermögen nicht verwalten, die Verhältnisse nicht ordnen können. Onkel Hans kann ein solches Wesen wie Mama gar nicht verstehen, die von Jugend an gelernt hat, daß es für eine vornehme Frau schicklich ist, hilflos und unpraktisch zu sein. O du schlechte Lena, — als wenn wir Trost und Halt brauchten von Mama! Du bist ja zehnmal couragierter als Mama! Mama hat uns sehr lieb, aber durch das Leben helfen müssen wir uns allein!"

Lena knurrte etwas Unverständliches und ließ sich vorwärts schieben von der Schwester.

„Siehst du," fuhr Claudine fort, „gerade bei Mamas eigenartiger Natur fände ich es ganz gescheit, wenn sie wiederhei . . ."

Lena riß sich heftig los.

„Ich bitt' dich, schweige still. Schweige still!" rief sie. Ihre Wangen waren ganz fahl, ihre Lippen weiß.

Ein kurzer Schreck ging durch Claudinens Herz, ein Gedanke — — aber nein, das war ja unmöglich.

Von unten her scholl Onkel Hans' Stimme herauf, der dem alten Jakob und dem Hausdiener des Bankiers eine alte Kriegsgeschichte erzählte.

Lena ging die Stufen hinab und winkte der noch von einer merkwürdigen Vorstellung befangenen Schwester. Die kam nach.

Dann beugten sie sich über das Geländer und sahen hinab.

Unten auf dem Flur, der mit Fliesen gepflastert war und sich quer durch die Tiefe des Hauses hinstreckte, während nach der Straße zu rechts und links von der Hausthür die an Pröhle vermieteten Räume lagen, saß Onkel Hans auf einem Küchenschemel. Der alte Jakob und der Hausdiener hockten jeder auf einem vollen Torfsack, mit hochgezogenen Knieen. Alle drei hatten ein Gewehr zwischen den Beinen, und die Hände um den aufrecht emporragenden Lauf gefaltet. Zwischen ihnen auf den Fliesen stand eine Laterne und warf ihren Strahlenkreis auf die drei Männer.

Trotz der Waffen war dies ein Bild des Friedens.

Die beiden gingen hinab.

„Ich denke, wir brauchen keine Angst zu haben für euch und das Haus," rief Onkel Hans ihnen zu. „Sie lassen unge-

schoren, was sich still verhält. Und sie sind keine Räuber und Mordbrenner. Wir haben aus der Hausthür geguckt — in allen Häusern, die keinen Schießstand abgeben, scheint's stille."

Claudine stand mit gefalteten Händen hinter der Hausthür und horchte auf den wüsten Lärm.

Lena schlich sich ganz nahe an den Oberst heran.

„Was für Truppen?" fragte sie leise.

„Grenadiere!" flüsterte Onkel Hans zurück.

Lena griff hart an seinen Arm.

„Kaiser Franzer?" fragte sie weiter.

„Weiß nicht — war zu dunkel und wild — schien mir so — —" murmelte Onkel Hans.

Ihr Herz schlug. Sie ging zur Schwester. „Hatte Onkel Hans eine Ahnung, was für ein Regiment — — —" stammelte Claudine.

Fünf Minuten lang hatte das Gespräch mit der Schwester sie zerstreut, nun kam die Todesangst um den Geliebten neu zurück.

„Nein — nein," log Lena. Aber sie verstand nicht zu lügen. Ihr Ton verriet die Wahrheit.

„Sein Regiment," schrie Claudine.

„Es scheint bloß 'ne Kompanie," sagte Onkel Hans.

„Er — er!" Claudine fühlte es, wußte es, als habe es ihr deutlich jemand zugerufen.

Mit gefalteten Händen flehte sie zu den Männern:

„Öffnet die Thür! Laßt mich sehen! Laßt uns helfen! Es können Verwundete da sein! Öffnet die Thür!"

„Fräulein," sagte der alte Jakob, sein greises Haupt schüttelnd, „das geht nun nicht."

Aber Lena drehte schon den großen Schlüssel um und nestelte an der eisernen Kette, die von innen vorgelegt war.

„Hallo, ihr Mädchen!" rief Onkel Hans. Claudine fiel ihm in die Arme.

„Nun," sagte er und sah die Männer an, „wenn die Mädchen sich nicht fürchten — —"

Sie standen und horchten.

Das Geschrei und die Schüsse, der Lärm der ferneren Kämpfe vermengten sich zu einem gleichmäßigen, schaurigen Getöse.

Durch das Querfenster, welches die obere Füllung der Hausthür bildete, sah man einen düsterroten Schein.

„Wartet, Kinder," sprach Onkel Hans fast leise, „wenn es stiller wird draußen, dann ist der Augenblick da für euch."

Sie antworteten nicht. Claudine starrte mit großen Augen immer auf die Thür.

Ihre stumme Angst ergriff nach und nach auch die Männer. Niemand wagte mehr ein Wort. Die Spannung wuchs im Schweigen bis zur Unerträglichkeit.

Und dann schraken alle jäh zusammen. Eine Hand führte draußen Schläge gegen die Thür — schwach — unsicher —

Der Oberst stürzte nach vorn und stieß die Mädchen zurück. Was da auch Einlaß begehrte, Freund oder Feind, ihm, dem Mann, kam es zu, der Gefahr oder dem Schrecken zuerst ins Auge zu sehen.

Er riß die Thür auf.

Ein Schrei ertönte.

Albrecht taumelte herein, sah sich wirr um, wollte auf Claudine zustürzen und sank, die Arme schlaff am Leibe, neben ihr nieder.

Sie kniete neben ihm, die Stirn tief über ihn gebeugt, die Augen starr auf ihn gerichtet. Und seine erlöschenden Blicke suchten ihr Angesicht.

Seine Sinne schwanden ihm nicht ganz. Er wußte, wo er war. Mit lallender Zunge wollte er sprechen.

Sie nahm sein Haupt in ihren Arm und bettete es auf ihren Knieen. Der wahnsinnige Schreck hatte ihr nicht die Besinnung geraubt. Sie wandte ihr Gesicht suchend und bittend der Schwester zu. Aber Lena war schon von selbst davongeflogen, klar besonnen wie immer.

Onkel Hans stand wie vernichtet. Der alte Jakob schloß mit Pröhles Diener auf eigne Faust die Thür wieder.

Claudine neigte sich abermals tief über den Geliebten.

„Mein lieber Albrecht!" sagte sie so sanft, so ruhig, als solle ihre Stimme Frieden und Hoffnung in die Seele des Verwundeten hinübertragen.

Und Albrecht sah sie an, stumm in höchster Not.

Da kam Lena, mit Wasser, Essig, einem Schwamm und Leinwand, hinter ihr drein das Dienstmädchen mit Kissen und Decken.

Sie fuhr mit sanfter Hand über Albrechts Gesicht, es ein wenig mit Wasser feuchtend.

Er empfand die Wohlthat. Er rührte sich, hob das Haupt ein wenig, sah Claudine wieder an und stammelte:

„Von — meinem — Vater — —!" Dann fiel er zurück und schloß die Augen.

Sie blieben alle wie entgeistert. Claudine ward bleich wie der Tod. Die anderen wandten scheu den Blick von ihrem Angesicht, schamvoll und keusch, damit ihrer Seele Leiden keinen Zeugen habe.

Eine bange Minute verging.

„Wir wollen ihn hinauftragen," sprach Claudine da mit klangloser Stimme.

„Ich — kann — gehen," flüsterte Albrecht.

Die Nähe der Geliebten, die Stille um ihn fing an seine Nerven zu beruhigen.

Onkel Hans half ihm auf. Schwankend stand er da.

„Er muß ins Bett — ich werde ihn verbinden —"

Mit dem geübten Auge des alten Kriegers hatte er gesehen, daß das Tuch von Albrechts Rock in der Nähe der rechten Schulter blutdurchtränkt war.

„Verbinden," sprach Albrecht mühsam, „und dann wieder hinaus."

„Unsinn."

„Ich bin nicht kampfunfähig," sagte er.

„So, dann hebe mal den rechten Arm hoch!" befahl Onkel Hans rauh.

Albrecht versuchte es und stieß einen leisen Wehlaut aus.

„Aber die Linke, die Linke —" stotterte er und fuhr mit dem linken Arm durch die Luft, als schlüge er drein.

Onkel Hans antwortete nichts. Er sah ihn für ein unmündiges Kind an, stützte ihn mit starkem Arm und führte ihn treppauf.

In wenigen Minuten hatten die Schwestern das Fremdenstübchen in Ordnung gebracht. Sie sprachen kein Wort zusammen, sie verstanden sich von selbst und arbeiteten einander in die Hände. Und als das Lager bereitet war, ließen sie die Männer allein.

Sie gingen zusammen nach vorn. Sie dachten nicht daran, die Mutter zu benachrichtigen. Sie saßen eng aneinander gedrückt in der Sofaecke und starrten ins Dunkle, denn die Lampe hatte Lena zu den Männern getragen.

Sie hörten auch nicht den forttobenden Kampfeslärm.

Sie dachten und empfanden nur das eine: Von seinem eignen Vater!

Stunden schienen ihnen vergangen, bis Onkel Hans geräuschvoll eintrat. Er hatte einen Leuchter mit einem Wachslicht in der Hand und sah krebsrot aus vor Anstrengung und Aufregung.

Er stellte den Leuchter hart auf den Tisch.

Claudine war aufgesprungen; ihre Mienen, ihr Auge stellten hundert angstvolle Fragen.

Onkel Hans räusperte sich.

„Ja — so nach meinen Verstand ist das 'ne Fleischwunde, ohne Belang, wenn man erst die Kugel 'raus ist. Die steckt drin, darum kann er den Arm nicht bewegen. Der Blutverlust hat ihn für'n Augenblick umgeworfen. Aber das ist ja nichts. Die fixe Idee, die fixe Idee, das ist das Schlimme."

„Was für eine fixe Idee?" fragte Lena.

„Na, er meint, er sei nicht kampfunfähig gewesen. Er sei sozusagen fahnenflüchtig. Ja, damals, als es gegen die Franzosen ging, wißt ihr Kinder, so anno dreizehn, als Greise und Knaben zuletzt mit hinauszogen und die Verzweiflung und die Wut uns an der Kehle saß, da hat noch mancher mit der Linken gefochten, dem die Rechte zerschossen war, und damals machte nur der Tod kampfunfähig. Aber so und heut und Albrecht — nein, das kann kein Gott und kein König verlangen, daß einer weiter ficht, der 'ne Kugel im Fleisch stecken hat von seinem leiblichen Vater — nee — da hört die Menschlichkeit auf."

Onkel Hans zog sein enormes, türkischseidenes Taschentuch hinten aus seiner Rocktasche und schneuzte sich.

„Ich will zu ihm gehen," sagte Claudine. Als sie in Albrechts Zimmer trat, fand sie ihn auf dem Bett. Hinter ihm waren viele Kissen hoch aufgetürmt, so daß er halbsitzend den dunklen Kopf zurücklehnen konnte. Onkel Hans brauner Überrock war anstatt einer Decke lose über seinen Körper gebreitet. Der linke Arm lag frei da, die Finger waren in die seidene dunkle Decke gekrallt, auf welcher Albrecht ruhte.

Der alte Jakob, der neben ihm saß, erhob sich und schlich auf Claudine zu.

„Vor morgen werden wir ja keinen Arzt haben können. Aber Herr Oberst hat es großartig gemacht: gewaschen und verbunden wie ein Feldscher, sagt er selbst."

Er ging auf Claudinens Wink hinaus. Sie aber trat an das Bett und sah auf den geliebten Mann hernieder.

Sein männliches kluges Gesicht hatte einen scharfen Leidenszug bekommen, sein dunkles Haar, dicht und wirr, sah schwarz aus über der bleichen Stirn. Und die Augen, die lieben, in jugendlicher Lebensfreude sonst lodernden Augen waren geschlossen, ein bräunlicher Schatten lag auf den Lidern.

Sie kniete neben dem Bett nieder und küßte leise seine Hand.

Er öffnete die Augen. Sie sahen sich lange und tief an.

Claudine hatte gleichsam ihre eigne Existenz vergessen. Sie sorgte sich nicht einmal um seine Wunde, nicht um die Zukunft, fühlte keinen eignen Schmerz.

Sie litt nur in ihm, litt dasselbe, was ihn vernichtet hatte:

„Vom eignen Vater — —"

Unter dem stummen Blick veränderte sich sein Ausdruck allmählich.

Ein bitteres Lächeln entstellte sein Gesicht. „Kannst du mich noch lieben?" flüsterte er.

„Albrecht!" rief sie und küßte wieder wie in Unterwürfigkeit seine Hand.

„Einen Fahnenflüchtigen!" sagte er laut und hart.

„O mein Gott, du, der du dein Blut vergossen hast!" rief sie und sah ihn flehend an, „foltere dich nicht so."

„Höre," sprach er heiser.

Claudine erhob sich und beugte sich über ihn, die Worte von den Lippen lesend.

„Dir muß ich es sagen, dir, damit du weißt, ob du noch die meine werden magst. Seit Stunden sind wir im Kampf — dich hatte ich vergessen — den Vater — ein Soldat soll nichts sehen und denken, wie seine Pflicht. Von Barrikade zu Barrikade — siegend! Gott, warum fiel ich nicht da! Aber hier, hier, als im unsicheren Licht er vor mir stand, da entfloh mein Mut — ich fühlte nicht die Kugel — nicht die kleine Wunde, die nichts ist, nichts — ich sah nur Ihn — dachte nur an Ihn. Das warf mich nieder — nicht die Wunde — glaube mir. Darum floh ich — nicht wegen der Wunde. Ich war nicht kampfunfähig. Ich habe meinem König den Eid gebrochen. Ich bin aus der Schlacht entwichen, ehe sie entschieden war, und konnte noch drein haun — konnte noch. Verzeih mir — verlasse mich — verachte mich."

Sie schloß seinen Mund und küßte ihn wieder und wieder.

Sie nahm sein bleiches Gesicht zwischen ihre Hände, sah ihn an, so eindringlich, als wollte sie ihre mutigen, klaren Gedanken hinübertragen in sein armes, fieberndes Hirn.

„Mein Albrecht, mein Geliebter," sprach sie ganz nah an seinem Gesicht, „du fieberst, du machst dir Wahnvorstellungen. Niemand wird dich verachten. Dein Oberst, ja dein König selbst wird dir sagen, daß du nicht fahnenflüchtig bist, kein feiger Deserteur. Wenn du willst, will ich zu ihm gehen, mich zu seinen Füßen werfen, daß sein eigner Mund dir das Urteil spreche."

Er schloß wieder die Augen. Sie fühlte seine Hand an. Die war heiß und trocken.

Nach einer kurzen Minute der Ermattung fuhr er wieder auf.

„Mein Vater! Vater —" schrie er.

Claudine warf sich über den Geliebten, Thränen stürzten ihr aus den Augen.

„Wir können nichts thun, als beten, daß er lebe! Sobald es Tag wird, will ich ihn suchen, ihn dir bringen, ihn pflegen und halten."

Albrecht kam in die Höhe. Seine großen dunklen Augen flammten, er richtete sie gebieterisch auf das zitternde Mädchen.

„Schwöre mir!" sprach er laut.

„Was?" fragte sie.

„Daß er niemals erfahre, von wem dieser Schuß kam!"

„Ich schwöre es!" rief Claudine feierlich.

Er hob den linken Arm und legte ihn schwer um ihre Schulter. Sie küßten sich lange und fromm.

Die Thür that sich auf. Frau Edith hatte endlich erfahren was vorgegangen war.

Sie ward beinahe ohnmächtig. Aber als sie vernahm, daß Claudine bei dem Verwundeten sei, trat die Angst vor dem Gedanken zurück, daß sich das nicht schicke.

„Meine Tochter!" rief sie mit strengem Ton. Claudine richtete sich auf, behielt Albrechts Hand in der ihren und sagte:

„Ich bin an meinem Platz!"

Onkel Hans, der mit hereingekommen war, nickte.

Vor dem einfachen und doch so stolzen Ton der Tochter sank alsbald wieder Frau Ediths Entrüstung in Hilflosigkeit zusammen.

„Was soll werden?" sprach sie mit zagender Stimme, „mein Gott, wäre doch Claudius hier!"

„Verzeihung" murmelte Albrecht, „ich — —"

„Höre mein Junge, dein Teil ist Schweigen und Stillhalten — als angeschossener Knüppel, der du momentan bist!" sagte Onkel Hans derbe.

Albrecht lächelte schmerzlich. Er verstand, daß der gute Alte ihm am liebsten lauter zerschmetterte Gliedmaßen angeredet hätte, nur um ihn von seiner Kampfunfähigkeit zu überzeugen.

Und bewies nicht schon dies Bestreben, daß er in der That nicht schwer verwundet, nicht kampfunfähig war? Seine kranke Seele ergrübelte aus allem Nahrung für ihren Wahn.

„Was werden soll, liebe Mama? Nichts, als daß ich Albrecht pflege, wie es mein Recht und meine Pflicht ist!"

„Hören Sie, Frau Schwägerin, wie ich unsere Mädchens kenne, wird kein Mensch sie von dem abbringen, was sie für richtig halten. Haben 'ne merkwürdig gerade Direktion in ihrer Seele, die zwei. Ist so Ahlefeldsche Art. Ich rat' Ihnen: gehen Sie schlafen. Die Lena und ich wachen abwechselnd mit Claudine hier bei unserm Invaliden. Der ist viel schwerer verwundet, als Sie ahnen."

Dabei räusperte er sich und nickte Claudinen zu; sie merkte wohl, warum er die Verwundung ein bißchen schlimmer machte.

Seine täppische Schlauheit wurde aber leider auch von Albrecht bemerkt.

Der stöhnte schmerzlich und schlug die linke Hand vor sein Gesicht.

Man beschönigte seine Fahnenflucht mit barmherzigen Aufschneidereien! Erbärmlich . . .

Frau Edith besann sich, redete noch lange hin und her und zog sich endlich mit Aplomb zurück.

Eine stille Nacht kam über das Haus und die Stadt.

Der Lärm verklang, der Kampf verhallte, die Lichter erloschen.

Claudine saß mit ihrer treuen Schwester neben Albrechts Bett. Nebenan, in dem kleinen Wohngemach, das zur Fremdenwohnung des Hauses gehörte, schlief Onkel Hans auf dem Kanapee den Schlaf des Gerechten. Seine Füße standen zwar noch ein Streckchen über die eine hohe Seitenlehne hinaus, und sein Kopf lehnte so steil gegen die andere, daß das Kinn sich in die Brust bohrte, aber er schnarchte doch mit krachenden, rollenden, sägenden Tönen.

So mochten sie ihn nicht zur Ablösung wecken. Albrecht sprach nicht mehr. Aber er schlief auch nicht.

Er hatte starkes Fieber, und immer wenn Claudine ihm ein nasses Tuch auf die Wunde legte, die sich wie ein kleiner dunkler Fleck mit rotem Rand von dem marmornen Weiß der Schulter abhob, sah er ihr ins Auge. Und sie erwiderte den gramvollen Blick mit einem zärtlichen, mutvollen.

Lena las. Es gab keine Lage im Leben, in welcher sie nicht imstande gewesen wäre, sich in ein Buch zu vertiefen. Aber trotzdem war sie, sowie Claudine dem Kranken eine Handreichung that, aufmerksam, dabei zu helfen.

Endlich graute der Morgen bleich durch die Spalten des Fenstervorhanges.

Lena ging hinaus, kochte Kaffee, weckte Onkel Hans, der nun auf die Suche nach einem Arzt mußte, und zwang die Schwester, sich ein wenig zu erfrischen.

Onkel Hans hatte Glück. Er fand bald einen Chirurgen, der von einer ähnlichen Hilfeleistung nach Hause kam.

Auf den Straßendämmen sah es wüst aus. Der grauende Morgen stieg über dem schrecklichsten aller Schlachtfelder auf, dem eines Bürgerkrieges.

Tote und Verwundete sah man nicht mehr, wohl aber auf Steinen und Holzwerk die Spuren vergossenen Blutes.

Der Arzt erzählte dem Oberst, daß er die ganze Nacht thätig gewesen und gerade im Begriff war zur späten Ruhe zu gehen. Man hatte ihm Verwundete zum Verbinden ins Haus geschleppt gehabt. —

Nun mußte sich Claudine doch von dem Lager des Geliebten entfernen lassen.

Sie horchte an der Thür. Kein Schmerzenslaut drang an ihr Ohr.

Nachher kam Onkel Hans strahlend und meldete, daß die Kugel gefunden sei und die Wunde binnen wenig Tagen heilen könne. Aber freilich, Ruhe müsse Albrecht haben, totale Ruhe. Und gehalten habe er sich wie ein Held, denn es müsse verflucht weh gethan haben, wie der Doktor da, da in der tiefen Wunde herumgearbeitet.

Jubelnd eilte Claudine zu dem Geliebten. Ihre Freude war unendlich, daß es keine Gefahr für ihn mehr gab, daß die Kugel entfernt war, daß die Wunde leicht heilen würde.

Arglos dachte sie nicht daran, ihre Empfindung zu verhehlen.

Doch unter ihrer Freude verfinsterte sich sein Gesicht bis zur Entstellung.

„Du siehst es," sagte er schneidend, „du hast es gehört, — es war nur eine kleine, unbedeutende Wunde. Das stempelt mich zum Feigling . . ."

„Du konntest doch nicht gegen deinen Vater weiterfechten!" rief sie.

„Es gibt keine Väter, keine Söhne im Krieg — Feinde gibt es nur und den Befehl, sie zu bekämpfen und dabei zu siegen oder zu sterben," sprach er vor sich hin.

„Aber dies war doch kein Krieg wie damals der Onkel Hans erlebt hat," sagte sie beschwörend.

„Der Eid war geschworen — den Feind hab' ich nicht zu erwägen. — —"

Sie weinte nicht. Sie bat nicht: „Höre auf mich zu quälen, verscheuche meinetwegen deine kranke Übergewissenhaftigkeit." Sie dachte nur daran, wie es zu machen sei, daß **er** sich nicht mehr quäle.

Da gab es vielerlei. Onkel Hans mußte zu dem Oberst von Albrechts Regiment gehen und Albrechts Verwundung melden und mußte heimkommen, mit einem besonderen Lob über Albrechts Tapferkeit — einerlei, ob ein thatsächlich gespendetes oder für heut nur erlogenes.

Onkel Hans kannte den Kommandeur, und wenn er ihn heut nicht selbst sprechen konnte, so würde er doch an irgend einem nächsten Tag eine Unterredung vertraulicher Art mit ihm haben können.

Und dann mußte Albrecht seinen Vater wiedersehen — wenn der noch lebte.

Die fiebrische Phantasie des Verwundeten umwob das Bild des Vaters und das Ereignis der Nacht mit immer sich häufenden Schrecken. Vielleicht, wenn Albrecht begriff, daß die nüchterne Wahrheit heut wie gestern dieselbe war und er in seinem Vater den armen, haltlosen, hilfsbedürftigen Mann wiedersah, als welchen er ihn in den letzten Jahren gekannt, fand er selbst seine männliche Kraft wieder.

Ein gebrochener Mut richtet sich am ehesten an der Aufgabe wieder empor, dem Schwächeren Schutz geben zu sollen.

Claudine zog nur ihre Schwester ins Vertrauen. Sie wollte die Einwendungen der Mutter nicht hören, um sie nicht durch Ungehorsam zu kränken; sie wollte Onkel Hans' umständlichen Schutz nicht beanspruchen.

Sie fürchtete sich nicht. Wir sehr auch immer die Ordnung aus den Fugen gewichen: ein Mädchen das bescheiden seines Weges ging, würde kein Mensch behelligen.

Lena übernahm es, sie für schlafend auszugeben. Und ohne Zagen begab sich Claudine auf die Straßen, in denen diese Nacht der Schrecken getobt.

— — — — — — — — — — —

Rupprecht von Brandow erhob sich von seinem Lager. Er sah an sich herunter: er war völlig angekleidet? Aber seine Kleider waren schmutzig und zerrissen? Auch war ihm, als habe er nur ganz kurze Zeit geruht.

Er sah sich träumend um. Sein Kopf schmerzte. Vor seinen Augen flirrte es.

Da lag ja ein Gewehr am Boden vor seinem Bett. Wie kam das dahin?

Eine unklare Erinnerung zog durch sein Hirn — wie wüster Lärm, Schüsse, rotes Fackellicht — ja, ja man hatte sich geschlagen, geschossen — aber wo? gegen wen?

Er gähnte. Ihm war sehr elend zu Mut. Er ging an den Waschtisch und goß sich Wasser über den Kopf. Der kalte Schreck ließ ihn zusammenschlottern. Naß klebte sein Halskragen und sein Hemd ihm an der Haut.

Dies bewog ihn, sich ganz umzukleiden. Zehnmal, vor Ermüdung und Kopfweh fast zusammenbrechend, unterbrach er die Arbeit. Endlich ging er in sein Wohnzimmer und fiel dort in seine Sofaecke.

Die Wirtin kam und brachte ihm Kaffee.

Er sah sie nicht und starrte immer auf die Tischecke.

Plötzlich schlug er mit der Faust darauf zu. „Die verfluchten Mäuse,“ sagte er.

Die Wirtin sah ihn verwundert an und meinte, er träume wohl. Dann legte sie jammernd los über die schreckliche Nacht und die vielen Toten und fragte, was denn werden würde.

Brandow sah sie suchend an. Es peinigte ihn, daß er nur unklar wußte, was sie meinte.

„Schweigen Sie,“ sagte er. Ihn fror erbärmlich. Und in seinen Schläfen hämmerte es schwer und dumpf.

Er starrte wieder auf die weiße Tischdecke. Da lief und krabbelte es durcheinander — wieder schlug er mit der Faust drein.

Er trank einige Schlucke von dem starken, schwarzen Kaffee. Das that wohl. Er horchte auf. Draußen waren Stimmen laut. Eine sanfte, kaum verständliche, und die gellende, rücksichtslose der Frau Jarnikow. Oh, diese häßliche Stimme und diese endlose Zungenfertigkeit thaten ihm immer so weh.

„Nee, Fräuleinchen, da rat' ick Ihnen jründlich von ab. Der Olle ist all' die letzten Dage nich nüchtern jeworden und seine fünf Sinne wie'n richtiger Mensch hat er meist nich zusammen.“

Brandow horchte auf. Von wem sprach denn das Weib?

Aber die sanfte, leise Stimme redete dagegen. Und plötzlich that die Thür sich auf.

Ein junges Mädchen erschien auf der Schwelle, das Gesicht mit seiner durchsichtigen Blässe, umrahmt von dunklem Haar und unter dem Kinn geschlossenen Hut, war ihm zugewandt.

Dahinter stand die Jarnikow.

„Herr von Brandow, hier det Fräulein will mit Ihnen reden. Na man 'n bißken jalant jejen det schöne Geschlecht, stehen Sie doch auf.“

Claudine erglühte vor Scham über den Ton, den die Frau gegen Albrechts Vater anzuschlagen wagte.

„Lassen Sie uns allein,“ sagte sie strenge.

Frau Jarnikow dachte: „Na, jottlob jibt et ja noch Schlüssellöcher,“ und zog sich zurück.

Zögernd stand Claudine im Rahmen der Thür, von dem weißgemalten Holz derselben hob sich ihre Gestalt ab. Der Mann war langsam aufgestanden und sah ängstlich zu der fremden Erscheinung hinüber.

Der helle Märztag sandte sein scharfes Licht in das Zimmer und beleuchtete es in seiner ganzen kalten Anmutlosigkeit.

„Ich bin Claudine,“ sagte sie leise.

Die Finger des Mannes bewegten sich nervös. Eine große Angst kam über ihn. Er wußte nicht, wer das war — und doch — wie eine Erinnerung rang es sich aus seiner umschatteten Seele auf — — oh, er hätte weinen mögen.

Seine jammervolle Qual malte sich auf seinen Zügen aus. Er glich einem unglücklichen Kind.

Claudine kam heran, ergriff seine Hand und suchte mit ihrem klaren, großen Blick sein scheues Auge festzuhalten. In ihrer Seele war weder Furcht noch Abscheu.

Sie begriff gar nicht, daß sie etwas Außerordentliches und sehr Peinliches erlebte; daß sie sich in einer Lage befand, die sich jäh zum Schrecken für sie verwandeln konnte; daß dieser ihr völlig fremde und seiner Sinne nicht ganz mächtige Mann ausfallend gegen sie werden konnte, nicht begreifen könnte, wer sie war und was sie wollte.

Sie fühlte nur, dies war Albrechts Vater. Und ihr Blick mußte ihn beruhigen, ihn, der sonst in große Angst geriet, wenn jemand ihn fest ansah. Sein Ausdruck verlor etwas von der bangen, gehetzten Unsicherheit.

„Ich bin Claudine,“ sagte sie noch einmal, „deines Sohnes Albrecht Braut, lieber Vater.“

Sie sagte das mit einer himmlischen Einfachheit, als hätte sie seit ihren ersten Kindheitstagen nie anders zu diesem Mann gesprochen.

Er faßte ihre Hand fester. „Albrecht,“ murmelte er, „Albrecht.“

„Albrecht ist krank,“ sprach sie weiter, ihre ganze Seele lag in den Augen, die sie jetzt eindringlicher noch auf ihn richtete, „er ist krank, und ich bin gekommen, dich zu ihm zu bringen, daß du ihn pflegen hilfst.“

„Krank? Wo?“ stieß er hastig heraus.

„In meinem Hause, bei uns, wo auch deine Heimat ist, lieber Vater,“ sagte sie langsam.



Mädchen aus Marseille. Nach einer Zeichnung von A. Castaigne.

Und dann, nach dem Zögern einer Sekunde und während ihr Herz schwer zu schlagen begann:

„Er hat diese Nacht einen Schuß in die rechte Schulter bekommen."

Todesstille entstand. Der Mann entzog dem Mädchen die Hand und begann wieder nervöse Bewegungen mit den Fingern zu machen. Er sah ganz seitwärts, atmete kurz, schien nachzudenken, zermarterte sein Gedächtnis . . ach umsonst. Er stieß einen kurzen Laut aus, einen Ton der Verzweiflung, er suchte, er suchte . . .

„Diese Nacht . . ." wiederholte er endlich dumpf. Plötzlich ging er im Zimmer hin und her mit hastigen Schritten.

Und wie ein Engel der Gnade, die Seele von dem heißen Wunsch erfüllt, daß sein Gedächtnis sich nicht klären möge, stand Claudine da, ihn mit Sorge und Liebe beobachtend.

Sie hatte keine Scheu vor diesem fremden Mann, auch gar nicht das Gefühl einer Fremdheit.

„Es ist keine Gefahr für sein Leben vorhanden," sprach sie laut. Ihr war, als spräche sie mit einem, zu dem ihre Stimme nur durch Hindernisse dränge.

Er stand still.

„Keine Gefahr — oh, das freut mich — ja — ja — das freut mich."

Er ging an den Tisch und stürzte den Inhalt seiner Kaffeetasse hinunter.

„Komm," bat Claudine, „wir wollen zu ihm."

Er wandte sich ihr zu, sah aber an ihr vorbei.

„Mit Ihnen — dahin — oh nein — ich — ich — es geht nicht."

Claudine ergriff wieder seine Hand.

„Nenne mich doch du, Vater, ich bin deine Tochter," sagte sie herzlich, „gewiß kommst du mit mir. An Albrechts Bett ist dein und mein Platz."

„Diese Nacht sagst du?" murmelte er. Claudine erschrak. Sollte dennoch in ihm ein Erinnern tagen?

Hier wurde die Thür aufgerissen. Doktor Thomasius kam herein und blieb verdutzt stehen. Eine vornehme junge Dame? hier?

Claudine hatte den Doktor Thomasius wohl zwanzigmal von Onkel Hans beschrieben bekommen und erriet auf der Stelle, wer das sei.

Sie richtete sich ein wenig auf und nahm, vielleicht unbewußt, eine stolze, ablehnende Haltung ein.

„Mein Herr," sagte sie, „Sie kommen in einem ungünstigen Augenblick. Herr von Brandow, mein lieber Schwiegervater, ist im Begriff, mit mir zu seinem verwundeten Sohn zu gehen."

Doktor Thomasius hatte sich höflichst verneigt.

„Mademoiselle," sagte er, „ich höre mit Schrecken, daß Ihr Herr Verlobter verwundet worden ist. Viel edles Blut ist geflossen auf beiden Seiten! Es komme über die, die gestern das Militär auf die Bürger gehetzt. Ein Versuch der Verständigung mit uns, und Ihrem Herzen, tausend Herzen wäre tödlicher Gram erspart."

Claudine war nicht Lena. Sie hatte nichts zu antworten. Sie erwog auch nicht das Leid der tausend Herzen, sondern nur das des einen!

„Diese Nacht," sagte Brandow, „Thomasius, diese Nacht."

„In welcher Stadtgegend?" fragte Doktor Thomasius, etwas unruhig an seinem Knebelbart zerrend.

„Er hat mit seiner Kompanie an vielen Stellen gefochten. Die Wunde erhielt er auf der Barrikade in der Taubenstraße, an der Ecke der Friedrichstraße," sprach Claudine. Sie stand am Tisch und stützte sich mit der Hand darauf. Ihre Blicke bohrten sich in das Antlitz des Demokraten. Fest und befehlend. Sie sah nicht nach rechts und sah doch, wie durch ein doppeltes Gesicht, daß Brandow mit angstvoll fragenden Mienen den Freund anstarrte. Sie befahl mit ihres Auges ganzer, überweiblicher Kraft:

„Wenn du ein Mensch bist — sprich jetzt eine Lüge der Barmherzigkeit, falls du die Wahrheit ahnst!"

Und Doktor Thomasius sprach mit dem Achselzucken des Unwissenden:

„Also ist auch in jener Stadtgegend gekämpft worden? Ich bin zur Stunde noch nicht völlig orientiert. Wir, Brandow, wir haben auf der ruhmreichen Barrikade in der Breitenstraße gekämpft."

„Ach —" sagte Brandow. Es klang wie ein großer Seufzer.

Claudine wußte nicht, hatte dieser Mann

gelogen, oder war er wirklich unwissend? Hatte er den Freund von der Seite verloren gehabt, oder neben ihm gestanden, als jener Schuß aus des Vaters Waffe den Sohn niederstreckte.

„Nun, alter Freund, dann eilen Sie zu Ihrem Sohn,“ ermahnte Thomasius und ging an den Sekretär, zu welchem er, wie Claudine mit Erstaunen bemerkte, den Schlüssel aus seiner Tasche zog.

„Aber Sie hier allein,“ stammelte Brandow.

„Ich habe zu schreiben. Sie wissen ja, in meiner Wohnung ist es so unruhig,“ sagte Thomasius.

Als Claudine später Lena die Sache mit dem Schlüssel erzählte, sagte Lena:

„Also das ist's, was sie von Brandow wollten, wozu sie ihn brauchten. Im Zimmer des armen Mannes, dem wohl niemand eine leitende Rolle zutraut, haben sie ihre gefährlichen Korrespondenzen besorgt und ihre Schriftstücke verwahrt.“

Und Thomasius kramte, als sei er bei sich, in den Schubladen des Sekretärs.

„So komm denn, Vater,“ drängte Claudine.

Über Brandow kam von neuem eine große Angst.

Er sollte über die Straße gehen, am lichten Tag, mit dem schönen, vornehmen Wesen da, er in seiner Unbeholfenheit.

Und dann jetzt fort, so fort, mit dem ungestillten, brennenden Durst auf der Zunge? Ihm war, als trügen seine Kniee ihn nicht, als müsse er zusammenbrechen, wenn er nicht vorher sich gestärkt habe.

Er sah nach Thomasius, doch der nahm, ob aus Taktgefühl oder weil er so beschäftigt war, keine Notiz mehr von Brandow, sondern tauchte gerade seine Gänsefeder ins große gläserne Tintenfaß.

Er sah auf Claudine und begegnete ihrem freundlich auf ihn gerichteten Blick.

Ein Zittern lief durch seine Glieder. Er gab sich einen Ruck, griff nach seinem Mantel und Hut und trat auf Claudinen zu.

Dann, als treibe ein unbesieglicher Zwang ihn, kehrte er jäh um, ging an die Kommode, wo neben den Alabastervasen mit den Wachsblumen eine Flasche und ein Gläschen standen, und schenkte sich ein. Als er den Inhalt des Glases hinuntergestürzt hatte, ward ihm besser zu Mute, er kehrte an Claudinens Seite zurück und murmelte: „Also gehen wir.“ Doch wagte er nicht, sie anzusehen.

Sie jedoch hatte seinem Gebahren mit völliger Harmlosigkeit zugesehen. Onkel Hans nahm jeden Morgen seinen Nordhäuser und hatte seiner Schwägerin hundertmal schon auseinandergesetzt, daß er sich damit Doktor und Apotheker vom Leibe halte.

„Ein guter Kornschnaps ist auch 'ne Gabe Gottes und expreß für'n Magen alter Soldaten geschaffen,“ pflegte er zu sagen. „Einer, morgens früh — Medicin! Zweie — schon Gift.“

Sie gingen treppab.

Draußen umfing sie der weiße, kühle Märztag. Keine Farbe, weder am Himmel noch in der Natur, nur Licht, scharfes, schmerzendes Licht und ein herber Atem in der leicht bewegten Luft.

Das Wasser der Spree flutete schwarzglasig in kleinem Wellengekräusel. Drüben reckte sich, an seinem Fuß umspült vom Fluß, das graue, steinerne Königsschloß empor. Schwarzes Geäst noch kahler Linden drängte sich neben seiner Mauer heraus.

Sie gingen die Militärakademiestraße entlang um die Brücke zu überschreiten, auf welcher im zeitgeschwärzten Erz sich die gewaltige Reiterstatue des Großen Kurfürsten erhob. Sein gebietendes Antlitz sah unter der Lockenperücke hervor und über den Fluß hinaus. Die Sklaven, zu den Füßen des Monuments, hielten ihre Ketten.

Die Straßen begannen sich schon zu beleben. Neugierige, welche die Verheerungen der Nacht sehen wollten, aufräumende Arbeiter, Studenten, die neue Ereignisse erwarteten, zogen auf dem Schloßplatz hin und her.

An einigen Punkten staute sich die Menge. Man trachtete eine Proklamation des Königs zu lesen, die um sieben Uhr angeschlagen worden war und in welcher der König „seine lieben Berliner“ zur Ruhe ermahnte und alles Vorgefallene zu vergeben und vergessen versprach.

„Gib mir deinen Arm,“ sagte Claudine. Sie drängte sich nahe an Brandow. Schweigend schritten sie durch die Menschheit, die mehr und mehr anwuchs.

Sie befanden sich inmitten dieser Volksmenge wie in einer völligen Einsamkeit. Sie nahmen keinen Teil an den Erregungen,

ihre Herzen klopften nicht stärker bei den Schlagworten des Tages.

Claudine strebte mit der ganzen Sehnsucht ihres Herzens wieder dem Geliebten zu, den sie auf eine Stunde verlassen, und die Ansammlung der Menschen hatte für sie nur die Bedeutung eines Hindernisses am schnellen Fortkommen.

Der Mann aber an ihrer Seite ging wie im Traum.

Einst, vor Zeiten, hatte auch ein liebes, schönes Wesen an seinem Arm gehangen, umweht von dem Duft der Jugend und Vornehmheit. Das war lange, lange her. Dann schritten sie nur noch nebeneinander und es war, als gähne zwischen ihnen eine tiefe Schlucht auf. Und immer hatte er getrachtet hinüberzukommen, von einem Wunder die Kraft dazu erhofft. Aber sie, die drüben neben ihm wanderte, war vorzeitig hingewelkt, in Freudlosigkeit zum Tode eingegangen — Er hatte es nicht verstanden, seine Scheu zu überwinden, die ihn immer fern und ferner von ihr gehalten.

Und diese selbe Scheu beklemmte auch jetzt seine Brust vor der Braut seines Sohnes.

Er konnte es nicht fassen, daß sie so zutraulich an ihm hing — an ihm, dem das Elend doch wie ein Fluch auf den verfallenen Zügen geschrieben stand. Er konnte es nicht fassen, daß sie mit ihrer zierlichen Kleiderschönheit neben ihm ging, dessen schlechter Rock schon jahrelang nicht mehr erneuert worden war.

Sah sie das gar nicht? Er zitterte davor, daß ein befremdeter, scharfer Blick ihn aus diesen jungen Augen treffen könne — wie er ihn einst getroffen aus den Augen einer anderen. Er fühlte: eine unbehaglich verlegene Miene, ein unzufriedener Blick von ihr und er hätte ihren Arm losgelassen und wäre entflohen. Der helle Märztag, die Volksmenge um sie her, alles war wie ein fernes, unbestimmtes Etwas. Der Mann fühlte nur eines: eine brennende Scham, daß er nicht stolz und aufrecht das liebliche Wesen führen konnte, das sich ihm anvertraut hatte, daß vielmehr sie es war, die ihn führte.

Denn wenn Claudine eng sich an seinen Arm drängte, that sie es nicht im Gefühl von ihm Schutz zu empfangen, sondern vielmehr in der Vorsicht ihn sicher zu geleiten und vielleicht auch um die Männer, die ja zuweilen dreist in ihr Gesicht sahen, glauben zu machen, sie habe einen Verteidiger neben sich.

Er versuchte aus seiner gebückten Haltung sich zu einer kühneren aufzuraffen.

Sie näherten sich der Taubenstraße; vom Gendarmenmarkt kommend, mußten sie über den Fahrdamm der Friedrichstraße gehen.

Claudinen wurden die Füße schwer, die über die Stätte schreiten sollten, wo Albrecht gestern gefallen war, hingestreckt von seines Vaters eigner Hand.

Und würde die Umgebung nicht doch die Erinnerung aufwecken in dem unglücklichen Mann?

Nein, Ruprecht Brandow veränderte seinen Ausdruck nicht, als sie über die Stelle hinwegschritten, wo aufgerissenes Pflaster, Reste von zerbrochenem Gerät, schwarze ausgebrannte Feuerstellen im Sande von dem Kunde gaben, was hier geschehen.

Claudine wußte nicht, daß all die einzelnen Bilder des Kampfes gestern und in der Nacht einander zum Verwechseln ähnlich gewesen, und daß vor Brandows jetzt schon erheblich erhelltem Gedächtnis nur *eine* Barrikade stand, nur *ein* Pulverdampf sich noch ballte, *ein* roter, düsterer Schein lohte. Er hatte angestrengt versucht zu denken, aber weil es eben nur dies eine Bild war, was er vor sich sah, konnte er gar nicht auf den Gedanken kommen, daß er willenlos mitgegangen sei, von einer Stätte zur anderen.

„Wir sind hier!“ sagte sie sanft und zog die Klingel an der Hausmauer.

Brandow sah sie an, seine Angst hatte schon die bestimmtere Form des Mißtrauens angenommen. Würde sie nun nicht verlegen werden — ihn mißbilligend ansehen — — Aber das Licht der Liebe blieb immer gleich leuchtend in ihren Augen.

„Komm, lieber Vater,“ sagte sie. Der alte Jakob öffnete die Thür. Er verneigte sich tief, wie es seine altmodische Art war und wagte keinen Blick auf den Herrn. Lena hatte ihm gesagt, wer mit Claudine kommen würde, und Jakob war zu ehrerbietig um Neugier zu verraten, obgleich sie in seinem alten Herzen brannte. Denn der Schwiegervater von „unsrer Dina“ war ihm keine gleichgültige Person.

Claudine hielt Albrechts Vater immer

an der Hand und schritt so mit ihm die Treppe empor.

Brandow konnte kaum vorwärts. Gewiß, da oben würden Menschen sein, die ihn verachteten, ihm das zeigten, ihm weh thaten — wie sie ihm immer weh gethan, die er so wahnsinnig geliebt — —

Oben an der Treppe stand jemand, noch ein Weib. Im hellen Licht, das durch das Treppenfenster fiel, schien es Brandow, als ob da aus einem klugen Gesicht spöttische Augen durch eine goldene Brille auf ihn blickten. Claudine preßte seine Hand fester.

„Wie geht es?“ fragte sie.

„Albrecht glaubt, du schläfst. Das freut ihn. Er ist etwas matt. Gesprochen hat er kaum. Guten Tag, Herr von Brandow. Oh, wie freue ich mich, Albrechts lieben Papa endlich zu sehen. Nun lassen wir Sie nicht mehr von uns.“

Und Lena schüttelte ihm die Hand und schien gar nicht zu merken, daß das eine kraftlose, zitterige Hand war. Und sie sah auch gar nicht spöttisch aus, sondern ganz freundlich.

„Ich — ich danke sehr,“ murmelte Herr von Brandow.

Seine Augen wurden ihm naß. Er versuchte dagegen anzukämpfen.

„Das ist meine Schwester Lena, lieber Vater,“ sagte Claudine, „du mußt nur wissen, Lena ist viel klüger als ich.“

„Ja,“ sprach Lena lachend und klopfte Claudinen auf die Wange. „Sie müssen schon ein bißchen vorlieb nehmen mit der Schwiegertochter.“

Zum Scherzen hatte der arme Mann keine Leichtigkeit der Gedanken. Ängstlich sagte er: „Ich möchte zu meinem Sohn.“

„Komm,“ bat Claudine und zog ihn mit sich.

Lena, mit augenblicklich verfinstertem Gesicht, sah ihnen nach.

„Nein,“ dachte sie, während ein Frösteln durch ihre Glieder schlich, „daran scheiterte meine Liebe. Das könnt' ich nicht. Harmonisch müßte alles sein, ästhetisch. Einen Vater mit in den Kauf nehmen, vor dem ich keinen Respekt haben könnte — — nein. Ist Claudine so blind, oder liebt sie so erhaben?“

Lena schloß sekundenlang die Augen. „Aber man muß das schonen,“ murmelte sie vor sich hin. „Man muß den Mann um Claudinens willen zart anfassen. Blumen und Kranke vertragen keine harten Griffe. Das Süßeste und das Häßlichste begehrt die gleiche Schonung — wunderlich! Nun, ich muß Mama vorbereiten. Onkel Hans ist gefahrlos. Der kann sagen, was er will, es thut nicht weh.“

Und sie begab sich zu ihrer Mutter.

Claudine aber stand vor der Thür des Geliebten. Sie klopfte an und rief zugleich: „Ich bin es.“

Ihre Stimme bebte. Sie öffnete die Thür. Ihre Wangen wurden bleich, selbst aus ihren Lippen entwich die Farbe.

Und der Verwundete in seinen Kissen, der sich erwartend halb aufgerichtet gehabt, sank zurück. Auch sein Angesicht überzog die Blässe des Todes.

Er sah seinen Vater wieder.

Der aber ging mit seinen unsicheren Schritten bis zum Bett vor und erfaßte die Hand des Sohnes. Er wollte etwas sagen, aber er konnte nicht, er fing an zu weinen, wie ein Kind weint.

Claudine nahm seinen Kopf an ihre Brust und legte mit schützender Gebärde ihre Arme um den weinenden Mann. Sie sah Albrecht an; aus ihren Augen tropften Thränen nieder auf das Haupt des Vaters, Thränen heiligster Barmherzigkeit.

Albrecht schwieg, seine Lippen bebten. In seiner Seele war ein fürchterlicher Zwiespalt. Die heiße, nie erschöpfte Liebe zu seinem Vater rang mit der Scham vor ihr, von der er Mitleid anstatt Ehrfurcht für seinen Vater begehren mußte. Und die furchtbare Angst kam ihm, daß ihre Frauenliebe nie würde vergeben können, was seine Sohnesliebe nicht zu vergeben brauchte, weil sie es nicht als Schuld anrechnete: den Schuß, den er von ihm empfangen!

Er sah das müde Haupt seines armen Vaters an Claudinens Brust, sah die schönen Thränen in ihrem Auge.

Ach, alles vielleicht nur durch die Gewalt der ernsten Stunde so zusammengeführt.

Der weinende Mann konnte sich nicht halten. Er stand auf und verbarg sein Angesicht in dem Vorhang des Fensters, er wußte nicht, warum er weinte, aber ihm war, als zerflösse seine Seele mit diesen Thränen. Sie thaten weh und thaten wohl.

Albrecht zog Claudine zu sich herab.

„Habe Mitleid mit meinem Vater und — und — verzeih — daß er —"

Claudine küßte ihn, damit er schweige. „Er ist dein Vater," flüsterte sie, „er ist mir verehrungswürdig. Ich habe ihn lieb. Ich werde ihn glücklich machen. Nicht wahr, das muß ich doch können?"

Und der Ton rührender Unschuld, mit welchem Claudine diese Frage aussprach, die heilige Einfalt solcher Liebe überwältigte den Mann.

Ein Schauer rann durch seine Nerven. Von diesem Augenblick an wußte er, daß Dankbarkeit, die wahre, heiße Dankbarkeit eines Herzens, welches die Liebe würdigt, die es empfängt, eine göttliche Empfindung ist.

7.

Endlich hatte Frau von Ahlefeld die Genugthuung, sich dem Freunde gegenüber ausklagen zu können. Ihr war auch, als müsse sie sich entschuldigen wegen all der Ereignisse, als hätte sie eine unerlaubte Selbständigkeit gezeigt, indem sie zugab, daß Albrecht in ihrem Hause verblieb und der ältere Brandow noch obendrein aufgenommen ward.

Bernhard Claudius hörte mit der ihm eignen höflichen Geduld zu, obzwar er die Geschichte jetzt zum drittenmal vernahm. Erst hatte Onkel Hans sie ihm erzählt, als der gekommen war, ihn zu berufen.

„Hören Sie mal, Pastor, Sie müssen schleunigst kommen. Meine Schwägerin ist wie 'n Lamm, dem der Hirt abhanden gekommen ist. Thun Sie mir bloß die Liebe und heißen alles recht, sonst kriegen meine Mädchen das Leben sauer," hatte er gebeten.

Und Claudine hatte ihn auf dem Flur abgefangen und in ihrer zutraulichen Art ihm schnell alles zugeflüstert und gebeten:

„Wie Sie auch darüber denken, lieber Onkel Pastor, heißen Sie nur alles gut, sonst hat Onkel Hans Vorwürfe einzustecken, daß er von seiner Autorität als Mann keinen Gebrauch gemacht hat."

Und nun schloß Frau Edith ihre langatmige Erzählung mit der klagenden Bitte:

„Wenn Sie, lieber Freund, nun auch das Geschehene mißbilligen, so wollen Sie alle Vorwürfe an mich allein richten. Meine Töchter sind so von ihrem Temperament abhängig. Was ihnen im Augenblick als recht und gut erscheint, muß geschehen. Und mein armer alter Schwager ist ebenso. Ich könnte diese drei nur zügeln, indem ich ihnen weh thäte. Und das vermag ich nicht."

Aber Pastor Bernhard Claudius hatte weder an den Thaten der „von ihrem Temperament so abhängigen Töchter," noch an denen des „armen alten Schwagers" etwas zu tadeln. Er entschuldigte sich auch, daß er sich zwei lange Tage nicht hatte sehen lassen. Aber man habe ihn an so manches Sterbebett gerufen, so manches Frauenherz, so mancher Vater habe seines tröstlichen Zuspruchs bedurft.

„Ach," sagte Frau Editth, indem sie ergeben auf ihre Hände niedersah — sie schob mit den Fingern der Rechten an den blitzenden Brillantringen hin und her, die sie am vierten Finger der Linken trug — „ach, auch ich war tröstlichen Zuspruchs sehr bedürftig. Schweres ist uns aufgebürdet! Der Verlobte meiner Tochter ist krank, von düsteren Gemütsstimmungen befangen; sein Vater ist ein beklagenswerter Mann. Meine Töchter in ihrer lebhaften Art ertragen alles leichter, aber wie mich die Verhältnisse niederdrücken, davon haben Sie keinen Begriff, teurer Freund. Ich empfinde eben zu tief."

Pastor Claudius erwiderte mit artiger Teilnahme und so schleppte sich das Gespräch fort.

Lena war im Eßzimmer gewesen, die Thür stand auf, so hörte sie unfreiwillig einen Teil der Unterredung mit an. Aber als sie die Limonade für Albrecht zusammengebraut hatte, machte sie, daß sie davonkam.

Albrecht saß mit Claudine im Kabinett, welches an das Eßzimmer stieß. Lena trat ein, schloß die Thür hinter sich und stellte die Limonade vor Albrecht hin.

„O Himmel," sagte sie, „wie reden sie wohlgesetzt. Das reine Komplimentier- und Konversationsbuch. Wann werden meine Gedanken und meine Worte je so wohlfrisiert werden, wie die von Mama!"

Albrecht trank mit durstigen Zügen. Seine Zunge war immer wie ausgetrocknet, seine Hände heiß, sein Blick unruhig, obschon der Zustand der Wunde vom Arzt belobt ward.

Als weder er noch Claudine auf ihre Bemerkung antworteten, fragte Lena streng: „Wovon habt ihr unterdes wieder gesprochen?“

„Nun, du weißt ja!“ sagte Claudine traurig.

Weder die Berichte von Onkel Hans, noch das Wiedersehen mit dem Vater, hatte die von Claudine erhoffte Wirkung gehabt.

Onkel Hans hatte eine so lange Bestellung von Albrechts Regimentskommandeur ausgerichtet, daß Albrecht sie für erfunden hielt, während ihr Kern doch wahr war. Denn in der That hatte Onkel Hans den Oberst zwei Minuten selber sprechen können und die Worte von ihm vernommen: „Armer, braver Brandow. Sagen Sie ihm einen herzlichen Gruß.“

Zu einer langen Unterredung war keine Zeit gewesen. Die Garderegimenter hatten Marschordre bekommen, der König wollte sich — den Vorstellungen und Bitten von Bürgerdeputationen nachgebend — nur seinen Bürgern anvertrauen; Berlin sollte von allem Militär verlassen werden.

Albrecht, krank wie er war, von Zweifeln an seiner Pflichttreue gepeinigt, glaubte eine solche Kunde nicht, die ihm, dem Offizier, wie heller Wahnsinn erscheinen mußte. Die Truppen aus Berlin fort? Das war Unsinn, mußte Lüge sein.

Daß kein Arzt vom Regiment kam, nach ihm zu sehen und seine Verwundung vorschriftsmäßig zu bescheinigen, was doch für einen Urlaub nötig war, das konnte Albrecht vollends nicht fassen, obschon es ihm hätte ein Beweis sein müssen, daß Onkel Hans die Wahrheit gesprochen, daß sein Regiment Berlin verlassen habe.

Er kam sich wie ausgestoßen vor, wie losgelöst von aller Gemeinschaft mit den Kameraden, mit seinem Regiment.

Wenn sie wußten, daß er verwundet war, wenn sie durch Onkel Hans erfahren hatten, daß er im Hause seiner Braut sich befände, warum kamen sie denn nicht?

Er grübelte sich hinein in den Wahn, daß man seine Flucht, obwohl er nicht kampfunfähig war, als Felonie betrachte, daß er als ein Deserteur angesehen und von Claudine hier verborgen gehalten werde.

Immer von neuem konnte er mit den ausgeklügeltsten Gründen Claudinen den Beweis führen, daß es so und nicht anders sei.

Dabei stieg seine Erregung mehr und mehr. Seine Wangen bekamen zwei Fieberflecke, seine Hände zitterten.

Endlich war denn Onkel Hans in der glücklichen Lage, schwarz auf weiß seine Berichte belegen zu können, indem er ein Blatt der Vossischen Zeitung und eines der Allgemeinen Preußischen vorwies, worin alles zu lesen stand.

Die Erregung war unnütz gewesen, aber sie war doch gewesen und hatte die Verwundbarkeit von Albrechts Seele gesteigert.

Und nach Art von Kranken empfand Albrecht auch gar nicht eine Erleichterung durch die Erkenntnis, daß seine Qualen unnütz gewesen, sondern er dachte mit nur größerer Erbitterung an die Ursache, aus welcher heraus er dazu kam, sich solchen Phantasieen hinzugeben.

Auch die Anwesenheit seines Vaters ward ihm zur Pein, anstatt zur Wohlthat.

Vor Claudine schämte er sich nicht mehr des Armen. Er sah, mit welcher heiteren Güte sie ihm begegnete und wie der scheue Mann begann, ein Zutrauen zu Claudine zu fassen, daß sich in abhängigen Blicken, in kindlichen Gebärden verlegener Zärtlichkeit zu äußern anfing. Auch wenn sein Vater mit dem Obersten zusammen saß, war er ruhig.

Onkel Hans hatte sich in dem Wohnstübchen neben Albrechts Zimmer angesiedelt. Dort hatte man für den älteren Brandow ein Bett aufgeschlagen, und wenn man dort eintrat, so glaubte man nicht mehr in dem vornehmen, stillen, sauberen Haus der Frau von Ahlefeld zu sein.

Wo Onkel Hans hinkam, wurde es „gemütlich“. Nur daß das, was er mit Gemütlichkeit bezeichnete, anderen als verräucherte Unordnung erschien. Cigarrenasche überall, Flaschen und Gläser auf dem Tisch, auf dem Estrich die Spuren von Stiefeln, die den Straßenstaub mit hereingebracht hatten.

Daß Onkel Hans gern redselige Sitzungen bei einer Flasche leichten Rotwein hielt, ward zum Glücke für den armen Brandow, dessen Körper bei zu jähem Wechsel der Lebensgewohnheiten zusammengebrochen sein würde. Dies bedachte auch Onkel Hans

ganz sorgsam. Er drückte Albrecht manchmal heimlich die Hand und flüsterte:

„So pöhapöh, mein Junge. Es macht sich." Aber leider war Onkel Hans nicht immer da; er ging aus, um Neuigkeiten einzuholen, beschaffte aus Albrechts Wohnung, was der nötig hatte und konnte doch auch seine alten Freunde an ihrem Stammtisch bei Lutter & Wegner nicht ganz im Stich lassen.

Und dann kam Albrecht vor Aufregung fast um.

Sein Vater konnte irgend etwas thun, was der Frau des Hauses, was Lena nicht gefiel. Wie sollten denn auch sie Geduld mit ihm haben?

Sie konnten vielleicht über ihn lächeln, sich untereinander über diesen lästigen Anhang des Schwiegersohnes beklagen, Claudinens Loos bejammern.

Obwohl Albrechts Verstand ihm ganz klar sagte, daß die Frauen mit ihrem vollkommenen Zartgefühl kaum untereinander über seinen Vater sprechen würden, konnte er dennoch seine Angst nicht bemeistern.

Wenn sie es auch nur dächten — jede heimlich in ihrem Herzen für sich — das war schon genug, schon zu viel.

Sein Vater mißachtet! Derselbe Mann, welcher ihm als der Inbegriff alles Ritterlichen, Edlen, Schönen erschienen war, als er sich einst, ein Knabe noch, an seine Kniee geschmiegt.

Die schwersten Schmerzen folterten ihn: die Scham eines stolzen Herzens, das seine geheimen Leiden auf den Markt gezerrt sieht.

Solange er, der Sohn, allein um den Niedergang des Vaters wußte, hatte seine Seele nur Barmherzigkeit und Sorge gefühlt. Jetzt kam ein unnennbares Etwas hinzu, das sich oft fast wie ein Zorn ausnahm gegen die, welche Zeugen seiner Schmerzen wurden. Er wußte, Claudine hatte aus Liebe gehandelt, als sie den einsamen Mann hierher geholt; er wußte, daß sein Vater, in diesen Tagen ganz haltlos der wechselnden Gesellschaft von leichtsinnigen, oder eigennützigen oder unverständigen Männern preisgegeben, sicher den letzten Stoß empfangen haben würde; er wußte, daß das Hiersein Rettung für ihn bedeutete.

Und doch hätte er sein Leben darum gegeben, wenn er seinen Vater jetzt noch den Augen der Frau von Ahlefeld, denen Lenas hätte entziehen können. Beiden mußte sein Vater unerträglich sein. Der ersteren ihrer ganzen Art nach und Lena vielleicht um der Schwester willen, welcher sie ein schattenloses Glück gegönnt hätte.

Auch liebte Lena, weil sie selbst ein sehr gärender Mensch war, das Harmonische über alles.

Sie hatte einmal vor Albrecht gesagt, daß ihr Moral Ästhetik und daß das Schöne auch immer ein Gutes sei.

Albrecht hatte es wohl behalten, denn er hatte ihr damals, an seinen Vater denkend, gesagt, daß sich die Linien eines edlen Bauwerkes zuweilen unter allerlei Dornengestrüpp verbergen und daß so auch das Gute zuweilen überwirrt sein könne von allerlei wilden Schößlingen, darunter ein liebevolles Auge aber doch die reinen und ursprünglichen Linien erkenne.

Er zermarterte sein Gehirn, wie sein Vater fort von hier könne, ohne der Unsicherheit und neuer Versuchung preisgegeben zu sein.

Ja, er sann mit immer sich steigerndem Wunsch darüber nach, wie er selbst fort könne von hier. Dies wagte sich aber nicht von seinen Lippen. Denn wie sollte er fort können, ohne Claudine zu kränken durch seine Flucht. Und wie sollte er fliehen und Claudine lassen?

Der Gedanke, sich von ihr zu trennen, schien ihm unfaßbar.

Wohin auch? In das Militärlazarett? Seinem Regimente nach?

Aus Claudinens Pflege in die eines Wärters? Das Regiment würde ihn als noch Fiebernden sofort zurückschieben.

Wohin, wohin?

Den Urlaub benutzen und Berlin, Deutschland verlassen?

Das war es. Daran klammerte seine Seele sich und schien sich aufzurichten.

Aber wie das in Worte kleiden? Wie das aussprechen. —

Einmal war er ans Fenster getreten, um einen Atemzug frischer Luft einzusaugen.

Da fiel sein Auge auf das Haus gegenüber. Dort, in jener Nische hatte er gestanden als ein Fahnenflüchtiger und ein Feiger. Er hatte die Sache seines Königs verlassen, weil er unter den Feinden seinen



Marmorbüste einer jungen Dame. Von Fritz Hausmann.

Vater erblickt. Er fühlte, er fühlte es mit jedem Tage deutlicher: auch wenn die Kugel aus seines Vaters Gewehr ihn nicht getroffen, wenn er diese Wunde nicht empfangen haben würde — er hätte sich entwaffnet gefühlt. Mochten die anderen reden und reden und sagen, daß die Wunde ihn kampfunfähig gemacht: vor seinem eignen Gewissen war er aus der Schlacht geflohen! Nun fiel der Name Bernhard Claudius an sein Ohr.

Er kannte den Mann nur wenig. Aber wenn er ihm begegnet war, hatte er immer das Gefühl hinweggenommen, einer sehr abgeklärten Natur gegenüber gestanden zu haben.

Einer plötzlichen Eingebung folgend, sprach er:

„Ich möchte Claudius sprechen."

Die Schwestern sahen sich an.

„Auch du," sagte Lena mit einem gemachten Seufzer, „es scheint, daß seine sanft träufelnde Rede auf alle Wunden, unterschiedslos, heilenden Balsam ergießt."

„Ich habe früher nie gewußt, daß Lena so mokant ist," sprach Albrecht, als sie gegangen war, den Pastor von der Mama fortzuholen.

„Sie ist es nur gegen Onkel Claudius," sagte Claudine, „und da ist es erkünstelt. Gewiß, sie hat eine Neigung zur Kritik. Aber der Pastor steht doch über derselben. Vielleicht, weil sie das fühlt und sie das ärgert, thut sie so, als verspotte sie ihn. Glaube aber kein Wort davon."

„Aber warum die Maske?"

„Spiel!" sprach Claudine. Sie ward verlegen, sie mochte mit Albrecht nicht von dem sprechen, was sie dachte. Es war so zart — —

„Herr Pastor," sprach Lena und streckte ihr Näschen durch die Thürspalte. „Albrecht bittet Sie. Ich glaube, er will Ihnen sein Herz ausschütten."

Frau von Ahlefeld fühlte eine herzliche Aufwallung für Albrecht.

„Der arme liebe Mann," sprach sie mit innigem Ton, „er leidet schwer. Aber er greift nach der rechten Hand! Das beweist sein gesundes Gefühl. Gehen Sie, lieber Freund, helfen Sie ihm mit Ihrem wunderbar kräftigen Wort."

„Guten Tag, Lena," sagte Bernhard Claudius, als sie durch das Eßzimmer schritten und Lena neben ihm herging, die Hände auf dem Rücken.

„Tag," antwortete sie kurz.

„Die Gewohnheit, mir die Hand zu geben, haben Sie gänzlich abgelegt."

„Ich bin ja kein Kind mehr, welches dem Onkel Vormund artig das Patschhändchen geben muß," sagte sie mit dem gleichmütigsten Gesicht. „Hier sind Albrecht und Claudine, Dina und ich sollen wohl verduften. Wollen Sie auch die Bibel haben, Herr Pastor, um Albrecht gehörig zu sermonieren?"

Bernhard Claudius, dessen höfliches Gesicht mit dem etwas ermüdeten Ausdruck, den es noch vor fünf Minuten gehabt, sich geradezu verwandelt hatte und von Jugendlichkeit und Leben durchgeistigt schien, sah mit seinen blauen Augen fest Lena an.

Ihre Blicke flohen nach rechts und links ab.

„Lena!" sagte er nur.

Sie wurde dunkelrot. Ihre Lippen zuckten. Aber trotzig trat sie an das Fenster.

„Ich bitte Euch, hier zu bleiben," sagte Albrecht.

Er wollte etwas aussprechen, das der Heißgeliebten wehe thun konnte.

Rohe Seelen finden den Mut, jemanden zu verwunden, leichter in der Einsamkeit, unter vier Augen.

Ein feinfühliges Gemüt bedarf dazu der Zeugen, die er gleichsam darüber anrufen kann, daß die Verwundung unvermeidlich war, die als Richter und als Tröster dienen können.

Er streckte die Hand nach Claudius aus. „Sie haben Dina lieb. So fühle auch ich mich Ihnen nahe, kann ich das?"

Claudius drückte ihm fest die Hand. „Brüderlich nahe!" sagte er voll Herzlichkeit.

Lena am Fenster dachte: warum sagt er nicht „väterlich" nahe, wenn er doch unser Stiefvater werden will.

„Während mein Herz von der heiligsten Dankbarkeit brennt, denke ich das scheinbar Undankbarste," sprach Albrecht kurz atmend; „während man mich mit der wundervollsten Liebe umgibt, mich und den armen alten Mann, denke ich daran, dieser Liebe zu entfliehen. Alles ist mir un-

erträglich. Die Güte, denn ich kann sie nicht vergelten. Die Liebe, denn mein Vater und ich müssen sie hinnehmen wie Schwächlinge. All meine Männlichkeit ist von mir genommen. Die Erinnerungen jener Nacht vergiften das Dasein. Ich fühle mich als Feigling, als Flüchtling. Die Mauern selbst scheinen verächtlich auf mich niederzublicken, waren sie doch Zeugen meiner Flucht. Anstatt selber Glück und und Ehre geben zu können, anstatt hohe Güter der Geliebten zu Füßen legen zu dürfen, bin ich ein Gegenstand ihrer Barmherzigkeit, bringe ich ihr Unglück und Unehre als Morgengabe. Wohl war ich arm, als ich zuerst um sie warb, aber meine Zukunft lag verheißungsvoll vor mir; durch tapfere Pflichterfüllung konnte ich in meiner Laufbahn steigen. Wohl kannte ich das heimliche Elend meines Vaters, aber ich durfte hoffen, den teuren Mann an dem Frieden meines Herdes wieder genesen zu sehen, in der Stille. Nun aber ist alles hinausgezerrt in das grelle Licht. Das Mitleid spürt meinen Leiden nach bis in die geheimsten Falten."

Er machte erschöpft eine Pause. Claudine, die neben ihm saß, sah still erwartend vor sich nieder. Es schien beinah, als sei sie weder überrascht, noch gekränkt.

„Wie klug er zuhört," dachte Lena und verwandte kein Auge von Bernhard Claudius, „so gesammelt, mit wie wachen Geisteskräften."

„Und deshalb muß ich fort," setzte Albrecht hinzu. „Vielleicht werden die Frauen es nicht begreifen, vielleicht thue ich ihnen weh, besonders Dir, Claudine. Sie aber, Herr Pastor, Sie als Mann werden es mir nachfühlen, daß ich an all den Demütigungen, die ich durch das Geschick erlitten, zu Grunde gehen muß. Ich will mich befreien davon. Ich will wieder ich selbst werden. In einer neuen Umgebung meinen Stolz, meinen Mut, mein Selbstvertrauen wiederfinden und vor allen Dingen suchen zu vergessen — zu vergessen."

„Aber deine Wunde!" rief Claudine.

„Sie wird heilen, auch anderswo. Es ist nur eine Fleischwunde. Das Fieber, das mich verzehrt, kommt nicht von ihr. Es hat da seinen Sitz — da!"

Er schlug sich gegen die Brust.

„Sie wollen Claudine und Ihren Vater verlassen?" fragte Claudius. „Sie wollen ihn hier unter ihrer Obhut lassen?"

„O nein," sagte er hastig, während ein tiefes Rot über sein Gesicht ging, „das nicht. Mein Vater soll mit mir."

Begriffen sie denn nicht, daß er es fern von hier erst recht nicht ertragen würde, seinen Vater der Beobachtung der Frau von Ahlefeld ausgesetzt zu sehen?

„Die Gründe Ihres Unglücksgefühls, lieber Herr von Brandow," begann Claudius sanft, „sind ohne Zweifel seelischer Natur. Aber für ihre Fortdauer, für die Unmöglichkeit, sie zu besiegen, müssen Sie uns schon gestatten, auch körperliche Ursachen anzunehmen. Sie schätzen die Wunde gering. Vielleicht ist sie auch unbedeutend. Hierin müssen wir uns auf den Arzt verlassen. Aber wenn sie morgen oder übermorgen auch geheilt sein kann, heute legt sie ihnen noch die Unerträglichkeiten des Krankseins auf — für energische Männer stets ein Zustand der Qual. Sie fühlen sich als Gefangener, müssen sich pflegen lassen. Das macht Sie mutlos und ungeduldig."

„So will mich denn keiner verstehen, keiner!" rief Albrecht verzweifelt. „Fühlt denn niemand, daß ich zu Grunde gehen werde an der Scham, an der Erinnerung, an der Sorge! Kann hier nicht jeden Tag ein Ungefähr meinen Vater verraten, daß er es war, er, der mich anschoß! Kann es nicht meinen Kameraden bekannt werden! Ihr schweigt und mein Oberst schweigt. Aber wer weiß, ob nicht jener Augenblick Zeugen hatte? Wenn ich genesen bin, heiter und mich selbst wiedergefunden habe, wenn mein Vater wieder der ist, welcher er einst war — dann mag entdeckt werden, was will — aber jetzt, jetzt wäre es sein Tod. O mein Gott, ist dies denn nicht alles so einfach? Und doch versteht ihr mich nicht."

„Ich verstehe dich!" sprach Claudine stark. „Ja, wir wollen fort von hier, fort aus Berlin."

„Wir — wir —" wiederholte Lena, während Albrecht die Geliebte anstarrte.

„Nun ja, wir! Du denkst doch nicht, daß ich Albrecht verlassen werde, jetzt und so?" fragte Claudine.

„Du kannst doch als seine Braut nicht mit ihm reisen," rief Lena, „das erlaubt Mama nicht."

„Ich bin mündig. Und ich weiß, schließ-

lich erlaubt Mama doch alles. Und wenn ich nicht als seine Braut mit ihm gehen kann, werde ich es als sein Weib thun!" sprach Claudine fest.

„Claudine!" rief Albrecht erschüttert. Sie sah ihn aber gar nicht an, sondern sprach weiter:

„Sie, Onkel Pastor, müssen uns trauen, heute oder morgen. Sie müssen es Mama verständlich machen. Sie müssen mir helfen alle äußerlichen Angelegenheiten ordnen."

Bernhard Claudius wurde blaß.

„Sie fordern viel von mir, Claudine.! Heute oder morgen soll ich Sie trauen! Und soll alle Formalitäten umgehen," sagte er.

„Ich denke mir, für dergleichen läßt sich nachträglich noch viel, ja alles machen. Sie werden mit der Kirchenbehörde sprechen, es wird Dispense geben. Es muß dergleichen geben. In Zeiten, wie diese sind, wo alle Ordnung gelöst ist, wird doch die Stimme der Menschlichkeit vor der des Gesetzes gehört werden," rief Claudine.

Lena kam heran und fiel ihr um den Hals, stumm, aber sie heftig pressend, wie jemand, der einen leidenschaftlichen Gefühlsausbruch gewaltsam unterdrückt.

Und Albrecht hielt mit seiner Linken die herabhängende Hand Claudinens umklammert und küßte sie immerfort.

Pastor Claudius schritt einigemal im Zimmer hin und her. Schwere Gedanken arbeiteten in ihm.

Als er endlich still stand, wandten sich ihm alle zu, bebende Erwartung im Herzen. Es war Lena, als solle sie ihr eigenes Schicksal von seinen Lippen hören. Er atmete tief auf. Und sehr merkwürdig: er sah Lena an als er sprach, als spreche er hauptsächlich zu ihr. Ein hoher Ernst leuchtete von seiner Stirn. „Ich will thun, was Claudine begehrt. Ich will es thun, obschon ich Eurer Mutter, meiner langjährigen Freundin, dadurch heftige Aufregungen bereite. Ich will es thun, obgleich ich eine weiß, die durch Claudinens schnelle Heirat sehr, sehr einsam wird."

Ein Zucken ging über Lenas Gesicht. Ein kurzer Laut kam aus ihrem Munde, wie ein unterdrücktes Aufschluchzen. Dazu stampfte sie kurz mit dem Fuß auf und drehte sich schnell um.

„Aber heute, meine Lieben, kann es nicht sein. Ernste Geschäfte liegen auf mir. Die Toten vom achtzehnten wollen erst begraben sein. Morgen früh wird man die Särge der Gefallenen vor der Neuen Kirche am Gendarmenmarkt einsegnen. Die ganze Geistlichkeit wird zugegen sein. Heute nachmittag habe ich zwei andere Tote zu Grabe zu geleiten, deren Angehörige sie in ihren Familiengrüften beisetzen wollen. Morgen abend, liebe Claudine! Dann können Sie übermorgen früh mit Ihrem Gatten und seinem Vater fortreisen."

Claudine war keines Wortes mächtig. Sie legte ihren Kopf an die Schulter des Freundes und blieb so einige Augenblicke in stummer Bewegung.

„Ich will sofort zur Mutter gehen," sagte Claudius und streichelte ihr sanft beruhigend das Haar. „Es wird auch gut sein, den Oberst dazu zu holen, dann ist es *ein* Gespräch."

„Ach, Onkel Hans!" sagte Lena und lächelte, obschon ihre Lider rot waren und auch ihre Wangen eine verräterische Röte zeigten, „wo ist der! Der hat Albrechts Vater an den Arm genommen und zieht mit ihm herum. Der König hält eine Auffahrt, mit der schwarz-rot-goldenen Fahne heißt es. Und Onkel Hans muß dabei sein. Er will eine Genugthuung fühlen, sagt er, er ist es sich schuldig, sagt er, nachdem ihn neulich seine eigenen Dragoner verfolgt haben. Wieso er darin nun eine Genugthuung findet, ist sein unerklärtes Geheimnis. — Kommen Sie, Herr Pastor — ich geh mit Ihnen zu Mama."

Sie dachte nicht daran, mitzugehen. Sie wollte nur einen schicklichen Abgang finden, denn sie fühlte, in diesem heiligen Augenblick mußten Claudine und Albrecht allein sein.

Daher verließ sie auch auf dem Weg zum Wohnzimmer Claudius ganz unvermutet und lief in ihre eigne Stube.

Dort warf sie sich aufs Bett und weinte laut und wild.

Dieser Augenblick hatte ihr gezeigt, daß die Schwester ihr verloren gegangen war. Die Liebe zum fremden Mann hatte in Claudine die Liebe zur Schwester ganz zurücktreten lassen.

Sie ging mit ihm, ohne Besinnen, ohne daran zu denken, daß Lena allein zurückblieb.

Allein, trotz der Mutter.

Denn die Mutter ward von den Töchtern geliebt wie man einen kostbaren, schönen Luxusgegenstand liebt, den man um alles in der Welt nicht verlieren oder gar nur verletzen will. Das tägliche Brot der Liebe gab sie ihnen nicht.

Zerriß es denn Claudinen gar nicht das Herz, von der Schwester zu lassen, deren Leben seit dem ersten Atemzug mit dem ihrigen verknüpft gewesen?

Hatte doch selbst Er eine Mitleidsempfindung dafür gehabt.

Ihre Thränen flossen heftiger.

Und eine qualvolle Eifersucht auf Albrecht zerfleischte ihr Herz.

Der hatte ihr Claudinens Liebe genommen — erst jetzt begriff sie es und konnte nicht fassen, daß sie bis dahin die Verlobung der Schwester nur so angesehen, als habe sie selbst dadurch einen Bruder gewonnen.

Ein Trennungsgefühl war gar nicht aufgekommen. Die Heirat war ein so ferner unbestimmter Begriff, die Voraussetzung so selbstverständlich, daß Claudine in der Stadt bleibe, daß man sich täglich sehen würde.

Durch die schnelle Verbindung und die dann folgende Abreise ward erst ganz klar, daß die Verlobung ihr die Schwester geraubt hatte. Die Zukunft schien so unsicher. Würde man sich überhaupt jemals wiedersehen?

Alles schien zu Ende: das friedliche Kinderglück des schwesterlichen Zusammenlebens, jede Hoffnung auf eine schöne Zukunft.

Und Lena weinte immer mehr. —

Als sie nach zwei Stunden wieder zum Vorschein kam, trug sie das Näschen besonders hoch und sah durch ihre Brille so hochmütig in die Welt, als sei ihr alles, was in derselben vorgehe, ungeheuer gleichgültig.

Ein kühles und erkältendes Element war auch gerade sehr nötig, denn die heißen Wogen der Erregung gingen hoch im Hause.

Alle Welt hatte den Kopf verloren. Die Mama, welche die Haltung bewahren wollte, die Claudius von ihr erwartete, hatte sehr viel mit sich selbst zu thun und versuchte dazwischen doch an notwendige Dinge zu denken. Das Mädchen und der alte Jakob liefen hin und her, trugen Koffer vom Boden, schleppten mit Kleidern und Wäsche und standen einander im Wege.

„Gott sei Dank. Es gibt hier zu thun," dachte Lena; daß eine so beschleunigte Abreise und Vermählung auch einige Vorbereitung brauchte, hatte sie ganz vergessen gehabt. Nun nahm sie mit kühler Ruhe die Sache in die Hand und stellte der Mama vor, daß sie doch Ruhe und Sammlung brauche und sich nur zurückziehen möge.

Frau von Ahlefeld seufzte befriedigt. „Ach, mein liebes Kind, ich habe mich gefügt, weil Claudius es so wollte. Ich darf sagen, er war freudig überrascht durch meine Haltung. Nun will ich auch konsequent sein. Wir wollen thun, was wir noch vermögen, die Trauung würdig, die Reise bequem zu machen. Ach Lena, daß wir Claudine so verlieren sollen, gerade sie, auf die ich so stolze Hoffnungen gesetzt hatte!"

Lena führte die Mama in ihr Zimmer, streichelte ihr die Wange und sagte:

„Suche du nur einen Bibelspruch aus und schicke ihn Claudius hin, damit er ihn in die Traurede einflechte."

„Du bist ein gutes Kind!" sprach die Mutter dankbar.

Lena verdiente das Lob in diesem Augenblicke gar nicht, das wußte sie wohl, denn sie hatte die Idee mit dem Bibelspruch der Mutter nur so hingeworfen, um sie angenehm empfindsam zu beschäftigen.

Endlich kam auch Onkel Hans nach Haus, sehr animiert und sehr laut. Auch der stille Mann neben ihm sah ein wenig belebter und wohler aus als sonst. Sie hatten alles gesehen, waren dabei gewesen, als der König zu den Studenten, welche anstatt des Militärs die Wachen besetzt hielten, schmeichelhafte Worte gesprochen, und hatten dann bei Lutter & Wegner eine Flasche Wein auf die baldige Rückkehr der Soldaten getrunken. Denn seit Onkel Hans Männer in bürgerlichen Röcken hatte auf Wache ziehen sehen, war sein altes Soldatenherz wieder munter geworden. Er hatte vergeben und vergessen, daß „seine eignen" Dragoner ihn beinah überritten hätten. Der Anblick zwanglos umherstehender Männer mit Studentenmützen und

nachlässig geschulterten Gewehren hatte ihn ganz aufgeheitert. Hiernach schien es ihm selbstverständlich, daß die Ordnung der Dinge schnell wiederkehren müsse. Was sollte sonst aus einem Staat werden, in dem sogar auf der Wache kein militärischer Comment mehr herrschte?

Man sah es, während er so sprach, vorerst niemand zu Wort kommen lassend, daß der alte Brandow ihm zuhörte wie ein Kind dem Lehrer, daß der hilflose Geist des verkümmerten Mannes in rührender Ergebenheit an Onkel Hans hing. Und Onkel Hans ging auch mit ihm um, als ob er sein Junge wäre, den er bevormunden müsse.

Als der Oberst dann die große Neuigkeit erfuhr, ward er ganz enthusiasmiert.

„Zu meinen Zeiten, so in den großen Befreiungskriegen, da hab' ich euch mehr als ein Paar vor der Trommel trauen sehen. Das war der Altar, das Predigtbuch unseres Feldpredigers lag darauf. Da hieß es einfach: Euer Name? Ihr liebt euch? Gott segne euch! Und dann ging der Mann hinaus in die Schlacht und das Weib zog heim, den Sieger zu erwarten — oder den Witwenschleier, wie es gerade fiel. Das waren euch Zeiten! Da verstand man sich aufs Opfern. Claudine wär' so ein Frauenzimmer gewesen für jene Tage. Donnerwetter! Nimmt das so auf sich — hin — hinaus in die Welt, mit den zwei Männern — beide krank — beide so — so — Na —"

Er räusperte sich heftig.

„Claudine," vollendete er von Rührung überwältigt, „ich führe dich zum Altar. An meinem seligen Kleinen seine Stelle. Aus meinen Händen soll er dich haben. Und, werd' ich sagen, wenn du sie mir nicht glücklich machst — —"

Die Drohung, was dann mit Albrecht geschehen solle, blieb unausgesprochen.

Onkel Hans war von diesem Augenblick an ungeheuer beschäftigt, ohne daß ihm selbst klar war noch irgend jemand klar ward, was er eigentlich zu thun hatte.

Frau von Ahlefeld hingegen war ganz überrascht, daß die Sache sich so glatt und einfach abwickelte. Wie schnell waren ein paar Koffer gepackt, wie schnell alle Vorbereitungen für die Trauung getroffen.

Daß Lenas schnelle und sichere Hand hierbei so fördernd wirkte, kam ihr nicht zum Bewußtsein. Aber weil die kleinen Hausstandsfragen sich glatt lösten, erschien der Mutter auch die große Frage der Zukunft viel weniger schwierig.

Es gibt Naturen, die so sehr von den geringfügigen Begleiterscheinungen eines Ereignisses oder eines Unternehmens abhängen, daß ihnen der Mut abhanden kommt, den Berg zu erklimmen, wenn die ersten, im Weg liegenden Steine etwas unbequem zu überwinden sind, und die umgekehrt die Ersteigung höchster Gipfel nicht mehr für mühevoll halten, wenn die ersten Schritte auf glatter Bahn vorwärts gehen.

So kam denn Frau von Ahlefeld während der nächsten vierundzwanzig Stunden zu der Überzeugung, daß der Mensch im allgemeinen, und speciell sie, sich immer zu viel Sorge mache.

Eine Überzeugung freilich, von der man nicht wußte, ob sie noch über die entscheidende Stunde hinaus vorhalten werde, denn das Gemüt der Frau war wie von Wachs, jede Situation prägte einen anderen Stempel hinein. Für jetzt aber erleichterte die Stimmung der Mutter den Schwestern sehr die Lage. Sie waren beide so beschäftigt, daß sie sich dankbar fühlten, keinen langen Erörterungen standhalten zu müssen.

Lena arbeitete wie eine Magd und beinah schien es, als nähme sie keine Notiz von der Schwester, für die sie sich so abmühte. Es schien, als gehe sie ihr feindlich oder — vorsichtig aus dem Wege. Jedenfalls vermied sie Gespräche unter vier Augen. Claudine bemerkte das kaum, sie hatte nur den einen Gedanken, wie man Albrecht die Reise erleichtern könne. Zwar schien seine Wunde gut zu heilen, aber die Unruhe seines Wesens blieb fieberhaft. So kam der Abend des Zweiundzwanzigsten überschnell heran. Alles war bereit, Onkel Hans seufzte erleichtert auf, wie von einer mit großer Arbeit verbunden gewesenen Hetzerei befreit.

Im Wohnzimmer hatte man einen Altar hergerichtet, gerade unter dem Bild der Mutter, wo sonst das Sofa stand. Über das Bild war ein weißes Tuch gehängt, mit erstem Grün geschmückt und zierlich drapiert. Auf dem Altar darunter standen große Armleuchter, dazwischen lag eine Bibel. Auch das übrige Zimmer war mit Pflanzen-

gruppen geziert. Alexander von Humboldt hatte von seiner Säule weichen müssen, damit die große Astrallampe darauf Platz fände. Das Brautpaar wußte nichts von diesen schönen Vorbereitungen.

Es war noch in stiller Sammlung bei einander und harrte des Rufes.

Die Trauzeugen aber standen bereit. Onkel Hans in voller Uniform, mit dem eisernen Kreuz an der Brust, in verhaltener Unruhe sich fortwährend bewegend. Ruprecht von Brandow, festlich gekleidet, mit träumerischen Blicken auf den Altar schauend, und die Mutter, die in ihrem Staatskleide von rauschender Seide sehr vornehm, sehr gefaßt in einem Lehnsessel vor der Wand saß. Nun kam auch Lena herein, die war sehr bleich, ja sie sah elend aus. Sie überflog noch einmal das Zimmer prüfend, zupfte ein wenig an ihrem Kleid zurecht, stellte sich neben die Mutter auf und wartete.

Frau von Ahlefeld hätte gern eine Frage an Lena gerichtet; sie war besorgt, ob das weiße Kleid, welches man schnell für Claudine zurecht gemacht hatte, ihr auch sitze, denn eben dieses Kleid war in halbfertigem Zustand vorrätig und für Lena bestimmt gewesen, die es demnächst auf einem Fest hatte tragen wollen; die ernsten Ereignisse aber hatten alle Gedanken an Feste und Festkleider weggewischt gehabt. Doch fand sie es nicht schicklich, jetzt nach einer so weltlichen Sache zu fragen, und unterdrückte ihre Neugier.

Niemand sprach ein Wort.

Man hörte die Hausthür gehen. Lena faßte sich fest an die Lehne des Stuhles, von welchem ihre Mutter sich sogleich erhob. Es war Pastor Bernhard Claudius, der gekommen sein mußte. Einige Minuten später trat er dann ein, hinter ihm die Dienerschaft, die bescheiden an der Thür blieb, um bei der heiligen Handlung zugegen zu sein.

Er sah sehr ernst aus. Sein priesterliches Gewand veränderte den Eindruck seiner Erscheinung gegen sonst fast gar nicht. Die ruhige Haltung seines Auftretens war immer dieselbe imponierende.

Sein Eintritt war das Zeichen zum Beginn der Rührung.

Nicht etwa, als ob Frau Edith irgend eine Empfindung heuchelte, oder bis jetzt gewaltsam zurückgehalten hätte, nein, der Anblick des priesterlich gekleideten Freundes bewies einfach, daß nun Wirklichkeit werde, was bis dahin trotz aller greifbaren Vorbereitungen nur wie ein Traum gewesen war.

So kann man sich tagelang auf das Wiedersehen mit einem geliebten Menschen, so kann man sich lange auf den Tod eines teuren Familienmitgliedes vorbereiten. Die Erfüllung ist doch zugleich Überraschung, weil die Erregung selbst größer ist, als alle Vorstellung davon und immer, im Schmerz wie in der Freude, etwas Offenbarendes hat.

Sogar Onkel Hans fühlte beim Anblick des geistlichen Freundes, daß ihm windelweich und gar nicht gut zu Mute ward.

Claudius küßte Frau von Ahlefeld ehrerbietig die Hand, während sie mit der Linken ihr Gesicht hinter dem Taschentuch verbarg, dann reichte er Lena die Rechte. Sie legte ihre eiskalte Hand in die seine und sah nicht empor zu ihm. Aber er sah, daß ein fröstelndes Zittern durch ihre Gestalt ging. Er nahm noch seine andere Hand dazu und preßte die kleinen, kalten Finger, als wolle er sie wärmen. Lena ließ es geschehen. Es war, als habe der Trotz sie verlassen.

Onkel Hans flüsterte ihm zu, daß er das Brautpaar holen werde. Warum er so leise sprach, blieb unverständlich, aber ein lautes Wort wäre ihm jetzt nicht aus der Kehle gekommen.

Er schlich auf den Zehen hinaus.

Claudius trat vor den Altar. Heiliges Schweigen herrschte.

Dann hörte man Schritte und ein Rauschen. Onkel Hans kam herein, hoch aufgerichtet und sehr würdevoll. An seinem Arm schritt Claudine einher. Sie war weiß wie ihr Kleid und mit dem schmalen grünen Kranz auf dem Haar und dem weißen Schleier von Spitzen, der zu beiden Seiten des Angesichts niederfloß, hatte ihre Erscheinung etwas Klösterliches, Strenges, so daß sie gegen sonst ganz verwandelt schien. Ihre Blicke blieben gesenkt.

Albrecht folgte ihnen. Er trug seinen Waffenrock und den Arm in der Binde. Auch er war bleich, sein Blick ging schnell suchend umher.

Vielleicht hatte er gedacht doch einen von seinen treuen, lieben Kameraden hier zu finden. Umsonst. Sie hatten ihn ver-

lassen und ausgestoßen. Daß sein Regiment mit allen anderen Garderegimentern die Stadt verlassen hatte, vergaß er in diesem kurzen Anblick des Suchens und aller Enttäuschung.

Vor dem Altar trat Onkel Hans mit einer ernsten Verneigung zurück und ließ Albrecht sich neben Claudine aufstellen.

Er selbst blieb mit dem Vater Albrechts als Trauzeugen in gemessener Haltung seitwärts stehen.

Mitten in ihrer Ergriffenheit beobachtete Frau von Ahlefeld mit Erstaunen, wieviel hoheitsvolle Würde ihr Schwager an den Tag legen konnte, ganz wie in alten Tagen, wenn er zu repräsentieren hatte oder sein Regiment führte.

Lena sah das Brautpaar und den Mann, der es verbinden sollte, nur wie durch einen Nebelflor. Ihre ganze Seele horchte. Was würde er sagen!

Und er erhob seine warme, volle Stimme. Er sprach so gar nicht schönrednerisch, so ganz voll klarer, ruhiger Einfachheit, wie sein Wesen immer war.

Von der paulinischen Liebe redete er und ihrer Wunderkraft.

„Nicht jedem Herzen," sagte er, „ist der Mut zur Liebe gegeben. Manches trachtet sich zu verbergen, es ist zu feig, um an das Wunder, das Gott erweckend an ihm vollzogen, zu glauben; ein anderes wieder ist zu sehr erfüllt von dem Trotz der Persönlichkeit, die sich nicht in Demut dem zwingenden Gefühl ergeben will; viele sind erfüllt von Mißtrauen oder nicht gesund genug, um die eignen Fehler zu besiegen, die das Glück, sich selbst aufzugeben, um sich in einem anderen wiederzufinden, verhindern; und noch andere gibt es, die glauben im Lernen und Wissen sich selbst vergessen zu können. Sie alle hat der Apostel gemeint, als er von dem tönenden Erz und der klingenden Schelle sprach. Ihnen allen mag freilich scheinbar das Glück des Lebens beschieden sein, denn Ehre, Macht, Wissen, Ruhm lassen sich mit kaltem Blut erringen und mit selbstischer Gesinnung festhalten. Aber das wahre, das höchste, das heiligste Glück bleibt ihnen doch verschlossen: das Glück, sich in Liebe hinzuopfern für ein Herz, das ihres Herzens bedarf."

Er sprach von dem erhabenen Beispiel des Erlösers, der sich in Liebe für die ganze Menschheit geopfert habe. Und wenn auch diese ungeheure That des einen für alle von uns armen, kleinen, bescheidenen Menschen nicht nachzuahmen, sondern nur in demütiger Dankbarkeit anzubeten sei, so lehre sie uns dennoch, daß wir den Mut haben dürfen und die Pflicht haben sollen, uns in unserm engen Kreise auch selbst zu vergessen, uns in Liebe zu opfern, der Nächste dem Nächsten, das Herz dem Herzen, wie das Gefühl, von Gott gegeben, uns zu einander führe.

In Claudinens Herzen wohne der einfache, hohe Mut der Opferkraft und Liebe. In Glanz und Sonnenschein habe ihr Glück begonnen, da sei es eine leichte Kunst gewesen, es zu hegen; nun seien schwere Wolken heraufgezogen und harte Prüfungen gekommen, aber unverzagt schreite Claudine auf dem Wege vorwärts, auf den das Geschick sie verwiesen. So hoher Liebe wohne ein Segen inne, der von Gott komme und dem sein Priestermund nichts hinzufügen könne, als das Gebet: sie möge ihr erhalten bleiben. Denn ihr sei das Glück unverlierbar. Äußeres Ungemach könne kommen, Not und Trübsal, wie der Herr sie auch seinen geliebtesten Kindern nicht erspare. Aber in ihrer Seele werde immer das Licht leuchten, das Gott darin entzündet.

„Denn die Liebe ist stärker als der Tod."

Seine Worte verhallten. Er selbst war bleich vor Erregung, als er nun den Bund vollzog, der das junge, zum freudigen Leben bestimmte Wesen für immer an den Mann schloß, der ernst, blaß und finster neben ihr stand.

Alle weinten. Nur Lena stand und starrte trockenen Auges vor sich hin.

Mitten in die Bewegung hinein, die entstand, als Claudine und Albrecht Mutter und Vater umarmten und als dann Frau von Ahlefeld etwas kühl und mit vorwurfsvoller Miene Herrn Ruprecht von Brandow die Hand reichte, die dieser aus Schüchternheit nicht küßte, mitten in dieses feierliche Hinundher hinein rief Onkel Hans:

„Pastor, geb'n Sie mir 'nen Kuß! Das haben Sie famos gesagt. Hatte Hand und Fuß."

Er umarmte Bernhard Claudius und

man hörte im ganzen Zimmer den knallenden Kuß, den der Pastor auf die Backe bekam.

„Ich kann nu mal die unnatürlichen Salbadereien nich leiden, die mit Bibelsprüchen gespickt sind, wie 'n magerer Braten mit Speck — wird kein nahrhafteres Fleisch davon. Wenn man meiner Minette damals so 'ne Predigt gehalten hätte — so eine wie diese, die einem auf die Knochen geht, da ständ' ich hier auch woll nich als jammervoller Junggesell. Na, gratulier', Frau Schwägerin. Und du, Lena, konnt'st dir auch was hinter die Ohren schreiben, da du nach Claudine wohl von uns die nächste dazu bist. Aber nu man nich heut' oder morgen! Hörst du? Du bist nun die alleinige Stütze unseres Alters — mit Permission, Frau Schwägerin, wollt' ich sagen meines Alters, denn Sie sind immer noch die junge, schöne Frau, beinah wie damals. Was Pastor? Also Lena, so ein paar Jährchen bleibst du noch ledig."

Es genierte Onkel Hans nicht, daß niemand zuhörte als der alte Jakob, der vergnügt dazu nickte und lächelte.

Pastor Bernhard Claudius stand vor Lena und sah ihr in die Augen. Ohne den Schutz der gewohnten Brille waren sie nicht mehr scharf und sicher, die Blicke, sondern verschleiert und weich. Er hatte sie noch nie ohne das Glas gesehen.

Eine merkwürdige Beklemmung kam über ihn. Es war, als ob etwas, das bisher sich immer verborgen gehabt, nun hüllenlos hervorträte. Als sei das Auge nackt geworden.

„Lena," sprach er leise, „ich habe auch für Sie mit gesprochen."

„Das ist Ihr Priesteramt, mit Ihren Worten allen Anwesenden etwas zu geben," sagte sie mit unsicherer Stimme und sah zu Boden.

„Lena," bat er leise, „sehen Sie mich einmal an."

Er sehnte sich darnach, ihr noch einmal tief in die Augen zu schauen, die Empfindung zu haben, als seien Schranken gefallen zwischen ihr und ihm.

Sie schüttelte das Haupt.

Onkel Hans trat herzu.

„Hör' mal, Lena," rief er, „du hast dich überanstrengt die letzten Tage, du hast ja gar keine Couleur mehr."

In der Tiefe des Zimmers, neben dem Altar, stand Claudine und sprach flüsternd in ihres jungen Gatten Vater hinein. Bald streichelte sie dazu seine Wangen und seine Hand und nahm ihr feines Tüchelein und wischte seine Thränen ab.

Und über sein elendes Gesicht zog langsam ein Schimmer von Freudigkeit.

Albrecht, der daneben an der Wand gelehnt, verbarg die Augen mit der Hand. Auch er hätte weinen mögen, wie ein Mann und ein Soldat nicht weinen darf: aus Verzweiflung!

Dem herrlichen Geschöpf hätte er Rosen unter die Füße betten mögen, sie in Glanz und Jubel zu hoher Freude führen, ihr alle Wonnen des Lebens geben mögen. Und nun so — so! Alles von ihr empfangen!

Alles ihr danken! Ihr Mitleid nehmen, das Opfer ihres Lebens!

Claudius hatte etwas in seiner Predigt vergessen! Er hatte nur von dem Mut, sich zu opfern, und von der Kraft, Liebe geben zu können, gesprochen.

Er hätte auch reden müssen von der Kraft, die es erfordert, Opfer zu nehmen! Dazu gehört für einen Mann, der jäh von der Höhe der Jugendfreudigkeit herabgestürzt war, auch Kraft, auch Mut. Die Kraft der Selbstüberwindung, der Mut der Hoffnung.

Claudine sah seine Haltung. Sie trat schnell auf ihn zu, nahm ihm sanft die Hand von den Augen, sah ihn tief an und sprach:

„Es gibt auch eine Zukunft!"

Mit dem sehenden Gefühl ihres feinen Herzens hatte sie alle seine Gedanken erraten.

Überwältigt zog er sie an sich, den linken Arm fest um sie schlingend.

Onkel Hans dachte schon ein Weilchen darüber nach, wie man aus der hohen Stimmung wieder herauskäme. Es war ihm doch so ein bißchen wie eine Zwangsjacke. Auch spürte er mit einem Male einen starken Hunger.

„Weiß der Deubel," sprach er und klopfte Lena derb auf die Schulter, „mir fällt immer die Rührung auf'n Magen. Sieh mal nach, Kind, ob das Festmahl auch nicht verbrät."

Man that ihm den Willen und ging sofort zu Tisch. Es ward aber ein gar



Segnung der Alpen. Nach einer Zeichnung von Matthias Schmid.

ernstes Hochzeitsmahl. Onkel Hans hielt eine lange Rede auf das junge Ehepaar, eine der konfusesten, gerührtesten Reden seines Lebens und eine der endlosesten dazu.

Und dann, als man sich getrennt, ging Claudine, wie jeden Abend, mit der Schwester in ihre Stube.

Sie entkleideten sich schweigend, Claudine war in tiefen Gedanken und bemerkte die beobachtenden Blicke der Schwester kaum. Sie war früher fertig als Lena und legte sich ins Bett, von der bleischweren Körpermüdigkeit umfangen, welche großen, seelischen Erregungen folgt und die doch durch keinen Schlaf gelöst wird, weil der Geist wach bleibt.

Da warf sich Lena plötzlich über sie.

„Hast du denn keinen, keinen Gedanken mehr für mich? Hat der fremde Mann dich mir ganz geraubt!“ schrie sie auf und brach in heißes Weinen aus.

Claudine richtete sich erschrocken auf und umarmte die Schwester.

Wenn bei so verschlossenen Naturen, wie bei der Lenas, die Fugen des Wesens sich lösen und die innersten Empfindungen hervorbrechen, hat die Elementargewalt etwas Beängstigendes.

„Niemand auf der ganzen Welt kann mich dir rauben,“ sagte sie, „wie kommst du auf diese Vorstellung?“

„Weil du nur noch an ihn denkst. Weil du so schnell, so kampflos entschlossen warest, mit ihm zu gehen, uns zu verlassen,“ rief Lena.

„Ich verlasse euch ja nicht. Wenn man wahrhaft durch Liebe verbunden ist, gibt es keine Trennung. Über Zeit und Fernen bleiben die Seelen bei einander,“ sprach sie sanft.

Lena trocknete ihre Thränen. „Aber wenn du Albrecht heut so lassen solltest, wie du morgen uns lässest — würde dir das auch keine Trenuung sein?“ fragte sie erstaunt.

Claudine dachte eine Weile nach. Ihrem geraden Geist, dem alles Grübeln ein Fremdes war, machte es viel Mühe, eine Selbstverständlichkeit erklären zu sollen.

Ihr war ein wenig zu Mut wie einem Schüler, der plötzlich von den einfachsten Dingen von der Welt erfährt, daß sie auch ihre Logik haben und der, weil ihm diese Dinge auch ohne logische Erklärung natürlich und selbstverständlich waren, die ganze Philosophie für einen unsinnigen Gedankenballast ansieht.

„Wenn ich Albrecht so lassen sollte wie ich morgen euch lasse — nein, dann wäre es keine Trennung. Hat Claudius es uns nicht gesagt: die Liebe ist auch noch stärker als der Tod? Auch der Tod ist keine Trennung. Aber siehst du, wenn ich bei euch bliebe oder bei Albrecht bliebe, ungestört ein ganzes Dasein lang, aber in einem von uns hätte die Liebe aufgehört — dann wären wir getrennt, ob auch unser Leben sich unter einem Dach abspielte.“

Sie streichelte der Schwester, der so viel klügeren, verständigeren Schwester liebevoll das Haar.

„Claudine,“ sagte Lena, ihr Gesicht am Hals der Schwester verbergend, „lehr' mich die Kraft, so zu lieben, wie du. Wie soll ich das elendeste aller Gefühle je überwinden, das Mißtrauen in mich selbst, die Eifersucht auf die eigne Mutter! Gott, warum ist sie so schön, so harmonisch, und warum bin ich so häßlich und so schnöde!“

Sie brach abermals in Thränen aus.

Nun aber war es Claudine, deren Augen trocken wurden, deren Atem stockte vor Schreck.

„Du liebst den Pastor!“ stammelte sie.

Lena riß sich von ihr los. Sie sprang auf, sie ballte die Hände zu Fäusten und streckte die Arme von sich.

„Wahnsinnig, verzweifelt! Ich hasse mich selbst darum. Es ist ein Gefühl — o mein Gott, mehr schrecklich als schön. Aber ich will es ertöten — — —“

Sie starrte vor sich hin.

Claudine war tief erschüttert. Sie konnte kein Trostwort finden. Denn obzwar sie keineswegs bestimmt glaubte, daß Bernhard Claudius sich um die Mutter bewerbe oder noch jemals bewerben werde, dachte sie doch seit ihrer frühesten Kindheit ganz naiv an den Pastor als an den einstigen Verehrer der Mutter und war gewöhnt, ihn als einen Mann anzusehen, der wohl niemals heiraten werde und an den sich auch gar keine Mädchenwünsche hinanwagten.

Und diesen Mann, der außerhalb und über aller Leidenschaft zu stehen schien,

liebte Lena! Gerade Lena mit ihrem Hang zur Selbstverspottung, zur Härte, zum Zorn, zur Laune — —

Sie wollte dennoch etwas sagen. Irgend ein hilfloses Wort, aber aus dem Lena doch Liebe ersehen sollte.

Da kam Lena ihr zuvor, küßte sie heftig auf die Augen, Stirn, Wangen und rief: „Kein Wort! Schone meine Wunde! Ich wollte dich nicht ziehen lassen ohne mein Vertrauen. Wir gaben es uns immer gegenseitig. Aber schweige dazu. Deiner Teilnahme bin ich sicher."

So schwieg denn Claudine, und die Nacht verging beiden in schweigsamem Wachen.

Früh forderte der andere Tag viel Mut und gesammelte Gedanken.

Das Ehepaar sollte mit dem Vater nach Dresden reisen. Dorthin ging seit einigen Jahren eine Eisenbahn. Es war der Ort, den man am ehesten außerhalb Preußens erreichen konnte. Denn Albrecht bildete sich ein, daß es in seinem Gemüt Licht werden müsse, wenn er aus der engeren Heimat entflohen sei.

Sie konnten beinah mit der Mühelosigkeit abreisen, wie prinzliche Herrschaften. Pastor Claudius und Onkel Hans hatten alles besorgt: Geld, Urlaub, Pässe. Die meisten Gänge, die meiste Arbeit hatte zwar der Pastor gehabt, allein Onkel Hans dachte befriedigt, daß man doch mal wieder habe sehen können, daß die Mädchen seines seligen Kleinen ohne ihn nicht fertig werden könnten.

Der Abschied war sonderbar. Albrecht schien bewegter als Claudine.

Ihm kam zum Bewußtsein, was er diesem Haus, dieser Mutter, dieser Schwester nahm, was sie ihm anvertrauten. Eine heiße Dankbarkeit quoll in seinem Herzen auf, und in sein Auge trat es, wider seinen Willen, feucht.

Sein Ausdruck befriedigte Frau von Ahlefeld.

Claudine hatte ein fröhliches Gesicht. Ihr Blick allein versenkte sich tief in die Augen der Schwester, als wolle sie sie noch einmal daran mahnen, daß es keine Trennung gebe.

Als der Wagen davongerollt war — Onkel Hans brachte die Reisenden zum Bahnhof — sprach Frau von Ahlefeld:

„Ich begreife mein Kind nicht. Habe ich so viel Muttertreue bewiesen, um so leicht verlassen zu werden!"

Ihre Stimme bebte mehr von verhaltener Bitterkeit, als von Schmerz über die Trennung.

Claudius sah seine Freundin an, in deren schönes, vornehmes Gesicht die Zeit weder die Spuren von Leiden noch von Gedanken gegraben.

Ihm war es nicht zweifelhaft, in welcher Brust das kühlere Herz wohnte, in der der Mutter oder in der der Tochter.

„Claudine hat eine heilige Einfalt des Herzens," sprach er nur.

Die Mutter verstand nicht, was das Wort ihr sagen wollte. Lena aber verstand es. Und in wahrhaftem Trotz sagte sie scharf:

„Einfalt ist nicht jedermann gegeben. Was kann eine Frau dafür, wenn sie nicht fühlen kann, ohne zugleich zu denken!"

Und Bernhard Claudius sah sie traurig an.

8.

So reisten sie denn in die Welt hinein, diese drei, die ein sich schnell entscheidendes Geschick zusammengeführt hatte.

Rupprecht von Brandow war noch niemals auf der Eisenbahn gefahren, sein Gütchen in der Mark war immer der Schauplatz seines Lebens gewesen, bis er es verkauft hatte, um nach Berlin zu ziehen. Ein Umzug, der mit großen Lastwagen und in einer Postchaise bewerkstelligt wurde. Claudine zwar hatte schon kleine Reisen gemacht, die aber über eine ein- oder zweistündige Eisenbahnfahrt nicht hinausgekommen waren.

So schauten der ältere Mann und die junge Frau wie zwei neugierige Kinder in die Welt hinein.

Das verloren gegangene Gefühl einer Überlegenheit kann für ein krankes Gemüt durch eine ganz zufällige Äußerlichkeit wenigstens für Augenblicke wiederhergestellt werden. Albrecht fand sich ein wenig in die Rolle des Mentors und Erklärers gerückt, weil er schon einmal diese Strecke befahren hatte. Und das that ihm wohl. Freilich nur für Augenblicke, denn in der bitteren Selbstbeobachtung, der er sich seit einiger Zeit ergab, sagte er sich alsbald,

daß fortan seine ganze Autorität darin bestehen würde, daß er gelegentlich mehr Weltgewandtheit und Erfahrung zeigen konnte, als seine beiden Reisegefährten besaßen. Er war in einem Irrtum befangen, der bei sehr vielen Männern im Liebes- oder Eheleben vorkommt, bei ihm aber seine ganz natürliche Begründung hatte in den Beobachtungen, welche er an seinen Eltern gemacht; er glaubte, daß mit der Liebe einer Frau, wenn sie dauern solle, auch notwendig ein Demutsgefühl verknüpft sein müsse, daß eine Frau aufhören werde, zu lieben, wenn sie in dem Mann nicht auch zugleich den Herrn und Schützer verehren könne. Und ein solches Gefühl konnte er, der im Gemüt Umdüsterte, der körperlich Verwundete jetzt Claudine doch unmöglich einflößen.

Er wußte noch nicht, daß es eine „Erhabenheit der Liebe" gibt, die nicht nach männlichen oder weiblichen Vorrechten fragt, nicht über Art und Wesen nachdenkt, sondern nur groß, menschlich und ewig wechselvoll empfindet; wechselvoll, indem sie heute herrschen, morgen dienen kann, heute beschützt und verteidigt und morgen in ergebener Hilflosigkeit sich selber beschützen läßt, die im Mitleid gleicherweise wächst wie im Stolz und die immer im Geliebten den König sieht, weil er durch die Liebe zum Herrn ihres Geschicks geworden.

Claudine empfand in ihrer Liebe gar keinen Unterschied zwischen Geben und Nehmen. Sie empfand nur das eine — sein! —

Man kam in Dresden an.

War das eine andere Stadt als Berlin? Eine andere Luft? War man über eine Grenze gegangen?

Albrecht erinnerte sich eines Besuches in Dresden, den er vor bald drei Jahren gemacht. Damals hatte er sich einige Urlaubswochen in der Familie von Freunden aufgehalten, und damals hatte ihn fortwährend die Beobachtung gepeinigt, daß er in einer deutschen Stadt die Empfindung haben mußte, in der Fremde zu sein. Es war eine Reise gewesen von Preußen nach Sachsen, eine Reise in ein anderes Land, in welchem er andere Interessen, andere Institutionen vorfand.

Und nun schien es, als befinde man sich in der gleichen Atmosphäre, die in Berlin geherrscht. Man war über keine Grenze gegangen!

Man war nicht von Preußen nach Sachsen gereist; man war in Deutschland geblieben.

Albrecht fragte sich voll Erstaunen und voll Schmerz, ob dies der Atem der Revolution oder der erste Hauch der Einheit sei, der durch die Lande wehe.

Vielleicht beides zusammen, sagte er sich, denn in den entfesselten Leidenschaften besinnen sich Menschen wie Völker auch auf ihre guten Kräfte.

Mit heißem Herzklopfen aber dachte er daran, daß sein eignes Blut, vergossen von seinem eignen Vater, an den Ereignissen klebe. Wehe, wenn es umsonst geflossen war.

Von dem Augenblicke an, wo ein schreckliches Unglück ihn aus den Reihen seiner Kameraden gerissen, hatte sich sein Inneres mit der schnellen Entwickelung, welcher nur leidende Seelen fähig sind, sehr weit von den Formen seines bisherigen Standes entfernt.

Er fühlte, daß er bisher nur Soldat gewesen war, und obschon er in alle Zukunft hinein nie etwas anderes hätte sein mögen als Soldat, waren ihm doch jetzt manche Schranken gefallen und er sah mehr hinaus und hinein in die bewegte Welt der großen Zeitfragen.

Nur fühlte er, daß er das innere Gleichgewicht hier so wenig wiederfinden könne als in Berlin.

An der Wirtstafel, in der Eisenbahn, im Kaffeehaus wie auf den Straßen hörte man nur das eine Thema besprechen: die Tage in Berlin, die Straßenkämpfe und den Stand der innerpolitischen Folgen. Man rühmte sich in Sachsen, auf friedlichem Wege dem Könige konstitutionelle Zugeständnisse abgerungen zu haben, man war gehoben von einer freudigen, brüderlichen Stimmung. Und daneben stritt man sich, ob der König recht gethan, dagegen zu protestieren, daß der König von Preußen erklärt habe, sich an die Spitze Deutschlands stellen und den vereinigten Landtag zu einem deutschen Parlament erheben zu wollen. In dem großen Strom der Begeisterung zeigten sich hier und da Strudel und Wirbel; man wollte großdeutsch sein und doch nicht aufhören, Preuße oder Sachse zu bleiben.

Welche Unklarheit! Welches Umhertasten der Gefühle!

Albrecht däuchte es plötzlich, als sähe er, wie alles war: es war, als hätten Säemänner mit großen Gebärden Saat auf ein noch nicht vorbereitetes Ackerfeld geworfen; es war, als wolle man mit Maschinen ein Gewebe herstellen, wo doch weder die Maschine fertig erbaut, noch die Webekunst gelernt war.

Und dann diese Erzählungen, die er und die Seinen unfreiwillig anhören mußten: die Berliner Straßenkämpfe, ohnehin schon entsetzlich genug, wurden zu schaudervollen und geschmacklosen Anekdoten ausgebeutet. Man berichtete, daß Bruder gegen Bruder, Söhne gegen Väter gekämpft haben sollten.

„Wahr! Wahr!“ schrie es in Albrecht auf. Und der nächste heiße Wunsch war: Weiter, immer weiter!

Sie reisten ab. Claudine meldete in einem langen Brief nach Hause, daß Albrecht seine Ruhe nicht eher finden werde, als bis an sein Ohr kein Wort mehr dringe, das ihn an den Schrecken jener Nacht erinnere.

Wieder nahm die Eisenbahn sie auf und führte sie in einem Tage bis nach Reichenbach.

Der ältere Brandow atmete auf, als er hörte, daß man von da aus die Reise zu Wagen fortsetzen solle, denn die vielen und schnell wechselnden neuen Eindrücke ängstigten seinen müden Geist zu sehr.

Und dann war ihm auch die Qual zu groß, stundenlang im engen Eisenbahncoupé neben dem jungen Ehepaar sitzen zu müssen, ohne daß er aussteigen konnte.

Neben dem Wagen konnte man einherwandern. Und die fixe Idee, die ihn plagte, daß er an seinem Durst vergehen müsse, konnte sich beruhigen: im Wandern vermochte er wohl hier und da heimlich Einkehr zu halten, ohne daß Claudine es bemerkte.

Seine Liebe zu ihr konnte sich gar nicht zu einer beglückenden Freiheit entfalten, weil immer das Gefühl einer drückenden Scham dabei war.

Noch hatte die Eisenbahn nicht gelernt, Felsen zu durchbrechen und Gebirge zu überschreiten.

Durch das weit gedehnte, hügelige Voigtland ging die Reise zu Wagen. Das herbe Land mit seiner Schönheit ohne Grazie stand noch im rauhen Vorfrühling. Auf breit hingelagerten Bergzügen wehte im kalten Schauern ein Wind, der die Knospen zurückhielt, keimend hervorzubrechen, der die Sonne verhinderte, letzte Schneespuren aus Klüften und Schattenwinkeln aufzulösen zu quellendem, befruchtendem Tauwasser.

Und doch, die harte Natur that ihnen allen drei wohl.

Die Unbarmherzigkeiten des Menschenlebens machen die Herzen krank; die Unbarmherzigkeiten der Natur entfachen den Mut.

Jetzt drang kein Wort mehr an Albrechts Ohr, das ihm weh thun konnte.

Auch stählte die neue Not, die ihm auferlegt ward, seine Sinne.

Die Wunde, welche in schneller Heilung begriffen schien, hatte er kaum mehr gespürt. Er konnte zwar den Arm recht wenig und nur mit Schmerzen bewegen, aber glaubte mit Claudinen, daß vielleicht irgend ein Nerv zerrissen worden war durch den Schuß und daß dies sich erst allmählich wieder geben könne.

Das Fieber, das ihn leise aber merklich jeden Abend durchrüttelte, schrieb er auf seinen unglücklichen Gemütszustand zurück. Er glaubte keine Genesung nötig zu haben, als die von seiner peinvollen Erinnerung.

Und nun, durch die Fahrt im stoßenden Wagen auf schlechten Wegen, nun spürte er einen häßlichen Schmerz, einen ganz greifbaren Schmerz, der seine Nerven oft kalt erbeben ließ. Er mußte sich sagen, daß die Wunde nur oberflächlich und vielleicht zu früh zuheile.

Aber seine Lippen blieben geschlossen, wenn auch der Schauer einer Schmerzensblässe oft über seine Wangen flog.

So konnte seine Manneskraft doch noch etwas: konnte noch Leiden verbergen, um die Teure, Sonnige, Eine nicht zu ängstigen.

Mit immer wachsender Ehrfurcht, mit einem Entzücken, das ans Übermenschliche ging, fühlte Albrecht sich der Geliebten ergeben.

Er sah, daß sie kindlich, mit immer heiterer Stirn den Tag und seine Mühen trug, nie ermüdete in der Sorge für den Vater und für ihn. Und was er einst gedacht, daß in dieser abgeklärten Heiter-

keit eines engelreinen Gemütes vielleicht der Mangel verborgen sei — ein Mangel, den er ihr nie, nie angerechnet haben würde — leidenschaftlich zu empfinden, auch das war ein Irrtum gewesen. Sie war sein Weib. In den heiligen Stunden ihrer geheimsten Zusammengehörigkeit fühlte er auch in ihr die Kraft der Leidenschaft emporlodern. —

Aus dem Voigtlande gingen sie in das Fichtelgebirge über. Die breiten, klotzigen und niederen Bergformationen wandelten sich in gedrängtere, steilere. Felder und Obstbäume verschwanden, Tannenwälder umrauschten ihren Weg.

Und als sie sich an den jenseitigen Hängen auch dieses Gebirgs befanden, wehten ihnen mildere Lüfte entgegen.

„Der Frühling!“ rief Claudine jauchzend und breitete die Arme aus, als sie den ersten blühenden Obstbaum, aus schwarzer Erdscholle ragend, sein weißdurchwirktes Geäst vor silbrig blauem Himmel ausrecken sah.

Ja, der Frühling!

Die Zeit der Wonne nnd des Grams, die Zeit der Sehnsucht und Erfüllung, der Wünsche und Begierden, der gegenstandslosen Thränen und des grundlosen Jauchzens.

Was kann dem Menschenherzen der Blütenbaum sein, was dem wunden Gemüt ein knospendes Grün, was der kranken Seele das einförmige Zwitschern des Vogels, der mit vier Tönen sein kleines Lied traulich und unverändert in den Zweigen schwatzt — was? Und doch, die heilige Kraft der Erlösung wohnt ihnen inne.

Nicht die Tröstung des neuen Werdens, die der leidenden Seele zuzuraunen scheint: Auch dir kann ein neuer Frühling aus den Grabschollen erwachsen, die die Vergangenheit decken!

Nein, die Tröstung der Ewigkeit, die der starken Seele sagt: Mag dein kleines Menschenschicksal vergehen und die Zeit mit dir; immer neu und ewig offenbart sich das Wunder der Natur und wird nach dir Tausende erquicken, wie es dich erquickt.

Die Größe des Erstehens lehrt die Kleinheit des Versinkens.

Und Claudine war von diesen starken Seelen, die die Kraft haben nicht immer auf sich selbst zurückzukommen. Sie vermochte sich freudig zu vergessen, vor den Schönheiten der Welt. —

Als sich die Reise wieder der Eisenbahn näherte, freute Albrecht sich, während Claudine und der Vater zu klagen begannen, daß man auf die laute Straße zurück müsse. Claudine fand das Fahren in Postwagen, das Ankommen in kleinen stillen Städten, das Schmettern des Posthorns im Walde so romantisch. Ihre kindliche Phantasie ergötzte sich immer von neuem in der Vorstellung von allerlei Abenteuern, die ihnen etwa begegnen könnten. Sie ahnte ja nicht, daß Albrecht körperlich litt, sie glaubte nur, daß die Gespräche der Mitreisenden in den Postkutschen ihn quälten, denn selbst in den versteckteſten Gebirgswinkeln gab es nur ein Thema: die revolutionäre Bewegung. Der ältere Brandow seinerseits schien ganz vergessen zu haben, daß er dabei beteiligt gewesen. Nie verriet ein Wort oder eine Miene das leiseste Unbehagen. Entweder träumte er vor sich hin oder staunte Claudine und seinen Sohn an.

Dies Staunen war so auffällig, daß Claudine schon mehr als einmal gefragt hatte:

„Vater, worüber wunderst du dich denn eigentlich so?“

Er wurde dann rot und sah weg, ohne zu antworten.

Sie kamen in ihr letztes Nachtquartier. Am anderen Morgen sollten sie in Neumarkt wieder die Eisenbahn nehmen, um bis Nürnberg zu fahren. Dann hieß es wieder mit der Post bis Donauwörth reisen, um von da nach München zu gelangen. Warum nun Albrecht gerade nach München wollte, blieb Claudinen ein Rätsel.

Sie schrieb an die Mutter und Lena, daß Albrecht vielleicht in den Kunstwundern, die König Ludwig in München geschaffen haben sollte, Vergessenheit zu finden hoffe, und versprach sich in der That das Beste davon.

Albrecht hingegen hatte nur den heimlichen Gedanken, dort einen berühmten Chirurgen konsultieren zu können.

Die beiden großen Kinder, Claudine und ihr Schwiegervater, hatten an dem letzten Abend ihrer Postreise Glück. Sie machten Quartier in einem kleinen Städtchen, welches Claudinen von allen Reizen der Romantik überschüttet schien.

Albrecht lächelte liebevoll zu ihrem Enthusiasmus. Sie waren noch durch keine Gegend gekommen, die Claudine nicht reizvoll gefunden hatte.

Es schien, als durchglühe sie mit der Wärme ihres Innern alles um sich her; die kargste Natur beleuchtete sie mit dem Licht ihrer Seele, sie sah Schönheit und Anmut in die Dinge hinein, wenn keine darin waren.

Albrecht hatte oft mit Erstaunen bemerkt, daß sie niemals einen Menschen häßlich fand. Man mochte an Wirtstafeln oder in den Postwagen Personen gegenüber sitzen, über deren Häßlichkeit er sich heimlich entsetzte, so war die erste Äußerung, welche Claudine nach langer, stiller Beobachtung that, gewiß die:

„Hast du bemerkt, welch ein angenehmes Lächeln der Mann hatte?" Oder: „Hast du gesehen, wie fein und schön der Haaransatz an den Schläfen bei der Dame war?" Oder: „Was für ein hübsches Wangenprofil das Mädchen hatte, wenn es sich dreiviertel umwandte?"

An diesem letzten Abend nun fühlte Albrecht sich am Ende all seiner Kräfte. Er sehnte sich nach Einsamkeit, um nur eine arme kleine Stunde lang ein schwacher Mensch sein zu können. Der stete Zwang, einen brutalen Schmerz zu verbergen, zehrte an seinen Nerven allmählich fast noch mehr wie die Erinnerung an jene Nacht und die fixe Idee, daß er seine Fahne verlassen habe. Willenskräftige Menschen gestehen sich nie gerne ein, daß sie ihrem Körper schließlich unterthan sind. So nahm auch bei Albrecht seine Schwäche die Form eines ohnmächtigen Zornes gegen sich selbst an.

Er bat nach dem frühen Abendmahl, daß man ihn allein lassen möge. Er kannte Claudinen schon genug, um keinerlei Erklärungen hinzuzufügen. Sie fragte niemals ängstlich „warum?" Da sie niemals eine üble Laune oder Heimlichkeiten hatte, setzte sie auch nie bei anderen dergleichen voraus.

„Komm, Vater," sagte sie, „Albrecht will allein sein. Laß uns spazieren gehen."

Sie hatten in der Wirtsstube zu Abend gegessen. Der große, weiß getünchte Raum, niedrig und gewölbt, wie er war, kam Claudinen wie ein Klosterrefektorium vor.

Der Sand auf dem sauberen Estrich, der unter ihren Füßen knirschte, machte ihr Spaß. Sie sagte der Wirtin etwas Angenehmes über das Essen, das ihr vortrefflich gemundet habe; sie fragte den Wirt nach einem hübschen Spaziergang und erklärte, daß sie das Städtchen und die Gegend bezaubernd fände. Die Leute sahen ihr entzückt nach, wie sie dann dahinging, sich in fröhlicher Zärtlichkeit dem Herrn an den Arm hängend.

Sie gingen in die friedliche Landschaft hinein, über welche ein langsam hinsinkender Aprilabend seine feuchte, bläuliche Dämmerung breitete. Sanfte Waldhügel schlossen hinter dem Städtchen den Horizont ab, sie verhüllten sich schon in schwärzliche Schatten, und der frische Abendwind, der sich aufmachte, schien von ihren Höhen zu kommen. Der merkwürdig hohe Kirchturm des Ortes stand zwischen dem rotgrauen Häusergehocke zu seinen Füßen, wie ein langer Schäfer, um den sich die Schafe zur Ruhe gelagert haben.

Ein Flüßchen kam von den Bergen her und wand sich rechts um den Ort, ihn wie in einen Halbrahmen schließend. Das Wasser floß munter, mit schuppigem Gekräusel, aber geräuschlos in seinem Bette weiter, fern überschlug eine stegartige Brücke das Flüßchen, dessen Lauf ein leiser, fein dampfender Nebel überschleierte.

Eine Pappelgruppe erhob sich neben der Brücke; die karg belaubten Astrippen streckten sich bündelweise himmelan. Über ihr stand in der blassen Luft die gelbrötliche Mondsichel in ihrem letzten Viertel.

Lange gingen sie schweigend. Die Abendstille legte sich mit ruhvoller Andacht um Claudinens Seele.

Der Mann aber mußte immer daran denken, daß dies, seit jenem Morgen, wo Claudine ihn geholt, der erste Augenblick ihres Alleinseins war, und eine Frage brannte auf seinen Lippen, in seinem Herzen.

„Claudine," sagte er leise, „wie kannst du Albrecht lieben, jetzt, wo er, anstatt dein Herr zu sein, dein Schützling ist?"

Claudine schrak aus irgend einem süßen Traum auf.

„Kann man denn nur einen Mann lieben, wenn er uns fortwährend männliche Kraft zeigt?" fragte sie erstaunt. „Muß

denn die Hingebung eines Frauenherzens notwendig mit dem Gefühl von Schwäche, von Schutzbedürftigkeit verbunden sein? Das verstehe ich gar nicht. Wie kommst du darauf?"

Sie waren gerade auf der kleinen hölzernen Brücke angelangt. Sie blieben stehen und stützten ihre Ellenbogen auf das Geländer. So nebeneinander lehnend sprachen sie, und schnell fühlte Claudine, daß der Mann neben ihr nur zu reden vermochte, weil seine Augen in das rinnende Wasser oder in die verdämmernde Ferne sahen.

„Ich komme darauf, weil meine — weil Albrecht's Mutter nur die Stärke lieben konnte. Und ich, Claudine, ich war immer ein zager Mann," sprach er sehr leise.

„Erzähle mir doch von ihr," bat sie herzlich. Und sie dachte an die Beschreibung, die Onkel Hans von dem Porträt der verstorbenen Frau von Brandow gemacht: „Streng! mit der muß nich gut Kirschen essen gewesen sein!"

„Ach, Claudine, das ist so schwer. Ich kann so wenig sagen. Sieh Kind, das ist immer mein Unglück gewesen," sagte er.

Sie rückte ihm ein bißchen näher, daß sie Schulter an Schulter mit ihm kam, und flüsterte beinah:

„Aber zu mir kannst du reden, Vater. Denn es hat dich noch nie jemand so lieb gehabt. — Sieh, wie die Ferne verschwimmt und wie blaugrau sich das Städtchen überschleiert, wie mit dichtem Flor."

Die kleine Naturbeobachtung sprach sie aus, sie wußte selbst nicht warum. Aber ihr war, als gäbe sie dem Mann damit mehr Unbefangenheit.

„Ja, du hast mich lieb. Und du hast Albrecht lieb, obschon du ihn schwach siehst," begann er stockend. „Aber freilich, seine Schwäche ist auch nur vorübergehend. Und deine Art ist auch ganz anders, wie die meiner Frau war. Claudine, wenn ich sagen wollte, sie war bedeutender als du, thäte es dir weh — denn thust du nicht immerfort das Größte? Aber doch, weißt du, die Leute nennen es so. Ich weiß nicht, was es ist."

„Sie war gewiß viel klüger und gebildeter als ich?" fragte Claudine ganz naiv, und ebenso naiv antwortete Brandow eifrig:

„Ja, so auf die besondere Art! Weißt du, schon als ich ein Knabe war, hatte ich immer Angst vor ihr. Und liebte sie zugleich über alles! Die ganze Gegend sprach davon, daß sie so klug, so geistvoll, so energisch sei. Ich aber dachte nie daran, sie mir zu erringen."

„Wie kam es dann doch?" fragte Claudine.

Der Mann sah lange auf das unter ihm fortwirbelnde Wasser hinab.

„Ja, so unerwartet, so traurig wunderbar. Ihr Vater machte bankerott. Jedermann hatte ihn für reich gehalten. Alle Bewerber zogen sich zurück. Da, in jenen Tagen wagte ich es, ein wenig von dem zu zeigen, was in meinem Herzen war. Nie vergesse ich den langen, seltsamen Blick, mit dem sie mich ansah. Nachher habe ich's begriffen: sie hatte gedacht, aus Charakterstärke habe ich meine Liebe verschwiegen, solange ich sie reicher glaubte als mich. Ach, und ich hatte es nur aus Feigheit gethan. Und ich wagte es auch jetzt nur, ihr meine Verehrung zu zeigen, weil sie fühlen sollte, es gäbe einen, der ihren Wert nicht nach dem Rahmen schätze."

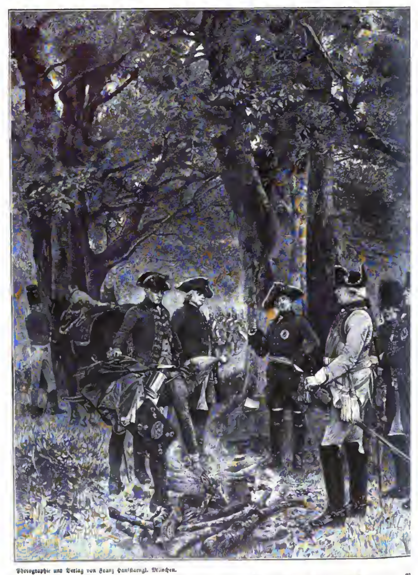
Er seufzte tief auf.

„Ihr Vater kam mir entgegen. Er sagte mir, daß sie mich liebe. Sie selbst hat es mir nie gesagt. Und da fand ich den Mut, schriftlich um sie zu werben. Sie, großmütig, stolz, bitter gegen die anderen, wollte mich belohnen für mein früheres Schweigen und sagte ja.

Von da an begann mein unglückliches Glück. Ach, Claudine: Sie war mir so sehr überlegen. Ich war ein einfacher Landjunker, sie war bis in ihre Fingerspitzen hinein eine große Dame. Sie war belesen und hatte so viel Kenntnisse. Und sie hatte ihre Ansichten, wie ein Mann sein sollte. Ganz anders, ganz anders wie ich."

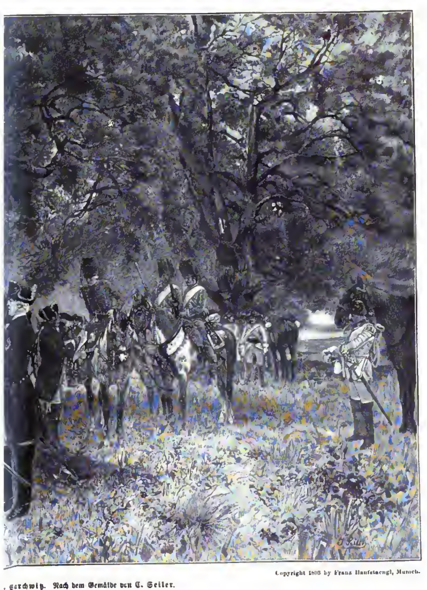
Seine Stimme ward von keimenden Thränen verschleiert.

„Siehst du, und ich liebte sie jeden Tag mehr, aber immer ferner, so wie ein Unterthan die Königin. Und sie, das begriff ich, wollte beherrscht sein. Wie sollte ich das beginnen, im Gefühl, der Kleinere zu sein?! Wie das noch verstehen, als ich es begriff? Ja, wenn ich gleich — vom ersten Tag an geahnt hätte — aber auch dann vielleicht nicht. Das ist wie beim Fahren: wenn du die Zügel nicht gleich fest nimmst,



Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl, München.

Friedrich der Große im Walde von P



i Parchwitz. Nach dem Gemälde von C. Seiler.

kannst du's nachher nicht anders, als mit der Roheit eines Peitschenhiebes erzwingen. Und wie hätte ich auftrumpfen sollen gegen eine Frau, die über mir stand? Kraft welchen Rechtes?! So waren wir beide elend."

„Aber wenn sie dich wahrhaft geliebt hätte, Vater, dann hätte sie gar nicht dies Bedürfnis gehabt, von dir beherrscht zu werden. Wenn sie eins mit dir war, galt es ja gleich, wer zufällig der stärkere Teil war," sagte Claudine sanft.

Der Mann richtete sich auf und sah das junge Weib in starrem Schreck an.

„Meinst du das?" stammelte er. „Daß sie mich nicht geliebt hat?"

„Ja, das meine ich," wiederholte Claudine, die der Frau noch im Grabe zürnte, ihres Albrechts Vater kein Glück gegeben zu haben.

Er sank wieder in sich zusammen.

„Das erklärt viel," murmelte er, „auch dein Leben mit Albrecht. Denn du liebst ihn. Das fühlt er, ich fühle es. Und sie hat mich nicht geliebt — nicht — meinst du?"

Er fuhr nach einer Pause fort:

„Immer stand die Hoffnung hinter mir. Ich wartete immer auf ein Wunder. Ich dachte, es müsse mir noch gelingen, sie glücklich zu machen. O, Claudine, sie konnte früher manchmal lächeln — als Albrecht geboren war, und als er in seiner frühesten Kindheit reizend wie ein Engel war und ein so drolliger kleiner Kerl! Und siehst du, das war nun meine Hoffnung: wenn es mir gelingen sollte, auf ihre stolzen, strengen Züge noch einmal ein solches Lächeln zu zaubern! Noch einmal diesen schönen Ausdruck von mildem Glück in ihrem Gesicht zu sehen. Aber sie ist hingegangen, ohne daß es mir gelang. Ihre Lippen haben sich auf ewig geschlossen, ehe sie mir lächelten."

„Armer Vater," flüsterte Claudine und legte ihren Arm um ihn.

„Das ist wie ein Fluch auf einem Menschenherzen," fuhr er fort und starrte in die Weite, „sich hinopfern wollen und nicht können, nicht dürfen! Sich täglich zu sagen, daß man sein Leben hingeben würde, um die eine glücklich zu machen und es doch nicht zu können!"

Ein Frösteln schlich durch Claudinens Glieder. Es war fast dunkel geworden, und das letzte bißchen Wärme, das den Tag über die Sonne in den Erdboden hineingestrahlt, war von den herbfeuchten Dünsten ausgelöscht.

Claudine zog den Mann fort, der ganz in seine Erinnerungen versunken war.

Er hatte jetzt seinen Arm in den ihren gelegt und ließ sich von ihr führen. Oftmals stand er im Schreiten still. Was nun einmal angerührt war, mußte ganz aufgedeckt werden. Seine Seele drängte ihn unwiderstehlich, sich dem jungen Wesen zu offenbaren, welches ihn verstand, mit ihm fühlte, ihn niemals verdammt hatte.

„An ihrem Sarge stand ich noch und betete: Gott, laß ein Wunder geschehen und thue noch einmal ihre Lippen auf. Schweigsam war sie immer gewesen und ihr Herz hatte auch in der Liebe zu ihrem Sohne wenig Worte gefunden. Sprechen sollte sie nicht — ich wollte sie auch nicht fragen: warst du denn wirklich so ganz elend? Nur noch einmal lächeln sollte sie. Nur lächeln! Damit ich sähe, ob sie wenigstens meinen heißen Willen erkannt habe. In dem Willen, sie glücklich zu machen, in der Ohnmacht, es nicht zu können, hab' ich all meinen Stolz verloren gehabt."

Claudine drückte zärtlich seinen Arm an sich.

„Dann kamen gute Freunde, Verwandte und sprachen auf mich ein. O Gott, Claudine, sie lügen so gewöhnlich an Särgen und man ist so klein, die Lügen zu glauben. Warum macht sich der platte Alltag gerade an so heiliger Stätte breit? Ich habe so viel darüber nachgedacht. Es ist so viel in unserem armen Menschenleben, das ich nicht begreife. Auch nicht, warum mir alle damals vorlogen, daß meine Frau mich stets gerühmt und das Glück gepriesen, was sie durch mich gefunden. Noch weniger, warum ich das glaubte, denn ich wußte doch, sie war nicht das Weib, Freunden oder Tanten ihr Glück oder Unglück zu offenbaren. Aber ich redete mir ein, daß ihre keusche, herbe Art ihr verboten habe, sich mir liebevoll zu zeigen. Ich fing an, glücklich zu werden, mitten in dem Gram um ihren Tod."

Er stand still, und Claudine fühlte, wie ein Zittern durch seinen Körper ging.

„Einmal," fuhr er fort, „nach Wochen, kam ich über ihren Schreibtisch. Es war

alles darin so ordentlich, so peinlich gehalten, wie ihre eigene Person stets war: fast steif und pedantisch. Sie erschreckte viele durch ihre übertriebene Ordnungsliebe. Ja, klar und sauber war ihr Wesen. Die wenigen Briefe lagen in Bündel zusammengebunden, im Band steckte je ein Zettel mit dem Namen des Schreibers. Ihre Rechnungsbücher waren musterhaft geführt. Man sah so, sie war ein Mensch gewesen, in dessen Leben es keinen Schatten gab. Aber auch kein Licht."

Seine Stimme ward hier ganz leise, er sprach sehr schnell und schritt zugleich hastig vorwärts.

„Ich fand ein Tagebuch. Damals schrieben alle Frauen eins. Ich dachte aber nicht, daß sie eines geführt hatte, denn sie liebte nicht die schönrednerischen Selbstgespräche. Ich erinnerte mich genau, daß sie einmal gesagt hatte: Tagebücher verleiten zu selbstgefälliger Bespiegelung eigener Vorzüge und eigener Leiden. Und nun hatte sie doch eines geführt? Aber es war keine Schönrednerei darin, keine Selbstgefälligkeit. Kurze, eiserne Sätze. Sie fielen auf meine Seele wie Hammerschläge. Ich sah bitterste Lebensweisheit, die eine einsame, unglückliche Frau niedergeschrieben.

Ich las und las. Ich erfuhr, daß sie sich vorwarf, einst in einem Gemisch von Dankbarkeit gegen mich und Verachtung gegen die andern schnell mein Weib geworden zu sein. Und ich las, daß sie nach Glück gedürstet hatte, daß ihr das Herz hart geworden, weil sie es nicht gefunden, daß sie mich — verachte, weil ich nicht verstand, der Stärkere zu sein."

„Vater!" rief Claudine entsetzt.

Er nickte mehrmals vor sich hin.

(Schluß folgt.)

Der Reiter.

Ich sah zurück auf lange Strecken,
Die ich durch tiefen Sand hinging.
Hier, da, an kahlen Hecken
Ein bunter Fetzen hing.

Das Glück war mir vorausgeritten,
Ich sah seinen roten Mantel wehn. —
Konnt' doch mit meinen müden Schritten
So schnell nicht gehn.

„Hast du das Glück nicht reiten sehen,
Du lieber Rittersmann?
Einen roten Mantel im Winde wehen,
Mit einer goldnen Troddel dran?"

Wer hält da vorn im Weg und richtet
Sein Rabenrößlein auf mich her,
Von einem fahlen Glanz umlichtet?
Mein Herz bangt sehr.

Da sprach der Tod, und ich erbleichte:
„Dein Glück hält hier,"
Und aus dem Sattel reichte
Er seine harten Hände mir.

Gustav Falke.



David Teniers der Jüngere.

Von Dr. Oskar Doering-Berlin.

(Abdruck verboten.)

Am 4. Juni des Jahres 1685 gab es in einem Hause zu Brüssel große Auktion. Vom neugierigen Volke umdrängt kamen die Kauflustigen herbeigegangen, geritten und gefahren. Stattliche Mynheers in breitkrämpigen Filzhüten, elegante Kavaliere in spanischer Tracht, stadtbekannte Künstler von feinem oder verlumptem Aussehen, würdig wandelnde Geistliche verschwanden im Innern des Hauses, aus dem der Lärm des Anpreisens, Bietens und Zuschlagens hervorschallte. An den Eintretenden vorbei drängten sich andere, welche drinnen gekauft hatten, nicht wenige von ihren Dienern gefolgt, welche die glücklich erstandenen Gemälde trugen. Und hier und dort stand einer und zeigte einem Kreise von Freunden ein eben gekauftes Skizzenbuch, und die ganze Schar brach beim Anschauen oftmals in fröhliches Gelächter aus. War es doch des Lebens ungetrübte Heiterkeit, die schelmisch gepredigte Weisheit eines lachenden Philosophen, die aus jenen Bildchen hervorglänzte. Er aber, der all das blühende und schalkhafte Wesen auf den Plan gezaubert hatte, lag jetzt drinnen kalt und tot! Und die vergnügten Lacher schwiegen nachdenklich. Ja, es war schnell gekommen mit dem armen Teniers! Neulich noch mit ihm gezecht und gejubelt, und heute auf seiner Auktion. Wer mochte sagen, wer jetzt als nächster mit dem Sensenmanne davontanzen mußte!

Während die Freunde des Künstlers solchen trübseligen Gedanken nachhingen, saß der angeblich Tote vergnüglich in seiner Werkstatt und malte. Und zwar fleißig, denn die Arbeit lohnte in diesen Tagen. Es war aber auch die höchste Zeit gewesen, daß er diesen tollsten Einfall seines Lebens bekam. „Was thun, um Geld zu erlangen, wenn kein Hebräer mehr borgt? Kneipen muß der Mensch doch!" So hatte im fünfundsiebzigsten Jahre seines Erdendaseins David Teniers gedacht und eines Tages geflissentlich die Nachricht von seinem seligen Hinscheiden ausgesprengt. Und dann hatte er sich sorgfältig eingeschlossen, sich lautes Lachen verkniffen und gemalt und gezeichnet, was das Zeug halten wollte, damit die würdigen und eleganten Kunstliebhaber rasch noch möglichst viel „Nachlaß" zu kaufen imstande wären.

Nach heutigen Begriffen würde ein derartiges Verfahren nicht gerade als rühmlich gelten, und ein durch sich selbst Totgesagter würde jedenfalls bei seiner Wiederauferstehung von mancher Seite nicht allzu liebenswürdig begrüßt werden. Wie es David Teniers ergangen ist, bin ich leider nicht in der Lage berichten zu können und gebe mich auch keinen Vermutungen darüber hin. Denn offen gesagt, die obige Geschichte, die uns von den Biographen des Künstlers ganz ernsthaft erzählt wird, halte ich für schnöden Lug und Trug. Die Geschichtschreiber waren zu jener Zeit im allgemeinen noch nicht sehr ängstlich; sie griffen gern ohne langes Besinnen nach der ersten besten im Schwange befindlichen Anekdote und gaben sie für wahr hin, wenn sie hofften, damit Aufsehen machen zu können. Gewiß wird man David Teniers den Jüngeren vom Vorwurfe solcher Frivolität freisprechen dürfen, um so mehr als dieselbe Geschichte auch dem berühmten Rembrandt angehängt worden ist. Das harmlose und erfreuliche Körnchen Wahrheit, das übrig bleibt, ist nur, daß Teniers ein vergnügtes Leben führte, welches allerdings zeitweise etwas teuer gekommen sein mag. Als Beweis betrachte man die Bilder, in welchen der Künstler sein häusliches Leben im Kreise seiner Familie und seiner Freunde schildert, und die voll von Lebensfreude sind, ohne von leichtsinnigen Neigungen eine Spur aufzuweisen. Eins davon zeigt uns den lustigen Maler mit den Seinigen musizierend. (Abb. 1.) „Wein, Weib und Gesang" möchte ich das Gemälde nennen. Ohne Zweifel, Teniers der Jüngere hat sie alle drei zu schätzen verstanden. Es ist ein Augenblick reinsten Familienglückes, in welchem wir ihn belauschen. Auf dem ins Wasser des vorüberziehenden Flusses reichenden Altan seines Schlosses zu Perk sitzt der Maler mit seiner jungen lieblichen Gattin und dem ältesten Sprößling, um sich an der Kühle des Sommerabends, freundlicher Hausmusik und einem guten



Abb. 1. Der Künstler mit seiner Familie. (In der Kgl. Gemäldegalerie zu Berlin.)
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Tropfen zu erquicken, welcher letztere in einem blinkenden Becken kalt gestellt ist. Ein kleiner Diener tritt mit Gläsern und einer Kanne heran, die wohl etwas besonders Feines enthält. Der Meister aber ist ganz vertieft in das Lied, das er auf dem Violoncello begleitet, achtet weder des Dieners noch des Äffchens, das auf dem Mauersims sein Wesen treibt, und sieht nicht einmal den Freund, der eben zum Besuche kommt und lauschend an der Thür stehen bleibt. Lange kann es freilich nicht mehr dauern, bis er ihn bemerkt, denn schon hat Frau Anna lächelnd ihren Gesang abgebrochen, und David Teniers der Jüngste reckt im Hintergrunde neugierig den Hals nach der Pforte.

Das also ist unser Künstler und zwar, nach seinem und der Seinigen Aussehen zu schließen, in einem Alter von vielleicht acht- bis neununddreißig Jahren. Da nun die Stadt Antwerpen im Jahre 1610 den damals freilich noch nicht zu würdigenden Vorzug hatte, daß David Teniers der Jüngere in ihren Mauern geboren wurde, so mag das Familienbildchen um 1648 oder 1649 entstanden sein. Übrigens ist es nicht das einzige seiner Art; im Gegenteil gibt es eine Menge solcher Teniersscher Porträtbilder, auf deren vielen er mit seiner ersten Gattin erscheint, die ich die Ehre gehabt habe, meinen geschätzten Lesern soeben vorzustellen. Er muß sie außerordentlich geliebt haben, denn ihre anmutige Erscheinung findet sich auf seinen Gemälden oft und in den mannigfaltigsten Kostümen wieder. Und wie er an Weib und Kind hing, so liebte er auch das Gütchen, welches er besaß. Sein kleines Schloß zu Perk, in welchem wir ihn musizierend antrafen und das heute noch teilweise erhalten ist, hat er häufig gemalt, teils indem er es in allerlei Darstellungen hineinfügte, teils in selbständiger Wiedergabe. So sehen wir es auf einem Gemälde der Londoner Nationalgalerie (Abb. 2). Es ist Abend, und der Künstler lustwandelt an der Seite seiner Gattin und einer ihrer Freundinnen, einer vornehmen Dame mit elegantem Federhut, am Flußufer, gefolgt von einem jugendlichen Diener, der den Lieblingshund leitet. Gerade führen die Gutsleute einen tüchtigen Fischfang aus, und der alte Verwalter tritt stolz heran, um einen Prachtlachs zu zeigen, der ins Netz gegangen ist. Der Künstler, welcher hier gewiß einen kleinen Vorgang aus der Wirklichkeit dargestellt hat, konnte über den Besitz dieses Landgutes mit Recht froh sein, und

wie er der Besucherin dessen Vorzüge weist, lernen auch wir es kennen mit seinen Türmen und stattlichen Giebeln und freuen uns der lieblichen Natur, von welcher es umgeben ist.

Es war David Teniers nicht leicht geworden, bis er zu solchem Wohlstande gedieh. Wir hören, daß er in seiner Jugend seine Bilder nur schwer an den Mann gebracht habe. Sein Vater, auch David mit Namen, hatte fünf Söhne zu erziehen, von denen vier, seinem Beispiele folgend, sich der nen. Aber welch ein Unterschied zwischen dem alten und dem jungen David. Dieser voll Saft und Leben, jener trocken; dieser immer ursprünglich auch beim herkömmlichsten Gegenstande, jener stets im alten Schulgeleise; der Sohn voll eigensten Gefühles, heiter überlegener Auffassung des Menschengetriebes, die aus seinen Bildern in unser Herz lächelt, der Vater ein für niemanden anregender Maler der Wirklichkeit. So konnte der alte Teniers der Lehrer seines Sohnes, dieser aber nie ein rechter Schüler



Abb. 2. Teniers' Schloß zu Perk. (In der Nationalgalerie zu London.)
(Nach einer Original-Photographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i/E., Paris und New York.)

Malerei widmeten. Der einzige, welcher unter ihnen Talent bewies, war unser David. So ist uns denn auch von den übrigen so gut wie nichts erhalten geblieben. Von den Kunstleistungen des Vaters wissen wir dagegen hinreichend viel, um feststellen zu können, daß er zwar produktiv, aber keineswegs ein Genie war, und diese Erkenntnis wird namentlich dadurch befördert, daß er gegenständlich ziemlich genau dasselbe malte, wie sein großer Sohn, der jüngere David Teniers. Auch er liebte Darstellungen aus dem Bauernleben, Landschaften, Charakterfiguren, phantastische Sze- des Vaters werden. Gab es doch überdies ein Vorbild für den Jüngling, welches mit seinem Glanze alle anderen hell überstrahlte — Rubens! Vergeblich, daß wir uns zu erforschen quälen, ob er dessen eigene Unterweisung genossen habe. Er ist doch ein Jünger des Gewaltigen gewesen, wenn er auch nicht in dessen Werkstatt gearbeitet haben sollte. Das zeigen aus der Jugendzeit einzelne unvollkommene Versuche, des Meisters Art nachzuahmen, das beweist die Kunst seines Mannesalters in zahlreichen, jenem abgelauschten Feinheiten, vor allem in der wunderbaren Behandlung des Lichtes



Eine Gesellschaft. (Handzeichnung im kgl. Kupferstichkabinett zu Berlin.)

Haus ihres Vaters gehörte, das zu Antwerpen in der Lange Nieuwstraat No. 107 belegen war und dem jungen Paar zur Wohnung diente. Da ist es denn reizvoll, sich auszumalen, wie die beiden heitern Menschen sich und den Freunden dort das Leben angenehm zu machen wußten. Als eine Szene seiner Häuslichkeit möchte ich diejenige ansehen, welche eine dem Berliner Kupferstichkabinett gehörige Handzeichnung darstellt, die ich als Probe solcher Bilder herausgegriffen habe (Abb. 3). Um den flammenden Kamin, dessen Glut von einem Diener angefacht wird, sitzen in dem stattlichen Zimmer sechs Personen in traulichem Gespräch:

und der Farbenharmonie. So wenig nachweisbar, wie Rubens persönlicher Unterricht ist der gleichfalls vermutete des großen Volksmalers Adrian Brouwer, dessen Kunst den jungen David hoch entzückte und vielfach zu genauerer Nachahmung reizte.

In eisernem Fleiße und dabei gewiß nicht sauertöpfisch verbrachte der heranwachsende Kunstschüler die für uns dunkeln Jahre seiner Jugend, genug schaffend, um schon im zweiundzwanzigsten Jahre der Antwerpener St. Lukasgilde als Meister beigezählt zu werden, zu deren Vorsteher er 1644 erhoben wurde. Letzterer Ehre durfte sich seine junge Gattin, die er sieben Jahre vorher heimgeführt hatte, und mit ihr ihre künstlerisch hochbedeutende Verwandtschaft mit Recht erfreuen. Teniers hatte klüglich in seinem Stande geheiratet; seine Gemahlin war Tochter des Sammetbreughel, die Nichte des berühmten Höllenbreughel, und kein Geringerer als Rubens war ihr Vormund. Sie hatte ihrem Gatten eine stattliche Mitgift zugebracht, zu deren Hauptstücken das

in der Mitte nach rechts Teniers mit seiner Frau, deren Gesichter in dem flüchtigen Entwurfe freilich nur zu erraten sind; zur Rechten des gastfreundlichen Paares eine Dame und ein Herr, welche beide eben eine gemeinschaftliche Frage an ihren Wirt richten, zur Linken, mit dem Rücken gegen den Beschauer gewandt, ein in entzückender Anmut gezeichnetes jugendliches Schwesternpaar, welches dem lustigen Funkengesprühe im Kamin zuschaut. Im Hintergrunde erblickt man zwei Diener, von denen der eine beschäftigt ist, durch Schließen des Fensters der Kühle der Abendluft den Eintritt zu verwehren. Man sieht, daß Teniers der Jüngere lange vor Goethe die weise Lebensregel erfaßt hatte, die unser großer Dichter seinem Schatzgräber auf den Weg gibt. Die frohen Feste, welche der Künstler zu feiern verstand, waren durch saure Wochen erkauft. Nicht allein, daß er mit dem unglaublichsten Fleiße eine Unzahl von Gemälden selber erschuf, er studierte auch aufs emsigste die Werke anderer Meister und erlangte eine

Kunstkennerschaft, die allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Von den vielerlei Personen, welche bei ihren Bilderankäufen seinen Rat in Anspruch nahmen, ist uns ein Graf Fuenseldagno mit Namen bekannt. Dieser wünschte für seine Galerie eine Anzahl italienischer Gemälde zu erstehen und scheute nicht die Kosten, Teniers deshalb nach England zu senden. Von wesentlich höherer Bedeutung als solche gelegentlichen Aufträge war, daß der Erzherzog Leopold Wilhelm, Kaiser Ferdinands II. Sohn, der im Jahre 1646 als Generalgouverneur in Brüssel einzog, auf ihn aufmerksam wurde. Von dem Wissen und Können des Künstlers entzückt, ernannte er ihn zu seinem Hofmaler und Kammerherrn und beauftragte ihn, die Zusammenstellung der erzherzoglichen Gemäldegalerie zu leiten. Damit war natürlich der Wohnungswechsel des Künstlers verknüpft. Er verließ sein Heim in Antwerpen und siedelte nach Brüssel über, wo er von da an gelebt hat, ohne indes seiner geliebten Heimatsstadt im Herzen untreu zu werden.

Ebensowenig stockte seine künstlerische Thätigkeit. Vielmehr gewann der Meister Gelegenheit an dem bedeutenden und reichlichen Vorrat der unter seiner Verwaltung stehenden Galerie seiner Neigung nachzuhängen, die Manieren der verschiedensten großen Maler genau zu studieren und nachzuahmen. So entstanden mehrere Darstellungen von bilderbedeckten Wänden der erzherzoglichen Sammlungsräume. Eins dieser Bilder, welche sich in Wien und Madrid finden, trägt die Jahreszahl 1651. Teniers hatte sein Augenmerk darauf gerichtet, die der Galerie gehörigen Gemälde so genau im Stile ihrer Urheber nachzubilden, als sich dies bei der durch die absolute Bildgröße gebotenen Kleinheit der Einzelheiten nur ermöglichen ließ. Das macht denn wohl einen drolligen Eindruck, doch glaube ich, daß Teniers hier nicht so-



Skizzenblatt. (Handzeichnung im kgl. Kupferstichkabinett zu Berlin.)

wohl seinen Humor als vielmehr seine außerordentliche Geschicklichkeit und Beobachtungsschärfe habe zeigen wollen. Ersteres anzunehmen, fehlen die Anhaltspunkte, da weder die abgebildeten Tafeln noch die Staffage seiner Galeriebilder irgend eine noch so feine Karikierung oder satirische Beimischung zeigen. Bei seiner steten Besorgnis, mit den Vornehmsten ein ihm günstiges Verhältnis zu bewahren, hätte er dies als nicht gerade vorteilhaft für sich ansehen müssen. Die Abbildungen waren Höflichkeitsbeweise für den Besitzer der Sammlung, dem sie als Renommierstücke dienten. Aus derselben Absicht und gleichzeitig sicherlich aus dem Wunsche, eine große Vorbildersammlung für angehende Künstler zu erschaffen, um deren Wohl und Förderung,



Die Versuchung des h. Antonius. (In der kgl. Gemäldegalerie zu Dresden.)
(Nach einer Original-Photographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i/E., Paris und New York.)

wie wir noch weiter sehen werden, Teniers dringend zu thun war, entsprang noch ein weiteres reproduktives Unternehmen. Es war dies die Herausgabe des sogenannten Theatrum pictorium, einer in Kupferstich ausgeführten Sammlung von 245 ausge-

wählten Gemälden der erzherzoglichen Galerie. Nachdem einzelne Blätter schon 1658 erschienen waren, kam das ganze Werk 1660 heraus, und wenn es auch in Bezug auf den technischen Wert der Stiche nicht erheblich war, so erfüllte es doch seinen Zweck. Teniers Gehilfen hatten sich bei der Stecherarbeit keine große Mühe gegeben, und ihm selbst lag dieser Zweig der Kunstthätigkeit ebenfalls ferner. Desto vorzüglicher war, was er in Farben kopierte. Von seinen hierher gehörigen Studien findet sich in England noch eine große Menge im Blenheim-Palace, und es macht oft die größte Mühe, die in Rembrandts, Rubens', Tizians, Bassanos und anderer Meister Manieren gemalten Bilder nicht für echte Werke dieser Künstler anzusehen.



Der Zahnarzt. (In der kgl. Galerie zu Kassel.)
(Photographieverlag von Franz Hanfstaengl, Kunstverlag A.-G., München.)

Zu der Zeit, als das Theatrum herauskam, hatte sich in Teniers Leben eine Änderung vollzogen. Am 12. Mai 1656 war seine erste Gemahlin, die ihm in achtzehnjähriger Ehe sieben Kinder geschenkt hatte, gestorben, gerade zu einer Zeit, als ihr Gemohl wegen Schulden in dringender Verlegenheit war. Sich daraus zu retten, hatte er sich in ungebührlich kurzer Frist, nämlich schon am 21. Oktober desselben Jahres, wieder verheiratet, und zwar mit der zweiunddreißigjährigen Isabella de Fren, deren Vater Sekretär des Rates von Brabant, also ein vornehmer Mann war. Von ihr hatte er noch vier, im ganzen also elf Kinder, unter denen allen aber nur der älteste Sohn erster Ehe bemerkenswert ist. Er ist derjenige, welchen wir auf dem oben beschriebenen Familienbilde kennen gelernt haben. Mit seinem Vornamen David und mit dem auch von ihm ergriffenen Molerberuf hat er die Erforschung der Biographie seines Vaters nicht wenig erschwert. Er starb 1685 und wurde am 11. Februar begraben. Auch Isabella de Fren überlebte ihren Gemahl nicht, doch ist ihr Todesdatum ungewiß.

Zu der Zeit seiner zweiten Verheiratung hatte Teniers Stellung als Galeriedirektor des Erzherzog-Statthalters Leopold Wilhelm ein Ende. Dieser trat vom Amte zurück, und wenn auch sein Nachfolger Don Juan d'Austria unsern Teniers in seinen sonstigen Würden bestätigte, so wanderte doch die Galerie mit ihrem Eigentümer noch Wien, woselbst sie der wichtigste Bestand-

teil der Sammlung des Belvedere geworden ist.

Es wird berichtet, daß Teniers zur selben Zeit den Wunsch hegte, geadelt zu werden. Es war das bei seinem großen Rufe als Künstler nicht unmöglich. Rubens und Van Dyck war es geglückt — warum sollte es ihm nicht auch möglich sein? Er wagte 1655 den Versuch, sich um seine Rangerhöhung zu bewerben. Die Antwort aber, welche man ihm gab, machte weiteres Eingehen auf die Angelegenheit unmöglich. Man wollte ihm den Adel nur unter der Bedingung geben, daß er von da an seine Kunst in keiner Weise mehr zum Gelderwerb benutzte. Und er brauchte Geld, viel Geld, selbsterarbeitetes, sicheres, keine unzuverlässigen Gnadengeschenke. Er lehnte daher ab und ließ acht Jahre verstreichen, ehe er mit seinem Wunsche von neuem hervortrat. Mag immer zum großen Teile seine Eitelkeit dazu beigetragen haben, daß er sein Ziel so eifrig verfolgte, so trieb sie ihn doch sicherlich nicht allein. Sein Geschäftsinteresse, seine ganze Lebensstellung drängten ihn. Täglich erschienen in seiner Werkstatt die Vornehmsten aus nah und fern; wie oft mochten elegante Hohlköpfe den bürgerlichen Künstler über die Achsel angesehen haben. Ihn kränkte es um so mehr, als er aus einer ursprünglich adligen hennegauischen Familie stammte, die ihr Wappen aus alter Zeit noch aufweisen konnte. Wie die Sache diesmal ablief, läßt sich nicht mit Gewißheit sagen, doch scheint des ehrgeizigen Künstlers Wunsch erfüllt worden zu sein.

In den Anfang der sechziger Jahre fallen auch die Bemühungen, welche Teniers machte, seine Vaterstadt Antwerpen zu einer rechten Kunststadt zu erheben. In seinem Eifer für die Belebung der merklich in Erstarrung geratenden Malerei hatte er jene Vorbildersammlung herausgegeben; es handelte sich nun noch um das Heranziehen eines geeigneten Schülermaterials. So schritt er zur Begründung einer Antwerpener Akademie. Mühselig wurde das Geld dafür zusammengebracht, und 1663 konnte das von den Behörden der Stadt wie vom König Philipp V gutgeheißene Unternehmen unter heftigem Essen und noch heftigerem Trinken



Abb. 7. Geldwechsler. (In der Nationalgalerie zu London.)
(Nach einer Original-Photographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i/E., Paris und New York.)

der Benutzung übergeben werden. Doch vergingen unter manchen Vorbereitungen und Schwierigkeiten noch zwei Jahre, bis endlich der erste Unterricht erteilt wurde. Die Gründung erwies sich leider als eine von jenen, welche nicht leben und nicht sterben. Unter allgemeiner Teilnahmlosigkeit schleppte sie ihr Dasein hin, bis es erst in unserm Jahrhundert gelang, einen frischen Zug in die Sache zu bringen. Die Trägheit, mit welcher man all diese Zeit hindurch das Unternehmen seinen Gang gehen ließ, wie es wollte, blieb dieselbe, welche Teniers bei seinen vortrefflichen Mitbürgern von Anfang an hatte bekämpfen müssen. Ohne ihn wäre das Werk überhaupt nicht zu stande gekommen. Sein Ruf als Maler und Kunstgelehrter hatte zuletzt gesiegt, und wenn er die schneckenhaft langsame Entwickelung der Akademie nicht zu beschleunigen vermochte, so lag das nicht an ihm. Seine Hauptaufgabe war und blieb doch das künstlerische Schaffen, und wenn er seinen drängenden Genius auch hätte in Schranken bannen können, so trieb ihn doch die Notwendigkeit zur Arbeit. Bei der Verehrung, die zu seinem Glücke sein Talent allgemein genoß, häuften sich die Aufträge gewaltig, und er mußte ihnen gerecht werden. Denn er wollte mit seinen elf Kindern nicht bloß leben, sondern er war verwöhnt, und die oft angesammelten Schulden wollten getilgt sein. So malte er denn und stach in Kupfer, ersteres massenhaft, letzteres wenig, und seine Bilder und Skizzen fanden reißenden Absatz.



Abb. 8. Der Raucher. (Im Palais Bourbon zu Paris.)
(Nach einer Original-Photographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i/E., Paris und New York.)

Besonders in Madrid und Wien füllten sich die Sammlungen mit Teniersschen Werken, was sich aus der damaligen Doppelstellung der Habsburger erklärt; vieles ist mit der Zeit in andere Galerien gekommen, und besonders die Eremitage in Petersburg besitzt eine reiche Zahl seiner Gemälde. Die Königin Christine von Schweden war eine häufige Erscheinung in des Meisters Werkstatt, und manche seiner Selbstbildnisse zeigen uns den Beweis ihrer Bewunderung, eine goldene Gnadenkette mit dem Medaillonporträt der exzentrischen Dame. Ebenso genoß er die Gunst Wilhelms II von Oranien und des ausgezeichneten Bischofs von Gent, Anton von Triest. Ludwig XIV allein verhielt sich ablehnend und befahl die Entfernung Teniersscher Bauernbilder von



Abb. 9. Ruhestunde. (Im Rijksmuseum zu Amsterdam.)
(Nach einer Aufnahme von H. F. Oelrichs im Haag.)

seinen Wänden mit den Worten: „Nehmt mir diese Affengesichter fort!“ (Otez-moi ces magots d'ici!) — eine Äußerung, aus der erhellt, daß ein großer König nicht immer ein großer Kunstverständiger zu sein braucht.

Daß die Bilder unsers Meisters den Beifall erwarben, welcher ihnen bis auf diesen Tag gezollt wird, geschah durch ihre große Naturwahrheit, ihre Verständlichkeit, die freie und überlegene Heiterkeit des in ihnen waltenden Geistes, durch die Lebensfreude, von der sie erzählen und welche sie verbreiten, durch ihre stoffliche Vielseitigkeit und durch die wunderbare Technik ihrer Ausführung.

Die Naturwahrheit war die Ursache, daß alles, was Teniers malte, von sprechendstem Ausdruck war und namentlich die Porträts die überraschendste Ähnlichkeit zeigten. Er malte die Gesichtszüge, um den Charakter abzubilden, wie es des echten Bildnismalers Ideal ist. Seine Personen „saßen“ ihm nicht; er ergriff ihre Erscheinung, wenn sie sich unbelauscht glaubten, wenn sie recht sie selbst waren, sei es in einfach-natürlichem oder gespreiztem Wesen. So malte er seinen eigenen Familienkreis, seine Bekannten, seine Gönner, seine Gegner, und am liebsten war es ihm, wenn er die Bildnisse in eine Szene verflechten konnte. Die Schützengilde von Antwerpen, ein Vogelschießen zu Brüssel, das eine jetzt in Petersburg, das andere in Wien befindlich, sind reich an Porträtköpfen und würden noch interessanter sein, wenn man die Personen alle benennen könnte. Viele andere Einzelfiguren seiner Genrebilder sind sicherlich nach dem Leben gezeichnet. Denn wo er nur konnte, malte er, was er selbst gesehen hatte, und adelte das Gemeine mit der Höhe seines Geistes. Das Hohe aber, das Unnahbare führte er mit leichter Hand und ohne Spott zur Erde nieder, damit es mit rein menschlicher Lehre das Menschenherz mit sich empor zöge. So finden wir im Louvre ein wunderbar ergreifendes Bild, die sieben Werke der Barmherzigkeit, voll Einfachheit und Lebenswahrheit, ebenda eine Handzeichnung, den reichen Mann und den armen Lazarus darstellend. Ein anderes, gleichfalls dort befindliches Gemälde weist uns eine kleine Gesellschaft von Personen im Freien schmausend, darunter einen eleganten jungen Herrn. Eine Magd schreibt seitwärts die Zeche an, deren Zunahme der Wirt mit bedenklichem Gesicht wahrnimmt, während rechts ein verdächtiges altes Weib die Mittelsperson zwischen jenem jungen Herrn und einem hübschen, fein gekleideten Frauenzimmer zu machen bemüht ist. Der Vorgang erhält seine Deutung durch eine in der Ferne rechts abgebildete

Szene, wo ein Zerlumpter neben einem Schweinekoben kniet. Es ist der verlorene Sohn aus dem Evangelium, vorn sein Gut verprassend, im Hintergrunde die Frucht seines Leichtsinns erntend. Mag man immer die Stillosigkeit verwerfen, die in der wiederholten Vorführung derselben Person innerhalb eines Bildes liegt, so bleibt das Werk doch eins der schönsten, die Teniers erschaffen; die Szene ganz als irdisch betrachtet, ist es unter denen, welche Darstellungen aus höherer gesellschaftlicher Sphäre enthalten, sicher das vollendetste. Es gehört somit zum Teil zu derselben Gruppe, welcher die oben beschriebene und abgebildete Handzeichnung entstammt. Ebendahin rechne ich ein Studienblatt des Berliner Kupferstichkobinetts, das eine Anzahl von Figuren, meistens vornehme Personen aufweist, zu gelegentlicher Benutzung in des Meisters Gemälden entworfen (Abb. 4). Sämtliche Dargestellten befinden sich im Straßenanzuge. In drei nicht zusammengehörigen Plänen übereinander gezeichnet, präsentieren sie sich uns als Herren und Damen mit ihren Dienern und kleinen Hunden, dazwischen geringes Volk. Ein eigentlicher Vorgang ist nur in der Mitte wahrnehmbar, wo viele Personen entblößten Hauptes eine vornehme Persönlichkeit vorübergehen sehen, die von etlichen Kerzenträgern begleitet ist. Einzelne machen ihre noch nichts merkenden Freunde auf das Schauspiel aufmerksam, ein Vater hebt seinen Knaben in die Höhe, und alles ist voll Spannung und Anteil.

Schmolz also Weltliches und Religiöses auf dem gemeinsamen Erdboden und in einerlei menschlicher Behausung ineinander, so war es anders, wenn der Künstler Dinge bildete, die seinen immer bereiten Humor erregten. Er fürchtete keinen Teufel und verlachte die mancherlei Heiligengeschichten, in denen dieser mit seinen höllischen Heerscharen sein Wesen trieb. Ihm war das Christentum die Liebe, die ohne furchterregenden Spuk zu siegen weiß. So war denn namentlich St. Antonius, der arme Heilige, dem der Fürst der Finsternis alle seine Diener auf den Hals hetzt, ein Gegenstand, bei dem Teniers lustige Laune ihre Sprünge machen konnte. Er behandelte diesen Vorwurf nicht zuerst. In Deutschland hatte Martin Schongauer von Kolmar, der Maler zartester Frömmigkeit, sich in einem berühmten Kupferstiche an der zu grotesker Auffassung herausfordernden Legende ergötzt; in Teniers Heimat hatten



Abb. 10. Bauernschänke. (Nach einem Gemälde auf Eichenholz im Besitze des Herrn Carl Hollitscher in Berlin.)



Abb. 11. Bauern, sich vor der Schenke belustigend. (Rötelzeichnung im Besitze der Albertina zu Wien.)

Hieronymus Bosch und der jüngere Peter Breughel, den man den Höllenbreughel nennt, allerlei Teufeleien zu Tage gefördert. War nun auch unser Künstler bei ihnen in die Schule gegangen, so ist doch der tolle Humor, mit dem er die Sache zu behandeln versteht, recht sein Eigentum. Von seinen vielen Wiederholungen der Szene, die sich in aller Herren Ländern befinden, ist hier das Dresdener Exemplar zu näherer Betrachtung gewählt worden (Abb. 5). Es ist zum Lachen traurig, wie der gute alte Herr in sehr ungemütlicher Stimmung in der Felsengrotte vor seinem Altar kniet, während ein altes Weib mit Eselsohren, die recht wie des Teufels Großmutter aussieht, ihn auf eine sehr appetitliche junge Teufelin aufmerksam macht, welche ihn mit ihren Reizen und irgend einem Saft, „der eilig trunken macht," zur Sünde verführen möchte. Allerlei höllisches Ungeziefer mit Fisch-, Vogel-, Kaninchen- und -andern teilweise skelettierten Köpfen kreischt und zischt dazwischen, während ein paar Gestalten auf einer Fiedel und einem Dudelsack einen richtigen Höllenlärm dazu machen. Das Greulichste aber, was wohl selbst dem heiligen Antonius während seines vielgeprüften Daseins noch nicht passiert ist, geht in den Lüften vor sich. Da turnieren Zwei. Der eine besteht bloß aus einem Kochtopf mit zwei Menschenbeinchen und trägt statt des Helmes einen Trichter. Auf einer feuerschwänzigen Schildkröte reitend, sticht er mit einer Bohnenstange statt der Lanze auf seinen Gegner los, der als ein ganz vertrockneter Frosch eben von seinem Schlachtroß, einem großen Dorsch, mit schrecklichem Gequake heruntersinkt.

Zeigte sich in solchen Darstellungen die Ironie eines frei denkenden Mannes gegenüber der spukgläubigen niederen Menge, so

hatte er gerade hierdurch sein gewisses Publikum. Die höhere Gesellschaft teilte seine Anschauungen, und so malte er auch nur für diese, weil er sich mit ihr eins wußte, und weil in ihr die Wurzeln seiner Existenz standen. Aus dem Geiste dieser das Gemeine belächelnden und verachtenden Weltanschauung sind die Bilder erschaffen, denen er vor allem seinen Ruhm verdankt, die Szenen aus dem Leben der mittleren und namentlich der niederen Stände. Da ist keine frische Luft und Sonnenschein von dem verdorbenen, dumpfen Hauch düsterer Kellerwohnungen. Welche frische Fröhlichkeit blickt aus den Augen des Zahnarztes, der triumphierend den Störenfried emporhält, welchen er dem mit jämmerlicher Miene im Hintergrunde stehenden Patienten ausgerissen hat — ein rechtes Bild eines Charlatans, der die Jahrmärkte unsicher macht (Abb. 6). Und wie prächtig beobachtet sind die Charakterfiguren der beiden Geldwechsler, die emsig mit dem



Abb. 12. Eine Bauernhochzeit. (In der kgl. Pinakothek zu München.)
(Photographieverlag von Franz Hanfstaengl, Kunstverlag A.-G., München.)

Spur von Verherrlichung des Proletariates, wie sie heutzutage auf riesigen Flächen von Leinwand betrieben wird. Das Verkehrte, Lächerliche, hoher Lebensanschauung Entgegengesetzte, Kleinliche dieser in engen Kreis gebannten Existenzen wird mit liebenswürdigstem Humor und harmloser Satire dargestellt. Darum, weil dabei jede Bitterkeit vermieden ist, wirken diese Werke so erquicklich. Das ist auch Naturalismus, den man heute so liebt, aber wie anders als der unsrige! So verschieden von diesem, wie Abwägen der Goldstücke beschäftigt sind, während die Aktenbündel der von ihnen geführten Halsabschneiderprozesse den Tisch bedecken (Abb. 7). Der Gegenstand war schon von dem großen Quentin Massys behandelt, für Teniers also aus der Schule der Kunst ebenso bekannt, wie er praktisch gewiß oft ihn in der Wirklichkeit kennen zu lernen gezwungen war. Von gleicher Vorzüglichkeit sind die übrigen Genreszenen unseres Meisters, gleichviel ob sie eine große oder kleine Zahl von Personen zeigen. Am liebsten



Abb. 13. Dorfjahrmarkt. (Im Rijksmuseum zu Amsterdam.) (Photographieverlag von Franz Hanfstaengl, Kunstverlag, A.-G., München.)



Zu heiß. Nach dem Gemälde von M. Lebling

belauscht er seine Personen in Augenblicken des ihm selbst so erfreulichen ruhigen Lebensgenusses. Er malt die Soldaten gern, aber nicht wenn sie sich gegenseitig morden, sondern wenn sie würfeln, trinken, Karten spielen. Den Bauern sucht er nicht in des Tages Hitze hinter dem Pfluge, sondern in der Ruhe des Feierabends, wenn der Ermattete mit seinen Freunden in der Kneipe sich andächtig eine Pfeife anbrennt und die Genossen im Kreise herum seinen wahren oder aufgeschnittenen Erzählungen lauschen (Abb. 8, 9 und 10). Die drei Bilder, und am liebsten, wenn sie sich bei lustiger Kirmeß und im Trubel des Jahrmarktes durch Schmaus und Tanz belustigen. Die Zahl gerade der letzteren Darstellungen ist überaus groß, und jede Sammlung besitzt dergleichen. Sie sind es, an die man vorzugsweise denkt, wenn der Name Teniers genannt wird. Als Hintergrund die Schenke, davor der Kreis der Männer und Weiber, die plaudern, schäkern und zechen, letzteres manchmal im Übermaß, in der Mitte ein freier Raum für die tanzenden Paare, denen der Dudelsackpfeifer aufspielt (Abb. 11, 12 u. 13).

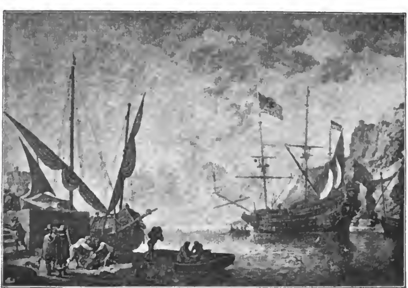


Abb. 14. Seehafen. (Im Eremitagemuseum zu St. Petersburg.)
(Nach einer Original-Photographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.)

welche wir von dieser Art vor uns haben, und deren eines wir durch die Liebenswürdigkeit des Besitzers, Herrn Hollitscher in Berlin, unsern Lesern zu bieten im stande sind, bedürfen keiner Erklärung. Sie sind interessant als Bilder altniederländischen Volkslebens; im höheren, allgemeinen Sinne anziehend und erfrischend durch die aus ihnen lachende Lebensfreudigkeit naiver Gemüter, die uns vom überlegenen Standpunkte des Weltmannes aus gewiesen wird. Teniers lehrt uns diese harmlosen Menschen kennen, wenn sie plaudern, allerlei Spiele treiben, Musik machen,

Teniers ist der erste und vorzüglichste Künstler auf dem Gebiete dieser Art von Malerei. Wozu den vornehmen Italienern, sogar dem Caravaggio und Salvator Rosa, der Humor gefehlt hatte; was die Maler der deutschen Blütezeit, sogar Dürer und Sebald Beham, und die Niederländer, wie der ältere Peter Breughel, Pieter Aertsen, ja selbst Rubens und Adrian Brouwer erst begründet hatten — Teniers führte es mit freier und heiterer Leichtigkeit aus. Erst durch ihn stieg die Brabanter Genremalerei, die hinter der kirchlichen Kunst immer hatte zurückstehen müssen, auf ihre Höhe. Als

ein wahrer Meister der Kunst aber hielt er sich nicht ängstlich nur an ein Fach. Wir haben an der Darstellung seines Schlosses zu Perk gesehen, ein wie vortrefflicher Landschaftsmaler er war. Das in Petersburg befindliche Bild eines Meereshafens beweist es uns des weiteren (Abb. 14). Das stolze Schiff, das an fremden Felsgestaden seine Ladung aufnimmt, um bald auf der leise kräuselnden Flut sich der niederländischen Heimat wieder zuzuwenden, er hatte es wohl selbst hinausschwimmen sehen und den absegelnden Freunden ein Lebewohl zugewinkt. Und wie es noch viele Landschaftsbilder gibt, so zählen wir nicht minder viele vorzügliche Darstellungen von Tieren. Er weist sie uns auf der Weide, im Stalle, ja selbst um sie uns tot zu zeigen, in der Küche. Und hier wieder offenbart er sich als Stilllebenmaler ersten Ranges in der scharfen Wiedergabe von vielerlei Hausrat aus Thon, Holz und blinkendem Metall. Das alles bietet er in unübertrefflicher Technik, zart und klar im natürlichsten Lichte, namentlich in vorzüglichster Behandlung des Helldunkels, ohne Geziertheit und zur Schau gestellte Künstelei, stets ursprünglich empfunden, stets auch bei den gewöhnlichen Schulgegenständen neu und selbständig und höchstens bei gleichgültigen Nebendingen sich wirklich wiederholend.

So ist es nicht zu verwundern, daß er reichen Beifall fand, daß zahlreiche geringere Maler sich ganz auf seine Nachahmung verlegten.

Was sie nicht nachahmen konnten, war der Geist ihres Vorbildes, die Weltanschauung, die ihn beseelte. Teniers hatte eine Liebhaberei: er malte gern Affen in menschlichem Aufputz. Das sagt genug. Das Leben, das täglich vor seinen Augen sich darstellte, war ihm eine Affenkomödie, die seine Lustigkeit erregte, offen oder versteckt, wie sich's machen wollte.

Teniers des Jüngern letzte Jahre waren durch Erbschaftszänkereien seiner Kinder erster Ehe verbittert. Sie trübten das Glück, das ihm sein Leben hindurch treu geblieben war. Am 25. April 1690 starb er und fand in seinem lieben Perk, wo er so gern im heitern Kreise gelebt hatte, seine letzte Ruhestätte.



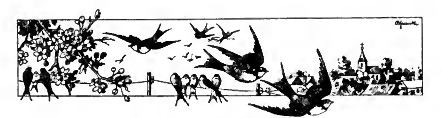
Ein Blütenhauch.

Es weht ein scheuer Blütenhauch
Mir zu im Abendwinde —
Sandte ihn mir der Rosenstrauch?
Oder die alte Linde?

Woher er kam, wohin er ging,
Ich weiß es nicht zu sagen,
— Ein süß Erinnern mich umfing,
Ein Duft aus alten Tagen.

Doch eh' mein ahnend Herz erfaßt,
Was er mir wolle künden,
War schon der duft'ge Traum verblaßt,
Verhaucht in Abendwinden.

Hedwig Gräfin Rittberg.



Gräfin Victoire.

Von

G. von Stokmans-(Germanis).

(Abdruck verboten.)

Er hatte nicht die Absicht gehabt, sie aufzusuchen, aber die Schwüle und Langeweile des kleinen Gebirgsbades ließ die Erinnerung an ihre Existenz nach und nach wieder auftauchen, und die grellen Farben, mit denen die böse Welt ihm ihr Bildnis gemalt, verblaßten vor der trostreichen Erwägung, daß ihr schöner Witwensitz nur eine Stunde von der Heilquelle entfernt sei, welche ihm neue Kraft und Genesung versprach.

Das hohe Schloß mit seinem schlanken Turm, das ihn von weitem täglich grüßte, erschien ihm wie ein Eldorado der Kühle und des Friedens neben dem mückenumschwärmten, von Küchendunst erfüllten Kurhaus unten im Thal, und als neuangekommene Gäste das Unerträgliche noch unerträglicher machten, beschloß er hinaufzugehen und sich der Gräfin vorzustellen. —

Was kümmerte ihn, den jungen, unverheirateten Mann, der schlechte Ruf einer Frau, über deren einstige Schönheit die Jahre zerstörend dahingebraust waren und die über die Mittagshöhe des Lebens längst hinaus sein mußte. Nichts, rein gar nichts, und doch, als es dazu kam, wurde der Entschluß, sie aufzusuchen, ihm gar nicht leicht. Sein stark ausgeprägtes ästhetisches Gefühl, das alles Verzerrte, Unharmonische wie eine scharfe, körperliche Pein empfand, ließ ihn zurückschrecken vor dieser, seiner ersten Begegnung mit ihr, und seine Phantasie, welche nach der schweren, lebensgefährlichen Krankheit eine doppelt lebhafte, leicht erregbare war, drängte ihm eine widerwärtige Vorstellung nach der anderen auf.

Was er zu sehen fürchtete und erwartete, war eine jugendlich zurecht gestutzte, alte Kokette, deren Überfülle fast beängstigend wirkte und die den Wunsch zu gefallen noch nicht aufgeben mochte. Eine greuliche Person aller Wahrscheinlichkeit nach, und ihr zur Seite vielleicht ein alternder Geck, süßlich geziert, unwürdig wie sie, der, um äußerer Vorteile willen, sich dazu hergab, sie mit Schmeicheleien zu füttern und die reine Luft da oben mit seinem Patchouli, Cypper und Moschus verdarb.

Den Berg emporsteigend im Schatten der Buchen, blieb er einigemal unschlüssig stehen und überlegte, ob es nicht weiser sei umzukehren, aber er that nichts halb, er haßte alle Halbheit, und nun sah er auch schon die Mauern des Schlosses durch die Bäume blinken, beschleunigte von neuem den zögernden Schritt und stand bald darauf vor dem kunstvoll gearbeiteten eisernen Gitter, das die Besitzung nach der Straße hin abschloß. —

Ein Zug an der Klingel rief den alten Diener herbei, der langsam, und wie es schien nicht gerade erfreut, auf ihn zukam, und auf seine Frage, ob die Gräfin zu Hause sei, bejahend nickte.

„Wen darf ich melden?“ fragte er mit einem prüfenden Blick auf den Ankömmling und nahm dann die Karte in Empfang, die jener ihm reichte.

„Hans Harbegg, Regierungs-Assessor,“ stand da ganz deutlich zu lesen, aber über dem einfachen Namen schwebte die Freiherrnkrone, und der Alte nickte mit befriedigtem Lächeln vor sich hin. —

„Also doch ein Baron,“ murmelte er, „obgleich er zu Fuß kommt. Möchte nur wissen, was der bei uns will.“ —

Er ging. Als er nach einigen Minuten zurückkam, zeigte er dem Fremden mit den

Worten: „Die Frau Gräfin sind im Garten und lassen sehr bitten“ den Weg nach dem letzteren, und auf ein Boskett deutend, in dessen Nähe ein helles Kleid schimmerte, zog er sich langsam wieder zurück.

Wie ein Träumender folgte der Assessor der flüchtigen Weisung, wanderte durch die verschlungenen Pfade des Gartens, die für ihn etwas Labyrinthartiges hatten, und fand sich schließlich nicht mehr zurecht, denn der Aussichtspunkt verschob sich immer von neuem; nun war er plötzlich ganz verschwunden, und er stand in einem wahren Hain von hochstämmigen Rosen, die in den verschiedensten Farben prangten und einen berauschenden Duft aushauchten. Zugleich sah er aber auch eine schlanke Hand sich grüßend erheben, und eine weiche Stimme sagte sehr sanft: —

„Willkommen in meinem Reiche, Baron; ich darf wohl annehmen, daß Sie zur Zeit Kurgast in Buchenthal sind, und begrüße Sie darum als nahen Nachbar.“

Hans Hardegg neigte sich dankend über die gütig gebotene Hand, streifte die Finger mit seinem Schnurrbart und blickte erstaunt in ein reizendes Antlitz, das von einer leisen Schwermut beschattet war.

Dies konnte doch unmöglich die Gräfin sein! Dieses schöne, schlanke, entzückende Wesen, das wie eine junge, ganz junge Frau aussah und ihm wie die Verkörperung aller Einfachheit, Frische und Anmut erschien, das mit großen, grauen, langbewimperten Augen fragend zu ihm aufsah und das dichte, blauschwarze Haar fest geflochten tief im Nacken trug? — Nein, hier mußte jedenfalls ein Irrtum obwalten und seine gewohnte Sicherheit wiederfindend, sagte er schnell:

„Verzeihen Sie mein kühnes Eindringen in Ihren Zauberkreis, meine Gnädigste, aber ich suchte die Gräfin, und man wies mich hierher. Habe ich vielleicht die Ehre, mit einer Verwandten derselben —“

Doch sie ließ ihn nicht ausreden. „Ich sehe schon, Sie wollen sich mit einer Schmeichelei bei mir einführen,“ sagte sie lächelnd — „aber mein Spiegel ist aufrichtiger als Sie und warnt mich vor Thorheit. Oder sollten Sie wirklich überrascht und ganz ehrlich erstaunt sein? — Dann hat gewiß der Grafenkalender mit seinen brutalen Ziffern und Daten Sie zu weit geführt. Sie hofften eine würdige Matrone zu finden und müssen nun mit einem Wesen fürlieb nehmen, das leider noch immer nicht gelernt hat, alt zu sein.“

Der Assessor küßte ihr zum zweitenmal, und nun schon mit bewußter Bewunderung die Hand. „Ich hoffte nicht, ich fürchtete,“ sagte er offen, „ich hatte mir eine so falsche Vorstellung von Ihnen gemacht, aber die schöne Wirklichkeit beseitigt alle Zweifel, und wenn ich hoffen darf, Sie nicht zu stören“ —

Sie schüttelte den Kopf. „Nicht im geringsten, Baron. In unserer Einsamkeit ist jeder Besuch uns eine willkommene Unterbrechung und nun Sie einmal hier sind, hoffe ich, wir werden auch gute Nachbarschaft halten.“

Plaudernd hatten sie den Rosenhain verlassen, waren langsam weitergeschritten und befanden sich bald in der Nähe des Schlosses, wo zwischen blühenden Orangen- und Oleanderbäumen der Kaffeetisch gedeckt war und einige Personen bereits ihrer harrten.

Ein älterer Herr mit grauem Haar und einem scharfgeschnittenen, blassen Gesicht saß, in eine Decke gehüllt, an der einen Seite des Tisches, während an der anderen Seite zwei Damen Platz genommen hatten, denen der Stempel frommen, vornehmen Altjungferntums ungewöhnlich deutlich aufgeprägt war. Sie trugen nicht nur dieselben Züge, sondern auch dieselben Kleider, waren offenbar Schwestern und blickten dem unerwarteten Gast mit der gleichen, lebhaften Neugier entgegen. —

Hans Hardegg brauchte dieselbe durchaus nicht zu scheuen; — seine vornehme, stattliche Erscheinung, — er war sehr groß, sehr blond und sehr gut gewachsen — gefiel überall, und sein hübsches Gesicht, seine ernsten, treuherzigen, braunen Augen flößten sogleich Sympathie und Vertrauen ein. Von der schweren Krankheit sah er noch etwas angegriffen aus, aber das ließ ihn nur noch interessanter erscheinen, und als er mit der Gräfin an den Tisch herantrat, verneigte er sich mit vollendeter Courtoisie.

„Baron Hardegg, — mein Schwager, Graf Agathon, — meine Tanten, Fräulein Luise und Annette von Vielstein“ sagte jene vorstellend und wies dem Assessor

einen Platz neben den beiden Damen an, welche bei der Nennung seines Namens hoch aufgehorcht hatten und nun mit der ganzen Geschwätzigkeit des Alters über ihn herfielen. —

Der Baron als echter Kavalier ertrug diese Prüfung mit stummer Würde, aber während er scheinbar den Erinnerungen lauschte, welche an die Jugendbeziehungen seiner Eltern anknüpften, folgten seine Augen und Gedanken den Bewegungen der Gräfin, welche den duftenden Trank selbst bereitete und mit zartester Sorgfalt um den kranken Schwager bemüht war. —

Denn krank mußte er sein, der arme Mann, dessen Erscheinung nicht nur Mitleid, sondern bei näherer Betrachtung sogar Grauen erweckte und der in die herrliche Umgebung so wenig hineinpaßte wie ein Schatten in den hellen, leuchtenden Sommertag. Seine Augen lagen tief zurückgesunken in den Höhlen und hatten einen müden, stumpfen, verschleierten Blick, sein Mund blieb stumm, obgleich die Gräfin wiederholt zu ihm sprach, und seine Hände zitterten leise, sobald er irgend etwas berührte. Daß ein Fremder da sei, schien er gar nicht zu sehen. In sich versunken saß er da, trank seinen Kaffee, aß ein Stück Kuchen und wandte dann seine ganze Aufmerksamkeit einer kleinen Spielerei zu, welche die Gräfin vor ihn hingelegt hatte.

Eine Stunde später verschwanden die drei. Fräulein Luise führte den Grafen langsam dem Schlosse zu, Fräulein Annette folgte mit Rosenkranz, Strickbeutel und Sonnenschirm, und ein fetter kleiner Mops watschelte gleichmütig hinterdrein. —

Die beiden anderen blieben allein. Sie konnten nun reden, was und soviel sie wollten, und die Kürze ihrer Bekanntschaft forderte eigentlich ein höfliches Aufrechterhalten der Konversation, aber, merkwürdig genug, sie schwiegen beide, und beide waren sich der Unart ihres Schweigens gar nicht bewußt. Die Gräfin hatte eine Schale herbeigeholt und ordnete die Rosen, die sie vorher mitgebracht hatte, und der Assessor zeichnete mit seinen Stock allerhand mystische Zeichen in den schimmernden Sand.

Er war ein ernster, kluger, nachdenklicher Mensch, der sich nicht mit der Oberfläche der Dinge begnügte, sondern Ursache und Wirkung gern zusammenhielt und viel Verständnis besaß für die philosophischen Probleme und psychologischen Feinheiten des menschlichen Daseins, — dazu Idealist und, wie schon erwähnt, eine vornehme, sensitive Natur. —

Den Frauen gegenüber besaß er verhältnismäßig noch wenig Erfahrung, aber sein Empfinden war, seinem Alter entsprechend, ungemein lebhaft, und Gräfin Victoire, deren echt weibliche Erscheinung so überaus harmonisch und wohltuend wirkte, nahm auch vom rein menschlichen Standpunkt aus sein Interesse in Anspruch. Wunderbare Fragen und neue Gedanken zogen ihm heute durch den Sinn, und einem Impuls folgend, den er nicht zu beherrschen vermochte, sagte er plötzlich: —

„Ich bitte Sie, Gräfin, wie halten Sie das aus?“

Sie schien weder erstaunt, noch verletzt, sie sah nur zu ihm hin mit einem langen, prüfenden Blick und sagte ruhig:

„Dieses Leben meinen Sie, Baron?“

„Ja, diese schreckliche, einsame Existenz.“

„Was wissen Sie davon?“

„Nichts, ich gebe das zu, aber ich errate alles.“

Sie betrachtete sinnend eine köstliche Theerose. „Vielleicht irren Sie doch,“ sagte sie dann. „Jedenfalls ist es nicht so schlimm, wie Sie meinen. Ich bin an dieses Dasein gewöhnt, und wenn es auch einsam ist hier in den Bergen, so habe ich doch sehr häufig Besuch — tage-, wochen-, monatelang.“

„Damen wie die beiden Fräulein von Vielstein?“

„Nun ja, so ungefähr, jüngere Leute sehe ich fast nie.“

„Und Sie leben immer hier, Winter und Sommer, Frühling und Herbst?“ —

Sie nickte: „Ja, Winter und Sommer, Frühling und Herbst. —“

Die Worte klangen traurig, müde, ganz resigniert, und ein ungeheures Mitleid mit ihr wallte in seinem Herzen empor, aber er wagte es nicht, demselben Worte zu leihen, und lenkte das Gespräch auf einen anderen Gegenstand.

Einige Tage später indes, als er unter dem Vorwand, ihr ein Buch zu bringen, bereits zum drittenmal auf dem Schlosse war — und es mit ansehen mußte, wie sie, durch Graf Agathons Pflege in An-

spruch genommen, stundenlang im Zimmer weilte, während er mit den beiden Tanten im Garten saß, wirkten herzliche Teilnahme und persönliche Enttäuschung bei ihm zu mächtig zusammen, um nicht bei ihrem nächsten, ungestörten Beisammensein zum Ausdruck zu kommen, und als sie, sein Bedauern ablehnend, mit leisem Lächeln sagte: „Es ist nun einmal so und nicht anders," begegnete sie einem Blick, in dem gar zu deutlich die Frage stand:

„Aber warum, weshalb? — Wozu diese Verbannung, dies freiwillige Exil? Du bist reich, schön und unabhängig, mache dich frei, gehe fort, hinaus in die Welt, und sieh, was sie dir zu bieten hat. Eine ganze Fülle von Glück und Freude ist wieder dein eigen, wenn du nur den Mut hast, dich loszureißen und die Hand auszustrecken nach dem, was dein Herz gewiß doch heimlich ersehnt."

Die stumme Frage war ihr offenbar sehr unbequem. Eine tiefe Röte zog leuchtend über ihr schönes, blasses Gesicht, und sie verbarg es fest in dem Strauß duftender Rosen, den sie prüfend zu sich emporhob, als sie endlich, wie zögernd sagte: —

„Sie vergessen, daß ich nicht mehr jung bin, Baron. Mein Leben liegt hinter mir, und ich habe es genossen, mehr und besser als tausend andere Frauen. Was jetzt noch kommt, ist für mich nichts mehr als eine längere oder kürzere Reihe von Jahren, und wenn dieselben nicht ganz zwecklos verlaufen, habe ich alle Ursache, dem Schicksal dankbar zu sein."

Er hatte offenbar nur die ersten Worte gehört und hielt nun mit unbewußter Hartnäckigkeit an denselben fest.

„Sie nicht jung," sagte er aufspringend, und trat dicht vor sie hin, — „verzeihen Sie Gräfin, das ist nicht wahr. Sie sind jung, jünger als die meisten Frauen, wenn nicht den Jahren, so doch der Erscheinung, dem Empfinden nach, und Sünde und Thorheit wäre es, wenn Sie sich hier vergraben und durch Jahrzehnte langsam dahinsterben wollten, zwischen alten Tanten, Mumien und —"

„Einem Irrsinnigen," ergänzte sie fest. „Sprechen Sie es nur ruhig aus, Baron, — der Geist meines armen Schwagers ist leider gestört. Aber gerade um seinetwillen muß ich ausharren. Nur in dieser Umgebung, im steten, unmittelbaren Verkehr mit mir ist sein Zustand erträglich, und wenn ich auch nur ein paar Tage verreise, tritt sofort eine Verschlimmerung ein. Ich vermeide es darum, ihn zu verlassen —"

„Und opfern Ihr reiches, schönes Leben einem kranken Greis, der für Art und Größe dieses Opfers gar keine Würdigung hat. —"

Sie schien von seiner heftigen Rede peinlich berührt. „Ich opfere mich nicht," sagte sie kalt, „ich thue in gewisser Weise nur meine Pflicht. Weshalb? — Das lassen Sie mein Geheimnis sein. Es gibt eine innere Nötigung, welche stärker ist als aller äußere Zwang, — eine Selbstverleugnung, deren man bedarf, als Ausgleich für einen großen, inneren Konflikt, und ich verdiene weder Bewunderung noch Dank. Nur eine kleine geistige Anregung thut mir manchmal not, und die kann mir jeder gewähren, der ein Stück seines eigenen Lebens hineinträgt in meine stille, selbstgewählte Einsamkeit. —"

Er war beschämt und bat um Vergebung. Wie hatte er nur so weit gehen können heut, nachdem er sie kaum einigemale gesehen hatte? Sein reges Interesse mußte alles entschuldigen — und sie schien auch dafür Verständnis zu haben.

Was sie sonst noch sprachen an den langen, stillen Nachmittagen, — Hans Hardegg hätte es kaum zu sagen gewußt. Es war keine steife, förmliche Unterhaltung, sondern eine köstliche, geistvolle Plauderei, ein leichtes Berühren und doch nie Erschöpfen von allem was schön und wissenswert war, ein Vermeiden von allem persönlich Beschränkten, und ein offenes, unbefangenes Aussprechen eigner Gedanken. Gräfin Victoire vereinte in sich die gereifte Anschauung einer älteren Frau mit der Frische und Lebhaftigkeit eines jungen Mädchens, und ihr geistiges Anpassungsvermögen war so groß, daß jeder, der mit ihr ein längeres Zwiegespräch hielt, den Eindruck empfing, als habe gerade er es ganz besonders verstanden, die Saiten in ihrem Innern erklingen zu lassen.

Auch dem Baron war bei der Heimkehr immer zu Mute, als habe er sich an einem sprudelnden Quell erquickt; ihre große Natürlichkeit und einfache Güte erschienen ihm wie die rein goldene Fassung eines köstlichen Kleinods, und je öfter er

hinaufpilgerte nach dem weißen Schloß, um so vollkommener unterlag er dem Zauber, den diese wunderbare Frau vom ersten Augenblick an auf ihn ausgeübt hatte.

Daß die Gräfin eine Vergangenheit besaß, daran dachte er nicht mehr. Für ihn war sie der Inbegriff aller Anmut und Reinheit, die schönste Seele in schönster Form, und was man ihm früher von ihr zugeraunt hatte, konnte und durfte nur Verleumdung sein.

Er fühlte sich daher sehr unangenehm berührt, als ein Brief seiner Mutter ihm die alten Geschichten wieder ins Gedächtnis rief und er seine begeisterte Schilderung der Gräfin Victoire nur mit einer ernsten Warnung beantwortet fand. Für sein junges, von einer ersten Leidenschaft durchglühtes Herz war jeder Zweifel an seinem Ideal ein schweres Vergehen, und die rührende Sanftmut und Geduld, mit denen die Gräfin die wechselnden Launen ihres kranken Schwagers ertrug, ließ ihn in ihrem Leben ein Martyrium sehen, das um so höher geschätzt werden mußte, als es ein durchaus freiwilliges war. —

Nein, er glaubte nicht ein Wort von all dem Häßlichen, Bösen, das man ihrer Schönheit zur Last legen wollte, aber sein Friede, seine Unbefangenheit waren gestört, und der Verstellung unfähig, konnte er es nicht verhindern, daß seine Verstimmung auch nach außen hin sichtbar und fühlbar ward.

Als er das nächste Mal mit ihr zusammentraf — es war an einem Sonntage, und einige Pfarrer aus der Umgegend speisten auf dem Schlosse —, war sein Wesen ihr gegenüber nicht mehr ganz so sicher und offen als sonst, und sie, die jede kleinste Veränderung bemerkte, erriet sogleich den wahren Grund seiner Wandlung. Ruhig und heiter, mit vornehmer Anmut erfüllte sie ihre Pflichten als Wirtin, und niemand, der sie beobachtete, konnte entdecken, daß in ihrem Innern etwas Besonderes vorging. Am Nachmittag aber, als die Gäste fort waren und die Tanten sich zu einer kleinen Privatandacht in ihr Zimmer zurückgezogen hatten, nahm sie ihren Sonnenschirm und die langen dänischen Handschuhe, rief ihren großen Neufundländer, Lucifer, der ihr steter, treuer Begleiter war, und sagte zu Hardegg:

„Wir saßen heute zu lange bei Tisch; — jedenfalls ist mein Kopf ganz heiß und benommen, und ich denke, die frische Luft wird mir gut thun. Lassen Sie uns auf den Sonnenberg gehen."

Und sie gingen. Erst durch den Garten, dann durch den Park, endlich eine steile, felsige Anhöhe hinan. Da oben war es wunderbar schön. Erratische Blöcke, mit sammetweichen Moosen und üppig blühendem Rosmarin teilweis bedeckt, lagen zu Gruppen vereint, malerisch umher, nach Westen bot sich eine entzückende Fernsicht dar, und ein so tiefer Frieden, eine so köstliche Stille lag über der kleinen Lichtung, daß jeder sich scheute, sie durch ein lautes Wort zu entweihen. Nur ein Seufzer hob die Brust der Gräfin Victoire, als sie an eine Buche gelehnt in die herrlich beleuchtete Landschaft hinaussah, und Hans Hardegg schien unter demselben heimlichen Bann zu stehen, denn auch er war mit einem Male verstummt, und ein grübelnder Ausdruck lag auf seinem jungen Antlitz, aber seine Blicke schweiften nicht in die Ferne hinaus, sie suchten und fanden ein anderes Ziel und ruhten mit solcher Beharrlichkeit auf Gräfin Victoire, daß diese selbst es endlich bemerkte und das süße, gefährliche Schweigen brach.

Als erwache sie plötzlich aus einem tiefen Traum, so schnell streifte sie ihre nachdenkliche, fast sentimentale Stimmung ab, setzte sich auf einen Stein, der einen prächtigen Ruhesitz darbot, und bedeutete ihren Begleiter, ein Gleiches zu thun. Dann strich sie liebkosend über Lucifers schwarzgelocktes, glänzendes Fell und sagte lächelnd:

„Ich habe Sie hierhergeführt, damit Sie mir ein wenig beichten, Baron. Sie sind heute verändert, verstimmt. Ein Kummer lastet auf Ihnen oder ein arger Verdruß. Mir scheint fast, er hat etwas mit mir zu thun, und wenn Sie mir sagen wollten, was es ist —"

Er war durch ihre Anrede erschreckt, verwirrt und blickte einen Moment befangen zu Boden. —

„Erlassen Sie mir das, Gräfin," sagte er dann, — „es gibt Dinge, deren Aussprechen an sich schon eine Beleidigung ist."

Sie nickte. „Also hatte ich doch recht. Es — es handelt sich um mich, um meine Vergangenheit."

„Ja, — nein, — ich weiß es nicht;

— ich möchte Sie nur um eins bitten: — fragen Sie nicht." —

„So hat das, was Sie hörten, Sie peinlich berührt?"

„Ja, und erzürnt, empört, in tiefster Seele geschmerzt." —

Eine Weile blickte sie still vor sich hin, dann sagte sie sanft: —

„Sie sind ein großes Kind, lieber Freund, und Ihre Lebenspraxis ist noch gering. Die juristischen Studien allein thun es nicht, und die rühmlich bestandenen Examina auch nicht. Sie stecken noch voll von romantischen Ideen und haben das Bedürfnis anzubeten, wann und vor welchem Altar es auch immer sei. Die weiche Stimmung der Rekonvalescenz, vereint mit der traumhaften Muße dieser Sommertage, begünstigte eine derartige Schwärmerei, andere Damen kamen hier nicht in Betracht, und so sahen Sie in mir ein Ideal an Frauenwürde und Frauenreiz, das Ihnen unbewußt vielleicht lange schon vorgeschwebt hatte und das Sie glaubten, hier nun entdeckt zu haben. Ihr Wahn machte Sie glücklich, er vertrieb ihnen die Zeit, und nun kommt eine grausame Hand und zieht den Schleier hinweg, mit dem Sie selbst ein irdisch Bild verhüllten. Das thut den armen Augen weh, nicht wahr, und sensitiv, wie Sie noch sind, vermeiden Sie's, der Wahrheit kühn ins Angesicht zu sehen." —

„Aber es ist nicht die Wahrheit," sagte er schnell und heftig erregt, — „es ist Bosheit, Neid und Unverstand. Meine Mutter kennt Sie nicht, hat Sie nie gesehen. Sie spricht nur nach, was andere sagen, und wo ein Engel an Sanftmut und Güte waltet, warnt sie mich vor einer schlimmen, gefährlichen Frau."

Die Gräfin unterbrach ihn durch eine Bewegung. „Ruhig, ruhig, mein junger Freund," meinte sie mild, „thun Sie Ihrer Frau Mutter nicht Unrecht. Sie sieht vielleicht zu schwarz, ist vielleicht überängstlich und leicht erregt, aber Ihr Wohl und Wehe liegt ihr am Herzen, und ich bin für sie im besten Fall doch nur eine Fremde. — Daß sie da etwas summarisch mit mir verfährt, ist wohl natürlich. Statt zu grollen, sollten Sie danken und vor allem den Rat befolgen, den sie Ihnen höchst wahrscheinlich gibt."

„Welchen Rat, Gräfin?"

„Den, meine Nähe fortan zu meiden! Kommen Sie nicht wieder, bleiben Sie fort!"

Er sah sie an mit einem forschenden, und zugleich flehenden Blick.

„Heißen Sie selbst mich gehen, Gräfin Victoire? —"

Sie stand hastig auf. „Ja und nein, — wie Sie wollen. Ich werde Sie entbehren, — o ja gewiß, — mein Leben ist nicht so reich, daß ich Sie nicht vermissen sollte, aber Zeit und Gewohnheit gleichen alles aus, und ich bin es ja gewöhnt, allein zu sein. Auch handelt es sich nur um eine kurze Frist. Früher oder später, wenn Ihre Kur beendet ist, gehen Sie ja doch zurück in die Welt, und es ist vielleicht besser, wir scheiden jetzt, wo die Erinnerung an eine schöne Zeit uns ungetrübt verbleibt, als später, wenn der Zweifel, den man in Ihre Seele legte, Wurzel geschlagen oder vielleicht gar sich bestätigt hat."

Er war ganz blaß geworden vor innerer Erregung; jetzt ergriff er ihre schlaff herabhängende rechte Hand, umschloß sie fest mit seinen beiden Händen, und das blonde Haupt tief zu ihr herabneigend, sagte er bittend:

„Seien Sie nicht so grausam, Gräfin. Jedes Ihrer Worte durchbohrt mir das Herz. Welche Genugthuung kann es Ihnen gewähren, sich selbst zu verleumden? —" und eine so ehrliche Bewunderung, ein so heißer Schmerz flammte dabei in seinen braunen Augen auf, daß sie nicht den Mut hatte, mehr zu sagen.

Auch auf dem Nachhausewege wollte keine rechte Unterhaltung in Gang kommen. Lucifer trottete zwischen beiden einher, Kinder, welche Beeren suchten, zogen mit vollen Krügen an ihnen vorüber, und allerlei Getier huschte lautlos über den Weg. Als sie aber bei der kleinen Pforte anlangten, welche von dem Park in den Schloßgarten führte, blieb die Gräfin plötzlich stehen, und mit einem Blick, der wieder gut machen sollte, was das Wort verbrach, sagte sie fest:

„Gehen Sie jetzt nach Hause, Baron, — ich möchte allein sein."

Betrübt, aber gehorsam zog er den Hut. „Wie Sie befehlen, Gräfin, auf Wiedersehen! —"

Sie zögerte einen Augenblick. „Auf



Der Cid. Nach einer Federzeichnung von F. von Myrbach.

Wiedersehen," wiederholte sie dann und reichte ihm zum Abschied die Hand.

Eine Stunde später, in seinem Zimmer, zog Hans Hardegg noch einmal den Brief hervor, den seine Mutter ihm geschrieben hatte, las ihn zum dritten- oder viertenmale und sah dann sinnend und grübelnd vor sich hin. Aber die warnende Stimme hatte keine Macht mehr über ihn, die mütterliche Mahnung kam zu spät; er beschloß nur vorsichtiger zu sein in seinen brieflichen Äußerungen und behielt fortan sein Geheimnis für sich.

Was er bisher gewünscht und gewollt hatte, war ja auch nicht viel. Er liebte und verehrte Gräfin Victoire, aber dieser Liebe war, wie sie ganz richtig erkannte, ein gut Teil jugendlicher Schwärmerei beigemischt, und wie jeder neu und echt Liebende, zweifelte auch er an dem eignen Erfolg. Das Glück, von ihr geliebt zu werden, erschien ihm noch so überirdisch, unfaßlich und groß, daß er an eine solche Möglichkeit gar nicht glaubte, und die Art und Weise, wie sie seine Huldigung annahm, ermutigte ihn auch nicht dazu. Wie jugendlich ihr Aussehen und ihr Wesen auch war, im täglichen Verkehr empfand er doch das geistige Übergewicht, das ihre größere Reife und Erfahrung ihr lieh, und sein eignes Gefühl war noch zu sehr in der Entwickelung begriffen, um kühne Wünsche und thörichte Hoffnungen zeitigen zu können. Je reiner sein Denken und Empfinden aber noch war, um so mehr zürnte er denjenigen, welche vorwitzig an seinem Götterbilde rührten, und ein fast feindseliges Gefühl, selbst gegen die eigne Mutter, schlich sich erkältend und entfremdend in sein Herz.

Am anderen Morgen, als er in Gedanken schon den Berg hinanstieg, ward ihm eine bittere Enttäuschung zu teil. Die Gräfin schrieb und bat ihn, bis auf weiteres fern zu bleiben. Als Grund führte sie ein erhöhtes Übelbefinden des Grafen an, und zwischen den Zeilen war zu lesen, daß sie in großer Angst und Sorge sei.

Der Bote, welcher den Brief überbrachte, bestätigte den schlimmen Eindruck und erzählte unaufgefordert von einem Schrecken, den man am vorhergehenden Abend gehabt hatte. Graf Agathon war plötzlich aus seiner stummen Apathie erwacht, hatte sich meuchlings auf Lucifer gestürzt und in einem plötzlichen Wutanfall versucht, das arme Tier zu erdrosseln. Nur mit der größten Anstrengung war es der Gräfin gelungen, ihren Liebling zu retten, und man hatte ihn in der Nacht noch zu einem Förster gebracht, um den Kranken durch seinen zufälligen Anblick nicht noch mehr zu reizen. Aber der Graf schreie und tobe noch nach wie vor, und sogar sein Diener fürchte sich, zu ihm hineinzugehen. — Die Frau Gräfin allein sei immerfort bei ihm.

Der Assessor war von der Nachricht erschüttert, er glaubte, die Gräfin selbst sei ernstlich gefährdet, und durfte ihr doch nicht helfen, nicht einmal nahen! — Den Tag über irrte er in den Bergen umher, am Abend konnte er aber seine Sehnsucht nicht länger bezwingen, begab sich in die Nähe des Schlosses und hatte wirklich das Glück, sie von weitem zu sehen.

Sie ging langsam, gesenkten Hauptes neben einem Herrn einher, der lebhaft und eindringlich auf sie einsprach und den er als den alten Hausarzt erkannte, der wöchentlich zweimal heraufkam, um nach dem Kranken zu sehen. Er schien sie zu etwas überreden zu wollen, gegen das sie sich sträubte, denn er blieb ärgerlich einigemal stehen, und als sie in Hardeggs Nähe kamen, hörte er ganz deutlich die Worte:

„Wenn Sie denn durchaus nicht wollen, ich kann Sie nicht zwingen, aber gefährlich ist er in seinem jetzigen Zustand, und ich würde ihn lieber hinter Schloß und Riegel sehen als in Ihrer steten Gesellschaft."

Die Gräfin schüttelte den Kopf und sagte etwas, was Hardegg auf seinem Lauscherposten nicht verstand, aber es handelte sich offenbar um eine Entfernung des Grafen, und sie war ebenso unzugänglich für die vernünftigen Vorstellungen des Arztes wie vorher für sein eignes leises Bitten und Flehen.

Was war es, was sie so hartnäckig machte, welcher mächtige Beweggrund bestimmte ihr Thun? Daß es weder verwandtschaftliche Rücksicht noch christliches Erbarmen sei, hatte sie selbst ihm gesagt, und doch lebte sie nur für diesen Mann und pflegte ihn mit nie rastender Sorgfalt und Geduld. — Hatte sie ihn einst geliebt? — war dies ihr Geheimnis? — Man sagte, er sei einst schön und geistvoll ge-

wesen, — bewahrte sie ihm die Treue noch jetzt, nachdem der beste Teil seines Ichs schon geschwunden war?

Unaufhörlich quälte ihn dieser Gedanke, sowie die Sorge um ihr Wohlergehen, und als sie ihn endlich wieder zu sich berief, erschrak er über ihr Aussehen. —

„Ich habe ein paar schlechte Tage gehabt“, sagte sie sanft, „und fand in den Nächten keinen Schlaf. — Das rächt sich natürlich. Aber ich werde mich bald wieder erholen, und Sie sollen mir dabei helfen, Baron. Nach jedem heftigen Paroxysmus tritt bei meinem Schwager eine vollständige Erschlaffung ein. Er liegt dann tage- und wochenlang in einem wohlthätigen Halbschlummer und bedarf keiner steten Ueberwachung und Pflege. Das ist meine einzige Ferienzeit, und ich will sie genießen, so gut ich kann. Besonders einige weitere Ausflüge möchte ich in Ihrer Gesellschaft machen und frage Sie darum: Wollen Sie mein Begleiter sein? —“

Er bejahte freudig, und sie entwarfen gemeinsam ein Programm für die nächste Zeit.

Gräfin Victoire hatte recht prophezeit, — sie erholte sich bald. Die Kraft kehrte in ihre Haltung, der Glanz in ihre Augen zurück, frisch und elastisch stieg sie mit ihm die steilsten Berge hinan, und nie war ihr eine Beschwerde zu groß, ein Weg zu weit. Auch ihre Stimmung war eine sehr heitere geworden, und wie ein paar gute Kameraden schritten sie stundenlang nebeneinander dahin.

Hans Hardegg hätte nun können zufrieden sein, aber merkwürdig genug, er war es nicht. Je länger und öfter er zusammen war mit dieser schönen, klugen, reizenden Frau, um so mehr trat seine Liebe aus dem Stadium dankbarer Genügsamkeit und ruhigen Abwartens heraus, sein Empfinden wurde immer bewußter und stärker, sein Begehren immer heißer und stürmischer, und das Ende seines Urlaubs erschien ihm nicht mehr wie die gebotene und natürliche Grenze ihres Zusammenseins. — Seine Wünsche ragten schon in die Zukunft hinein, und ihre Gegenliebe galt ihm nicht mehr für ein unerreichbares Gut. Ja, er glaubte beinah ein Anrecht auf ihre Neigung zu haben und erwartete mit einer gewissen Ungeduld den Moment, wo die Hülle fallen und die beseligende Wahrheit ihm offenbar werden sollte.

Indessen, — dieser Moment schien noch fern zu sein.

Gräfin Victoire wehrte sich augenscheinlich gegen den Einfluß, den seine Liebe, im Verein mit der Situation, auf sie ausüben wollte, und war überhaupt in jeder Hinsicht so beherrscht und bewußt, daß sie ihre Sicherheit nicht so leicht verlor. Wohl stieg mitunter ein wärmeres Gefühl ihm sichtbar, aus der Tiefe empor, und ein Seufzer, ein scheues Lächeln, ein halber Blick ließen sein Herz höher aufschlagen, aber das gesprochene Wort verwischte gewöhnlich den günstigen Eindruck und machte ihn mutloser als wie zuvor.

Mitunter kamen ihm grausame Zweifel. War sie wirklich gefährlich, wirklich kokett? War ihre Güte nur Trug und Schein, ihre große Liebenswürdigkeit nur Gefallsucht? Der Gedanke marterte ihn, aber sein Herz sprach sie frei, und stillschweigend bat er sie um Vergebung.

So gingen zehn bis zwölf Tage dahin, — ihm schienen es bald Stunden, bald Wochen, und dann kam die Krisis, die ja bei der steten Steigerung seiner Gefühle unvermeidlich war und auch sie für Augenblicke mit hineinzog in den Strudel seiner heftigen Leidenschaft.

Regengüsse waren auf den schönsten Sonnenschein gefolgt, die Wege schlüpfrig und die Bäume naß. An einen Ausflug war bis auf weiteres gar nicht zu denken und der Aufenthalt im Zimmer dem im Freien bedeutend vorzuziehen. Gräfin Victoire ließ in der Bibliothek ein Feuer anzünden, die Tanten und der Ortsgeistliche fanden sich bei ihr zum Kaffee ein, und man saß einige Stunden behaglich zusammen. Dann gingen die anderen, und der Baron blieb mit der Gräfin allein zurück. Das war nichts Besonderes, wenigstens früher nicht, aber in letzter Zeit war es nicht mehr geschehen, und es kam ihnen dies mit einem Mal zum Bewußtsein. — Sie wurden unruhig, befangen, erhielten die Unterhaltung nur noch mühsam eine Weile aufrecht und schwiegen dann ganz.

Beide saßen vor dem Kamin, und beide vermieden es, sich anzusehen. Sie stickte, — er setzte eine Cigarette in Brand, that ein paar Züge und warf sie dann fort. — Eine eigentümliche Schwere und Schwüle lag in der Luft. Plötzlich wurde es ganz

dunkel; — ein neuer Regenschauer, mit etwas Hagel untermischt, klatschte lärmend gegen die Scheiben, der eine Fensterflügel flog klirrend auf, und Hans Hardegg sprang hinzu, um ihn wieder zu schließen. Als er sich ins Zimmer zurückwandte, stand die Gräfin vor ihm. Sie sah sehr blaß aus, blasser noch als sonst und ihre Stimme zitterte ein wenig als sie hastig sagte: —

„Es kommt ein schlimmes Wetter, nicht wahr, Baron? Sehen Sie die schwarze Wolkenwand am Horizont."

Er nickte, aber er sah gar nicht zum Fenster hinaus, er sah nur sie, die ihm plötzlich so merkwürdig verwirrt und verwandelt erschien, und wie in Beantwortung einer stummen Frage, die er in ihren Augen las, streckte er langsam die Arme nach ihr aus, zog sie sanft, aber unwiderstehlich an sich und küßte sie, wie er noch nie ein Weib geküßt hatte. —

Sie regte sich nicht, sie ließ es ruhig geschehen, ja, ein Abglanz höchster Seligkeit lag auf ihrem Antlitz, und es bedurfte der Worte nicht, um ihm zu zeigen, daß er über alles Hoffen und Erwarten geliebt sei; als er aber flüsterte: „Mein Lieb, meine Braut, meine süße Victoire," schreckte sie aus seinen Armen empor und ihm tief in die Augen sehend, sagte sie fest:

— „Ihre Braut, Ihre Gattin? — Nein, nimmermehr! — Das muß eine Jüngere, Bessere sein, — auf Ihre Zukunft habe ich kein Recht," und als er in sie drang mit stürmischen Fragen und zärtlichen Bitten und ihr sagte, daß ihm ein Leben ohne sie nicht mehr denkbar sei, wurde sie sehr ernst, und Thränen verdunkelten ihren Blick.

„Ich hätte eher sprechen sollen," flüsterte sie, „aber es erschien mir so schwer, so schwer, — wer klagt sich selbst gern an? Und Ihre Liebe, Ihre Bewunderung thaten mir wohl, — ich glaubte nur nicht, daß sie so tief, so ernst, so echt seien. Auch wollte ich sie nicht erwidern, nicht erhöhen, nur dankbar hinnehmen für eine kurze Zeit, — wollte stark sein und war doch schwach. O, mein lieber Freund, können Sie mir verzeihen?" —

Er wollte von Schuld und Vergebung nichts wissen, er schloß sie nur noch inniger an sein Herz, aber sie blieb fest, und zu dem Kamin zurückkehrend, sagte sie sanft.

„Kommen Sie, Baron, setzen Sie sich an Ihren alten Platz und hören Sie, was ich Ihnen zu sagen habe. Längeres Schweigen wäre Verbrechen," und vor dem langsam ersterbenden Feuer, im Zwielicht, das ihre Züge verhüllte, entrollte sie ihm das dunkle Blatt, das sie ihre Vergangenheit nannte. — — — — — — — —

„Man hat mich sehr früh verheiratet. Ich war kaum achtzehn Jahre alt, als ich vor dem Altare stand mit einem Mann, den ich so gut wie gar nicht kannte und bei dem das Leben genau da aufhörte, wo es für mich begann. In mir brannte eine große Sehnsucht nach Liebe und Glück, und als meine Erwartungen getäuscht wurden und ich sie da nicht fand, wo ich sie zuerst naturgemäß suchte, wandte ich mich neugierig und ungeduldig der Außenwelt zu, die ganz geneigt und geeignet schien, die schmerzliche Lücke in meinem Innern zu ergänzen.

Ich war ungewöhnlich hübsch, sehr reich und nicht ganz ohne Geist, — ich trug einen alten, vornehmen Namen, und man ebnete mir die Wege zu jeder Art von Erfolg. Mein Mann that nichts, um mich irgend wie zu beschränken. Er war gutmütig, — indolent und ungemein stolz auf seine schöne, elegante Frau. Scenen und Aufregungen waren ihm ebenso verhaßt wie jede Art geistiger oder körperlicher Anstrengung, und solange sein eignes Behagen unter meiner Lebensauffassung nicht litt, fand er dieselbe durchaus berechtigt. Eine zärtliche, wachsame Mutter hatte ich nicht, Kinder auch nicht, und so trieb ich denn lustig einher auf dem breiten Strom des Vergnügens, sah die Männer anbetend mir zu Füßen liegen, die Frauen mich bewundern und mich beneiden und freute mich meiner vielen Triumphe, ohne doch im eigentlichen Sinne des Wortes kokett zu sein. —

Mein thörichtes, liebebedürftiges junges Herz wandte sich bald dem einen, bald dem andern zu, — suchte immer und fand doch nie, — und war meistens bitter enttäuscht, wenn es denjenigen, der mir als Idol vorgeschwebt hatte, näher und genauer kennen lernte. Mein Gefühl verschwand unter der scharfen, zersetzenden Kritik meines Verstandes, ich war, ohne es selbst zu wollen, ernüchtert, beschämt, und mit einer Kaltblütigkeit, welche entschieden schon an Grausamkeit



Studie. Nach einer Zeichnung von François Roucher. Im Louvre zu Paris.
(Nach einer Original-Photographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i/E., Paris und New York.)

grenzte, wandte ich mich einem andern zu. Ich wollte nicht nur glänzen und gefallen, nein, ich wünschte selbst zu lieben und geliebt zu sein, und wie verwerflich mein Thun, als das einer verheirateten Frau, auch sein mochte, ich war nicht gänzlich verdorben, nicht wirklich schlecht. Nie suchte ich damals an mich zu reißen, was bereits das Eigentum einer anderen war, und nie hat mein Wankelmut eine Wunde geschlagen, welche durch die Zeit nicht geheilt worden wäre. Mein Stolz, nicht meine Tugend bewahrte mich vor einem wirklichen Fall, und wenn ich auch oft zu weit ging und, achtlos und übermütig, den bösen Schein nicht mied, so galten meine Jugend und Schönheit doch immerhin als Entschuldigung.

Auch in den Augen der Welt. —

Man seufzte, man flüsterte, man zuckte die Achseln, der sittlichen Entrüstung gesellte sich die Eifersucht bei, und man nannte mich eine Circe, eine gefährliche Frau, aber meine gesellschaftliche Stellung war durchaus nicht erschüttert, und die tugendhaftesten Frauen verkehrten nach wie vor in unserem Hause.

Mit einer Ausnahme freilich. — Es war dies eine Wittwe, eine Marquise d'Ambert, die in ihrer Jugend einen Franzosen geheiratet hatte und nach dem Tode desselben nach Deutschland zurückgekehrt war. Ihr Gut grenzte fast mit dem Familiensitz, auf dem wir damals lebten, und in früheren Zeiten war der nachbarliche Verkehr ein sehr reger gewesen. Sie selbst nahm denselben aber nicht wieder auf, im Gegenteil, sie hielt sich uns absichtlich fern, und während sie, nach Ablauf des Trauerjahres, — bei allen anderen Familien Besuch machte, suchte sie uns, als die ihr zunächst Wohnenden, nicht auf. Ich fühlte mich dadurch natürlich verletzt, mein Mann noch mehr, und wenn wir uns am dritten Ort trafen,

begegneten wir uns mit einer Höflichkeit, die etwas Gezwungenes und Eisiges hatte.

Inzwischen machte sie kein Hehl aus ihren Beweggründen. Sie erklärte anderen gegenüber ganz unumwunden, daß es ihr unmöglich sei, in einem Hause zu verkehren, in das sie ihre heranwachsende Tochter später nicht einführen könne, und sprach in Ausdrücken von meinem Ruf, welche selbst mir ganz Fernstehende außerordentlich peinlich berührte. In Gesellschaft beobachtete sie mich mit erbarmungsloser Schärfe, und je froher und befriedigter ich aussah, je gefeierter ich war, um so mehr verfolgte sie mich mit ihrem Haß.

Denn die Marquise haßte mich wirklich, — tief, leidenschaftlich, unauslöschlich, wie nur eine Frau zu hassen vermag, und ich wußte und fühlte das instinktig, wenn mir die Ursache ihrer Abneigung auch verborgen blieb. — — Erst viel später erfuhr ich, daß meine freie, genußfrohe Jugend und Schönheit, im Verein mit einem durchaus harmonischen, häuslichen Leben sie nur deshalb so reizte, weil ihr eigner Ehestand ihr nur bittre Gefangenschaft und stete Entsagung gebracht hatte und sie bei dem eignen Gatten nie jene Anerkennung und Bewunderung fand, welche mir von dem meinen, trotz aller Schwächen und Mängel, so reichlich zu teil ward. Von der Höhe ihrer stolzen Tugend sah sie auf mich herab, wie auf eine Verlorene, und leise, aber unaufhaltsam wuchs der Wunsch in mir empor, mich zu rächen. — — — — — — — — — — — — — — — — —

Zehn Jahre nach unserer Verheiratung starb mein Mann. Seinem Tode ging eine schwere, langwierige Krankheit voraus, und ich pflegte ihn, wie eine liebende Tochter ihren Vater gepflegt haben würde. Dann war ich frei. — Dieses Bewußtsein hatte nichts Berauschendes für mich. Im Gegenteil, ich vermißte den alten Freund und guten Kameraden, der immer liebenswürdig und nachsichtig gegen mich gewesen war, und betrauerte ehrlich und aufrichtig seinen Verlust.

Mehr als ein Jahr lebte ich ganz zurückgezogen, dann ging ich auf Reisen, und Tante Annette begleitete mich als dame d'honneur. Ich war noch nicht 30 Jahre alt und, wie man mir sagte, schöner denn je, — aber mein Wesen war stiller, ernster und gehaltner geworden, ich hatte alle Jugendthorheit von mir abgethan, und mein Interesse für die Männer im allgemeinen und besonderen war gänzlich erkaltet. Sie erschienen mir alle so gleichgeartet: oberflächlich, eitel, genußsüchtig und schwach, und ich wandte meine Aufmerksamkeit anderen Dingen zu, welche mir derselben würdiger und an sich wichtiger erschienen. — Ich las und lernte, ich beobachtete und verglich. Ich fand das Leben in seinen verschiedenen Erscheinungen alles Nachdenkens wert, und das Schöne und Erhabene in Kunst und Natur hob mich über mich selbst hinaus.

Da, zu einer Zeit, da ich mich gefeit glaubte gegen jeden stärkeren, persönlichen Eindruck und nichts mehr erwartete, fand ich denjenigen, den ich lieben konnte und durfte, ganz, hingebend, ungeteilt, der in sich alles vereinigte, was mir an einem Manne schön und begehrenswert schien, und dessen Liebe ich hinnahm wie ein hohes, himmlisches Gnadengeschenk.

Ich liebte ihn nicht nur, ich betete ihn an. Er war weiser, besser, stärker als ich, er hatte, in meinen Augen wenigstens, kein Fehl, und er bekleidete eine hohe, verantwortliche Stellung. —

Wir trafen uns in einem berühmten Kurort, waren täglich zusammen und machten beide kein Hehl aus dem mächtigen Gefühl, das uns gleichmäßig beseligte und beherrschte. Nur zu einer offiziellen Werbung kam es noch nicht. Ich erfuhr bald, weshalb. — Der Graf, — er war Belgier und nicht mehr jung, — hatte sehr feste, strenge Grundsätze. Die Frauen seiner Familie waren berühmt durch ihre Frömmigkeit und hohe Tugend. Nachdem er einige Partieen ausgeschlagen hatte, welche seiner Mutter ganz besonders erwünscht erschienen, hatte er der alten Dame gelobt, niemals eine Frau als Gattin zu wählen, deren Ruf und Charakter nicht ganz tadellos sei. Das machte ihn vorsichtig, fast ängstlich, einer Fremden gegenüber, deren heimische Verhältnisse und Beziehungen er nicht kannte. Mein Name, meine Persönlichkeit, mein ganzes Auftreten boten ihm noch nicht die genügende Sicherheit dar; er glaubte sich direkt erkundigen zu müssen, und die einzige Deutsche, welche er von Frankreich her kannte und die als meine Nachbarin ganz geeignet schien, ihm eine umfassende Auskunft zu

geben, war, denken Sie sich in meine Lage — — die Marquise d'Ambert.

Zuerst wußte ich natürlich nichts von diesem tückischen Zufall, als der Graf aber ganz plötzlich abreiste, ohne Erklärung, ohne Antrag, ja selbst ohne Lebewohl, forschte ich nach und erfuhr die schreckliche, mich vernichtende Wahrheit. Was und wie die Marquise geschrieben hatte, konnte ich mir denken, und ich wußte, — meine Hoffnung, mein Lebensglück waren für immer dahin! Mochte der Graf unter dem Verzicht noch so sehr leiden, mochte er selbst noch so elend und unglücklich sein, von seinem Stolz, seiner starren Gewissenhaftigkeit war keine Rückkehr zu hoffen, und ich selbst konnte und durfte mich nicht rechtfertigen, — denn er griff mich nicht an. —

So kehrte ich denn nach Hause zurück, eine einsame, gebrochene, fast verzweifelte Frau, und nur ein Wunsch lebte und glühte noch in meiner Seele: — der heiße, leidenschaftliche Wunsch, mich zu rächen. Die Frau, welche mich so tief gedemütigt, so grausam beraubt hatte, sie sollte es bitter büßen und tief bereuen, und mit einer Ungeduld, welche etwas wahrhaft Verzehrendes hatte, merkte ich auf dem ersten Augenblick, wo es mir gestattet sein würde, zu handeln.

Er kam nur allzu bald.

Ich hatte mich hierher zurückgezogen, — das Hauptgut fiel meinem Schwager, Graf Agathon, zu. Er war nur ein Halbbruder meines Mannes und volle achtzehn Jahre jünger als jener. — Zufällig hatte ich ihn nie gesehen. Er war Diplomat, lebte im Auslande und kam nur sehr selten nach Haus. Auch jetzt dachte er nicht daran, den Abschied zu nehmen. Er erbat und erhielt nur einen längeren Urlaub, übernahm den schönen, großen Besitz und sprach den Wunsch aus, sich bald zu verheiraten.

Sechs Wochen später war er verlobt, — die Tochter meiner Feindin, der Marquise d'Ambert, war seine Braut. —

Wie sie es angefangen hatte, ihn so schnell zu ködern, kann ich nicht sagen, jedenfalls war sie es, welche die Initiative ergriff, und der Umstand, daß seine Geschwister von dieser Frau fortgesetzt verletzt worden waren, hinderte ihn seinerseits nicht, wie früher in ihrem Hause zu verkehren. Wahrscheinlich warf sie alle Schuld auf mich, und er, der Thor, glaubte ihr, — wenigstens damals noch! —

Die Verlobung wurde durch gedruckte Anzeigen bekannt gemacht, — keine noch so entfernte Familie vergessen, — nur ich, seine Schwägerin, erhielt keine Nachricht. Das machte das Maß meines Zornes voll, — ja, es floß über von Groll und Bitterkeit, und ein böser, häßlicher Gedanke durchzuckte mein Hirn. —

Ich wollte die Marquise da treffen, wo sie am verwundbarsten war, — in ihrem mütterlichen Stolz. Sie vergötterte ihre Tochter, ihr einziges Kind, und ihr heißester Wunsch war, sie gut und glücklich verheiratet zu sehen. Daß Graf Agathon ihr begehrenswert erschien, war sehr natürlich; — er erfüllte alle Bedingungen, welche sie an einen Schwiegersohn stellte, und diese Verlobung mußte ihr eine hohe Genugthuung bereiten. Gemeinsame Bekannte, mit denen ich korrespondierte, bestätigten dies. Sie schilderten die Braut als ein sehr schönes, aber auch sehr kaltes und stolzes Geschöpf, welches in jeder Hinsicht die echte Tochter seiner Mutter sei und sich wohl mehr durch den Rang und Reichtum des Bewerbers, als durch seine große Liebenswürdigkeit habe gewinnen lassen. Immerhin schiene auch sie sehr beglückt durch das neue Band, und die Vorbereitungen zur Aussteuer und Hochzeit seien bereits in vollem Gange. —

Ja, Agathon war liebenswürdig und gewandt, ich wußte das von meinem Gatten her, — aber auch sanguinisch, leidenschaftlich und leicht erregt, — und darauf baute ich meinen Plan. Als er bald darauf bat, mich aufsuchen zu dürfen, um geschäftlich einiges mit mir zu besprechen und Aufschlüsse zu erlangen, die ich allein ihm geben konnte, hieß ich ihn scheinbar herzlich willkommen, ließ keine Empfindlichkeit merken und bat ihn, sich ganz nach Gefallen einzurichten.

Er kam auf drei Tage, — und blieb volle drei Wochen! Zuerst mußte das Ordnen von Papieren zur Entschuldigung dienen, — dann — eine leichte Erkältung. Unsere Beziehungen gestalteten sich ganz so, wie ich es gewollt hatte. Aus der Ferne hatte er mich, dank den Einflüsterungen der Marquise, beleidigt, ignoriert, — in der Nähe fand er nicht den Mut,

mir mit Nichtachtung zu begegnen. Mein Anblick genügte, um ihn umzustimmen. Ritterliche Aufmerksamkeit und verwandtschaftliche Rücksicht traten an Stelle der kühlen Zurückhaltung, mit der er sich vorher gewappnet hatte, und nach Verlauf von acht bis zehn Tagen war auch die innere Wandlung eine vollkommene geworden. —

Die Frau Marquise hatte mir trefflich vorgearbeitet. Indem sie mich zu schwarz malte, rief die Wahrheit eine günstige Reaktion hervor, die Übertreibung und Verleumdung sprang in die Augen, und die absichtliche Täuschung, durch welche er mir gegenüber in eine falsche Position gedrängt worden war, erfüllte ihn mit Unwillen und tiefer Beschämung. Auch fühlte er sich in meinem Hause außerordentlich wohl und behaglich, während die Atmosphäre, welche die Frau Marquise umgab, für ihn etwas Frostiges hatte, und da seiner Verlobung keine lange Werbung vorangegangen war, fand ich es nicht schwer, dieselbe vorübergehend ganz aus seinem Bewußtsein zu verdrängen.

Zum erstenmal in meinem Leben war ich wirklich boshaft, berechnet, kokett! Ich kannte meine Macht, und ich übte sie aus. Meine Schönheit, meine Klugheit, jede Gabe und jeden Reiz, den Gott mir verliehen, waren mir nur noch Mittel zum Zweck, — ich wollte gewinnen in dem grausamen Spiel, und siehe da — ich gewann. Die Rache ist ein guter Lehrmeister — sie verhalf mir zum Siege. Neben der kühlen, konventionellen Zuneigung zu seiner Braut stieg eine glühende Leidenschaft zu mir in Graf Agathons Herzen empor, und während ich mir den Schein völliger Unbefangenheit und Ahnungslosigkeit gab, schürte ich heimlich die lodernde Glut.

Seinem ersten Besuche folgte bald ein zweiter und dritter, und wenn sie sich auch nur auf Tage beschränkten, so wußte ich doch meine Zeit gut zu nutzen. Ich änderte meine Taktik und mein Benehmen, fesselte und bethörte ihn durch allerlei Künste und hatte die hohe Genugthuung, zu sehen, daß er immer tiefer in das geschickt von mir aufgestellte Netz geriet. Ja, seine ganze Seele war erfüllt von heißer, bewundernder Liebe zu mir, — sie sprach aus seinem Wesen, aus jedem Blick seiner Augen, und ich schien von der endlichen Wahrnehmung teils beglückt, teils erschreckt; — als er aber die Kühnheit hatte, seine Gefühle in Worte zu kleiden, seine Verlobung einen verhängnisvollen Irrtum nannte und mich, nach eingehender Schilderung seiner Leiden, um lindernden Trost und Erwiderung bat, schickte ich ihn in derselben Stunde noch fort und erklärte fest: — nur als freier Mann dürfe er es wagen, mich wiederzusehen, nur als freier Mann so zu mir sprechen. —

So war der Konflikt denn heraufbeschworen, die Krisis da. Sichtlich kämpfte er einen schweren Kampf, und wochenlang schwankte die Wage hin und her, — endlich aber, überwältigt durch seine Leidenschaft, unterlag das Recht, und Graf Agathon entschied sich für mich. Die Verlobung wurde aufgelöst, und die Gewissenhaftigkeit und loyale Gesinnung, welche ihn so lange hatte zögern lassen, trug nur dazu bei, meinen eignen Triumph noch zu erhöhen. Erst im letzten Augenblick, kurz vor dem kirchlichen Aufgebot, erbat er von der Braut sein Wort und seine Freiheit zurück, und dieser späte Zeitpunkt machte sein Vorgehen zu einer doppelten Beleidigung.

Die Marquise war wütend, außer sich, tödlich verletzt. So kurz vor der Hochzeit sah sie ihre Hoffnung vernichtet, ihr schönes, stolzes Kind verschmäht, und dabei ahnte sie nicht einmal, woher der grausame Schlag sie traf. — Daß fremde Einflüsse thätig gewesen waren, sagte sie sich bald, — aber von wem dieselben ausgingen, war ihr ein Rätsel. Ich hatte Graf Agathon gut instruiert, — er durfte nichts verraten, mußte die Rolle des feindlichen Schwagers unentwegt weiterspielen und that es, wie ich glaube, mit großem Geschick. Seine diplomatische Gewandtheit kam ihm zu Hilfe. Auch die Welt kannte nicht seine wahren Motive, und wenn sich nun auch viele Stimmen gegen ihn erhoben, die ihn seiner Wortbrüchigkeit wegen hart verurteilten, so blieb doch auch auf der verlassenen Braut etwas haften, das neben dem Mitleid allerhand neugierige Fragen und Zweifel zuließ und ihr nicht zum Vorteil und Segen gereichte. Hier handelte es sich zwar nicht um ein gebrochenes Herz, wohl aber um eine zerstörte, glänzende



Weiblicher Studienkopf. Nach einer Zeichnung von Peter Paul Rubens in den Uffizien in Florenz.
(Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

Zukunft, und die kluge, ehrgeizige Mutter war sich dessen vollkommen bewußt. Sie fühlte, daß fürs erste ihre Rolle hier ausgespielt sei, packte mit zornigem Schmerz die schöne, kostbare Aussteuer zusammen, verschloß das Haus und ging mit ihrer Tochter nach Frankreich, wo sie sich unbeobachtet wußte und nicht täglich und stündlich peinvollen Erinnerungen und Erörterungen ausgesetzt war.

Ja, mein häßlicher Plan war gelungen. Ich hatte die Marquise beraubt und gedemütigt, wie sie mich beraubt und gedemütigt hatte — — Auge um Auge, — Zahn um Zahn —! Mein Herz jubelte, und mein Stolz triumphierte, aber das unglückliche Werkzeug meiner Rache war noch vorhanden und ließ sich nicht beiseite werfen wie ein totes Ding. — Es lebte und atmete, es litt und liebte und forderte nach vollbrachter That den verdienten Lohn.

Es wäre nicht klug gewesen, ihm denselben sofort zu verweigern. Eine vorzeitige Enthüllung hätte ihn ernüchtern, empören, ja vielleicht reumütig zu derjenigen zurückführen können, von der er ewig getrennt bleiben sollte, und so war einige Vorsicht und Schonung geboten. Auch dachte er, so bald nach der ersten, an keine zweite öffentliche Verlobung und wünschte selbst in unserem Verkehr alles Auffällige zu vermeiden, aber er sah in mir seine einstige Gattin, das Glück seiner Zukunft und zweifelte keinen Augenblick daran, daß ich unserer endlichen Vereinigung ebenso froh und sehnsüchtig entgegensähe, wie er selbst.

So bat ich ihn denn nur, noch eine Weile fern zu bleiben, und auch als er kam, führte ich die Komödie noch weiter fort, — teils aus Feigheit, teils auch aus Rücksicht für ihn, — so unwahrscheinlich und unglaublich das klingt. Nachdem mein Rachegelüst befriedigt, der Rausch verflogen war, that er als der Betrogene mir wirklich leid, — ich dachte nicht daran, ihn zu erhören, aber ich ermaß vollkommen die Größe des Opfers, das er mir gebracht hatte. Sein Handeln war mit seinen sonstigen Anschauungen ganz unvereinbar, und der wochenlange Kampf, die stete Aufregung hatten an seiner Gesundheit gezehrt. Er war elend, nervös und reizbar geworden, hatte schlechte, schlaflose Nächte gehabt und griff nun zu künstlichen Mitteln, um sich doch etwas Ruhe zu schaffen. Ich wollte ihn nicht plötzlich niederschmettern, — wollte ihn langsam vorbereiten auf das, was die Vernichtung seiner Hoffnungen war — und handelte schließlich doch ohne Überlegung, ohne Mitleid und Erbarmen, — ja selbst ohne Sinn und Verstand!

Eine Zeitungsnotiz führte das Unheil herbei. Sie erwähnte die feierliche Vermählung des Grafen X., des von mir heiß und schmerzlich Geliebten, nun auf ewig Verlorenen, — mit einer vornehmen Belgierin, die so jung war, daß sie noch keine Vergangenheit hatte, und so lieblich, daß sie bei der öffentlichen, kirchlichen Trauung allgemeines Aufsehen erregte.

Wie glühende Pfeile durchbohrten die inhaltsschweren Worte mein Herz. Mein Kopf brannte, und meine Wunden bluteten, sein Bild, das Bild des Herrlichen, Unvergleichlichen, stieg wieder in berauschender Schönheit und Klarheit vor meinem geistigen Auge auf, und die Liebe und Ansprüche jedes anderen Mannes erschienen mir so unerträglich, entwürdigend und widerlich, daß mir selbst der Anblick meines Schwagers verhaßt war. Ich floh in mein Zimmer, — er folgte mir dahin, und als er nun grade diesen Augenblick wählte, um, unterstützt durch zärtliche Fragen und Beteuerungen, von mir eine endgültige Entscheidung zu fordern, — stieß ich ihn hohnlachend, voll Abscheu von mir und warf ihm mit einem Mal die ganze, grausame Wahrheit ins Gesicht.

Die Wirkung war eine schnelle, entsetzliche. Er stockte, lauschte und starrte mich an wie ein Gespenst. Dann fing er an zu lachen, — laut, grausig, unheimlich, ging in sein Zimmer und schloß sich ein. Wenige Minuten darauf war alles still.

Die Reue packte mich und die Angst. Was hatte ich da angerichtet? Würde er sich ein Leid anthun, sollte ein Mord mein Rachewerk krönen? Ich schickte seinen Diener — er klopfte vergebens. Nach Stunden kletterte der Mann von außen an dem Spalierwerk zum Fenster empor und blickte forschend ins Zimmer hinein. — Der Graf saß an seinem Schreibtisch ganz verstört, mit offenen Augen und stierte gedankenlos vor sich hin. Eine Feder hielt er in der Hand, aber er schrieb kein Wort.

Wieder einige Stunden, — und das Bild war dasselbe. — Der Diener stieg nun durch das Fenster ins Zimmer hinein, entriegelte von innen die Thür und versuchte, den Grafen zu Bett zu bringen. Er ließ es willenlos geschehen, aber er verweigerte nun jegliche Nahrung. Ich hielt mich zuerst absichtlich fern. Zwei Tage gingen so hin, — er sprach nicht, er arbeitete nicht, er schien keinen zu erkennen — und ich telegraphierte nach einem Arzt. Er kam, beobachtete den Kranken sorgfältig und konstatierte hochgradigen Trübsinn, einen schweren, ganz ausgesprochenen Fall von Melancholie. Ich berichtete, soweit dies möglich war, die traurige Vorgeschichte seiner Leiden, erwähnte einen großen Schreck, eine herbe Enttäuschung als das letzte, entscheidende Erlebnis, und er gab mir wenig Hoffnung auf einstige Besserung. Ja, er sprach sogar von einer wahrscheinlichen, ganz allmählichen Steigerung des Leidens, das schon lange in ihm gelegen haben müsse, von der Möglichkeit einer daraus erwachsenden Gefahr für den Kranken selbst und für andere und riet mir dringend schon um meiner selbst willen, ihn in eine Anstalt zu bringen.

Aber der Gedanke widerstrebte mir vom ersten Augenblick an, der Wunsch zu helfen ließ mich noch zögern, und der erste Versuch, den ich selbst mit seiner Pflege anstellte, fiel über alles Erwarten günstig aus. Meine Stimme war ihm durchaus nicht verhaßt, mein Anblick regte ihn nicht im mindesten auf, im Gegenteil, — wie früher, zog es ihn mächtig in meine Nähe, — und was dazwischen lag, — es war verklungen, — vergessen, wie ausgelöscht. Von meiner Hand nahm er gehorsam Speise und Trank, und wenn dem Trübsinn sich nach und nach auch der Stumpfsinn zugesellte, — eine Art dumpfer Vorliebe und Zuneigung für mich blieb doch bestehen. —

So behielt ich ihn denn hier, und es war mir ein Trost, ihm doch noch etwas sein zu können, nachdem ich ihn selbst zu Grunde gerichtet hatte. Im übrigen litt ich in jenen ersten Jahren täglich und stündlich der Hölle Qual, und der Umstand, daß schon bei dem Großvater meines Mannes sich ein ganz ähnliches Leiden gezeigt hatte, konnte mich nicht trösten, das Gefühl meiner Schuld mir nicht von der Seele nehmen.

Graf Agathon hatte mir, jene kleine Schwäche abgerechnet, nichts gethan, und wie ein Dämon war ich in sein Leben getreten. Was war aus dem blühenden, geistvollen jungen Mann, dem reichen, gewandten Kavalier geworden? Ein blöder Krüppel, ein kindischer Greis, ein Armer, den kein Bettler beneidet, und ein Unglücklicher, dessen Bewußtsein in der dunklen Nacht des Irrsinns untergeht. Ich konnte ihn nicht mehr retten, versöhnen, mit all meiner Reue nicht mehr heilen, was mutwillig zerstört und zerbrochen war, und der Schmerz um mein eignes, verlorenes Glück schwand dahin, unter dem größeren und tieferen Leid dieser Erkenntnis.

Dann kam die Zeit mit ihrer weichen, lindernden Hand und ebnete, was rauh, hart und unüberwindlich schien. Ich fing wieder an zu leben, zu denken, ich gewöhnte mich an meine Schuld wie an meine Sühne und wurde aus meiner Ruhe nur dann aufgeschreckt, wenn mein Schwager einen seiner schlimmen Anfälle bekam.

Dieselben wurden meist dadurch hervorgerufen, daß ein Strahl der Erkenntnis die Nacht seines Geistes durchdrang und ihn in ganz ungewöhnlicher Weise erregte. Das letzte Mal war es offenbar die Eifersucht, die ihn packte.

Schon immer schien es mir, als ob er gegen Lucifer eine Art Abneigung hege, — neulich, als ich ihn unvorsichtigerweise in seiner Gegenwart liebkoste, flackerte ein jähes, unheimliches Licht in seinen Augen auf, er warf sich auf das treue, ahnungslose Tier, und mit einer Kraft, die ich ihm niemals zugetraut hätte, drückte er ihm die Kehle zu. Es war ein grausiger Anblick, ein schrecklicher Moment, bis es mir gelang, meinen armen Liebling zu befreien, aber der ganze Vorfall bewies mir nur von neuem, daß bei dem Unglücklichen nach wie vor die Liebe zu mir verschüttet auf dem Grunde seiner Seele ruht, — daß ich notwendig bin zu seiner Existenz, und daß ich nicht daran denken darf, ihn fortzugeben.

— — — — — — — — — — — —

Und nun, mein Freund, was soll ich Ihnen noch sagen? Den Schluß der Erzählung kennen Sie! — Die Liebe, — Ihre Liebe, — kreuzte noch einmal ver-

lockend und verwirrend meinen öden Pfad, ein warmer, leuchtender Sonnenstrahl fiel in mein dunkles Dasein hinein, und einen Augenblick schien alles verwandelt, alles verklärt. Die Blumen blühten, die Vögel sangen, und der süße Traum schien zur Wahrheit zu werden, — aber ich habe nicht mehr die Macht, glücklich zu machen, — nicht mehr das Recht, glücklich zu sein. Trennend wie ein gigantischer Schatten steht die Vergangenheit zwischen uns, und selbst Ihre Begeisterung, Ihr warmes Empfinden, wird von ihren schwarzen Schwingen berührt. Ich habe mich an dem Allerheiligsten versündigt und muß als Sünderin Buße thun, — Ihnen dagegen gehört die Zukunft, die Welt, — und Ihr Pfad führt sicher zum Lichte empor.

Daß wir uns fanden, brauchen wir trotzdem nicht zu bereuen: Sie sind um eine Erfahrung reicher geworden, und ich, — ich habe Ihnen nur zu danken, Baron. Aber nun lassen Sie uns auch scheiden — jetzt, — heut, — in dieser Stunde noch! Sie werden leiden, ich weiß es, aber auch bald überwinden, und wenn Sie nicht ganz vergessen können, so denken Sie doch an mich ohne Groll, wie man der armen Seelen im Fegfeuer denkt. — — — — — — — — — — — — — — — —

Tief erschüttert, nur dann und wann durch einen Laut, eine Bewegung seine Teilnahme bekundend, hatte Hans Hardegg ihren Worten gelauscht, — nun war ihre Stimme verstummt, das Feuer verlöscht, und tiefe Dämmerung herrschte im Gemach.

Er fuhr wie aus einer Betäubung empor. Sollte er wirklich scheiden, — wirklich schon gehen? Liebte er sie nicht, wie er sie vordem geliebt, — schien sie ihm nicht mehr begehrenswert? —

Nein, Gräfin Victoire hatte recht, — etwas Fremdes, Kaltes stand zwischen ihnen, — nicht nur ihre Schuld, — nein, auch jene eine, große, unselige Liebe, welche den eigentlichen Kern und Inhalt ihres Lebens ausmachte und heut noch ihre teuerste Erinnerung war. Was später kam, konnte doch nur der Wiederschein eines schönen Sonnenuntergangs sein, und er verlangte ein ganzes Leben, — ein ganzes Herz.

So raffte er sich denn auf, — seufzend, zögernd, halb widerstrebend, trotz aller Einsicht durch den alten Zauber gebannt, und stand dann vor ihr, — ein gebeugter und doch auch ein befreiter Mensch. — Noch einmal neigte er sich zu ihr nieder, noch einmal umschlang er in wildem Schmerz die geliebte Gestalt, dann, nach einem letzten, heißen, stummen Lebewohl, stürmte er in blinder Hast zum Hause hinaus, und am nächsten Morgen reiste er ab. — — — — — — — — — — — — — — —

Monate später, in einer Gesellschaft, hörte er plötzlich ihren Namen nennen. Die Art, wie es geschah, berührte ihn eigentümlich; — er erschrak, — wagte eine Frage — und erfuhr das Entsetzliche.

Die arme, unglückliche Frau — war nicht mehr! Ihre Unvorsichtigkeit, welche die Warnung der Ärzte nicht achtete, hatte sich schwer und bitter gerächt, — ihr eigner, geisteskranker Schwager hatte sie getötet. Sich selbst aufopfernd, hatte sie ein anderes, von ihm bedrohtes Leben gerettet, und mit ihrem eignen Herzblut die einstige, große Schuld getilgt.

Der Kampf war zu Ende, der Konflikt gelöst, — sie hatte Frieden gefunden nach heftigen Stürmen, und Hans Hardegg gönnte ihr die ewige Ruh' — aber die Erinnerung an sie lebte unauslöschlich fort in seiner Seele, und noch oft sah er sie vor sich stehen, wie an jenem letzten traurigen Tag: — das süße Antlitz, — die holde Gestalt, — die schönen Augen von Thränen verschleiert, — die Hände fest und schmerzlich verschlungen; — und das alles in der Dämmerung verschwimmend, — ins Wesenlose zerfließend, — grau in grau, wie ein Nebelstreif, die schöne, unglückliche Gräfin Victoire! — — — — — — — — — —





Reiher- und Kormorankolonie am großen Rohrwörth.

Die Donauauen bei Wien.

Von

Ernst von Dombrowski.

Mit 5 Originalillustrationen von **Carl von Dombrowski.**

Wer im Prater von der Hauptallee unterhalb des Lusthauses nach rechts abweicht, gelangt bald in herrliche, einem riesigen englischen Park gleichende Waldpartieen, unterbrochen von Wiesenflächen, Altwässern, kleinen Schotterbänken; er staunt über den Wechsel der Scenerieen, über die fabelhafte Üppigkeit der Vegetation, er weiß aber nicht, daß dies lediglich die sozusagen harmlose, liebliche Umrahmung eines Bildes voll urwüchsiger Kraft, voll tiefernster Einsamkeit und schrankenloser Freiheit darstellt. Eine Stunde weiter, kaum mehr als zwei Wegstunden vom Weichbild der Kaiserstadt entfernt, liegt, von wenigen gekannt, ja von Hunderttausenden nicht einmal geahnt, ein weit gedehnter Urwald im vollsten Sinne des Wortes. Bis zum Fuße des Kahlenberges hat der noch jugendfrische Strom wilde Kämpfe mit ungezählten Hindernissen zu bestehen gehabt, die seinem Wogenanprall erst nach hartem Widerstand Raum boten; da mußte er seine ganze Kraft vereinen, und nur selten wagte er es, sich in zwei Arme zu teilen und ein kleines Eiland zu bilden. Unterhalb Wien dagegen nimmt eine unabsehbare, bis an die Grenzpfähle Ungarns reichende Ebene den kampfmüden Strom auf, und da ruht er aus. In eine Menge von Armen lösen sich die gestauten Wassermassen auf, es entsteht ein stundenbreites Gewirr von Inseln; am Hauptufer erstrecken sich weit ins Land hinein prachtvolle, uralte Auenwälder, gleichsam ein schirmender Gürtel für die weltfremde Einsamkeit der abgeschiedenen Eilande. Von diesen sind auch viele uralt, die mächtigen Bäume zeugen davon; andere leben erst ein Jahrzehnt, einzelne sehen den ersten Sommer.... Das ist das Werk des Eises.

Wenn diese starke Fessel dem allgewaltigen Anprall der Frühlingsstürme weicht, wälzen sich die geborstenen Massen ächzend, klirrend, krachend, bald als geschlossene Fläche, bald von den gischtenden Wellen gehoben und wild übereinander getürmt, hinab, und wehe, wo sie mit voller Wucht aufprallen! Jetzt steuern sie gerade auf eine mit Hochwald bedeckte Insel zu. Das Wasser wird seichter, die schwimmenden Eisberge knirschen auf dem Ufersand, aber die Wellen drängen zischend nach, heben ihre glitzernde Last wieder, schleudern sie vorwärts mit unwiderstehlicher Gewalt, der erste Baumriese wankt, kracht, bricht splitternd zusammen, reißt im Sturz drei andere Stämme mit, die Wässer, vom Tausturm gepeitscht, rollen heulend nach; wie hilfesuchend starren eine Zeitlang nur mehr Wurzelstöcke und nackte Äste zum grauen Firmament, dann beginnen sie sich zu drehen, neue Eismassen prallen an, und endlich ist die Stelle leer, wo vor einer Stunde noch eine Insel, ein alter Wald gestanden. Nur Wasser und Eis.... Die alten Bäume sind entwurzelt, ihre Kronen gebrochen, die Stämme aber halten zusammen, und wie sie das Eis bald aufrichtet, bald stürzt, bohrt sich einmal einer von ihnen tief in den Kiesgrund und weicht nicht weiter; ein zweiter schließt sich ihm an, ein dritter, ein vierter, nun stürmen Wasser und Eis vergebens gegen dieses Bollwerk an, es trotzt all' dem Schäumen und Gischten. Lockere Schotter- und Sandmassen werden herangeschleudert, sie füllen den Raum zwischen den Stämmen und dem Geäst, und wenn das Wasser endlich fällt, so entsteigt den Fluten ein neues Eiland. Noch ist es kahler Schotter, aus dem nur da und dort die alten Baumstrunke aufragen, schon im ersten Sommer aber grünt darauf frischer Weidenanflug und nach zwanzig Jahren üppiger Auenwald....

So ist dieses Gewirr von Inseln entstanden, so vergeht es in ewigem Wechsel!

Fast das ganze Gebiet von Wien bis zur March ist kaiserliches Jagdterrain. An die drei Herrschaften Kaiser-Ebersdorf, Orth und Eckartsau schließen sich die großen Pachtreviere Mühlleiten, Mannswörth und Fischamend; der ganze Komplex hat eine Längenausdehnung von etwa



Jagdschloß Orth.



Birschhaus auf der Donauinsel Rohrwörth.

stehen die hundertjährigen Stämme, der eine stolz und stark, in überquellender Kraft aufstrebend, der zweite ernst und ruhig, auf dem Höhepunkt seines Wachstums, der dritte alternd, ein Greis mit gebeugtem Haupt, der vierte im Absterben, scheinbar nur noch gehalten von den bis zur gebrochenen Krone aufsteigenden Ranken des Epheus und der Weinrebe, die sich ringsum fortschlingen und sich fest an die umstehenden jüngeren Bäume anklammern, um die Last des sterbenden Riesen noch eine Zeitlang aufrecht zu erhalten.

acht Stunden bei durchschnittlich zwei Stunden Breite. Das war seit dem XVI. Jahrhundert schon ein bevorzugtes Jagdterrain des Kaiserhauses und ist es bis heute geblieben. Manche Reminiscenz knüpft sich daran, — davon später. Nun erst ein paar Blicke in das Leben und Treiben dieser ernsten, hoheitsvollen Wildnis.

Ein schwanker Kahn führt uns vom Hauptufer aus nach einer der Inseln, der „große Rohrwörth" heißt sie. Bei der Wasserfahrt entrollen sich uns ringsum merkwürdige Landschaften. Hier wird der Blick durch Hochwald bald abgeschlossen, da schweift er über endlose Schotterbänke und weite, mit dichtem Weidengestrüpp bedeckte Sandflächen, da eröffnet sich ein tiefer Auslug über schilfgesäumte Altwässer, die in verblauender Ferne wieder massiger Hochwald mit scharfer Coulisse abgrenzt; alles ist so weitgedehnt, so öd, so still. Jetzt knirscht der Ufersand, und nach ein paar Schritten stehen wir in stummes Schauen und Sinnen versunken. Drei Stunden von uns wogt das Getriebe der Millionenstadt, und hier umfängt uns die fast beengende Stille, die unsagbare Großartigkeit des Urwaldes. In weitem, lockeren Verbande



Dort schlummert schon einer, halb vermodert, hohe Kräuter und Sträucher verhüllen ihn; und der weiche braune Staub, auf dem wir wandeln, — das ist auch der Rest

von gewaltigen Bäumen; auf ihm wuchert neues Leben empor, undurchdringlich reiht sich Schößling an Schößling, und wo irgend ein Plätzchen freibleibt, sprießen Kräuter empor in Dimensionen, wie man sie sonst nirgends sieht, wie sie nur der jungfräuliche Boden zu zeugen vermag.

Gewaltig, fremdartig wie diese Natur selbst, ist auch das reiche Tierleben, das sich in ihr entfaltet. Tausende herrlicher Bilder prägen sich hier der Seele ein; ich will dir nur eines davon vor Augen führen, lieber Leser!

Altweibersommer spinnt bleiche Fäden von Halm zu Halm, Tautropfen flimmern daran; wie ein Heer roter, gelber, brauner und gescheckter Schmetterlinge flattern die welken Blätter von den Zweigen nieder. Es ist Herbst, frostiger schauriger Herbst; er ist farbig, farbiger fast als der Frühling, aber eine wehe Stimmung zieht mit ihm ein, es ist, als trage in der Natur alles den Stempel des Entsagens, des Scheidens, des Sterbens. Die bunte Farbe täuscht, das ist das letzte Aufflackern vor der Stunde, wo der Sturm losbraust und die Natur in kaltes, weißes Linnen bettet, — schon weben es die grauen Wolken, die als geisterhafte Schatten um die müde aufgehende Sonne schleichen. Wach' auf! war die Losung, der Grundaccord in all' dem Tongewirr des Frühlingslebens, — ruh' aus, ruh' aus! so flüstert es jetzt in den welken Blättern, im schwanken Rohr. Warum aber, muß es denn Frühling sein zum Leben, zum Lieben und Werben? Braucht die Brust Sonnenschein, in der die Fackel heißen Empfindens flackernd auflodert? . . . Horch! — Durch die Dämmerung des Oktobermorgens, die bleischwer und doch so bitterkalt auf dem stillen Auenwald lagert, dröhnt eine gewaltige Stimme, stolz, trotzig, wild, ein donnernder Aufschrei, — das ist das Werben des Königs der Wälder. Das Bruchholz prasselt, hoch spritzt das Wasser auf, die Steine der Schotterbank fliegen polternd, klingend und plätschernd zur Seite unter dem stahlharten Tritt, — mit weit vorgestrecktem, gekröntem Haupt, mit dampfenden Nüstern, ein Urbild selbstbewußter Kraft, so betritt der edle Hirsch den freien Plan. Hinter ihm bricht ein Rudel Kahlwild aus der Dikkung und bleibt in scheuer Entfernung stehen, ängstlich und doch begehrend nach dem Mächtigen äugend. Auch er hält im Trollen inne, und abermals erdröhnt das tiefe Röhren, ferner Brandung gleich. Welch' ein Recke ist's, was soll der Aufruf zum Kampfe, wer vermag es, ihm das Feld streitig zu machen? — Kaum ist indes der letzte Laut verschollen, so antwortet vom anderen Ufer des Altwassers eine Stimme, so markig und voll wie die erste. Wutglühend schüttelt der Platzhirsch das bewehrte Haupt, daß das lange schwarze Haar am Halse flattert, mächtig stampfen die sehnigen Vorderläufe den steinigen Boden, aus dem Windfang quillt der Odem wie eine Rauchsäule auf, und gewaltiger noch als früher strömt der Donnerschrei über das Wasser. Der Rivale zieht röhrend immer näher heran, plötzlich betritt er die Blöße. Das Kahlwild wirft auf, eines der Alttiere prallt vor, und gleich darauf jagt das ganze Rudel mit höllischem Gepolter über die Schotterbank, dem Ankömmling entgegen, der ihm Erlösung von der Tyrannei des Platzhirsches verheißt. Der aber stürmt nach in rasendster Flucht, überholt das Kopftier, wirft es mit wuchtigem Kronenschlag fast zu Boden und treibt dann seinen übrigen Harem zurück. Der Verführer steht ruhig, eine Bildsäule, nur die Brust keucht; mit einem Male setzt er an und braust dem Gegner zu. Der weicht nicht, auch er jagt vor, und prasselnd und krachend schlagen die Geweihe zusammen. Tief bohren sich die Läufe in den Boden, in wahnsinniger Anstrengung stemmen und drängen die Kämpfer gegeneinander, qualmender Odem umfließt sie mit wallenden Nebeln, — das ist ein Ringen, dem Kampf der Elemente gleich! — Da, — ein dumpfes Aufkeuchen, ein schwerer, dröhnender Schlag, dann Totenstille. Ein Windhauch fegt den Goldrauch weg, in welchen die emporsteigende Sonne die Nebel verwandelt, und scharfgeschnitten steht das furchtbare Bild da: der eine Hirsch wie in Erz gegossen, regungslos, stolz erhobenen Hauptes, — der zweite am Boden hingestreckt, einen roten Strom aus der Brust ergießend, sterbend! — Langsam, Schritt für Schritt, naht das Kahlwild, da erwacht der Sieger; noch einmal, wie in wild aufjubelndem Triumph stößt er den markigen Schrei aus, dem kaum hörbar ein schmerzliches Röcheln



Waldinneres auf dem Kreuzgrund.

antwortet, dann zieht er dem Kahlwild zu und mit ihm fort in das Dunkel des Waldes. — Hoch in den Lüften krächzen ein paar Raben; wie ein verschleierter Feuerball taucht die Sonne aus den stahlblauen Fluten des Stromes auf, und ihr erster zitternder Strahl funkelt im brechenden Auge des Gefällten!...

Langsam wandeln wir weiter, da öffnet sich plötzlich eine weite Wiesenfläche, und mitten auf ihr steht ein einfaches Blockhaus, mit Hirschgeweihen geschmückt. Das ganze Jahr über liegt es einsam und vergessen da, nur zur Zeit der Hirschbrunft im Herbst beherbergt es für einige Tage oft hohe Gäste; Kronprinz Rudolf war der erste, der hier gewohnt, und eine Stunde weiter erhebt sich auf einer kleinen Anhöhe ein halb in den Boden eingelassener Eichenblock, dessen Aufschrift uns lehrt, daß hier der erlauchte Weidmann seinen ersten Hirsch

in den Donauauen geschossen.*) — Unwillkürlich, so oft ich in dieses herrliche Gebiet kam, fielen mir ein paar Worte ein, die der Verewigte einst geschrieben: „Nur in der freien Natur kann sich der echte Mann wahrhaft wohl fühlen, in dem erhebenden, nicht niederdrückenden Gefühl, daß Elemente ihn umgeben, die gewaltiger sind als er selbst!“ — Ob diese Empfindung nicht hier in dieser hoheitsvollen, vom Wehen des Urgeistes durchrauschten Wildnis erwacht ist? — Und dann beschleicht die Seele ein stilles Weh, und man fragt sich: Warum muß dieser Block, warum muß diese einsame, traute Hütte nur an die Vergangenheit mahnen? — In den alten Bäumen flüstert es leise, die Wellen plätschern taktmäßig an das Ufer, und die Möwe kreischt, — sonst keine Antwort auf die schmerzliche Frage! ...

— Schmetternde Hornsanfaren klingen durch den stillen Abend, von den Türmen des alten Kaiserschlosses wehen Fahnen, und unten im Schloßhofe harrt die versammelte Jägerei neben der aus zwei Kapitalhirschen bestehenden stolzen Beute des Tages ihres hohen Herrn. Da erscheint eine schlanke, nervige Gestalt im Portal, entblößten Hauptes stattet der alte Jagdleiter seinen Rapport ab, und mit freudigem Blick auf den gewaltigen Hauptschmuck der beiden gefällten Recken dankt ihm der in schlichten Loden gekleidete Weidmann. Wir sind in Schloß Orth, — die hohe schlanke Gestalt ist Erzherzog Ferdinand von Este. — Dort drüben auf den Inseln drückte unsere Seele ein trübes Erinnern nieder; dort war die Vergangenheit, das tote Hoffen, — hier steht die Zukunft Österreichs vor uns. — Gott erhalte dich, du herrliches Auenrevier, dem Kaiserhause zur stolzen Weidmannsfreude!

Der Dampfer gleitet mit uns stromauf, es dämmert. In rosigen Duft hüllen die letzten Sonnenstrahlen die graugrünen Coulissen der endlosen Auenwälder, nach und nach werden die Farben blasser, der Wasserspiegel sieht schwarz herauf, und ein Schleier nach dem anderen breitet sich über die schweigende Landschaft. Da schimmern Lichter vor uns, erst einzelne, dann Hunderte, Tausende in langen Reihen, wir sind wieder in der alten Kaiserstadt, und wie ein Traum liegt sie hinter uns, die herrliche Wildnis der Donauauen!

*) Dieser Eichenblock wurde im Jahre 1881 vom Vater des Verfassers gesetzt; auch das Jagdhaus wurde ein Jahr vorher auf seine Anregung und nach seinem Plane erbaut.



Blick auf das Schönauer Wasser und Gedenkblock an den ersten von Kronprinz Rudolf gestreckten Hirsch in den Donauauen.

Neues vom Büchertisch.

Von

Paul von Szczepański.

(Abdruck verboten.)

Aus der in Heft 10 dieser Zeitschrift veröffentlichten Besprechung der ersten Nummer des Pan haben einige Beteiligte entnehmen zu müssen geglaubt, daß ich Zweifel setzte in die geschäftliche Lauterkeit des Unternehmens und seiner Ziele. Dem gegenüber erkläre ich, daß ein derartiger Zweifel bei mir nie bestanden hat. Meine absprechende Haltung dem Unternehmen gegenüber bezieht sich nur auf den Inhalt der ersten Nummer und die daraus zu folgernden ästhetischen Ziele der Zeitschrift.

Eine Neuheit des Verlages von Carl Reißner in Dresden gibt dem Leser ein hübsches Rätsel auf, mit dessen Lösung sich mancher vielleicht gern beschäftigen wird. Über die Entstehung dieses Buches, das unter dem Gesamttitel „Ninfa" drei Novellen von Ida Boy-Ed, Hermine von Preuschen und Konrad Telmann vereinigt, erzählt die erstere in einem kurzen Vorwort: „Mai war es und ganz Rom war von den Düften der Rosen, Orangenblüten und des Heues überhaucht. Nachts schwirrten draußen bei Ponte Molle an den Ufern des quirlenden Tiber die Leuchtkäfer. Die Campagna blühte und fern am Horizont blauten die Berge. Da lockte es uns hinaus, lang gehegten Wunsch zu befriedigen, und eine frohe Wandergesellschaft zogen wir hinein und hinan in die Volskerberge. Wir durchstreiften weltverlorene Winkel und überstanden in der frühen Jahreszeit manches Abenteuer an schlechtem Logis, fragwürdiger Atzung und kläglichen Beförderungsmitteln. Aber die Maiensonne schien dazu und an den Berghängen blühte der Ginster im goldenen Gebreite, indes die Schneegipfel der Abruzzen fern vor dem atlasblauen Himmel standen. Die Entbehrung schien noch Genuß, die Unbequemlichkeit artige Überraschung. Das letzte Ziel jener Frühlingsfahrt war uns Ninfa, die märchenhafte Stadtruine. Vor ihrem düsteren Zauber verstummte unser Reiseübermut. Es lockte uns zur Einsamkeit und schweigend, für sich, durchstreifte jeder diese Stätte verschollenen Lebens. Da sahen wir, daß eine dort wohnt, die in ihrer tausendfältigen Gestalt überall ist, wo das große Schweigen thront: — die Phantasie. Und sie war jedem von uns in einem anderen Gewand begegnet und hatte jeden von uns mit anderen Augen angeschaut. Wir versprachen uns damals, drei Novellen über Ninfa zu schreiben und sie dann zusammen hinausgehen zu lassen in die Welt." — Diese drei Novellen liegen nun in diesem Bande vor, keine von ihnen ist mit dem Autornamen gezeichnet. An der Annahme, sie müßten nach der Buchfolge den Autoren zugeschrieben werden, wie diese auf dem Titelblatt verzeichnet sind, so daß man Ida Boy-Ed als die Verfasserin der ersten Novelle „Die Letzten," Hermine von Preuschen als die Verfasserin der Novelle „Perniciosa" und Konrad Telmann als den Verfasser der Novelle „Malaria" anzusehen hätte, wird man sehr bald irre. Mir scheint vielmehr, daß die erste Novelle Konrad Telmann, die zweite allerdings Hermine von Preuschen, die dritte Ida Boy-Ed zugeschrieben werden muß. Wäre es anders, dann wäre es den drei Autoren jedenfalls in überraschendem Maße geglückt, ihre Handschrift zu verstellen. Wie dem aber auch sein möge, — die dritte Novelle scheint mir unter den dreien bei weitem die bedeutendste zu sein. Nicht gerade, was die Schilderung des Hintergrundes, der verlassenen Ruinenstadt, anbetrifft; der ist auch in der zweiten Novelle durchaus anschaulich und ganz in jener düsteren Stimmung wiedergegeben, den der Ort erwecken mag, während in der ersten Novelle die todbringende Seuche, welche die Einwohner zum Verlassen ihrer blühenden Heimatstadt zwang, packend geschildert ist. Aber die Fabel dieser ersten Novelle erscheint mir kraß und wenig wahrscheinlich, die Liebesgeschichte der zweiten Novelle von einer kranken Phantasie erfunden zu sein, während die dritte, in der ein junger Künstler auf dem ungesunden Boden von Ninfa das Ungesunde seiner Beziehungen zu einer ihn nach ihrer Art protegierenden Frau der vornehmen Gesellschaft erkennt und wenig höflich, aber sehr energisch die Fesseln abstreift, die die Circe ihm auferlegt hat, einen sehr gesunden Kern in sich birgt. Hier zeigt auch die Charakterschilderung Feinheit, Tiefe, Konsequenz, während der Realismus der Darstellung den Leser überzeugt und fesselt.

Wenig geglückt scheint mir der Versuch, den L. Westkirch, ein Autor, dem manche gute Novelle gelungen ist, gemacht hat, in einem Roman ein Bild der socialen Gegensätze unserer Zeit zu geben. Charakteristisch genug führt der Roman den Titel „Aus dem Hexenkessel der Zeit" (Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde), weniger charakteristisch den Untertitel „Frauenschuld und Frauengröße." Was der Autor oder vielmehr die Verfasserin — denn es ist wohl kein Geheimnis mehr für die Leser, daß L. Westkirch eine, wie ich hinzufügen möchte, außerordentlich talentvolle Dame ist — als typische Vertreter unserer Zeit zeichnet, scheint mir doch in den hauptsächlichsten Zügen falsch gesehen und deshalb auch als Karikatur wiedergegeben zu sein. Ich weiß nicht, in welcher größeren Provinzialstadt Deutschlands dieser Roman spielt, aber das ist mir ganz sicher, daß so merkwürdige gesellschaftliche Verhältnisse, wie sie hier geschildert werden, in keiner existieren. Da wird uns ein großer, alteingesessener Fabrikbesitzer von tadellosem Renommee und durchaus ein Gentleman in jeder Beziehung geschildert. Und die Tochter dieses Mannes muß allerhand Mittelchen anwenden, um in der „Gesellschaft"

Fuß zu fassen! In welcher Stadt, frage ich mich, gehört eine solche Familie nicht zu den Honoratioren des Ortes und wo wird sie nicht als eine der ersten respektiert werden? Ein sich in einer solchen Familie entwickelndes und zu kleinlichen Mitteln greifendes gesellschaftliches Strebertum läßt sich allenfalls in einer deutschen Residenz mit einer abgeschlossenen Hofgesellschaft denken. Aber dann müßte eben diese Hofgesellschaft im Gegensatz zu der gutbürgerlichen geschildert sein, was hier nicht der Fall ist. Die Gesellschaft schlechthin weigert sich gewiß nirgends, einen Großfabrikanten von tadellosem Ruf und tadelloser gesellschaftlicher „Tournure" als Mitglied der Gesellschaft anzuerkennen. Kurioser Art ist auch das, was L. Westkirch als Vertreter der Gesellschaft schildert. Eine der „Spitzen" ist eine alte Frau von Rummelshagen, die sich die Verfasserin offenbar als ein altes Original gedacht hat. Die läßt sich denn in einer vornehmen Theegesellschaft folgendermaßen vernehmen: „Wie denn? Noch Thee? Ja, bitte. Ich bin eine Theeschwester, wenn der Cognac so gut ist wie hier. Wie ist mir denn? Sie sind ja wohl die kleine Krüger? Kommen Sie doch mal näher, Kind. Des wirklichen Geheimrats Krüger Töchterchen? Den Papa hab' ich gut gekannt, o ja. Ein fideles Haus! Und die Mama erst! Wenn wir zwei hinter der Kaffeekanne saßen!" — Des weiteren „kräht" die Rummelshagen über einen neu eingeführten Gast: „In Wien soll er erfolgreich mit einem Kamteßchen charmiert haben. Rautenthalchen, nehmen Sie ihre lieben Kinderchen in acht!" — Das so überfallene Rautenthalchen ist, was ich zu sagen nicht unterlassen will, eine Frau von Rautenthal, auch eine Spitze dieser Gesellschaft, die übrigens nicht einmal ganz unter sich ist, sondern „zum wohlthätigen Zweck" auch „Frau Schmitt vom Tapetenladen, Frau Schulze vom Fischladen samt Herrn Timpe, dem Cigarrenhändler" die Ehre einer Einladung erwiesen hat. Nun bin ich sehr fern davon, zu bestreiten, daß es in der Gesellschaft Leute gibt, die sich ganz außerordentlich gewöhnlich auszudrücken lieben, — manche, weil sie's wirklich nicht besser verstehen, andere, weil es ihnen so am bequemsten ist, noch wieder andere vielleicht, weil sie originell erscheinen möchten. Diese Leute haben dann das Schwergewicht, das sie gesellschaftsfähig macht, nicht in ihrer Ausdrucksweise, sondern in Rang, Stellung, Geldbeutel oder Verbindungen. Ein Autor aber, der die Gesellschaft schildert, und eine solche Frau von Rummelshagen als vornehmste Vertreterin der Gesellschaft, darf dem Leser die Frage nicht schuldig bleiben, welcher Art das Schwergewicht ist, das diese Person in der Gesellschaft möglich macht. Er setzt sich sanft dem Vorwurf aus, daß er schildert, was er nicht kennt, und ruft hier die Frage hervor, was denn in aller Welt gebildete und gut situierte Leute bewegen kann, sich in eine Gesellschaft mit Gewalt hineinzudrängen, die selbst in Bezug auf äußerliche Formen nicht mehr zu bieten hat als ein Kaffeegeträtsch zwischen Frauen der alleruntersten Bildungsstufe. Wunderlich, wie diese Gesellschaft, ist auch der Weg, den die Fabrikantenfamilie Resemeier einschlägt, um Fühlung mit ihr zu gewinnen. Es ist schon unwahrscheinlich genug, daß Leute, die sich eine gesellschaftliche Position suchen, unter dem Vorwande, einen christlichen Arbeiterunterstützungsverein gründen zu wollen, die Gesellschaft zu sich in ihr Haus laden. Unwahrscheinlich deshalb, weil es, wie solche Leute sehr gut wissen, erfolglos sein würde, — die „Gesellschaft" würde nicht kommen und sich nur darüber wundern, daß Leute, die erst gesellschaftsfähig werden wollen, schon solche Ansprüche erheben; die haben höchstens das Recht, für Anregungen, die aus der Gesellschaft heraus an sie etwa herantreten, Interesse zu zeigen. Hier kommt die Gesellschaft wirklich, als ob sie nichts Wichtigeres zu thun hätte, als den Anregungen einer Familie zu folgen, die ihr doch nicht für voll gilt, und die Vereinsgründung geht glücklich von statten. Dann wird, nachdem die gute Gesellschaft vorher schon so viel gegessen und getrunken hat, daß man auf den Gedanken kommen muß, es sei Sitte der guten Gesellschaft, sich nur bei solchen Gelegenheiten satt zu essen, „zur Feier der Taufe die Bowle hereingetragen, eine Champagner-Pfirsichbowle, der dazu verwandte Sekt zu fünfundzwanzig Mark die Flasche: billiger, hatte Resemeier gemeint, könne man nicht dazu kommen. Was die Pfirsiche Ende November kosteten, wußte nur die Hausfrau, von der die Idee ausging. Den Damen wurden zur Erfrischung außerdem kleine Sträußchen gereicht, Orchideensträuße mit schweren Seidenbändern, jeder von anders geformten Blüten, es gab nicht zwei gleiche unter der großen Zahl. Alle Anwesenden erhielten das Vereinsabzeichen, eine Art Münze, sehr sinnig und zierlich aus Aluminium gefertigt und geeignet, als Anhängsel an der Uhrkette getragen zu werden. Man sah darauf die Industrie, aufrecht auf rollendem Rad, wie sie, in einer Hand eine Spindel haltend, mit der anderen einen Arbeiter unter dem Rade hervorzog, das ihn schon halb zermalmt hatte." Meine Bedenken gegen diese Schilderung werden keineswegs durch dieses Aluminiumfabrikat hervorgerufen, von dem ich mir weder an sich nach von seiner Verwendung als Berlocke eine rechte Vorstellung machen kann; auch nicht durch die „schweren" Seidenbänder, die ich an Damensträußchen nach niemals gefunden habe, und nicht einmal durch den zur Pfirsichbowle verwandten Champagner, die Flasche zu fünfundzwanzig Mark, trotzdem ich überzeugt bin, daß eine auch nur annähernd so teure Marke in Deutschland gar nicht zu haben ist, wo in dem teuersten Restaurant die teuerste französische Marke wohl kaum mehr als sechzehn Mark kostet. Auch den offenbaren Abscheu, den L. Westkirch vor der Geldausgabe, Sekt zu trinken, Orchideen zu kaufen und kleine Kunstwerke in — Aluminium herstellen zu lassen, hat, kann ich nicht teilen. Ich halte das weder moralisch noch volkswirtschaftlich für verwerflich. Denn weder Champagner, noch Orchideen, noch kleine Kunstwerke wachsen den Kapitalisten zur Vergrößerung ihres Reichtums einfach auf der flachen Hand, sondern ihre Erzeugung gibt vielen

Menschen das, wovon die meisten leben müssen — Arbeit. Scheint es mir auch nicht gerade ungeheuer verdienstvoll für die Glücklichen, die's können, so erscheint es mir doch sehr nützlich, daß Champagner getrunken wird und Orchideen und kleine Kunstwerke, nicht nur aus Aluminium, gekauft werden. Wer die Produktion für notwendig hält, wird die Konsumenten nicht für überflüssig erklären. Was mir viel sonderbarer erscheint als alle diese Dinge an sich, ist, daß die gute Gesellschaft, die L. Westkirch schildert, eine solche Häufung von Geschmacklosigkeiten, wie die Familie Resemeier sie sich zu schulden kommen läßt, nicht einfach für unerträglich erklärt, sondern daß diese Geschmacklosigkeiten wirklich einen starken Eindruck auf sie machen. Nicht daß ich behaupten wollte, die „Gesellschaft" sei unempfänglich für einen guten Tisch, für gute Weine, für kleine mehr oder minder kostspielige Aufmerksamkeiten. Ich gebe mit Vergnügen zu, daß manches Haus nur diesen Dingen seine Stellung in der Gesellschaft verdankt, — aber die Gesellschaft verlangt, daß gute Dinge auch mit guter Art dargeboten werden, und wer den Einfluß des Materiellen auf die Gesellschaft schildern will, der darf sich nicht von vornherein ins Unrecht setzen, indem er durch seine Schilderung verrät, daß er die geschilderten Kreise, ihre Ansprüche, ihre Lebensweise und ihre Formen wenig kennt. Wahrscheinlich wird mir die Verfasserin vorwerfen, ich griffe mir da eine für den ganzen Roman nicht einmal überaus wichtige Einzelscene heraus und klammerte mich an Äußerlichkeiten, die für die Sache wenig bedeuten. Nicht ganz mit Unrecht; nur hätte ich diese Einzelscene ebensogut wo anders hernehmen können, — aus ihrer Schilderung der jeunesse dorée, des Familienlebens der Fabrikarbeiter, der Bühne, des Turfs, der Damenkonfektion u. s. w. Denn der Schauplatz des Romans ist vielgestaltig und die Fäden sind vielfach verschlungen. Aber überall hätte ich mich an Äußerlichkeiten halten müssen, denn L. Westkirch ist in diesem Roman eine Vertreterin jener realistischen Darstellungsweise, die sich genug gethan zu haben glaubt, wenn sie mit bestimmten Umrissen das Äußerliche zeichnet. Das einzige, was dieser Art von Darstellung Wert verleihen kann, ist aber, wie ich glaube, daß diese Umrisse wenigstens richtig sind. Die Verfasserin verzeichnet sich und kommt auf Grund der so entstandenen Welt zu ganz merkwürdigen Schlüssen über diese Welt. Weil sie aber dabei realistisch zu schildern bestrebt ist, wirkt ihre Erfindungsgabe beinahe abenteuerlich. Hackländer hat in seine seiner Zeit verschlungenen Romane innerlich noch viel unwahrscheinlichere Figuren hineinverwoben als es ein anarchistischer Bombenschmeißer in Westkirchs „Hexenkessel der Zeit" ist. Aber der Leser glaubt ihm dennoch eher, weil Hackländer ihn in das Reich der freigestaltenden Phantasie führt, während L. Westkirch den Anspruch erhebt, ihm einen Blick in die Wirklichkeit zu erschließen. Mir erscheint es um so bedauerlicher, daß die Verfasserin diesen Schritt über ihr schönes Talent hinaus unternommen hat, weil ich fürchte, daß sie den Rückweg nicht mehr finden wird. Es ist verführerisch, der Zeit einen Spiegel vorzuhalten, selbst wenn dieser Spiegel nur ein Zerrbild zurückwirft.

Als einen „Roman aus dem Leben" bezeichnet der kürzlich verstorbene Heros von Borcke seine Jugenderinnerungen, die unter dem Titel „Junges Blut" erschienen (Berlin, Verlag von Paul Kittel). So gar romanhaft scheinen mir nun allerdings die Jugendjahre des Verfassers, der durch seine Teilnahme am amerikanischen Sklavenkrieg im Heere der Südstaaten und das dieselbe schildernde Buch „Zwei Jahre im Sattel und vor dem Feinde" bekannt geworden ist, nicht verlaufen zu sein. Als Sohn eines Großgrundbesitzers mit stark feudalen Anschauungen geboren und auf dem Lande erzogen, vom Vater in einem Gardekavallerieregiment untergebracht und flotter Offizier, entging Heros von Borcke nicht den finanziellen Schwierigkeiten, für die jugendliche Leichtlebigkeit, Mangel an Lebenserfahrungen und eine Überschätzung des väterlichen Vermögens und der väterlichen Gutwilligkeit genügende Erklärung und starke Milderungsgründe abgeben können. Mehr in augenblicklicher Verstimmung, als dazu genötigt, nahm Heros von Borcke seinen Abschied und suchte zuerst auf dem väterlichen Besitz, und als die Verstimmung zwischen ihm und seinem Vater wuchs, auf einem Nachbargut sich mit der Landwirtschaft zu befreunden. Eine Reise nach Paris, wo sein Vater eine wohlhabende Partie für ihn entdeckt zu haben glaubte, unterbrach die, wie es scheint, nicht mit übermäßigem Eifer betriebenen landwirtschaftlichen Studien, und die Mobilmachung zu Beginn des italienischen Krieges rief ihn als Landwehroffizier wieder unter die Waffen. Da sich nach der Demobilisierung Herrn von Borckes Vater nach weniger als früher entschließen konnte, den Sohn anzukaufen, trat dieser wieder in die Armee und zwar in ein Linienkavallerieregiment ein. Mit dem abermaligen Austritt aus der Armee behufs Teilnahme an dem amerikanischen Kriege schließt Herr von Borcke seine Jugenderinnerungen ab, die — wie gesagt — bis hierher nicht eben viel Absonderliches oder wenigstens nichts Absonderlicheres bieten, als das Leben von tausend jungen Leuten seines Standes, die jung gewesen sind und geirrt haben. Wer aber die amerikanische Episode des Verfassers kennt, wird auch diese Jugenderinnerungen mit größerem Interesse lesen, um so mehr, da sie frisch und anschaulich und ohne viel Schönfärberei geschrieben sind. Da die Wege des Leutnants von Borcke, der als stattlicher Mann von außergewöhnlicher Körperkraft seiner Zeit weitbekannt war, und meine Kinderpfade sich einigemal nahe berühren, ist mir einiges in dem Buche noch von besonderem Interesse gewesen und ich darf daher wohl annehmen, daß es den vielen Freunden und Bekannten des Verfassers ebenso ergehen wird. Von einer berühmten Courtisane des zweiten Kaiserreichs, Julia Barucci, die ihn wärend seines Pariser Aufenthalts mit einer Einladung zum Thee beehrte, erzählt Heros von Borcke eine hübsche und für sentimentale Nabobs auch höchst lehrreiche Geschichte. Sie war in der heißen Saison in einem kleinen Badeort der Pyrenäen gewesen, wo sich

gleichzeitig der immens reiche Wiener Bankier Baron Sina inkognito aufhielt, — ein Inkognito, das für die von der Jagd auf reiche Thoren lebende Barucci natürlich bald gelüftet war. „Der Bankier hatte nach dem ersten Anblick der schönen Frau sich sterblich in dieselbe verliebt, sich unter angenommenem Namen als Rechtsbeflissener bei ihr eingeführt und mit ihr einen harmlos freundschaftlichen, etwas sentimental angehauchten Verkehr unterhalten. Schließlich gab er vor, daß er abreisen müsse und daß er, so wenig bemittelt er auch sei, doch den dringenden Wunsch hege, der Freundin ein Andenken an die schöne unvergeßliche Zeit ihres Zusammenseins zu hinterlassen. Er habe bei einem ihm bekannten Juwelier so viel Kredit gefunden, daß dieser ihm fünf Garnituren Schmuck auf kurze Zeit anvertraut habe, von denen die eine aus Perlen, die andere aus Brillanten, die dritte aus Saphiren, die vierte aus Rubinen und die letzte und bei weitem billigste aus Türkisen bestehe. Madame Julia weigerte sich längere Zeit standhaft, von dem verhältnismäßig armen Freunde irgend etwas anzunehmen. Als dieser aber immer dringender wurde, sagte sie endlich: ‚Nun gut, wenn es durchaus sein soll, so wähle ich der Billigkeit wegen die Türkisen.‘ — Über diesen anscheinenden Mangel an Eigennutz ganz entzückt, entpuppte sich jener nun als der vielfache Millionär und legte der schönen Freundin sämtliche fünf Garnituren zu Füßen. Ein Geschenk im Werte von weit über hunderttausend Francs!“ —

Die Geschichte ist wahrscheinlich erfunden, von der Barucci natürlich erfunden; wenigstens erscheint sie mir so, nicht weil es mir schwer wird, an die anscheinende Uneigennützigkeit der Courtisane zu glauben, sondern weil mir die wirkliche des Barons Sina in diesem Falle sehr wenig erklärlich erscheint. Aber sicher darf man nicht an der Wahrheit der Schilderung zweifeln, die Herr von Borcke von der Persönlichkeit und dem Haushalt dieser Frau gibt, wenn er auch dem jungen und auch durch das damalige Berlin noch nicht übermäßig verwöhnten Verfasser mehr als nötig imponiert haben kann. Herr von Borcke hatte die Barucci in einer Loge der Großen Oper kennen gelernt und folgte in Gemeinschaft mit einem Freunde einer Theeeinladung. „Bald hatten wir mit einem schnell fahrenden Fiaker das Palais erreicht. Die breiten, reich vergoldeten Thorflügel öffneten sich geräuschlos vor uns, und wir rollten mit einer gewissen andachtsvollen Spannung in den Vorhof ein. An der mächtigen Eingangsthür, am Fuße einer breiten, mit dicken, roten Teppichen belegten und durch ein reich vergoldetes Geländer flankierten weißen Marmortreppe empfing uns ein Diener, der uns mit schwerem silbernem Kandelaber voranleuchtete, was eigentlich unnötig erschien, da das ganze Treppenhaus bereits in hellem Lichte erstrahlte. An der Eingangsthür zu den Gemächern stand wieder ein Diener in reicher hellblauer Livree mit Goldstickerei, der uns durch mehrere größere, sehr kostbar montierte Salons in ein kleineres, überaus lauschig eingerichtetes Boudoir geleitete. Die Wände dieses Gemachs waren mit hellblauem Atlas tapeziert, über welchen ein leichter weißer Spitzenschleier sich hinzog. Mit gleichen Stoffen war die Decke garniert, von der herab ein kunstvoll gearbeiteter kleiner Kronleuchter das nötige Licht spendete. Den Fußboden bedeckte ein dicker, heller Smyrnateppich, der unsere Schritte vollständig dämpfte. Das ganze Mobiliar, weiß in Gold, war von einer geschmackvollen Zierlichkeit und Solidität, welche jedes Kunstkenners Entzücken erregen mußten. Hier empfing uns eine Gesellschaftsdame in mittleren Jahren und von feinem Benehmen, eben dabei beschäftigt, auf dem vor dem üppig gepolsterten breiten Divan stehenden, mit reichem Silbergeschirr bedeckten Tisch den Thee zu bereiten. Sie sagte uns in verbindlichster Weise, Madame ließe einen Augenblick um Entschuldigung bitten, sie wäre noch mit ihrer Toilette beschäftigt, werde aber gleich erscheinen. Sehr bald darauf öffneten sich die großen Flügelthüren, und unsere reizende Wirtin, in einem ganz glatten, anschließenden Kleide von dunkelviolettem Samt, ohne weiteren Schmuck als eine mehrfache Reihe großer Perlen um den plastisch schönen Hals, trat, uns freundlich willkommen heißend, herein. Die Gesellschaftsdame zog sich nun zurück, wir waren allein mit Julia Barucci. In diesem Kostüm konnte man den überaus schönen, elastisch schlanken und doch üppigen Wuchs der schönen Frau noch mehr bewundern als vorher im Theater. Der kleine Kopf mit der reichen Fülle dunkelschwarzen, seidigen Gelocks, mit dem länglichen Oval des Gesichts, der fast geraden, fein geschnittenen Nase unter der schmalen Stirn, die großen von starken dunklen Brauen in seinen Linien überwölbten blaugrauen Augen, die in Momenten der Erregung bis zum tiefsten Schwarz schattierten, der schön geschwungene Mund mit den blendend weißen Zähnen, die rosigen Ohren und der schöne leichte Ansatz des Hauptes an den schlanken Hals mußten einen Künstler begeistern und machten das verführerische Wesen auch für den Kenner weiblicher Schönheit zu einem ebenso eigenartigen wie bezaubernden Bilde. Man konnte wohl ahnen, wie schwer es denen, die einmal in den Fesseln des schönen Weibes lagen, ankommen mußte, dieselben wieder zu sprengen. Dabei machte unsere liebenswürdige Wirtin mit außerordentlicher Grazie die Honneurs ihres Theetisches und wußte uns so geistvoll und anregend zu unterhalten, daß die Stunden wie im Fluge dahingingen und es für uns Zeit wurde, unsere traumhafte Tannhäuserrolle zu beenden. Ehe wir uns empfahlen, erwähnte mein Begleiter noch, daß er mir die kleine Affaire mit Sina erzählt habe, und knüpfte die Bitte daran, uns, wenn angängig, den betreffenden Schmuck zu zeigen. Nach einigem Sträuben und Schelten, daß er so überflüssig davon geklatscht habe, berührte Madame eine kleine silberne Klingel und gab der auf den feinen, hellen Ton derselben erscheinenden Zofe Befehl, den schwarzen Schmuckkasten hereinzubringen. Bald erschien dieselbe damit. Auf einen leichten Druck sprang der Deckel zurück, und die fünf Parüren funkelten und blitzten uns von ihrem dunklen Samtbett verführerisch entgegen. Mit

einem bezeichnenden Lächeln schloß die schöne Julia den Kasten wieder, dann nahmen wir Abschied. Mir aber gewährte es ein Gefühl besonderer Genugthuung, einen Einblick auch in diese Seite des Pariser Lebens genommen zu haben, und ich hatte selbst tagelang hinterher das berauschende Empfinden, als wenn mir und meinen Kleidern noch immer das feine, liebliche Parfüm anhaftete, welches das reizende Boudoir von Julia Barucci durchduftete." Trotzdem also Heros von Borcke das Beweisstück für die Uneigennützigkeit des Baron Sina, die fünf Parüren, mit eignen Augen gesehen hat, erscheint mir die Geschichte nicht sehr glaubwürdig. Vielmehr möchte ich annehmen, daß Herr von Borcke — sehr zu seinem Glück jedenfalls — einen leidlich raffinierten Truc der abgefeimten Courtisane nicht verstanden hat oder vielleicht auch nicht hat verstehen wollen. Auch über eine Vorstellung bei Hofe erzählt Heros von Borcke, und man entnimmt aus seiner Schilderung unschwer, daß allem Glanz des napoleonischen Kaisertums doch etwas stark Parvenumäßiges anhaftete. Herr von Borcke wurde dem Kaiserpaar mit sieben anderen preußischen Offizieren gleichzeitig vorgestellt, und trotzdem niemand die kommenden Ereignisse ahnen konnte, Napoleon vielmehr auf dem Gipfel unerschütterlicher Macht erschien, erregten die preußischen Uniformen, als sie sich in den Tuilerien zusammenfanden, einiges Aufsehen in der Menge, „und wir gaben uns der Hoffnung hin, daß wir ebenso die Aufmerksamkeit der höchsten Herrschaften auf uns ziehen würden. Die Fremden waren alle in einem großen prächtigen Saale nach Nationen aufgestellt, und unweit von uns harrten Chinesen und Japaner in gleicher Absicht des entscheidenden Momentes. Endlich nach ungebührlich langem Warten, während dessen die verschiedenen Gruppen sich ohne jede Gêne laut unterhielten, hörte man von den Nebensälen her das Geräusch herannahender Personen; dann erschien der Hofmarschall in seiner goldstrotzenden Uniform, mit dem Marschallstocke stark aufklapsend und laut rufend: ‚Se. Majestät der Kaiser, Ihre Majestät die Kaiserin!' — Unmittelbar darauf trat die kleine, untersetzte Gestalt des Herrschers der Franzosen etwas schleppenden Schrittes in den Saal, ihm zur Seite Eugenie, die Kaiserin — tonangebend im Reiche der Mode, wie ihr Gemahl damals auf dem glatten Boden der Kabinette — in lichtgrüner Robe und von Brillanten strahlend, während eine unabsehbare Suite gold- und silberfunkelnder Uniformen ihnen folgte. Da wir nicht zu denjenigen Gruppen des Saales gehörten, die zuerst zur Präsentation gelangten, so hatten wir genügend Muße, das Kaiserpaar aus nächster Nähe zu beobachten. Kaiser Napoleon war damals entschieden der mächtigste und einflußreichste Herrscher Europas, sein Ansehen war um diese Zeit in Frankreich selbst noch unangefochten. Von seinen Anhängern war er ebenso geliebt, wie von seinen Feinden gefürchtet. Seine nächste Umgebung, die er mit großem Geschick auszuwählen wußte, hing an ihm mit großer Liebe. Dafür vergaß er auch ihm geleistete treue Dienste nie, und seine Belohnungen für solche waren stets grandios. Von seiner schönen Gemahlin wußte man, daß sie auf die allgemeine Politik einen großen Einfluß ausübte, aber es verlautete auch, daß sie es gelegentlich nicht verschmähte, hinter des Kaisers Rücken die geheimen Fäden persönlicher Politik spielen zu lassen, ein willkürliches Vorgehen, welches kaum unterdrückbare öffentliche Skandale nach außen und heftige Kämpfe innerhalb der kaiserlichen Familie zur häufigen Folge hatte. Da der preußische Botschafter Graf Hatzfeld leicht erkrankt war, so besorgte in Stellvertretung desselben Prinz Reuß die Vorstellung. Nach langem Warten kamen wir preußischen Offiziere an die Reihe. Wir waren nicht wenig enttäuscht, als der Kaiser bei Nennung unserer Namen und unseren tiefen Verbeugungen ganz indifferent blieb, kaum daß er die über die müden Augen schwerfällig gesenkten Lider etwas hob. Nicht viel anders war es bei der Kaiserin, die ich auf so wenig Schritte Entfernung mit größter Genauigkeit betrachten konnte, und die mir, im Wagen zurückgelehnt, viel besser gefallen hatte als hier. Zwar war sie immer noch eine schöne Frau und machte mit dem wunderbaren rötlich-goldenen Haar, den meergrünen, in allen Nuancen schattierenden Augen und der schlanken eleganten Gestalt einen ganz eigenartig fesselnden Eindruck; aber die Spuren der überschrittenen Grenze der Jugend machten sich doch schon stark bemerkbar. Beide hohe Herrschaften ignorierten uns vollständig; nur dem Prinzen Reuß gegenüber, von dem man sagte, daß er sich der besonderen Gunst der Herrscherin erfreue, machte Ihre Majestät einige gleichgültige Bemerkungen, die, soweit ich sie verstehen konnte, vom Wetter handelten! — Uns preußischen Offizieren machte es den Eindruck, als wenn derartige Ceremonien im Berliner Schlosse viel würdiger und imposanter gehandhabt würden als hier, wo trotz aller Pracht sich das Ganze ohne richtigen Zug und ohne unsere stramme Disziplin abspielte. Später auf einem Hofballe, an dem ich teilnahm, und auf dem ich ziemlich viel tanzte, machte ich ähnliche Betrachtungen. Man amüsierte sich dort vortrefflich, aber alles benahm sich mit voller Gleichgültigkeit und Nonchalance bezüglich des Ortes, an dem man sich befand; und man hätte eher meinen können, sich in den Prachträumen irgend eines riesigen Hotels, als in denen des kaiserlichen Palastes zu befinden."



Zu unsern Bildern.

(Abdruck verboten.)

Unter einer kleinen Clique französischer und vor allem englischer Maler ist seit einigen Jahren, noch bevor an den Krieg zwischen China und Japan und den überraschenden Siegeszug der Japaner zu denken war und lange nachdem die Liedhaderei für japanische Kunsterzeugnisse ihren Höhepunkt überschritten hatte, das Japanische in Mode gekommen. Wenn man ein Bild dieser Künstler sieht, könnte man glauben, ein japanischer Maler habe eine europäische Scene darzustellen versucht, sowohl mit den Mitteln der überkommenen japanischen Technik wie in japanischer Auffassung. Unter den Karikaturen japanischer Künstler, die sich mit den in Japan lebenden Ausländern beschäftigen oder die Annahme europäischer Tracht durch Japaner verhöhnen, findet man Bilder, die denen aufs Haar gleichen, mit denen diese neueste englische und französische Künstlerschule modern europäische Typen charakteristisch wiederzugeben glaubt. Zu diesen sonderbaren Schwärmern gehört Robert Blum, der Künstler, dem wir unser Titelbild verdanken, nicht. Er verzichtet weder auf die Perspektive, wie es diese Künstlerschule nach japanischem Muster thut, noch malt er europäischen Menschenkindern schiefliegende Augen, noch modelt er die europäische Kleidermode durch allerhand Übertreibungen so, daß sie Ähnlichkeit mit der japanischen Mode erhält. Er malt resolut eine junge Japanerin, die sich einen Strauß von Kirschblüten bricht, angezogen von dem fremdartigen Reiz der Erscheinung, und dieser Reiz wirkt auch auf den Beschauer des auch in seiner Farbengebung eigenartigen Bildes. — Schlicht und vornehm in der Auffassung wirkt die Marmorbüste einer jungen Dame von Fritz Hausmann. Der Künstler hat alle Andeutungen des modernen Geschmacks verschmäht, und auf rein dekorative Wirkung ist nur die Epheuranke berechnet, die bestimmt ist, den kahlen Sockel zu verhüllen. Um so eindringlicher spricht der Kopf selbst mit seinen von individuellem Leben erfüllten Zügen. — Fritz Reiß, unser liebenswürdiger künstlerischer Mitarbeiter, ist seit einigen Jahren von Leipzig nach Stuttgart übergesiedelt, und die Nachbarschaft des Schwarzwaldes lockt ihn zu manchem Ausflug, oon dem er mit reich gefüllter Mappe wieder heimkehrt. Anmutig und charakteristisch wie alle Gaben des Künstlers, ist auch sein Schwarzwälder Hirtenbub, der, den Hirtenstecken geschultert, bis an die Kniee im dlumigen Grase versinkt. Leicht vervollständigt man sich das Bild mit einem Hintergrund von berganstrebenden Schwarzwaldtannen und der Herde, über die dieser König-Hirtenbube sein Scepter führt. — Die südliche Schönheit eines Mädchens aus Marseille gibt uns A. Castaigne wieder, ein zwar nicht klassisches, aber sehr charakteristisches Profil, glutvolle Augen und rabenschwarzes Haar. — F. von Myrbach, den Schilderer Wiener Lebens, lernen wir in seinem Bilde des Cid als Illustrator klassischer Dichtung kennen, als Illustrator allerersten Ranges. — Emil Hünten, der treffliche Schlachtenmaler, stellte uns ans seinen Studiendlättern die Skizze eines Hoflakaien zur Verfügung, der sicher auch auf einem der großen Paradebilder des Künstlers, das Charakteristische der Situation erhöhend, Verwendung gefunden hat. Interessant wird es manchem Leser sein zu erfahren, daß Emil Hünten, der die Waffenthaten der prenßischen und der deutschen Armee in den Kriegen von 1864, 1866 und 1870/71 sa glänzend verherrlicht hat, in Paris geboren wurde und dort auch seine Jugend verledte. Die Eltern des am 19. Januar 1827 geborenen Künstlers waren allerdings Deutsche, seine ersten künstlerischen Studien aber machte er bei dem Pariser Maler H. Flandrin. 1849 ging er, wie Adolf Rosenberg in seiner Geschichte der Modernen Kunst berichtet, nach Antwerpen, wo er in den Ateliers von Wappers und Dyckmans arbeitete. Aber erst in Düsseldorf, wohin er 1851 ging und wo er sich an Camphausen anschloß, geriet er durch dessen Beispiel in das richtige Fahrwasser. Sein erstes größeres Bild stellt preußische Kürassiere aus dem siebenjährigen Kriege, zum Angriff über eine Brücke sprengend dar, und diesem Kriege entlehnte er auch die Stoffe zu seinen folgenden Bildern, bis die kriegerischen Ereignisse der Gegenwart, denen er in nächster Nähe als Kriegsberichterstatter mit dem Zeichenstift beiwohnte, ihm den Stoff für seine Bilder gaben. — Von François Boucher veröffentlichen wir ein Studienblatt, einen ziemlich affektiert dahingegossenen Jüngling aus der Periode der Schäferspiele, der sich offenbar damit beschäftigt, einen festlichen Gesang an Daphne oder Chlorinde zusammenzureimen, eine der mehr als zehntausend Handzeichnungen, die der außerordentlich fruchtbare Künstler neben einer Unzahl von Gemälden hinterlassen hat. François Boucher, am 29. September 1703 geboren, zeigte schon in frühester Jugend ein sehr bedeutendes Talent, das sich indessen ganz in den Dienst des seichten und frivolen Geschmacks der oberen Zehntausend des vorrevolutionären Frankreich stellte. Schon mit zwanzig Jahren wurde er durch den ersten Preis der Akademie ansgezeichnet; er ging dann auf mehrere Jahre nach Italien, und wurde, nach Frankreich zurückgekehrt, Mitglied, 1737 Professor und 1765 Direktor der Akademie. Kokett und manieriert, spricht aus seinen Bildern doch unleugbar ein starker Sinn für das Gefällige. — Daß der weibliche Studienkopf von Peter Paul Rubens einer ganz anderen Zeit und einer ganz anderen künstlerischen Kraft seine Entstehung verdankt, würde selbst der Laie sofort sehen, auch wenn er nicht den Namen des Malers darunter fände. — E. Seiler, der Maler des Historienbildes „Friedrich der Große im Walde von Parchwitz“ ist vor kurzem als Nachfolger des verstorbenen Professor Bokelmann nach Berlin berufen worden. Der treffliche Künstler, der in Wiesbaden am 3. August 1846 geboren wurde, sollte sich ursprünglich dem Bau-

fach widmen. Erst nach zweijährigem Studium auf der Berliner Bauakademie durfte er seinen Wunsch, Maler zu werden, verwirklichen. Er ging 1866 nach München und arbeitete dort unter Raupp, bis ihn das Jahr 1870 unter die Fahnen rief. Im Füsilierregiment No. 80 machte er den Feldzug gegen Frankreich mit, kämpfte bei Weißenburg, Wörth und Sedan, wurde var Paris Reserveoffizier und mit dem eisernen Kreuz dekoriert. Nach dem Friedensschluß ließ er sich in München nieder, wa er 1889 zum Prafessor, im Jahre darauf zum Ehrenmitglied der Akademie ernannt wurde. Das van uns reproduzierte Bild stellt eine Ansprache Friedrichs des Graßen an seine Generale var der Schlacht bei Liegnitz am 15. August 1760 dar. Während der graße König den Generälen seinen Schlachtplan entwickelt, nimmt ein Flügeladjutant die Meldung einer eben angelangten Husarenpatrouille entgegen. Ordonnanzen halten im Hintergrunde die Pferde der Generäle bereit. — Matthias Schmids Bildskizze „Segnung der Alpen," stellt uns einen Bargang dar, der die an Bittgänge nicht Gewöhnten zuerst in Erstaunen setzen mag, aber dach auf jeden, der ihm einmal beigewohnt hat, einen feierlichen Eindruck macht. Ein kathalischer Priester segnet die Alpen, das heißt, er bittet um reiches Wachsthum der Alpenwiesen, um Gedeihen des Viehs und um das Fernbleiben van Unglücksfällen und Katastraphen. Andächtig nimmt die Gemeinde an dem Bargange teil, der eigentlich nichts ist wie ein auch in pratestantischen Gemeinden hin und wieder veranstalteter und dann stets besanders eindrucksvoll feierlicher Gattesdienst unter freiem Himmel. — Sehr humoristisch wirkt die Sprechstunde bei dem „Walddaktar" van Heinrich Schlitt. Die Gnamen sind bekanntlich um ihrer Weisheit willen ebensa berühmt wie die Ärzte mit Militärmaß. Kein Wunder, daß sie van allen Leidenden des Waldes ebenso gesucht sind wie diese und sich des Andranges nur erwehren können, indem sie für das Heer der Kranken Sprechstunden einrichten. Und wie bei diesem aber jenem Arzt immer nach ein besanders kunstreich amputiertes menschliches Glied aber eine Abnarmität in Spiritus, ein Totenschädel aber gar ein ganzes Gerippe das Konsultationszimmer schmückt und seinen imponierenden Eindruck auf die Ratsuchenden nicht verfehlt, so hat auch der Walddoktor nicht verschmäht, sich mit den Zeugen seiner erfalgreichen Thätigkeit zu brüsten — eine Froschhaut trocknet auf der Leine, und die Retarten sind sa hübsch in den Bardergrund gestellt wie der Schrank mit den verschiedensten Messern im Operationszimmer eines modernen Chirurgen. Daß bei so impanierender Ausstattung des Zimmers und mehr nach bei der weisen und groben Miene des Walddaktors den Kranken auch in den verzweifeltsten Fällen wieder die Haffnung dämmert, ist erklärlich. Der Krapf der Padde, das Rheuma des Laubfrosches und der versprungene Barderfuß des Heuhupfers werden sich gewiß kurieren lassen. Ob aber auch der abgebrochene Geweihast des Hirschkäfers sich wieder wird anleimen lassen, erscheint zweifelhaft. Vielleicht tröstet der Waldboktar den Patienten damit, daß er sich auch mit der Hälfte seines Geweihschmucks ganz wohl befinden kann. — Auch das Hundetrio auf dem Bilde „Zu heiß" von M. Lebling macht uns lachen. Pusten haben die kleinen Köter nicht gelernt und ihre Lebenserfahrungen reichen nach nicht sa weit, um ihnen zu sagen, daß man auch die heißeste Suppe essen kann, wenn man nur hübsch wartet bis sie kalt gewarden ist. Sa haben sie sich richtig die Schnäuzchen verbrannt, und es wird wahl ein Weilchen dauern, bis sie sa viel Mut gefaßt haben, um die inzwischen abgekühlte Suppe van neuem zu versuchen. D. P.



Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Emsig bei der Arbeit. Nach dem Aquarell von Fritz Reiß.

Lith. v. M. Seeger, Stuttgart.

Velhagen & Klasings
Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepański.

IX. Jahrgang 1894/95. Heft 12, August 1895

Englische Schönheiten.

Von

Adolf Rosenberg.

Daß die sogenannte Renaissance, die Wiedergeburt der Künste und Wissenschaften im Italien des XIV. und XV. Jahrhunderts, der Menschenmasse oder, nach dem Ausdruck des allerneuesten Philosophen, den Herdenmenschen des Mittelalters eine persönliche Freiheit, eine künstlerische Herausarbeitung eines bedeutenden Individuums aus den Massen gebracht hat, ist ein auch heute noch allgemein gültiger Grundsatz — Jakob Burckhardt hat ihn zuerst in seiner Geschichte der „Kultur der Renaissance in Italien“ vor etwa dreißig Jahren in Worte gefaßt, und seitdem ist er zum Dogma geworden. Aber wie alle Dogmen wird auch dieses in unserer Zeit angegriffen und vielleicht mit größerem Rechte als viele andere von den Vätern überkommene Glaubensartikel, die auf stärkeren Füßen stehen. Auch hinter den Bergen, in diesem Falle jenseits der Alpen, von Italien aus gerechnet, haben im XV. Jahrhundert schon Leute gewohnt, deren Drang, aus der Menge herauszutreten und ihre Persönlichkeit zur Geltung zu bringen, nicht minder lebhaft war als der der Nobili und Patrizier in Florenz, Venedig und Rom. Es wäre verfehlt, wenn man



Abb. 1. Lady Vernon. Gemalt von Thomas Gainsborough, R. A. Gestochen von E. Morton.



Abb. 2. Lady Hamilton als Spinnerin.
Gemalt von George Romney. Gestochen von T. Cheesman.

triebes erhalten und sind von dort in den letzten beiden Jahrhunderten in die Länder jenseits der Alpen überführt worden. Hier haben sie um so mehr Bewunderung und Begeisterung hervorgerufen, je weniger der Norden Europas selbst an eignen Erzeugnissen der Porträtbildnerei zu bieten hatte. Gerade gegen diese Werke der Kunst scheinen die Religionskriege des XVI. und XVII. Jahrhunderts ihre besondere Zerstörungswut gerichtet zu haben. Wurden doch mit dem größten Eifer alte Ritter- und Edelsitze und reiche Handelsstädte, in denen sich die meisten Bildnisse angesammelt hatten, mit Plünderungen heimgesucht oder von Grund aus verwüstet, zerstört und niedergebrannt! Wenn man von den drei berühmten deutschen Bildnismalern des XVI. Jahrhunderts, von Dürer, Holbein und Lucas Cranach dem Älteren, absieht, neben denen sich noch die Mitglieder der

behaupten wollte, daß die stolzen Kölner Kaufherren, die Patrizier von Nürnberg, Augsburg und Ulm, die flandrischen Großhändler, die Nachkommen der Normannen, die in England die Angelsachsen niederzwangen und dann durch die Vermischung mit den Unterworfenen jene Rasse erzeugten, die sich durch ein seltsames Gemisch von brutaler Rücksichtslosigkeit und vornehmer Gesinnung eine Art Weltherrschaft errungen hat, daß alle diese Klassen, Stände und Individuen erst das Bewußtsein ihres eignen Werts von den Italienern gelernt hätten. Nur der Mangel an Denkmälern der Porträtbildnerei des späten Mittelalters im Norden der Alpen hat zu der Meinung Anlaß gegeben, daß die Entdeckung der Individualität ein Ruhmestitel der Italiener sei. In Italien haben sich nur unendlich mehr gemalte und in Marmor und Erz gebildete Zeugen dieses Individualitäts-

Familie de Bruyn in Köln einen geachteten Namen erworben haben, so beschränkt sich unsere Kenntnis der deutschen und niederländischen Bildnismalerei des XV. und XVI. Jahrhunderts fast nur auf die von reichen Leuten in Gotteshäuser gestifteten Altarbilder, auf denen selten die Bildnisse der Spender, der Donatoren, fehlten. Edle und Bürger wetteiferten in solchen Stiftungen, und gewöhnlich sieht man auf den Flügeln das Stifterpaar, Mann und Frau, bisweilen auch ihre Sprößlinge, Kinder und Kindeskinder, in Anbetung vor der Madonna oder ihren Schutzheiligen dargestellt. Das erste Meisterwerk dieser Art von realistischer Porträtmalerei, dem zur Zeit seiner Entstehung selbst Italien nicht etwas Gleiches oder Ähnliches zur Seite stellen konnte, ist der berühmte, von den Brüdern van Eyck gemalte Genter Altar. Die Bildnisse des Stifterpaares, des Jodocus de Vyt und

seiner Gattin, die zwei Flügel allein einnehmen, sind Zeugnisse intimster Charakteristik und tiefster Seelenergründung, denen fünf Jahrhunderte noch nichts von ihrer ursprünglichen Frische künstlerischer Auffassung geraubt haben.

Während sich der Kunsttrieb der Niederländer zur höchsten Blüte und Eigenart in der Malerei entfaltete und sich darin bis zum Anfang des XVIII. Jahrhunderts behauptete, sah das seltsame Mischvolk auf den britischen Inseln sein Ideal in der Baukunst und in der mit ihr innig verbundenen dekorativen Plastik. Etwas Eignes in der Architektur hatten schon die Angelsachsen zuwege gebracht; darauf pfropften die normannischen Eroberer die Reiser ihrer herben, gewissermaßen in Erz gepanzerten Kunst. Zur vollen Entwickelung gedieh aber erst die angelsächsisch-normannische Kunst, als Wilhelm von Sens aus dem Herzen Frankreichs nach Canterbury berufen wurde und dort zum erstenmale jene Bauart, die wir jetzt die gotische nennen, bei dem Neubau der Kathedrale zur Anwendung brachte. Seitdem hat die englische Baukunst drei Jahrhunderte lang eine Thätigkeit entfaltet, die uns mit Hunderten von Baudenkmälern beschenkt hat, die weniger durch ihre architektonische Regelmäßigkeit, als durch ihren unbeschreiblichen malerischen Reiz jedes feingebildete Auge entzücken. In diesen Baudenkmälern, in ihrer überschwenglichen plastischen Ausstattung des Äußeren und Inneren, in dem die Sinne berauschenden Gewirr der Kreuz- und Sterngewölbe mit dem krausen Spiel der zu wunderbaren Kombinationen verbundenen Rippen, in den mit phantastischer Pracht ausgestatteten Grabmälern erschöpfte sich allmählich der malerische Sinn der englischen Künstler, und als man das Bedürfnis nach wirklichen Malern empfand, gab es keine.

Dieses Bedürfnis muß sehr dringend gewesen sein. Sonst hätte ein Deutscher, ein noch unbekannter junger Mann, der auf gut Glück von Basel kam, nicht so freundliche Aufnahme um seiner Kunst als Porträtmaler willen gefunden. Freilich hatte Hans Holbein, als er das erste Mal nach London kam, einen Ankerplatz bei seinen Landsleuten, den deutschen Kaufleuten im Staalhof; aber seine Leistungen drangen doch bald über den Umkreis der deutschen Kolonie hinaus, und der Beifall, den sie draußen fanden, muß ihm doch die Zuversicht eingeflößt haben, mehrere Jahre später, nachdem er wieder einige Zeit mit den



Abb. 3. Frau Jordan als Landmädchen.
Gemalt von G. Romney. Gestochen von J. Ogborne.

damals noch sehr kärglichen Verhältnissen Basels auszukommen versucht hatte, seinen Wohnsitz von neuem in London zu nehmen. Er hat sich denn auch in dieser Zuversicht nicht getäuscht. Er fand Beifall bei der Aristokratie, erhielt Zutritt bei dem Könige Heinrich VIII und errang so schnell die Gunst des launenhaften Gewaltherrschers, daß er sein Hof- und Lieblingsmaler wurde.

Seitdem ist die Porträtmalerei der bei der englischen Aristokratie bevorzugteste Zweig der Kunst. Das eigene Bedürfnis mußte freilich seit Holbeins Auftreten noch lange Zeit durch auswärtige Künstler befriedigt werden. Noch viel glänzender und erfolgreicher als die Thätigkeit Holbeins war die des schönen, verführerischen Vlamen van Dyck, der unter der Herrschaft Karls I die gesamte englische Bildnismalerei gewissermaßen monopolisiert hatte, und nach seinem frühen Tode setzten Schüler und Nachahmer, von denen der aus Westfalen stammende Pieter van der Faes, bekannter unter dem Namen Sir Peter Lely, der beliebteste, an Ehren reichste, aber auch oberflächlichste war, seinen Stil und seine Auffassungsweise noch länger als hundert Jahre fort, bis eine Art nationaler englischer Malerei durch W. Hogarth, Josuah Reynolds und Thomas Gainsborough erwachte.



Abb. 4. Natur. Gemalt von Georg Romney. Gestochen von J. R. Smith.

Allzu stark war der nationale Accent freilich nicht, wenigstens nicht nach der Seite der künstlerischen Gestaltung. Reynolds war ein bewußter Eklektiker, ein Maler, der die größte Vollkommenheit seiner Kunst in einer harmonischen Verbindung der Vorzüge von Tizian und Correggio, von Rubens und Rembrandt sah. Thomas Gainsborough (1727 bis 1788), dessen große bahnbrechende Bedeutung als Porträtist und Landschaftsmaler erst in neuester Zeit zu voller Würdigung gelangt ist, hielt sich dagegen weniger an die klassischen Meister, als an die gleichzeitigen Franzosen. Eines seiner berühmtesten Werke, der „blaue Knabe“ in Grosvenor House in London, erinnert in der nervösen Zeichnung und in der pikanten Spitzpinselei an Watteau, und sein Bildnis der Lady Vernon, mit dem wir unsere Schönheitsgalerie eröffnen (s. Abb. 1), trägt ebenfalls den Stempel seiner Zeit. So malten damals die französischen Pastellisten und Miniaturenmaler. Aber über der Modetracht, die in der Mitte des XVIII. Jahrhunderts noch stärker unter französischem Einfluß stand, als in den Anfängen der großen Revolution, wo auch England ein starkes Wort in Mode-

sachen mitsprach, dominiert sehr entschieden der englische Typus: die hohe klare Stirn, die gerade lange Nase mit schmalem Rücken, der kleine Mund und das in einem spitzen Oval auslaufende Untergesicht. Es ist derselbe Typus, den hundert Jahre später Hubert Herkomer in seinem Bildnis der Miß Grant mit unübertrefflicher Meisterschaft verewigt hat. Hogarth, der dritte Großmeister der specifisch englischen Malerei, kommt hier nicht in Betracht, weil der starke satirische Zug seines Wesens und seiner Kunst ihn an der objektiven Erfassung und Wiedergabe eines Individuums hinderte.

Unter den Schülern und Nachfolgern dieser drei Meister nahm die Porträtmalerei einen noch höheren Aufschwung, der von den allgemeinen künstlerischen Interessen der Gentry, der Aristokratie und des Königshauses getragen und gefördert wurde. Als in Europa nur erst an wenigen Höfen, in Dresden, in München, in Berlin, in Kassel, Kunstliebe und Sammeleifer zur Anhäufung großer Kunstschätze jeglicher Gattung vorhanden waren, strebten die englischen und schottischen Lords, Marquis und Barone bereits nach besonderen Zielen, vornehmlich aber nach Bildnissen aller Schulen und Zeiten. Schon seit der Mitte des XVIII. Jahrhunderts wurde in den englischen Schlössern und Edelsitzen jene enorme Masse von Bildnissen von Tizian, Rubens, Rembrandt, Holbein, Dürer und vielen anderen angehäuft, die heute, wo sie sich nach und nach wieder aus dem Besitz verschuldeter Aristokraten loslösen und in die Museen des Kontinents oder in die Kabinette der nordamerikanischen Millionäre übergehen, allgemeines Staunen hervorrufen, weil niemand etwas von der Existenz so reicher, unvergleichlicher Kunstschätze gewußt hatte. Einer der Großmeister der Malerei, im besonderen der Porträtmalerei, der Spanier Velazquez, der im vorigen Jahrhundert und noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts fast vergessen war, ist sogar erst dank dem Sammeleifer der Engländer in unserer Zeit wieder zu den Ehren gekommen, die er verdient.

In den Dienst dieser Vorliebe für Porträts aus alter und neuer Zeit stellte sich eine große Zahl von Kupferstechern,



Abb. 5. Erträumtes Eheglück.
Gemalt von John Raphael Smith. Gestochen von W. Ward.

die in England reichen Lohn fanden, weil ihnen zwei Quellen zugleich, die der alten und neuen Kunst, sprudelten. Jeder, der ein Meisterwerk aus der Vergangenheit erworben hatte, fühlte den Drang, auch anderen von seinem kostbaren Besitze Kunde zu geben, zumal da die gefälligen Stecher niemals verfehlten, auf ihren Blättern in weitschweifiger Widmung den Namen Sr. Hoheit oder Sr. Lordschaft, des glücklichen Besitzers, mit allen Titeln und Würden gebührend zu verzeichnen. Und wenn einer

oder eine sich von einem berühmten Maler malen ließ, trieben ihn oder sie Eitelkeit und Ehrgeiz noch stärker an, durch eine graphische Vervielfältigung des Bildes den Standesgenossen und der misera plebs, d. h. in diesem Falle dem kunstfreundlichen Bürgertum, die Mitteilung zu machen, daß Lord so und so und Lady so und so 1000 oder 1500 Pfd. ausgegeben haben, um sich von Reynolds, Gainsborough oder Lawrence malen zu lassen. nach England gebracht hatte. Dort, wo sie unter der Bezeichnung „Mezzotinto" d. h. Mittelton bekannt wurde, ist sie zur höchsten Verfeinerung ihrer Mittel ausgebildet worden, namentlich durch John Smith, John Faber, James Mac Ardell, R. Earlom und John Raphael Smith. Von der Kunst des letzteren geben unsere Abbildungen einige Proben. Neben der Schabkunst, die den großen Porträtisten Reynolds, Gainsborough, Lawrence u. a.



Abb. 6. Sich selbst genug.
Gemalt von John Raphael Smith. Gestochen von J. R. Smith.

Man mag über diese Eitelkeiten und Kleinlichkeiten spotten, soviel man will — die Kunst haben sie unzweifelhaft gefördert, und insbesondere hat die Kupferstecherkunst aus diesen Brotarbeiten einen großen Gewinn gezogen. Die malerischen Aufgaben reizten sie zu stärkerer Entfaltung ihrer koloristischen Mittel. Dazu diente ihr in erster Linie die von dem Deutsch-Niederländer Ludwig van Siegen erfundene Schab- oder Schwarzkunst, die der Kunstdilettant Prinz Ruprecht von der Pfalz als das beste Reproduktionsmittel galt, wurde auch die farbige Aquatintamanier und der Kreidestich in Braun, Rot, Gelb u. s. w. geübt.

Auch das freie gesellschaftliche Leben, das sich unter der Herrschaft der vier George in England allgemach entwickelte und unter dem letzten zu einer Ungezwungenheit gedieh, die schließlich die hergebrachten Begriffe von gesellschaftlicher Ehrbarkeit verwirrte, trug nicht wenig zur Förderung des Porträtkultus bei. Auch die bevor-



Abb. 7. Lorchens Brief. Gemalt von John Graham. Gestochen von W. Ward.

zugtesten Maler der Aristokratie hatten nichts Arges dabei gefunden, neben den Ladies beliebte Schauspielerinnen mit dem gleichen Aufwand von Talent und Fleiß zu porträtieren. Gainsboroughs Bildnis der Schauspielerin Mrs. Siddons in der Nationalgalerie in London ist eines seiner Meisterwerke, und als Emma Lyons, die frühere Aufwärterin einer Schauspielerin, die Geliebte von Schiffskapitänen, Rittern und Lords, durch ihre 1791 erfolgte Heirat mit dem Diplomaten und Altertumsforscher



Abb. 8. Frau Parkyns. Gemalt von John Hoppner, R. A. Gestochen von C. Wilkin.

Gainsborough, obwohl er weit geringere künstlerische Gaben besaß. Er hat nicht nur mehrere Bildnisse von Emma Lyons gemalt, sondern sie auch als Modell für biblische und mythologische Figuren, für Nymphen und Bakchantinnen benutzt. Eine dieser Bakchantinnen in der Londoner Nationalgalerie wird sogar zu seinen besten Werken gezählt. Eine weniger günstige Vorstellung von den Reizen dieser Circe, der noch zur Zeit, als sie sich bereits den Vierzig näherte, selbst ein Mann wie Nelson zum Opfer fiel, gibt uns Romneys Bild, das die Lady Hamilton in einer ausgesucht graziösen Pose am Spinnrade darstellt (s. Abb. 2). Sie muß damals freilich schon in der Mitte der Dreißiger gewesen sein, und wenn man dazu ihre stürmische Vergangenheit in Betracht zieht, hat sie, namentlich in ihrem geistvollen, ein tiefes und inniges Seelenleben verratenden Antlitz, noch genug Reize übrig behalten, die die unwiderstehliche Gewalt, wenn auch nicht völlig, so doch bis zu einem gewissen Grade, erklären, die diese seltene, aus der Hefe des Volks bis zu der höchsten Höhe der Gesellschaft emporgestiegene Frau auf Helden mit schwachen Herzen ausgeübt hat. In der Welt des Scheins, der Leichtlebigkeit und der anmutigen Galanterie, die nur an das Vergnügen des Augenblicks denkt, hat sich Romney am wohlsten gefühlt. Fast noch stärker mag die Begeisterung gewesen sein, mit der er die Schauspielerin Mrs. Jordan in der Rolle eines Landmädchens, einer „Unschuld vom Lande," der Heldin eines damals beliebten Lustspiels gemalt hat

Sir William Hamilton salon- und hoffähig geworden war, nahm niemand Anstoß daran, daß die Künstler, die sie früher in der Taverne kennen und ihre vielseitigen Talente, namentlich ihr mimoplastisches, bewundern gelernt hatten, auch später fortfuhren, die vornehm gewordene Lady in den mimoplastischen Stellungen, mit denen sie auch in den Salons glänzte, zu malen und die Gemälde durch den Stich vervielfältigen zu lassen. Die stärkste Anziehungskraft übte sie durch ihre Kunst, malerische und plastische Stellungen einzunehmen und ihre Gewänder und Schleier geschmackvoll zu drapieren, wie durch die Anmut ihres Tanzes auf George Romney (1734—1802), der im letzten Viertel des XVIII. Jahrhunderts einer der beliebtesten Bildnismaler der englischen Aristokratie war und von seinen Gönnern und Auftraggebern nicht minder hochgeschätzt wurde, als Reynolds und

(s. Abb. 3). Der das Antlitz der Dame umwallende, üppige Lockenschmuck scheint zwar überwiegend ein Kunstprodukt zu sein, aber die feingeschnittenen Züge machen in ihrer pikanten Verbindung eine Schönheit aus, die sich an aristokratischem Gepräge mit dem Vollblut des englischen Adels messen kann. Noch mehrere Sprossen tiefer auf der gesellschaftlichen Stufenleiter führt uns, wenn wir nach dem ersten Anblick urteilen, die schelmisch lächelnde Maid mit den Bologneser Hündchen in den Armen, die Romney als Personifikation der Natur gemalt hat (s. Abb. 4). Wenn wir aber schärfer blicken und dabei ein physiognomisches Gedächtnis besitzen, werden wir gewahr, daß dieses Mädchen nichts weiter als ein Jugendbildnis der Lady Hamilton in gesteigertem Affekt und in der Fülle weiblicher Frische ist, vielleicht aus der Zeit, als sie mit Schauspielern und Künstlern in der Taverne fröhliche Gelage feierte.

George Romney war selbst eine so leichtlebige Natur wie seine Modelle. Wie diesen war auch ihm jeder Zwang verhaßt, und als er sich mit 22 Jahren verheiratete, sah er bald ein, daß er eine Thorheit begangen hatte. Nach kurzer Zeit trennte er sich von seiner Frau, und erst 40 Jahre später, als er alt, krank und arm geworden war, kehrte er zu ihr zurück, die sich seiner bis zu seinem Tode liebevoll annahm. — Einer der Künstler, die seine Bildnisse und sonstigen Werke in Kupfer stachen, John Raphael Smith (1752 bis 1812) ist auch als Maler thätig gewesen. Obwohl er wie Romney gern als großer Herr auftrat und das Leben in vollen Zügen genoß, stand er doch unter der moralisierenden Richtung seiner Zeit, mit der zugleich eine sentimentale Einkehr in das stille Walten der Natur, gewissermaßen eine Neigung zur Weltflucht in den Momenten der Ernüchterung verbunden war. Richardsons Romane, in denen neben einem starken Aufwand von moralischer Festigkeit und Empfindsamkeit auch eine ebenso starke Nebenströmung von Sinnenreiz und Frivolität zu erkennen ist, und Thomsons „Jahreszeiten", das Evangelium der Naturpoesie, waren damals immer noch die litterarischen Leitsterne, obwohl Fielding, Smollet und Sterne schon die Reaktion im humoristisch-satirischen Sinne kräftig vorbereiteten. Jener empfindsamen, moral-philosophischen Stimmung sind auch die beiden Frauenbildnisse entsprossen, die wir als Proben der eigenen schöpferischen Kunst John Raphael Smiths vorführen (s. Abb. 5 und 6). Auch ohne die Unterschriften merkt man aus der ernsten, nachdenklichen Haltung der beiden Damen, die zugleich charakteristische Trachtenbilder aus der Zeit von 1790 bis 1800, noch zum Teil unter französischem Einfluß, abgeben, daß es sich um wichtige Dinge handelt. Die eine, jüngere und liebreizendere, wälzt Heiratsgedanken in dem hübschen Köpfchen herum, während die andere, eine reifere, aber auch noch immer



Abb. 9. Delia in der Stadt. Gemalt von George Morland. Gestochen von J. R. Smith.



Abb. 10. Minna Troil. Gemalt von Samuel Drummond, R. A. Gestochen von G. T. Doo.

anziehende Schönheit mit klugen, tiefsinnenden Augen sich die Vorzüge des ehelosen Lebens klar und angenehm zu machen sucht. —

Die dunkelhaarige Maid, deren scharf geschnittenes, fein und zierlich auf den vollen, aber stark abfallenden Schultern sitzendes Köpfchen sich von dunklem Laub von südlicher Üppigkeit abhebt (s. Abb. 7), dürfen wir wohl nicht als eine specifisch englische Schönheit in Anspruch nehmen. Sowohl der Hintergrund als die Haartracht und das knapp anliegende, vorn zierlich geschmückte Mieder deuten auf italienischen Ursprung, und der Maler dieser Schönheit, die vielleicht aus Ariccia oder Albano oder Genzano stammt, John Graham (1754—1817), hat wirklich einige Zeit Studien in Italien gemacht, worauf auch sein nach Tizian und Raffael gebildetes Kolorit hinweist.



Abb. 11. Gräfin Gower und Tochter. Gemalt von Sir Thomas Lawrence, P. R. A.
Gestochen von S. Cousins.

Ein Maler national-englischer Frauenschönheiten, der zu den beliebtesten seiner Zeit gehörte und sogar mit vielem Glück den Wetteifer mit Lawrence aufnehmen konnte, ist dagegen John Hoppner (1758—1810). Als Nachahmer Josuah Reynolds' liebte er eine etwas verschwommene, sentimental-poetische Auffassung, die aber besonders den Damen des Adels und der Gentry sympathisch gewesen sein muß, da sie nicht nur sich selbst, sondern auch ebenso gern ihre Kinder von dem fein empfindenden und geschmackvollen Künstler malen ließen. Kann sich eine vornehme, schon etwas behäbig gewordene Gutsbesitzersfrau wie Mrs. Parkyns (s. Abb. 8) vorteilhafter präsentieren als im modischen Promenadenkostüm am Rande ihres Parks, von dem man einen freien Ausblick auf Wiesen und Gehöfte genießt? Es ist ein echt englischer Typus, aber nicht mehr von jener olympischen Ruhe, die uns in dem ersten Bilde unserer Reihe, in dem Porträt der Lady Vernon, entgegenblickt. Es ist hier schon der Übergang zu den temperamentvollen Frauen zu spüren, die Lawrence dargestellt oder eigentlich enthüllt hat. Man fühlt aus den müden, die geistige und seelische Unzufriedenheit verratenden Augen der Mrs. Parkyns heraus, daß es nur eines Funkens bedurfte, um diese verglimmende Asche zu neuem Leben zu erwecken. Die Erfolge Hoppners, der von Geburt ein Deutscher war, sind so groß gewesen, daß er es wagen konnte — als der erste in dieser Art — eine Schönheitsgalerie herauszugeben, die nur aus seinen eignen Werken bestand. Es ist eine Sammlung



Abb. 12. Frau Pope. Gemalt von Sir Thomas Lawrence, A. R. A. Gestochen von F. Bartolozzi.



Abb. 13. Elisabeth Gräfin Grosvenor. Gemalt von Sir Thomas Lawrence, P. R. A. Gestochen von S. Cousins.

von Kupferstichen nach seinen Bildnissen, die 1803 unter dem Titel „A select series of Portraits of Ladies of Rank and Fashion" erschien.

In eine etwas frühere Zeit führt uns die Dame mit dem großen, breitkrempigen, von mächtigem Federputz gekrönten Hute, der ihr Maler George Morland (1763 bis 1804), vielleicht nach einem gleichzeitigen Moderoman, den Namen „Delia in Town" gegeben hat (s. Abb. 9). Eine Schönheit aus vornehmen Kreisen haben wir wohl schwerlich vor uns, vielleicht eine pikante Schauspielerin, vielleicht aber auch nur ein modisch ausstaffiertes Modell aus den niedrigen Gesellschaftskreisen, in denen der Künstler sich am wohlsten fühlte. Seine unüberwindliche Faulheit, seine Ausschweifungen und seine Schuldenmacherei richteten ihn zu Grunde. Um den Wucherern, von denen er lebte, einigen Ersatz zu bieten, mußte er sein Talent in Massenproduktion



Abb. 14. Der Vorschlag. Gemalt von George Henry Harlow. Gestochen von H. Meyer.

— er soll etwa 4000 Bilder gemalt und gezeichnet haben — aufreiben. Wer weiß, welche Qualen ihn durchtobten, als er das niedliche Fräulein malte, das seine Arme und Hände so entschlossen auf dem Tische zusammengefaltet hat, als wollte sie damit sagen, daß ihre Position trotz des herausfordernden Blickes ihrer Augen, uneinnehmbar ist.

Ein längeres Leben und auch einen längeren Ruhm hat Morlands Altersgenosse Samuel Drummond (1763—1844) genossen. Er war in der Kunst wie im Leben ein self-made man. Familienverhältnisse — sein Vater war ein Parteigänger Karl Stuarts, des Prätendenten auf die schottische Krone, gewesen — trieben ihn als Jüngling auf die See. Er diente sechs Jahre lang als Matrose, bis der Kunsttrieb so mächtig in ihm erwachte, daß er beschloß, Maler zu werden, aber auf eigne Faust, ohne Anleitung. Er malte und zeichnete frisch darauf los: Bildnisse in Öl und Pastell, Illustrationen für Zeitschriften und zuletzt sogar Genrebilder und historische Scenen aus dem Marineleben. Man möchte einem Mann, der zuerst durch die derbhumoristische Darstellung eines betrunkenen Matrosen bekannt geworden ist, kaum die ätherische, träumerisch und sehnsuchtsvoll auf das Meer blickende Dame, die seine Kunst hier vertritt (s. Abb. 10), zutrauen. Aber das Bildnis stammt, wie sich aus der Tracht ergiebt, aus der letzten Lebenszeit des Künstlers, aus dem zweiten oder dritten Decennium unseres Jahrhunderts. Drummond hatte damals wie alle seine Kunstgenossen stark den Einfluß der gleichzeitigen Litteratur empfunden. Man glaubt eines der Schönheitsideale vor sich

zu haben, an denen sich Lord Byron und Shelley begeistert hatten, und wenn man die ersten illustrierten Ausgaben der Werke Lord Byrons mit den verblaßten Stahlstichen durchblättert, wird man nicht wenige Gestalten dichterischer Phantasie finden, die diesem Bildnis aus der Wirklichkeit gleichen. In der Darstellung, in der Anordnung und in der malerischen Behandlung erkennt man bereits deutlich den Einfluß des erfolgreichsten, wenn auch keineswegs genialsten Porträtmalers dieser Epoche, der Ältere und Jüngere unwiderstehlich in seine Bahnen zog. Es ist Sir Thomas Lawrence (1769—1830), der in England eine noch glänzendere Rolle gespielt hat, als Winterhalter und Eduard Magnus in Deutschland, als Gérard in Frankreich. Auch in England sind an äußeren Erfolgen nur van Dyck, Sir Peter Lely und Sir Josuah Reynolds mit ihm zu vergleichen. Hat er doch für das Bildnis der Lady Gower mit ihrer kleinen Tochter auf dem Schoß (s. Abb. 11) 1500 Pfund erhalten, nach unserer Währung also etwa 31000 M. ohne Berücksichtigung der seit 70—80 Jahren erfolgten Steigerung des Geldwertes. Die strenge Kunstkritik unserer Tage verhält sich ablehnend gegen die Modebilder des Lieblingsmalers der englischen Aristokratie, und als reine Kunstwerke betrachtet verdienen sie auch wegen ihrer Leere und Glätte, wegen ihrer allzu absichtlichen Anordnung mehr Tadel als Lob. Aber sie sind doch wertvolle Dokumente für die Kulturgeschichte, treue Schilderungen des gesellschaftlichen Lebens im ersten Drittel unseres Jahrhunderts. Wenn Lawrence als Künstler nicht vor der Nachwelt besteht, so hat er doch das Verdienst, den Frauen seiner Zeit alles Äußerliche abgelauscht zu haben, was sie in großen Gesellschaften, bei Hofe und im intimen Drawingroom ihren Gästen zur Schau stellten. Wenn Mrs. Pope (s. Abb. 12) manchem Beschauer darin etwas zu weit



Abb. 15. Phoebe Mayflower. Gemalt von R. Gavin, A. R. S. A. Gestochen von C. H. Jeins.

zu gehen scheint, so liegt das wohl in ihrer nachlässigen Haltung, die sich von fremder Beobachtung frei weiß. Im übrigen hatten die englischen Damen, neben der Byronschen Verbindung von Romantik und Klassicismus auch noch etwas für die nach dem Urzustande der Menschheit sich sehnende Poesie der Seeschule übrig. Viel von dieser geträumten Einfachheit des Naturzustandes unterschied sich auch die Tracht des Salons nicht, wie das ebenfalls von Lawrence gemalte Porträt der Gräfin Elisabeth Grosvenor zeigt (s. Abb. 13).

Ein Mann von solchen Erfolgen hat natürlich viele Schüler und Nachfolger gehabt, die seine Manier desto mehr übertrieben, je weniger ursprüngliches Talent sie besaßen. Der talentvollste von ihnen scheint George Henry Harlow (1787—1819) gewesen zu sein. Sein früher Tod, der kurz nach einer italienischen Studienreise erfolgte, hat ihn jedoch an der vollen Entfaltung seiner Gaben gehindert. Wie Romney, Lawrence u. a. war er in Schauspielerinnenkreisen heimisch. Er hat auch die Mrs. Siddons gemalt, an der kein Porträtmaler seiner Zeit vorüberging, und nach Modellen aus der galanten Welt scheint auch das Trifolium schöner Mädchen gemalt zu sein, das unter dem Titel „The proposal" (der Vorschlag), ein Parisurteil für jedermann, durch den Stich populär geworden ist (s. Abb. 14). — Dem Lawrencekreise gehört auch R. Gavin an, dessen „Phoebe Maiflower" (s. Abb. 15) das Ideal eines frischen Landmädchens aus den dreißiger oder vierziger Jahren versinnlicht. In die neueste Zeit ragen Edwin Landseer, der berühmte Tiermaler (1802—1873), und Charles Baxter (geb. 1819) hinein. Man würde sie nach den Proben ihrer Kunst, die wir hier bieten (s. Abb. 16 und 17), ebenfalls für flache Manieristen halten, wenn wir nicht durch jede Ausstellung unserer Tage belehrt würden, daß selbst strenge



Abb. 16. Fräulein Power. Gemalt von Sir Edwin Landseer, R. A. Gestochen von H. Robinson.



Abb. 17. Die Brünette. Gemalt von Charles Baxter. Gestochen von E. Bellin.

Nachahmer der Natur, sogar Naturalisten und Impressionisten, an dieser Auffassung festhalten. Trotz großer Verschiedenheit der zeichnerischen und malerischen Behandlung haben Leighton, Boughton, Herkomer, Shannon, Whistler, Guthrie, Lavery und andere an dem Typus der englischen und schottischen Frauen festgehalten, den die obige Galerie veranschaulicht. Es scheint demnach, daß die englische Rasse sich durch zwei Jahrhunderte so frisch und rein erhalten hat, daß keine individuelle künstlerische Auffassung die Grundlinien der Natur verwischen kann.



Nichts.

Roman

von

Ida Boy-Ed.

(Schluß.) (Abdruck verboten.)

„Meine Frau hatte nicht einmal meinen Willen erkannt, sie glücklich zu machen," fuhr Albrechts Vater fort, „nicht einmal mein heimliches Lieben und Hoffen verstanden!

Siehst du, es war in einer stillen Nacht, als ich das las. Und ich las es immer wieder. Jeden Abend, wenn der Tag zu Ende war, schloß ich mich ein mit dem Buch. Und in mir wuchs eine Verzweiflung — — ich schlief nicht mehr, ich aß nicht mehr — ich hätte auf dem Kirchhof mit diesen meinen Nägeln ihr Grab aufkratzen mögen, um ihr noch einmal zuzurufen: Lebe und höre mich! Aber Gräber bleiben stumm.

Und einmal, als ich wieder so die Nacht heranwachte, in ohnmächtiger Verzweiflung, stand zufällig eine Flasche Wein auf meinem Tisch — ich trank sonst abends niemals Wein — aber ich hatte Albrecht mit einem Kameraden erwartet — sie waren nicht gekommen. Und da trank ich, ein Glas. Es that wohl. Mehr — die ganze Flasche. In jener Nacht schlief ich zuerst tief und fest, seit dem Tode meiner Frau.

Ach Claudine, mein Kind! Der Schlaf! Du weißt nicht, was der Schlaf ist für eine Seele, die sich martert, für ein Herz, dem jeder Schlag die Fortdauer schrecklicher Leiden bedeutet, für einen Menschen, der sich in Verzweiflung, in Sehnsucht hinzehrt. Sich sehnen nach verlorener Liebe ist das größte Elend der Erde — nach einer Liebe, die nicht Glück gefunden! Kein verklärendes Erinnern naht tröstlich deinen Gedanken. Der Schlaf, das ist die Vergessenheit und zugleich der Weg zur Genesung.

Von da an suchte ich oft — — mir Schlaf zu verschaffen," schloß er flüsternd.

Claudine fiel ihm um den Hals.

„Vater!" rief sie, „nicht Vergessenheit, sondern Genesung sollst du suchen. Das Glück deiner Kinder wird sie dir bringen, glaubst du nicht?"

Er weinte. Es waren Thränen der Befreiung. Er fühlte sich Claudinen nahe. Die unsichtbare Schranke war gefallen, er fühlte sich nicht mehr durch ein drückendes Schamempfinden klein vor ihr. Sie würde ihm helfen, wieder stark zu werden.

Als sie heimkehrten, sah Albrecht, der bei einer kargen, kleinen Öllampe saß und zu lesen versuchte, ein neues Leben im Angesicht seines Vaters, einen fremden schönen Ausdruck von Mut.

Und Claudinens Augen strahlten freudiger denn je.

Mit dem feinen Ohr der Liebe hörte Albrecht auch heraus, daß diese beiden Menschen, ihm die teuersten auf der Welt, eine andere Klangfarbe wie vordem in ihren Stimmen hatten, als sie miteinander sprachen. Inniger noch und doch zugleich auch unbefangener. Wie zwei, die plötzlich vertraut geworden sind.

Er ahnte, daß irgend eine Aussprache zwischen ihnen stattgefunden hatte.

Und er fühlte, daß sie für seinen Vater eine Wohlthat gewesen war.

Staunend sah er sein junges Weib an. War denn die Wunderkraft ihres Mitleidens unerschöpflich?

War sie sich des Segens bewußt, den sie um sich verbreitete?

Nein, er hatte längst begriffen, daß Claudine niemals von dem Vorsatz geleitet war: Ich will meinem Nächsten Gutes thun," sondern daß sie ohne Vorsatz kraft der Reinheit und Selbstlosigkeit ihres Herzens unmittelbar sich gedrängt fühlte, allem wohlzuthun, was sich ihr in Leiden nahte.

9.

In München im Hotel fanden sie Briefe aus Berlin vor. Die ersten, seit sie die Heimat verlassen, denn bei ihrem ruhelosen Vorwärtswandern hatten sie keine Adressen anzugeben gewußt.

Bei dem Anblick der Schriftzüge brach Claudine in Thränen aus.

Diese Gemütserschütterung war ihr so überraschend als den beiden Männern; da sie nie von Claudinens Lippen ein Wort der Sehnsucht nach den Ihrigen vernommen, nie auch einen Laut des Heimwehs, so konnte es nicht ausbleiben, daß Vater wie Sohn sich ihre Gedanken darüber gemacht hatten. Ein scheinbar so völliges und schmerzloses Loslösen von der angeborenen Familie konnte, nach Albrechts Meinung, nur darin begründet sein, daß Claudine sich eben in dieser Familie nicht glücklich gefühlt hatte. Er vergegenwärtigte sich die kühlvornehme Mutter, das ganze stille, korrekte Hauswesen, dessen heimlicher Leiter und Herrscher der Pastor Bernhard Claudius war. Zu zartfühlend, um mit Fragen an diesen Dingen zu tasten, baute Albrecht sich ein ganzes Gebäude von Trugschlüssen auf. Und nun diese Thränen?

So hatte Claudine denn doch heimlich gelitten und es heldenmütig verborgen? So war selbst die innere Genugthuung, welche er darüber empfunden, ihr durch seine Liebe Entschädigung geben zu können für entbehrtes Familienglück, so war auch diese Genugthuung ein Selbstbetrug gewesen? Sie hatte sich immer still von seiner Seite fortgesehnt, zurück zu den Ihren?

Albrecht ging in jeder Stimmung immer bis an die äußerste Grenze derselben. Anstatt das Natürliche anzunehmen, daß Claudine in allem Liebesglück doch nebenbei auch die Trennung von Mutter und Schwester empfand und am liebsten alle Teueren vereint um sich gehabt hätte, geriet er in neue Selbstquälerei.

„So kann ich dir denn gar kein Glück geben, gar keins?! So wenig vermochte ich deine Gedanken zu erfüllen, daß sie doch immer zurückgingen zu den Deinen!" rief er aus.

Daß Claudine unter ihren Thränen lächelte, hatte er gar nicht bemerkt.

„Du bist doch gerade wie Lena. Die glaubt auch, daß man die einen über die anderen vergessen muß," sagte sie. „Warum ich weinen muß? Ach, das weiß ich nicht. Heimweh? Nein. Ich habe gar kein Heimweh."

„Und dennoch Thränen," bemerkte er bitter.

„Vor einigen Jahren," sprach sie nachdenklich, „war Mama nach England gereist, um einmal noch ihr Vaterland wieder zu sehen. Ich weiß es noch: ich fühlte mich ganz wichtig und stolz, als machte ich selbst die Reise. Ich hatte keinen Tag Sehnsucht nach Mama. Ja, heimlich waren Lena und ich ein bißchen vergnügt, daß wir nun wilder sein durften als sonst und mit Onkel Hans so viel Spaziergänge machen, die Mama sonst nicht erlaubt hatte. Wir kehrten sogar einmal ein. Unter den Zelten, dort tranken wir Chokolade in Wein, Bavaraise hieß das Getränk — Lena und mir hatte noch nie im Leben etwas so gut geschmeckt, und wir waren noch nie in einem Wirtshaus gewesen. Und ich erinnere mich genau, daß Lena und ich uns damals wie aus einem Munde zuflüsterten: Ach bliebe doch die Mama noch ein bißchen weg. Und dann . . ."

„Nun und dann?" fragte Albrecht, der ihren träumerischen Gesichtsausdruck voll Eifersucht beobachtete.

„Dann, als Mama wiederkam, als sie über die Schwelle trat, ganz neu, eine fremde, schöne Frau und doch unsere Mutter, unsere eigene, teuere Mama, da fingen Lena und ich an zu weinen, als sollte uns das Herz brechen, und wir hingen an ihr und schrieen: Mama geh nicht wieder von uns! Und doch, wir hatten sie gar nicht entbehrt." Während Claudine so erzählte, feuchteten sich ihr noch in der Erinnerung die Augen.

„Was will das sagen?" fragte Albrecht.

„Das will vielleicht sagen, daß man sich der alles durchdringenden Kraft der Liebe nicht beständig bewußt ist; sie ist kein Alltagsgespräch, man scheint sie oft zu vergessen über der Arbeit oder den Pflichten, die der Tag bringt. Aber sie ist immer in uns, ist uns immer der gewisse Besitz. Und wenn uns durch besondere Umstände einmal dieser Besitz so recht klar wird, erschüttert uns das Glück so, daß wir weinen müssen," sagte sie.

Albrecht küßte ihr beide Hände.

„Ich sehe," sprach er bescheiden, „ich bin noch ein Lehrling in der Kunst, ein vornehmes Frauenherz zu verstehen."

Sie errötete. Es war ihr immer schwer, eine Gefühlsäußerung erklären zu sollen. Wenn sie es aber gethan hatte, mochte sie nicht darüber gelobt sein.

Nun, da sie bei Albrecht eine Regung der Eifersucht auf die Ihrigen bemerkt hatte, machte es sie ein wenig verlegen, ihre Briefe zu lesen. Sie saß auf einem Stuhl am Fenster und sah auf das Treiben der Maximilianstraße hinab und dachte immerfort, ob es Albrecht wohl sehr schmerzen werde, wenn sie sich über die Nachrichten freue und ob wohl gute Nachrichten in diesen Briefen seien.

Albrecht, der mit seinem Vater vor dem anderen Fenster gestanden, kam plötzlich auf sie zu. Er hatte erraten, was in ihr vorging.

Er küßte sie zart auf die Stirne und sagte leise:

„Du beschämst mich. Lies und laß mich nachher mit dir froh sein über die Berichte aus der Heimat."

Der Brief von der Mutter schien nur kurz, der Umschlag konnte nur wenig Blätter enthalten.

Als Claudine ihn öffnete, ward sie plötzlich rot.

Mein Gott, wie eigen! Sie selbst war nun auch eine verheiratete Frau, wie einst die Mama gewesen. Sie war ihr beinah gleichgestellt in fraulicher Würde. Wie sonderbar ihr das nun zum Bewußtsein kam!

Und beinah schien es, als ob auch die Mama eine unfreie, verlegene Empfindung gehabt hatte. Der Brief war so ceremoniös. Er bewegte sich in allgemeinen Ausdrücken, sprach nur von der Lücke, die Claudinens Fortgang gebracht, von der Hoffnung, daß es der Tochter gut gehe, und fragte an, ob irgend welche Aussicht auf baldige Rückkehr sei; in solchem Falle wolle die Mutter sich um eine Wohnung und die Aussteuer und Einrichtung bemühen.

Claudine suchte aber auch nicht nach ausdrücklichen Liebesworten. Sie fühlte zwischen den Zeilen das Mutterherz, das sich nach der Tochter sehnt, dies nicht zu sagen weiß und für die neue Lage nicht gleich den rechten Ton finden kann.

Aber der Brief von Lena, das war ein ganzes Manuskript.

Wenn Albrecht vermieden hatte, seine junge Frau anzusehen, während sie den mütterlichen Brief las, so durfte er nun ruhig Claudine beobachten. Während sie die vielen, vielen fein beschriebenen Blätter las, die Lena verfaßt hatte, ging bald sonniges Lächeln, bald tiefer Ernst über ihre Züge. Lena mußte eine gute Briefschreiberin sein, jedenfalls vermochte sie ihren Leser zu fesseln, denn immer, wenn Albrecht einmal dachte, nun sei Claudine fertig, sah er sie ganz vertieft, mit allen ihren Gedanken und Gefühlen fern von hier.

„Meine liebe, kleine, thörichte, ungebildete Schwester! Große, gute, kluge, einzige junge Frau! Denk Dir an, indem ich mich hinsetze, Dir zu schreiben, steigt ein Gefühl in mir auf, welches der Vorfreude auf einen edlen Genuß auf ein Haar gleicht. Dasselbe Gefühl, wie ich es habe, wenn ich ein schönes Buch in die Hand nehme und weiß: nun wird mich eine Stunde lang niemand in der Wonne des Lesens stören. Diese Freude, Dir schreiben zu können, erstaunt mich fast, sie scheint zu beweisen, daß Du mir durch die Ferne näher gerückt bist. Das klingt unsinnig. Aber meine Gedanken sind munterer als meine Zunge, Du weißt es, und in der Stille des Abends rings um mich, allein mit der Lampe und dem ganzen Stoß weißen Postpapiers, das ich vielleicht noch alles voll schreiben werde, wenn Du lange fort bleibst, lösen sich mir diese Gedanken freier aus.

Höchst wahrscheinlich hat meine Dina so zudringliche Augen, denn für zudringliche Fragen ist ihr Herz zu vornehm. Wie sollte es sonst kommen, daß ich Aug' in Aug' mit ihr so viel verschwiegen habe?

Süßes Kind, es bleibt doch dabei, daß wir unsere Taufscheine vertauschten? Ich habe die Disposition zum Ältersein, ach gar vielleicht zum Altsein, schon in der Wiege gehabt. Du erinnerst Dich, daß selbst bei den Unarten, die wir vollführten, ich stets eine gewisse Kaltblütigkeit entwickelte, die sonst nur das Alter und die Reife gibt, während Du auch beim Zerschneiden von Mamas indischem Shawl zu Puppenkleidern eine gewisse naive Selbstverständigkeit bekundetest und nachher nicht einmal eine Entschuldigung hervorzubringen vermochtest. Ich aber war damals schon so klug, zu wissen, daß wir eine Unart begingen, und schon so logisch, daß ich auf Mamas Entsetzen nur antwortete: „Warum hat der Shawl denn auch in unserer Spielstube herumgelegen?"

Dieser Hang, oder wenn Du willst, dies Talent, mir die Situation klar zu machen, hat mir alle Jugendfreudigkeit geraubt. Ich neide Dir Deinen Wagemut. Du schiffst immer im Kahn der Hoffung und des Glaubens einher. Schiller hat das ‚frisch hinein und ohne Wanken, seine Segel sind beseelt' so recht für Dich gesungen. ‚Nur ein Wunder kann Dich tragen' ... Ja wohl, ich bin aber nicht der Mensch, an Wunder zu glauben. Ich will immer Beweise, und wenn mir niemand etwas beweist, beweise ich mir selbst alles.

Zum Beispiel seit langer, langer Zeit habe ich mir nun bewiesen, daß ich keinen größeren Wahnsinn begehen konnte, als diese Liebe zu Bernhard Claudius in mir wachsen zu lassen. Aber vielleicht wächst das so, ohne daß man es bemerkt. Es ist beinah wie ein Fruchtkern, den der Zufall irgendwo in den Boden geworfen. Ein kleines Pflänzchen keimt hervor. Es ist eine Freude, die kleinen, winzigen, harmlosen Blättchen zu sehen, man ist überzeugt, daß der erste Frost es vernichten wird, daß es gar keine Kraft hat, zu wachsen, denn das ist ja nicht sein Boden, seine Statt. Seine Art gehört auf den Ackerboden da drüben. Hier steht sie falsch placiert, zwischen allerlei Wegerich. Aber sieh an: das Pflänzchen ist im anderen Frühling doch noch da. Es scheint sogar ein bißchen gewachsen. Aber vielleicht scheint es nur so, denn was man täglich sieht, sieht man nicht mehr wachsen. Und dann kommt irgend ein Fremder, der ganz ahnungslos ist, und sagt: O was für ein großer, prachtvoller Baum. Und man erkennt's: er hat seine Wurzeln verbreitet, tief und viel verästelt, und er reckt sein Gezweig gen Himmel, kraftvoll und schön, und es scheint, daß kein Sturm den Stamm brechen kann.

Der Fremde, d. h. das Ereignis von außen kommend, welches mich erkennen ließ, wie das Pflänzlein meiner Liebe gewachsen ist, war Deine Verlobung mit Albrecht. Liebe sehen müssen, ist eine Qual für Herzen, die selbst lieben. Man bemerkt, wie süß, wie erlösend es sein müßte, Gegenliebe zu finden. Die Eisrinde des Trotzes gegen ein hartes Geschick löst sich und wird zermürbt durch den Wunsch: wäre auch Dir das Glück beschieden.

Aber nicht wahr, mein Kind, auch Du mit Deinem Herzen, welches die wunderbare Kraft hat, vorwärts zu marschieren, ohne nach rechts und links zu sehen, auch Du siehst ein, daß mein Fall hoffnungslos ist?

Ich, Lena mit der Stumpfnase, Lena mit den kurzsichtigen Augen, Lena mit den bösen Launen, Lena mit dem Hang zur Kritik (welcher beinah ein unweibliches Laster ist) Lena die Abscheuliche, an der nichts warm und weich ist, wie ihre Liebe zu Dir und Onkel Hans — ich liebe Pastor Bernhard Claudius!

Das Papier hat es ausgehalten, die Schrift ist nicht in Flammen aufgegangen, Du wirst es also lesen. Aber ich fürchte beinah, nicht ganz mit dem Entsetzen, wie ich es schrieb. Denn Dein Gemüt ist wie eine schöne, norddeutsche Abendlandschaft. Und da kann man Zonen nicht begreifen, in welcher tolle Schönheiten von Palmen, Wunderblumen, Gluthimmel neben verstaubten, stachlichten Kakteen und steilen, steilen Felsenhängen existieren.

Denke nach, Claudine. Du liebst es nicht. Ich weiß es. Nicht weil Du nicht denken kannst, sondern weil Du eine zweifellose, merkwürdige Entschlossenheit der Gefühle hast. Sieh aber ein, daß mir eine solche, selbst wenn ich sie hätte, hier nichts hülfe. Also denke mit mir nach.

Ich liebe den Mann, der meine Mutter einst geliebt hat, ihretwegen, wie man sagt, unvermählt geblieben ist, dem man heute noch eine unerloschene Neigung zu ihr zuschreibt und von dem die Welt erwartet, daß er doch noch um die, zwar zwei Jahre ältere, aber immer noch so schöne Frau werben wird. Denn alle Welt kann sehen, daß diese Frau geistig in einem ganz absonderlichen Grade von ihm abhängt.

Die Thatsache ist konstatiert. An sich ist sie einfach, vielleicht nicht einmal ein seltener Fall.

Denn es ist ganz natürlich, daß das, was der Mutter gefiel, auch der Tochter sympathisch sein muß; ja ich glaube, die Hypothese aufstellen zu dürfen, daß je mehr Mutter und Tochter sich gleichen, innerst eines Wesens, gleicher Art sind, je mehr müssen sie denselben Mann lieben und derselbe Mann sie. Denn dies hört man alle Tage, daß ein Mann in der Tochter der Jugendgeliebten sein einstiges Ideal

wiederfindet und sich mit ihr verheiratet. Warum soll auch eine Frau nicht die Schwiegermutter eines Mannes werden, der ihr selbst einst ehrfürchtige Liebe geweiht? Ich sehe keine ethischen Gründe, die das verbieten, sondern nur eine Fülle zartester Fäden, die ein solches Schicksalsgespinst sehr reizvoll machen können und sehr schön.

Aber dies alles ist eben nicht mein Fall.

Ich bin von Mama so verschieden, daß ich manchmal denke, ein Zigeunerweib hat die echte Lena, Edith Guilfords Kind, aus der Wiege gestohlen und mich dafür hineingelegt.

Von Mama zu Dir sieht man schon eher hinüberleitende Eigenschaften. Deine harmonische Ruhe ist der ihren gleich, wenigstens in der Erscheinungsform, wenn sie auch anders gearteten Vorzügen entspringt. Es ist aber doch immer etwas.

Hingegen ich: Denke Dir, ich hasse die Harmonie an allen Menschen, außer an Dir. Wenn ich Dir doch klar machen könnte, daß sie mich auch an Claudius empört! Aber Du wirst nicht begreifen, daß man an einem Mann etwas hassenswert findet, den man liebt.

Vielleicht ist es Trotz. Vielleicht wird mir durch jede Eigenschaft, die mir an ihm mißfällt, die Kluft so recht klar gemacht, die mich von ihm trennt. Vielleicht ist es der Neid, die Gewißheit, nie ebenso werden zu können.

Wäre ich nun die Tochter, welche das Ebenbild redivivus ihrer Mutter ist, läge mein Fall entweder nicht hoffnungslos oder doch versöhnlicher. Ich denke mir, das Entsagen mit einem ‚wenn' darin ist leichter. Hier gibt es gar kein ‚wenn'. Mama, sein früheres Ideal — Gott weiß vielleicht auch noch sein jetziges — blüht neben mir in erstaunlich wohlerhaltener Schönheit.

War sie, ist sie sein Ideal, so muß er alles an mir hassen.

Auch könnte man wohl so erwägen: entweder war sie sein Ideal und ist es nicht mehr, weil er im Lauf der Jahre die Art, wie sie sich seelisch entwickelte, beobachtete und ihm ihre Entwickelung nicht gefiel, dann könnte allerdings sich sein Herz einer völlig gegensätzlichen Erscheinung zuwenden, also mir. Aber würde dann nicht durch diese Wandlung seiner Seele der Frau seiner früheren Liebe eine tödliche Kränkung zugefügt? Und da diese Frau meine Mutter ist, könnte ich das geschehen lassen?

Oder sie ist noch sein Ideal, und es ist völlig ausgeschlossen, daß sein Herz an mir teilnimmt.

Claudine, Schwester! Manchmal, in kurzen, seligen Schreckensminuten ist mir's, als wäre der erste Fall mein Fall. Aber dann besinne ich mich und erkenne: er will mich nur erziehen, mir helfen, harmonisch zu werden, an mir arbeiten, wie es seine Pflicht als mein Vormund, als Mamas Freund, als unser ‚Seelsorger', wie man das so nennt, ist.

Aber ich will nicht, will nicht erzogen sein. Will nicht von anderer Gnade harmonisch werden.

Ich bin selbst ein Mensch, des Rechtes der Selbsterziehung lasse ich mich nicht berauben. Ich will Ich bleiben. Gute Menschenware, schlechte Menschenware, egal! Aber meine eigene Marke. Nicht geprägt von Herrn Bernhard Claudius. Ich will keine Demut lernen, weder von ihm, noch vor ihm!

Gesetzt, er und ich stünden einander frei gegenüber, Mann und Weib, ohne die Nebenverhältnisse, die jede Freiheit nehmen; auch dann, wenn er mich lieben sollte, würde ich ihm sagen: Ich kann nur n e b e n Dir stehen, nicht u n t e r Dir. Ich will Dein anderes Ich sein, Dein Gefährte, Dein Weib. Ich will nicht mein Selbst aufgeben, sondern es dem Deinen zufügen, das es ein Doppelwesen sei und als solches doppelt reich.

Denn dies ist mein Glaube: jeder Mensch, sei er noch so klein, hat irgend eine Eigenschaft, irgend einen Keim zum Guten oder gar zum Großen in sich, den der andere nicht besitzt. In der Freundschaft, wie in der Liebe, ist alles ein Bereichern auf Gegenseitigkeit, wenn Du mir den Ausdruck gestattest.

Aber selbst, wenn Mama und die Jugendliebe und all diese Komplikationen nicht wären, selbst dann würde ich gar nicht in die Lage kommen, so zu ihm sprechen zu können.

Er würde niemals um mich werben, weil er so vieles an mir einfach gräßlich findet.

Er, der auf der hohen Warte steht, der ruhig und leidenschaftslos in das Getümmel der Zeit sieht, er kann es offenbar nicht fassen, daß ich mich zur Leidenschaft darüber erhitze und mit Onkel Hans streite, wobei Onkel Hans immer schnell meiner Ansicht wird, was mehr schmeichelhaft für meine Beredsamkeit, als für Onkel Hans' politische Selbständigkeit ist. Hier sieht es nämlich traurig aus. Bald sind sechs Wochen verflossen, an welchem Dein Albrecht uns blutend ins Haus fiel. Und schon liegt eine Atmosphäre über der Stadt, über dem ganzen politischen Leben! Wie nenn' ich sie doch?! Ich finde nur das schlimmste aller Worte: die der Langeweile, die der Erschlaffung. Nach der Zeit der Schreier ist die der Schreiber gekommen. Ein Schrei nach Thaten ging durch die Lande, und es ist bei dem Schrei geblieben. Die That ist nicht geschehen. Wenn ich das Wort ‚Parlament' lese, wird mir übel. Ich sagte neulich: wäre ich doch ein Mann!

Da maß Bernhard Claudius mein Figürchen lächelnd und guckte mir in die Augen — ich hatte meine schärfste Brille auf — und sagte: ‚Sie wären gar nicht militärbrauchbar.'

Mein Gott, ich bin nun einmal nicht für das Strümpfestricken. Übrigens soll eine Maschine erfunden sein, sie zu weben, was ich als ein persönliches Glück betrachten würde.

Zu einer Pastorenfrau eigne ich mich sicher nicht! Weder möchte ich für arme Leute Suppen kochen, noch sie hintragen, denn arme Leute riechen schlecht, und ich kann den Schmutz nicht leiden. Ich finde, frische Wäsche, viel Wäsche sind mit der Moral eng verwandt. Und ich kann nie ein Mißtrauen überwinden, daß solches Volk betet, um sich vom Herrn Pastor Nutzen zu schaffen.

Ist denn nicht selbst Mamas Frömmigkeit ein wenig — zum mindesten in der Intensität ihrer Äußerungen — von dem Wunsch diktiert, Claudius zu gefallen?

Ich werde nächstens Claudius weismachen, ich glaube an nichts und sei eine komplette Heidin, nur um ihm einmal die Auffrischung durch einen Zweifel zu vergönnen.



Hausierer. Studie von Adolf Lüben.

Daß ich also mit reger Teilnahme verfolge, was um mich her vorgeht, ist ihm offenbar ein Greuel. Nun, wenn es der Wille meines Schöpfers gewesen wäre, daß ich nur unter Blumen träumen sollte, dann hätte er mich als Hindumädchen neben einem Lotosstengel geboren werden lassen, aber nicht in Berlin, nicht häßlich, mit dem Spürchen Intelligenz im Hirn, das ich doch pflegen muß, weil es mein einziges Gut ist. Ich kann meine Augen nicht zumachen, und ich will sie gar nicht zumachen. Darin bin ich, wie in so vielem, widerborstig. Ich will mich erhitzen für mein Vaterland, denn ich bin eine Deutsche.

Nicht nur Männer sollen sich begeistern. Frauen, die Mütter sind, sollen ihre Begeisterung auf ihre Söhne überpflanzen. Und obzwar ich nur eine alte Jungfer werden werde, will ich mir nichts verkümmern lassen von der Kraft, zu empfinden.

Das habe ich ihm neulich scharf, klar, ich fürchte sogar, schnöde, gesagt, als er Onkel Hans gegenüber bemerkte: ich hätte den kämpferischen Geist der Ahlefeldt geerbt. Nachher sagte er denn, ich fasse jegliche seiner Bemerkungen als provokatorische auf. Er habe mich doch nicht kränken wollen.

Er schenkte mir am andern Tag einen Band Gedichte. Sie sind erst im vorigen Jahr herausgekommen und von einem jungen Grafen Strachwitz. Liebeslieder, politische Gedichte, alles sehr schön, wenn auch zuweilen mit etwas zu sichtbarem Willen zur Kraft vorgetragen, an die man nicht glauben mag, weil sie so betont ist. Er hatte mir eine Stelle angestrichen:

‚Wenn der gardische Knoten fertig ist
Schickt Gott den Alexander.‘

Ach Claudine — — — — — — — —

Nach dieser Zwischenbemerkung in der bequemen Sprache der Gedankenstriche, noch etwas:

Also ich bedankte mich schön für das Buch und den Allerweltstrost in der angestrichenen Stelle und machte mich an die Lektüre.

„Sie mit ihrer Lesewut,“ sagte Claudius lachend zu Mama, „vergißt uns sofort, wenn sie etwas frisch Gedrucktes sieht. Es wäre egoistischer, ihr keine Bücher zu schenken.“

Denke Dir, ich ärgerte mich nicht einmal. In diesem Augenblick schätzte ich ihn beinah gering. Aber ich vergaß das sofort, denn mir fiel ein wunderbares Gedicht auf. Hier aus dem Gedächtnis die drei Strophen, die ich in jenem unseligen Augenblick auch laut vorlas. Natürlich mit Pathos. Das Wesen des Pathos ist ja wohl das Übertriebene, d. h. das über die gewöhnliche Grenze Emporgetriebene. Das kann sehr schön sein, aber auch sehr lächerlich wirken. Kurz und gut, ich trug ihnen, d. h. der Mama und ihm, dies vor:

Auf den Knieen bete, bete
Daß der Herr dich nicht zertrete,
Vor dem Zaren
Der Tartaren
Er dich möge treu bewahren,
Denn Sibirien ist gar nah,
Sieh dich um, Germania!

Daß sich Fürst und Volk vertraue,
Dir kein Pfaff' das Licht verbaue,
Daß kein Marat
Dich verführe
Und dich dann septembrisiere,
Denn die Marats sind schon da,
Wahre dich, Germania!

Daß dich Gott in Gnaden hüte
Herzblatt du der Weltenblüte,
Völkerwehre,
Stern der Ehre,
Daß du strahlst von Meer zu Meere
Und dein Wort sei fern und nah
Und dein Schwert, Germania!

Mir war ganz heiß in der Brust. Du weißt, wenn mich etwas schön erregt und völlig hinreißt, ist mir's, als brenne ein großer trockener Fleck auf der Brust unter dem Halse. Merkwürdig überhaupt, daß seelische Erregungen sich sofort körperlich äußern.

Und als ich nun die Mama und ihn ansah, ob sie nicht auch von den mannhaften Versen und ihrem edlen Stolz begeistert seien, da sah ich —

Mein Gott, was kann man alles in eine Sekunde denken! Hast Du das schon einmal erprobt? Mit Blitzesschnelle ziehen Dutzende von Vorstellungen und Erkenntnissen durch die erschreckte Seele.

Genug, ich sah, daß Claudius und Mama einen lächelnden Blick wechselten.

Sie mokierten sich über mich. Der künftige Stiefvater deutete sein nachsichtiges Wohlwollen an, das er mit den Schwächen der Stieftochter haben werde. Oder der treue Freund wollte sagen: Du siehst, ich kann nicht um dich werben, solange diese überspannte Tochter im Hause ist.

Alles konnte in diesem lächelnden über mich gewechselten Blick liegen. Und ich legte alles hinein.

Ein wahnsinniger Zorn faßte mich. Ich schämte mich. Ich mußte irgend eine Tollheit begehen.

Ich weiß nicht, vielleicht stieß ich irgend einen Schrei aus, irgend einen Wutlaut.

Ich schleuderte das Buch, das von ihm geschenkte Buch von mir. Warf es hin, ihm vor die Füße — —

Dann brach ich in Thränen aus. Meine Füße trugen mich nicht. Ich wäre sonst davon gelaufen.



Morgenritt. Nach dem Ge



Gemälde von Hans W. Schmidt.

Es entstand eine große Stille im Zimmer.

Und obschon sie nur zwei Minuten gedauert haben mag, kam sie mir wie eine Ewigkeit vor, und in ihr hatte ich Zeit, zur Besinnung zu kommen über das, was ich gethan.

Ich hatte wie ein unartiges, albernes Kind gehandelt. Ich hatte mir eine ganz furchtbare Blöße gegeben. Und vor allen Dingen: meine Besinnungslosigkeit mußte ihm ganz unverständlich sein.

Er konnte nicht ahnen, daß eine Eifersucht mich überfallen hatte, so plötzlich, so wild, daß etwas Tödliches in ihr war. Ich entsetze mich noch in diesem Augenblick vor ihrer zerstörenden Kraft.

Vielleicht haben sie in der schrecklichen Stille mein Herz schlagen hören. Mir war wenigstens so, als ob man es ganz laut hören müsse.

Und ich wartete, was nun geschehen möge. Ich betete vor mich hin: Lieber Gott gib, daß Mama schweigt. Einen Tadel von ihr hätte ich nicht ertragen. Aber noch viel weniger, wenn sie, die Gute, die Vornehme mich vor Claudius hätte entschuldigen wollen. Kinder sollen immer kindlich bleiben. Aber erwachsene Kinder kommen doch manchmal in inneren Konflikt mit ihrer Kindlichkeit. In diesem Augenblick war meine Seele zu wund; sie wollte nicht daran erinnert sein, daß sie einer Mutter unterthan sei. Aber Mama schwieg. Wahrscheinlich war sie so erstaunt, eine unlogische Handlung von mir zu sehen. Du weißt, sie hat einmal gesagt: Lena ist anders als ich, aber obschon ich fast immer anders handeln und sprechen würde als Lena, versteht man stets vollkommen, was sie thut und warum sie es thut.

Nun, hier verstand Mama mich ganz gewiß nicht.

Also ich wartete, was geschehen würde. Vielleicht haben Verbrecher ein ähnliches Gefühl, die auf ihr Urteil warten.

Da neigte er sich, Bernhard Claudius; mit einer seiner ruhevollen, beherrschten Bewegungen — die mich jetzt mehr demütigten als je — nahm er das Buch auf.

Er kam auf mich zu. Er hielt mir das Buch hin. Ich getraute mich nicht, aufzublicken.

Da sagte er: Lena!

Wenn ich Dir doch dies ‚Lena‘ beschreiben könnte. Kein Vorwurf, keine Frage, nicht einmal Erstaunen war in seinem Ton. Sondern etwas, das ich noch in keiner Menschenstimme gehört, wenn sie zu mir sprach.

Claudine, lach' mich aus! Sage mir, daß ich eine Thörin bin. Aber — ich glaube — es war — Zärtlichkeit.

Nein, nicht wahr, es ist ganz unmöglich? Es kann keine Zärtlichkeit gewesen sein?

Oder doch vielleicht väterliche Zärtlichkeit. Vielleicht hat mein Ohr das Gedächtnis für Papas Ton verloren, und es war eben so ein Ton.

Aber er zwang mich aufzusehen dieser Ton. Und wie ich da das kluge, edle Männergesicht über mir sah, da that ich den zweiten Wahnsinn.

Ich küßte die Hand, die mir das Buch gab, und lief davon, gehetzt, in schrecklichen Ängsten.

Das war gestern. Ich traue mich nicht, ihm wieder unter die Augen zu kommen. Denn ich bin so klein geworden, so namenlos klein.

Was hat mir nun meine ‚Intelligenz‘ genützt? Fort war sie. Dumm bin ich gewesen, wie ein Schulkind, das noch nicht lesen kann. Dumm wird mir im Kopf, wenn ich nur an jene Augenblicke denke.

Ich schäme mich!

Was das für ein Seelenzustand ist, kannst Du nie begreifen. Ein schmachvoller, elender, feiger.

Und ich hasse meine Bücher und die Politik und alles. Vor acht Tagen hab' ich mich noch mit dem Professor Burgmeier auf Tod und Leben über den Preßkrieg gestritten, den die Birch-Pfeiffer und der Auerbach über ‚Dorf und Stadt‘ haben, wobei Burgmeier das geistige Eigentumsrecht Auerbachs in Schutz nahm und ich behauptete, daß durch die Dramatisierung durch die Birch-Pfeiffer die Novelle populärer geworden und also der Autor nicht benachteiligt ist. Es ist mir ganz egal. Vor ein paar Tagen sagte der Präsident von Betzow zur Mama mit einem Seitenblick auf mich: Damen mit einem Stich ins Demokratische seien unweiblich; wenn eine Frau sich schon für Politik interessiere, müsse sie konservativ sein. Worauf ich ihm

bewies, daß das, was zu gewissen Zeitläuften für konservativ gilt, als es entstand, auch einen revolutionären Charakter hatte, und selbst wenn ein Kurfürst sich aus eigener Machtvollkommenheit zum König mache, sei das eine That, die Bestehendes umstoße und manchem treuen Brandenburger seiner Zeit mißfallen habe, als zu umstürzlerisch. — Ach es ist mir ganz egal. Ob es nun eine stockpechrabenschwarze Reaktion gibt, oder nicht, es ist mir ganz egal.

Nur er soll wieder etwas besser von mir denken. Ich werde mich nie mehr aus meiner Kleinheit vor ihm erheben können!

Arme Lena!

Wein' ihr eine stille Thräne nach, liebe Dina! Sie hat sich manchmal über Dich und andere überhoben, weil sie ein bißchen Helligkeit in ihrem Kopf zu haben glaubte.

Sie ist bestraft, es ist aus und vorbei mit ihr. Sie liegt im Staube. —

So, nun habe ich Dir nichts mehr zu sagen. Mein Brief ist aus. Aber Du möchtest wohl hören, wie alles sonst hier geht und steht? Hältst Du auf Details? Dann laß es mich wissen, und ich schreibe Dir ein andermal, mit wem sich Alice von Betzow einem dumpfen Gerücht zufolge beinah neulich verlobt haben sollte; ich schreibe Dir, was Frau Professor Burgmeier und ihre vier Töchter auf unserer letzten Theegesellschaft anhatten, was gesprochen wurde; ich schreibe Dir jeden kleinen Klatsch. Und alle Bonmots, die der König gemacht hat, und was Humboldt thut und alle unsere anderen großen Leute. — Ich, die ich nicht viel von Details halte, kann Dir nur sagen, die große Contour ist immer dieselbe; es ist die der Korrektheit, und sie umschließt unglaublich viel Gefühlchen und Gedänkchen.

Von zwei Menschen aber wirst Du noch etwas hören wollen. Vom alten Jakob und vom Onkel Hans. Der alte Jakob zählt die Tage bis zu Eurer Heimkehr. Er ist es nicht gewohnt gewesen, auch nur einen Tag seines Lebens von Dir und mir entfernt zu sein, und seit Du fort bist, hat er die Schranke des Respekts ein wenig durchbrochen und ist zutraulich geworden. Ich klatsche manchmal ein bißchen mit ihm. Warum soll ich nicht auf seine Interessen eingehen und mich nicht mit ihm empören, daß Pröhles Hausdiener mit der Jungfer der Frau Geheimrat von Liebetreu nebenan von Liebe spricht, seit er weiß, daß sie — die Jungfer — etwas von einem Onkel geerbt hat? Warum nicht mit ihm darüber sprechen, daß der Tabak immer teurer und schlechter wird? Das sind nun Jakobs Sorgen.

Jedem die seinen. Ich weiß wie es ist keine Teilnahme finden für das, was einem selbst wichtig scheint. Übrigens hat Deine Abreise ihn erst begreifen lassen, daß wir nicht seine Herrschaft, sondern ganz einfach sein Leben sind. Dazu hat er neuerlich etwas Rheumatismus im rechten Arm, und ich hab' ihm denselben voll Pflaster geklebt.

Onkel Hans läßt Dir sagen, er schriebe Dir bald einen ganz langen Brief. Und ich sage Dir, Du wirst diesen Brief nie erhalten. Onkel Hans ist noch aus den Zeiten, wo man mehr darauf hielt, den jungen Kriegern eine elegante Degenführung als eine elegante Federführung beizubringen. Ich fürchte, ich fürchte, er und die Orthographie sind Todfeinde. Onkel Hans befindet sich vortrefflich. Er bildet sich ein, durch die Rolle, welche er bei Deiner Heirat gespielt hat oder gespielt zu haben glaubt, endlich in Mamas Augen eine Autorität geworden zu sein. Dies bereitet ihm ein riesiges Behagen. Übrigens: welche kluge Ökonomie, mit seiner Anerkennung sparsam zu sein! Mama äußert sich so selten lobend — Claudius und wir sind ausgenommen — über einen Menschen, daß ein wohlwollender Blick von ihr schon genügt, jemand stolz zu machen.

Es war ja etwas leichter, als wir unserer zwei zum Zuhören waren bei Onkel Hans' Erzählungen. Indessen mit ihm habe ich immer Geduld! Er ist eben unser einziger, herrlicher, drolliger, unvergleichlicher Onkel Hans!

Und am Ende jetzt noch der einzige Mensch, vor dem ich nicht klein bin.

Man braucht eben doch sein Publikum. Onkel Hans ist mein Publikum, ich bin das seine.

Wenn Mama sich mit Herrn Pastor Bernhard Claudius verheiratet, dann ziehe ich mit Onkel Hans zusammen!

Adieu, Claudine! Deine Lena."

Das war nun so ganz Lena.

Auf zahllosen Bogen hatte sie ihre Gedanken im Zickzackflug spazieren gehen

lassen, um zum Schluß jäh, trocken, bitter abzubrechen.

„Wenn Mama Herrn Pastor Bernhard Claudius heiratet — —"

Es war Claudinen, als raune ihr eine innere, prophetische Stimme zu, daß dies niemals geschehen werde.

„Ein langer Brief," sagte Albrecht und sah all die vielen, dünnen weißen Bogen an, die sich neben Claudinen auf dem Fensterbrett gehäuft hatten.

„Ob sie mir nichts von dem Inhalt des Briefes sagen wird?" dachte er.

Sie aber schwieg und verfiel in ein tiefes Nachdenken, welches den Rest des Tages vorhielt.

Den Schluß von Lenas Brief, ihre Bemerkungen über die Burgmeier und die Betzow, sowie den Bericht über Onkel Hans hatte sie ganz vergessen. Es trat so zurück vor dem Inhalt der ersten Briefbogen.

Lenas Leidenschaft für Claudius erschütterte sie tief. Wie sie die Schwester kannte, war das ein lebenbeherrschendes, nie zu überwindendes Gefühl. Sie siebte in ihrem Gedächtnis alle Stunden durch, die sie mit Lena und Claudius verlebt, um etwas zu finden, irgend einen Anhaltspunkt, an den sich ihr weiblicher Spürsinn klammern konnte, um zu ergründen, ob der Mann ihre Schwester, ihre Mutter oder keine von beiden liebe. Umsonst. Claudine fühlte, daß sie ehemals zu harmlos gewesen war, um eine gute Beobachterin zu sein.

Ein tiefes Mitleiden mit Lena ergriff sie. Sie konnte es nicht fassen, wie man so verschieden voneinander sein kann, wenn man doch aus einem Nest geflogen ist. Lena konnte das Freudigste erfahren, sie würde immer irgend einen Tropfen Bitterkeit herauszupressen verstehen. Und sie selbst — Claudine — konnte das Härteste ertragen müssen, sie würde immer noch einen Schimmer von Milde und Schönheit spüren.

Claudine versuchte sich in Lenas Lage zu versetzen und fühlte sicher, daß sie in derselben weder unglücklich, noch ungebärdig, noch herbe sein würde. Lena wußte doch immer eines für gewiß: wenn Bernhard Claudius sie auch nicht mit der Liebe des Mannes umfing, mit einer väterlichen oder brüderlichen Liebe doch gewiß. Und war das nicht schön, nicht entschädigend, nicht beglückend?

Claudine wurde so zu einer Erkenntnis förmlich gedrängt.

„Es ist offenbar," sagte sie sich, „es kommt gar nicht auf das Schicksal an, das uns trifft, nicht darauf, wie düster es ist, sondern nur darauf, wie wir es ansehen."

Von der Leidenschaft ihrer Schwester zu ihrem Gatten zu sprechen, verbot ihr ein keusches Gefühl.

Keine Falte ihrer eignen Seele hätte sie dem geliebten Mann verbergen mögen. Aber die Schwester stand ihm doch nicht so nah.

Und sie ahnte nicht, daß ihr Schweigen dem Manne zur Qual ward.

Seine Phantasie, seit Wochen immer bereit, nur Schrecken zu sehen, schuf sich ein Bild von dem Inhalt des Briefes Lenas.

Sicher, dafür kannte er Claudine, sie hat nicht geklagt. Aber ihr selbst unbewußt mochte in ihren Briefen nach Hause ein Ton geherrscht haben, den die Schwester mit ihrem scharfen Verstand und dem eifersüchtigen Herzen sogleich herausgefunden und verstanden hatte. Und nun tröstete Lena die arme junge Frau. Plauderte ihr in ihrer kapriziösen Art allerlei bunte Geschichten vor, um sie zu zerstreuen, und Claudine wieder, nicht minder fein als die Schwester, begriff, daß man sie trösten wolle.

Es wäre doch zu natürlich gewesen, daß Claudine ihm den Brief gab, ihn vorlas, wenn er heiter und amüsant war. Daß sie ihn für sich behielt, ihn so völlig beschwieg, schien zu beweisen, daß Dinge darin standen, die Albrecht kränken mußten. Vielleicht lief in Berlin gar ein Gerücht um über seinen Vater, über seine eigne Flucht aus dem Kampf —

So grübelte Albrecht weiter und weiter und geriet im Laufe des Abends in eine unfreundliche Laune.

In dieser geschah es, daß er Claudine heftig anfuhr.

„Albrecht!" rief der ältere Brandow, der vor Schreck Herzklopfen bekam.

Auch Claudine erschrak, eine Sekunde lang stieg es bitter und schmerzvoll in ihr auf und ihr wurden Hände und Füße bleigewichtig. Aber eben nur eine Sekunde lang.

Dann stand sie auf, ging nahe an Albrecht heran, nahm seinen Kopf an ihre

Brust und drückte einen sanften Kuß auf sein dunkles Haar.

„Mein armer Albrecht," sagte sie leise. Er zitterte vor Beschämung und Unglück. Was lag nicht alles in ihrem Ton! Er besagte: „Wie krank mußt du sein, daß du dein Weib so anfährst!"

Er nahm ihre beiden Hände und küßte sie wieder und wieder in leidenschaftlicher, stummer Abbitte.



Studie von Anton von Werner.

In der Nacht lag er schlaflos und dachte über sich nach.

War er nicht früher ein lebensfrischer, heiterer Mensch gewesen? Vielleicht gar ein liebenswürdiger? Jedenfalls einer, dem männlicher Frohmut aus den Augen geleuchtet.

Und hatte sich seine ganze Natur so umwandeln können, infolge der einen Nacht?

Wenn diese Umwandlung durch äußerliche Ereignisse geschehen war, mußte er doch in sich die Kraft haben, das neue, fremde, kranke Element wieder aus seinem Wesen zu stoßen. Oder war doch auch in seinem Blut ein Tropfen von der Zagheit seines Vaters? War es sein trauriges Erbteil, nicht vergessen und nicht überwinden zu können? Welcher Zukunft ging dann Claudine entgegen?

„Ich will sterben oder wieder ein Mann werden," sagte er sich verzweifelt.

Am andern Morgen fand er die Gelegenheit zu dem berühmten Chirurgen zu gehen.

Nachdem er in einem übervollen Vorzimmer durch anderthalb Stunden gewartet hatte, konnte er endlich, blaß, abgespannt und widerwillig, in das Sprechzimmer treten.

Der Enthusiasmus seines Vertrauens zu dem berühmten Manne hatte sich während des Wartens ganz verflüchtigt. Stimmungen lassen sich nicht bewahren, und das Vertrauen zu einem Menschen, welchen man nur vom Hörensagen kennt, ist schließlich nur Stimmungssache.

Auch der große Mann war abgespannt und hatte seine Uhr neben sich liegen, auf welcher er schon während der letzten Konsultationen den immer näher rückenden Zeitpunkt sich nicht entgehen lassen wollte, an welchem er seine Sprechstunde schließen und zu seinem Mittagessen gehen durfte.

Albrecht trug seine Krankengeschichte vor, aber nicht mit jener persönlichen Wärme, die den Hörer ergreift, und deren er noch vor anderthalb Stunden bei seinem Eintritt in das Haus fähig gewesen wäre.

Der Arzt hörte genau zu, mit einer kalten Gewissenhaftigkeit. Dann untersuchte er das Wundmal an Albrechts Schulter. Er fand eine frische Narbe und konnte keinerlei beunruhigende Momente finden. Daß Albrecht innerlich noch oft starke Schmerzen habe, sei natürlich und als Albrecht ihm nun vollends andeutete, daß er große seelische Leiden ausgestanden, war der Mann ganz befriedigt. Das war ja

gerade seine rühmliche Specialität, den Zusammenhang des ganzen Seelen- und Körperzustandes eines Patienten mit dem Verlauf einer lokalen Erkrankung nachgewiesen zu haben. Ganz schnell hatte er nun den Rat: auf das allgemeine Befinden einwirken, gut und heiter leben und im übrigen der Jugendkraft vertrauen.

Albrecht trug wenig Mut mit hinweg aus dieser Unterredung. Er versuchte zu glauben, daß der Arzt recht haben könne, und fühlte doch tief, daß er einen Krankheitsstoff in sich trage.

Er kam in das Hotel zurück, als die Wirtstafel schon begonnen hatte. Obschon sie mit aller Bequemlichkeit reisten, reichten ihre Mittel doch nicht zu dem Luxus, sich außer den beiden Schlafzimmern, deren sie benötigten, noch einen Salon zu mieten. So mußten sie alle Mahlzeiten in den Speiseräumen der Gasthöfe einnehmen. Und hier wurden sie immer und überall Ohrenzeugen von Gesprächen, die Albrecht peinigen mußten.

Auch heute saß Claudine wieder wie auf Kohlen und zitterte vor dem Moment, daß ihr Gatte kommen werde und hören müsse. Ihnen gegenüber saßen zwei Männer, die eifrig kannegießerten. Der eine mußte aus Gott weiß welcher Weltabgeschiedenheit daher kommen, denn der andere erzählte ihm die ganze Geschichte: wie man die Lola Montez vertrieben und den König Ludwig zum Abdanken gezwungen habe, wieviel Vertrauen man dem König Maximilian entgegenbringe. Und mit dem Stolz des Bayern fing er an, die revolutionäre Bewegung der anderen deutschen Reiche zu besprechen. Das hatte sogar schon Claudine auf ihrer Reise beobachtet, daß jeder glaubte, sein Land, seine Residenz habe die Angelegenheit am überlegensten geleitet. Daß alsbald die Sprache auf Berlin kommen werde, war ihr gewiß.

Kaum saß Albrecht, so legte das Gegenüber denn auch los. Vielleicht hatte der Mann an ihrer Sprache sie als Preußen erkannt, vielleicht witterte er sogar in Albrecht den Offizier in Civil, vielleicht gab er der gemeinen provokatorischen Händellust nach, welche politische Dilettanten so oft auszeichnet; genug, er verbreitete sich über alle Fehler, die in Berlin gemacht worden waren, sprach von roher Soldateska und Bürgerfeigheit, die zu rasch zu Kreuz gekrochen sei, hatte für den König und sein Ministerium Worte, die Albrecht nicht anhören durfte.

Er gab sich Mühe, nicht zuzuhören oder sich den Anschein zu geben, als höre er nicht. Aber er bemerkte ganz wohl, daß der eifernde Mann eigentlich für ihn sprach, und weiter bemerkte er mit Schrecken, daß sein Vater mit dem verkümmerten jungen Gesicht und den staunenden Augen ganz unverhohlen mit den Blicken an dem Redenden hing. In dem Moment, wo der Sprecher das auch bemerken und Ruprecht von Brandow anreden würde, konnte die Lage für Albrecht mehr als peinlich werden.

Aufzustehen schien gewagt. Es würde wie eine schweigende, aber kränkende Demonstration aufgefaßt werden und konnte den Streit doch noch hervorrufen, den Albrecht vermeiden wollte und mußte.

Nun fing der Mann an, seinem unwissenden Freund zu erzählen, was sich alle Welt erzählte, was man noch monatelang in allen Zeitungen in Einzelbeispielen novellistisch eingekleidet las: daß Brüder auf Brüder, Väter auf Söhne geschossen haben sollten.

„Nun, das ist eben der Bürgerkrieg, nicht wahr, mein Herr?" schloß er, sich an Ruprecht von Brandow wendend.

Claudine erhob sich plötzlich.

„Ich habe tödliches Kopfweh," stammelte sie und war infolge ihres Mutes, ihrer Lüge und der allgemeinen Aufmerksamkeit wie mit Blut übergossen.

Albrecht und sein Vater begleiteten sie hinaus.

In ihrem Zimmer warf sie sich zitternd an Albrechts Brust.

„Du hast gelitten," rief sie weinend.

„Und auch du! Denke nicht immer nur an mich," sprach er mit zuckenden Lippen.

„Gott sei Dank, daß um Vaters Seele sich dichte Vergessenheit gelegt hat."

„Wir müssen fort! Weiter! Wo kein Mensch mehr von alledem spricht."

Und so zogen die Rastlosen weiter. Ruprecht von Brandow konnte es gar nicht fassen, denn es hatte ihm in München gut gefallen. Der eine Vormittag, den er mit Claudine in den Gemäldesammlungen umher gewandert, war ein Lichtblick in seinem Leben. Er hatte so viel Schönes noch nie

gesehen und nicht geahnt, daß es dergleichen gäbe. Sein Dasein war das eines Landjunkers gewesen, der sich auf seiner Scholle redlich plagt. Ihm dämmerte nun ein Ahnen auf, daß seine weiche Seele einer anderen Nahrung bedurft und bei einer solchen sich auch so entfaltet hätte, daß seine verlorene, geliebte Frau sich ihm geneigt haben würde.

Und er konnte das alles so vertraulich mit Claudine besprechen. Es kam ihm immer vor, als ob sie gleichalterige Genossen wären, der alternde Mann und das kindliche Weib. Das kam, weil sein Leben und seine Seele so unerfahren und so keusch waren, wie das ihre, wie die ihre. Er hatte so gar keine Erfahrungen. Der einzige, große Schmerz seines Daseins hatte ihn so erfüllt, daß er ihn sogar gegen die Roheiten und Schrecken der letzten Zeit unempfindlich gemacht. Alles war an ihm spurlos vorbeigegangen. Deshalb schien auch sein Gedächtnis wie betäubt. Und er klammerte sich an Claudine mit der naiven Selbstsucht des Ertrinkenden an seinen Retter. Durch sie allein konnte er ein anderer Mensch werden — durch eigne Kraft nicht mehr.

Die Reise ging weiter, im Wagen, in Postchaisen. Tag um Tag.

Sie näherten sich den Wundern des Gebirges. Daß sie Deutschland ganz verlassen wollten, war bei Albrecht zum Entschluß geworden. In der tiefen Einsamkeit irgend eines tiroler Dorfes hoffte er endlich eine Stätte zum Rasten und Genesen finden zu können.

Der Anblick einer erwarteten Größe täuscht immer. Meer und Menschen, Bauten und Berge erscheinen geringer, als man dachte, gegen das Phantasiebild der Vorstellung. Claudine nicht nur, auch die Männer konnten gar nicht begreifen, daß das Gebirge nicht geheimnisvoller, nicht gewaltiger sich vor ihnen auftürme. Sie hatten von einem unvermittelten Übergang aus dem Flachland in hohe Felsenwirrnis geträumt und fanden sich durch das Idyll lieblich sich ausbreitender Vorhügel enttäuscht. Die fernen, weißen Zackenhäupter über jenen Vorhügeln konnten ihnen auch keinen Begriff von unerreichbarer Höhe geben.

Aber in dem Maß, als die Tage sie näher hineinführten in die neue Welt, fingen sie an, ihre Erhabenheit zu ahnen. Zuerst hielten sie sich auf der großen Straße, die zum Brennergebirge führte. Aber da wimmelte es von Postkutschen, Frachtwagen und Wandernden. Denn der Zug der Reisenden von Italien ging diesen Weg. Dann wandten sie sich von Kufstein ostwärts. Aber wieder gerieten sie in den großen Verkehr, der von Salzburg nach München ging. In allen tirolerischen Wirtshäusern war gute Einkehr. Da nahm man die Reisenden noch auf wie Freunde, da entließ man sie mit Grüßen an den Wirt des nächsten Ortes, der ein Vetter oder Ahne des vorigen Wirtes war. Da gab man ihnen gute Ratschläge für Wegeswahl und gegen Wetterungunst.

Und langsam verhallte der Lärm der Zeit hinter ihnen. Es war, als ob an der Majestät der Gebirgseinsamkeit das kleine, vergängliche Geräusch von Menschenkämpfen zerschelle.

Es war Ende Mai geworden, als sie endlich eine Stätte fanden, so einsam, so groß und so ernst, daß Albrecht glaubte, hier aufatmen zu können.

Im nördlichen Tirol war es zu Waidring in dem stattlichen Wirtshaus, das mehr einem alten Feudalpalast glich mit seinen gewölbten Korridoren und großen, weißen Wänden mit der spärlichen Stuckverzierung, als einer Fremdenherberge, wo man ihnen den Namen „Sankt Adolari" nannte.

Aus dem mäßig weiten Thal, das die wilden Felsenschroffen der Loserer Steinberge überragten, führten durch Tannenwald ein Weg, schmal und für ein Wägelchen nur mühsam befahrbar, hinein in eine schmale Felsenschlucht. Zwischen den steil anragenden Klippen, an die sich da und dort eine Tanne mit klammernden Wurzeln hielt, rauschte in der Tiefe ein weißschäumendes Gebirgswasser. Einen Weg hatte Menschenkunst am Fuß der Felsen diesen abgesprengt. Die Schaumperlen der thalabwärts kochenden Gischt sprühten darüber hin und netzten zuweilen gar noch die Felswand jenseits. Von hoch droben sah ein schmales Stück Himmel in die kellerartige Enge der Schlucht hinein.

Hatte man sich durch die kühlen Schauer ihrer sonnenlosen, finsteren Schönheit gewunden, so kam man in ein schmales Wald-

thal. Hier brauste der weiße Bach zwischen dem satten Grün bemooster Tannen einher. Der Weg stieg und erhob sich hoch und höher über das steinige Bett der stürzenden Wasser, er ging in einer Brücke über sie hinweg und führte jenseits weiter bis zum Pillersee, der tief eingebettet, weißgrün und mit schuppig schillernder Fläche zu Füßen der wilden Steinberge lag. Vorher zweigte sich ein anderer Weg ab und stieg rasch, in gleicher Linie, über die Straße empor. Er führte am Berghang hin und ging auf eine kleine Platte, die aus dem jähen Absturz der bewaldeten Gebirgswand vorsprang.

Eine Kapelle, weiß getüncht und mit silbrig schimmerndem Schindeldach, streckte hier ihr graues Türmchen zwischen den Tannenwipfeln empor. Ihr gegenüber lag auf dem kleinen Plateau noch ein Gebäude. Ein Bauernhaus mit steinbelastetem Dach und winzigen Fenstern, deren grüne Läden zurückgeschlagen waren und unter denen sich eine Galerie hinzog. Ein Zeichen über der Hausthür, das aus der weißgekalkten Mauer vorsprang, kündete, daß das Gehöft zugleich ein Wirtshaus sei.

Als Albrecht und Claudine zuerst hier standen und von der Platte, die fast einem natürlichen Balkon glich, hinabsahen in das grüne Thal und den brausenden Bach und hinüber zu dem Gebirge, das sich aus tannenumgürtetem Fuß grau, nackt, schroff und drohend aufreckte, weiteten sich ihre Seelen.

Das Schweigen in der großartigen Natur wirkte wie priesterliche Weihe gleicherweise auf sie beide ein.

Als Albrecht nach langem, staunendem Schweigen fragte:

„Wollen wir hier bleiben? Ist es dir nicht zu einsam? Es ist so schön und friedvoll," rief sie mit freudigem Herzen: „Ja!" Denn es war das erste Mal, daß der geliebte Gatte in einem Ton zu ihr sprach, aus welchem eine tiefe, lösende Zufriedenheit klang.

10.

So hatten sie denn eine Art vorübergehender Heimat gefunden, wo sie bis zu dem Tag weilen konnten, an dem Albrecht gesund an Leib und Seele den Wunsch fühlte, zu seinem Beruf in die Welt zurückzukehren.

Dem älteren Brandow war die Einsamkeit wie ein beängstigender Druck, die herbe Gebirgsluft machte ihn frösteln. Aber er wagte nicht, die Freude seiner Kinder durch die Äußerung eignen Unbehagens zu stören. Er fühlte sich plötzlich, er wußte nicht wie und durch welche Gedankenverbindung, mit einer erschreckenden Lebhaftigkeit an seine Frau erinnert.

Auch waren ihm die kleinen Bauernstuben qualvoll. Sein ganzes Leben lang hatte er keinen Luxus gekannt und nie nach solchem getrachtet. Der Bauerntisch, die Holzbänke, der große, grüne Ofen, um den die Bank lief, die harten Betten in den karg ausgestatteten Gaststuben, alles war ihm gleichgültig und erregte höchstens nur deshalb seine Beachtung, weil er dachte, ob Claudine nicht zu viel entbehren werde. Aber die Decke so nahe über seinem Kopf zu fühlen, das war ihm gräßlich. Er hatte immer die Empfindung, als müsse er sich in die Haare fahren, etwas abschütteln, was ihn da drücke.

Claudine schien nichts zu bemerken, nichts zu entbehren. Sie packte ihre Koffer aus und machte ihre Stube so wohnlich als möglich. Sie versuchte sich mit der Wirtin zu verständigen wegen der Verpflegung und zeigte nur Vergnügen an der Schwierigkeit, zu verstehen und verstanden zu werden.

Die ersten kurzen Wochen brachten noch allerlei Beschäftigung: es galt passendes Schuhwerk zu besorgen, und der Spaß Claudines war groß, als sie ihre feinen Füße zuerst in den benagelten Schuhen sah, die ihr der Schuhmacher in St. Ulrich am Pillersee, dem nächsten kleinen Dorf, gemacht hatte. Daheim thaten sie ihr gar zu weh, aber wenn man auf den schmalen Waldwegen an den Berghängen herumwandern wollte, mußte man sie wohl tragen. Lange freilich hielt sie es nie aus. Und dann mußte Albrecht eine Lodenjacke haben und sich kostümieren lassen wie ein Jäger. Dies alles schien Claudine als eine lustige Maskerade anzusehen. Oder schöpfte sie nur aus diesen kleinen Nichtigkeiten Stoff, um Albrecht mit harmlosen Scherzen zu unterhalten?

Ruprecht von Brandow fragte es sich täglich.

Und dann das Essen! Zwar die Wirtin that, was sie konnte und es gab Tage, wo gebackene Hähne vor ihnen auf der Schüssel prangten, und Forellen konnte man alle Tage haben. Aber dazwischen kamen andere Mahlzeiten, die dürftig und geschmacklos ausfielen und an denen man froh war einen Schmarren zu bekommen anstatt der Forellen, die als immer wiederkehrende Lückenbüßer ihren Charakter als Delikatesse verloren hatten und der geheime Schrecken des älteren Brandow geworden waren.

Hatte Claudine kein Gefühl für diese Entbehrungen? Er bemerkte, daß sie viel Milch trank und wenig von den oft in sonderbarem Fett schwimmenden Speisen, den faustgroßen Knödeln und den wunderlichen Suppen aß. Demnach empfand sie es doch. Warum klagte sie nicht?

Und hatte sie je nötig gehabt, mit Nadel und Faden bewaffnet dazusitzen und Kleider zu flicken? Wenn es noch ihre eignen allein gewesen wären! Aber alle drei hatten sie ihre Gewänder auf der langen Reise zerschlissen und Neues ließ sich hier nicht beschaffen, außer eben den Gebirgstrachten. So nähte Claudine munter Knöpfe an und machte neue Säume um ausgefaserte Ränder. Als Brandow einmal eine Weste, seine eigne Weste in ihrer Hand sah, färbte sich ihm die Stirn rot.

Sie aber schien alles ganz selbstverständlich zu finden. Sie saß bei gutem Wetter vor der Thür, und Nadel wie Zunge gingen munter. Denn aus der schweigsamen Claudine war längst eine beredte geworden. Sie hatte einmal bemerkt, daß sie plaudernd aus Albrecht viel herauslocken könne und daß ihm wohler ward, wenn er von seinen Kameraden, von ihren gemeinsamen Erinnerungen sprach. Die Geschichte ihrer Liebe ward von Claudine immer wieder neu durchgenommen, bis auf die allernichtigsten Nebenumstände: welches Kleid sie damals im Garten ihrer Freunde angehabt und ob sie Syringen oder Narcissen in den Händen getragen.

Sie übte vom Morgen bis zum Abend die feine weibliche Kunst, die Kleinigkeiten des Alltags mit Anmut und Heiterkeit so zu umgeben, daß sie unterhaltend wirkten. Alle Unruhe der Reise war aus ihrem Leben gestrichen, es gab keine Themen mehr zu besprechen, die das Fahren, Einkehren, die neuen Gegenden mit sich brachten.

Sie waren auf das angewiesen, was aus ihrem eignen Innern an Gedanken, Einfällen, Gefühlen hervorquoll.

Und war diese junge Frauenseele denn ein unerschöpflicher Born?

Brandow konnte es nicht fassen. Er hatte selbst einmal gesagt, daß seine Frau „bedeutend" gewesen sei. Sicher, sie hatte so klug zu sprechen gewußt. Sie hatte so viel Bildung besessen. Und Claudine konnte Fragen thun, welche einem Schulmädchen Ehre gemacht hätten. Und doch war keine Minute der Langeweile, der Unfreiheit, des Unbehagens in ihrer Nähe denkbar.

Woher nahm sie die Kraft und die Weisheit zu alledem?

Der Mann fragte es sich wieder und wieder. Längst hatte er aufgegeben, Claudine zu loben, ihr zu danken, sie zu fragen.

Denn auf all solche Äußerungen hatte sie ihn verwundert angesehen und gesagt:

„Wie du nur sprichst, Vater! Das thun doch alle Frauen!"

Man durfte ihr nicht einmal sagen, daß sie Auserlesenes that. Sie hätte es nicht geglaubt, nicht begriffen und höchstens die anderen Frauen als Ausnahme betrachtet.

Aber aus seinen Beobachtungen und seinem Erstaunen erwuchs ihm allmählich ein Ehrgeiz. Er wollte nicht immer vor ihr als der schonungsbedürftige Mann erscheinen, der auf ein gebrochenes Leben zurückblickt. Er besann sich darauf, daß er erst fünfzig Jahr alt war und daß andere Männer dies als ihre besten Jahre ansehen. Wohl war es schwer, hier Arbeit zu finden und sich zu bethätigen. Aber er stieg auf Höhen, die sie nie erklomm, weil Albrecht beim Steigen Schmerzen bekam, und brachte ihr seltene Blumen, er ging für sie durch die Schlucht jeden Tag nach Waidring, um auf der Post nach Briefen zu fragen, er zimmerte eine Schutzhütte aus Brettern, damit sie auch an Regentagen im Freien sein könne.

Seine Wangen bräunten sich, und sein Auge bekam Glanz, und seine Hand ward fester. Er fing an, seinem Sohn sehr ähnlich zu sehen.

Albrecht sah dies mit einer freudigen Dankbarkeit, welche fast der Wonne seiner Liebe zu Claudine gleichkam.



In Gedanken. Studie von P. F. Messerschmidt

Für ihn aber war dies kein Wunder. Er hatte längst begriffen, von welcher Art Claudinens Zauber war, der auf alle wirkte.

Es war die sittliche Kraft ihrer Selbstlosigkeit.

Auch seine Seele begann durch ihre Macht zu gesunden.

Niemand rührte mehr an seiner peinvollen Erinnerung. Wenn die Bauern und die Jäger, die auf ihren Geschäftswegen hier Rast machten und bei fürchterlichem Tabak und köstlichem Wein in der Wirtsstube saßen, von den Händeln der Welt sprachen, erzählten sie sich nur ungenaue Nachrichten vom Krieg, den der Radetzky in der Lombardei führte und von der italienischen Gesinnung der Welschtiroler. Aber dann schlug einer die Zither und sie sangen ihre Lieder, mit halber Stimme, in jener eigentümlichen, traurigen und dünnen Tonmischung des Quartsextaccords.

Und wenn er dann auf Claudine sah, die in ihrem städtischen Kleid vornehm und ruhevoll dabei saß, träumerisch lauschend, durch keine Miene verratend, ob ihr der Tabakrauch und der Leutegeruch auch lästig seien, dann war es ihm wie ein Märchen, daß er sich mit dieser selben Claudine vor einigen Monaten noch in der ersten Berliner Gesellschaft bewegt, daß er dann schreckliche Stunden des Bürgerkriegs durchlebt, daß sein eigner Vater ihn verwundet und daß er in fluchtartiger Eile die Heimat verlassen hatte, getrieben von dem Wahn, ein fahnenflüchtiger Mann zu sein.

Alles, was gewesen, entrückte in dämmerige Zeitfernen. Der völlige Unterschied zwischen der Kulturzone, in welcher sie sonst gelebt und in welcher sie jetzt lebten, schien zwischen dem Vergangenen und der Gegenwart eine Kluft zu schaffen, die der Wirklichkeit nicht entsprach. Was Albrecht erlebt, ward allmählich des Bitteren und Persönlichen entkleidet. Er sah sein Unglück nicht mehr als ein schimpfliches Sonderschicksal an, sondern als einen Zufall, der jeden in seiner Lebensstellung hätte treffen können — als einen notwendigen kleinen Farbenfleck im Gemälde der Zeit.

Nur freilich — die Wunde ließ sich nicht vergessen. Fort und fort nagte ein geheimes Leiden an seiner Kraft, und er ward immer hagerer. Das Fieber kam allabendlich zurück, kaum merklich zwar, aber es kam doch.

Wenn er nur gesunden könnte! Er fühlte, daß im Besitz der alten Körperfrische auch die letzten Schatten aus seinem Gemüt weichen müßten.

Längst hatte Claudine den Fall mit ihren Wirtsleuten besprochen. Die Wirtin, ein entschlossenes Weib mit blassem Gesicht, in dem dunkelbraune Augen funkelten und eine Adlernase über dem schmallippigen Mund stand, riet, man solle den alten Doktor aus Lofer einmal fragen, der habe mit Kräuterumschlägen schon Wunderkuren gemacht. Aber Claudine und Albrecht hatten das Vorurteil der Großstädter gegen Wunderkuren. Der Wirt, ein schweigsamer Mann, der immer mit den Händen in den kunstreich umstickten Hosentaschen herumbummelte und nur zuweilen mit dem Braunen und dem Wägelchen davonfuhr, um Geschäfte zu besorgen, von denen er immer mit schwerfälligen Bewegungen und klein-verschwommenen Augen zurückkehrte, der Wirt sagte lakonisch in seinem Dialekt:

„I main halt, ma sollt's wieder aufi schnaiden."

Diese Ansicht, welche Claudinen erst sehr barbarisch vorkam, deckte sich mit derjenigen von Onkel Hans. Natürlich hatte Claudine über Albrechts Zustand nach Berlin geschrieben, und Frau von Ahlefeld hatte lange Unterredungen gehabt, sowohl mit dem Hausarzt als auch mit dem Doktor, welcher Albrecht verbunden und behandelt gehabt. Lena, die sich allmählich zur alleinigen Korrespondentin aufgeworfen und der Mama angewöhnt hatte, nur einen kurzen Gruß einzulegen in die Briefe, Lena schrieb darüber:

„Es versteht sich von selbst, kleine Schwester, daß jeder von uns seine eigne Ansicht in der Sache hat und daß jedermanns Ansicht die richtigste und beste ist. Denn ein gut erzogener Deutscher erkennt keine Autorität an, besonders in Angelegenheiten des Heilverfahrens weiß jeder das Richtigste, ob es sich nun um Beinbrüche oder Typhus, um Zahnweh oder die Cholera handelt. Wir kritisieren immer, den Ärzten gegenüber sind wir am allerkritischsten. Gott weiß warum. Vielleicht ist dies auch bloß eine verhüllte Form der Lust am Leben. Und da ist es denn sehr symptomatisch, daß ich

gar keine Ansicht in ärztlichen Fragen habe und nicht einmal die Leistung der Doktoren in Albrechts Fall kritisiere. Wozu nebenbei auch die anderen kein Recht haben, meine ich, denn Albrecht ist davongelaufen, als seine Wunde zu heilen schien.

Also unser Hausarzt, der Medizinalrat Wenzel, sagt, Albrechts gesunde Jugend, das stille Leben, die Gebirgsluft und das Glück würden ihn schon heilen, und wenn wirklich unter der geheilten Oberfläche der Wunde ein Wundkanal und in diesem Giftstoff wäre, so würde er diesen kraft der aufgezählten Momente schon allmählich verarbeiten.

Ansicht zwei, des behandelnden Doktors Schneider: Wenn Albrecht nicht so schnell sich seiner, des genannten Herrn, unfehlbaren Kunst entzogen hätte, wäre die ganze Geschichte schon vergessen, wogegen man keine Beweise führen kann. Wenn aber noch ein kleiner Eiterherd — hunderttausendmal Pardon für das greuliche Wort — unter der obenauf geheilten Wunde vorhanden wäre, würde Albrecht längst in schweren Fiebern sterbenskrank daniederliegen. Er würde wohl nervös sein.

Ansicht drei von Mama — also inniger gemeint wie die zwei obigen, aber naturgemäß noch wertloser: irgend ein englischer Arzt habe ein neues Mittel erfunden, es heißt Chloroform, damit solle man Albrecht betäuben, dann könne man ihn, ohne daß er es merkt, schmerzlos untersuchen.

Von den übrigen vier Dutzend Ansichten, die sämtliche Freunde, Bekannte und Verwandte des Hauses Ahlefeld abgegeben, erwähne ich nur noch die von Onkel Hans. Er wird sie Dir ‚nächstens‘ selbst brieflich mitteilen und hat wie immer ‚einstweilen‘ mich beauftragt. ‚Die alten verfluchten Kerls,‘ sagte er, ‚können mit ihrer Studierweisheit auch keinen Hund vom Ofen locken. Schuß-, Hieb- und Stichwunden, da versteht 'n alter Krieger mehr von, als so 'n Civilist, der sich noch nie die blauen Bohnen hat um die Ohren sausen lassen. Da war 'n alter Kamerad von mir, der alte Pöttnitz, Kind, du weißt doch der alte Pöttnitz, der seine erste Frau sich dunnemals mit aus Frankreich gebracht hatte und sie immer einsperrte, wenn er ausritt, weil ihm so was schwante, daß sie ihm doch noch ausrückte! das mußt du doch wissen! Und ich hab's euch doch erzählt, daß sie eines Tages richtig caduc war — aus 'n Fenster raus und ihre Juwelen mit und von seinem Geld bloß so viel, als sie bis nach Frankreich brauchte, denn per Pedes konnte sie ja doch nicht hin. Und als der Bescheid kam, so nach 'n Jahrer zehn, daß sie tot sei, heiratete er 'ne Plüskow, von den Mecklenburger Plüskows, und sagt, auch in dieser Hinsicht heißt es: bleibe im Lande und nähre dir redlich. Er sagte immer dir. Na, der Pöttnitz hatte auch 'ne Schußwunde am Schenkel. Und er war ein Bombenkerl, gesund, jung, kräftig. Heilt uns der Kram binnen 'ner Woche total zu. Aber kann dir der Mensch vor Schmerz doch nicht gehen. Na, da kam unser alter Feldscher — ein Mann, sag ich dir, dem unser Herrgott den Verstand gegeben hatte, mit Mensch und Vieh gleich forsch umzugehen, beguckt sich den Fall und sagt: Das darf noch nicht heilen, das muß wieder auf, da muß 'ne Fontanelle 'rein. Und macht die Wunde wieder auf mit einem kleinen Schnitt und legt dir da 'ne Erbse rinn. Na und denn heilte die Geschichte von innen her und nicht von außen rein, das darf sie nicht, sagte der Feldscher, so was will Luft haben.‘

Ich habe Dir Onkel Hans' Äußerung ziemlich wortgetreu wiederholt, wenn ich auch fürchte, daß ich einige Lebensdaten des alten Pöttnitz unterschlagen habe, denn es ist nicht unwahrscheinlich, daß Onkel Hans noch die Genealogie des Hauses Plüskow eingeflochten hat, oder den Feldzug in Frankreich um die Gestalt der ersten Pöttnitzgattin gruppierte.

Um nun auch meinerseits doch eine Meinung zu äußern, so denke ich, Ihr kämt am besten wieder. Schließlich ist man doch auf ärztliche Kunst angewiesen, und schließlich ist diese doch am zuverlässigsten da, wo der Arzt ein persönliches Interesse am Kranken und seiner Familie hat.

Du willst sonst noch von hier etwas wissen? Mein Gott, die ganze Welt ist in einem Zustand der Verwunderung. Die Berliner wundern sich, daß sie eine Revolution gemacht haben, die Regierung wundert sich, daß sie Zugeständnisse gemacht hat.

Und ich wundere mich, daß auch ich mich revolutioniert habe. ‚Sich revolu-

tionieren,' ich glaube, das ist gar kein Wort. Wozu sich gegen ein Geschick aufbäumen? Noch mehr aber wundere ich mich, daß ich Dir mit einer langschweifigen Mitteilung von meinen sogenannten Leiden das Herz schwer gemacht habe.

Ich bitte Dich, liebste Menschenseele, sei meinetwegen ruhig. Ich leide gar nicht mehr. Seit dem Strachwitzbombardement, ich meine, seit ich Bernhard Claudius den Band Strachwitz vor die Füße kegelte und ich nachher die Tollheit hatte, seine Hand zu küssen, seitdem reden wir nicht mehr miteinander. Er hat wohl Angst, daß ich noch öfter einige Bände Lyrik als Wurfgeschosse benutzen möchte.

Das heißt, wenn ich sage, wir reden nicht mehr miteinander, das ist nur dem tieferen Sinn nach wahr. Wir sprechen, was wir müssen: guten Tag und adieu, das Wetter, Euer Ergehen und sonst noch allerlei. Seine Worte gehen an meinem Ohr vorbei, die meinen an ihm, wie der Lärm auf der Straße vorüberrollt: er gehört zum Bild der Umgebung, aber er geht einen doch nichts an.

Fremd, fremd, fremd!

Und ich möchte manchmal schreien und ihm sagen: wir gehören doch zusammen! Deine Hoheit und meine Wildheit, deine Reife und mein Gären!

Dina, holdes Menschenkind, Bild Du der Reinheit und Ruhe, einziges Schwesterherz! Was gärt, kann sehr verschieden werden, nicht wahr? Edler Wein oder auch Essig.

Nun ich bin auf dem Wege, eine essigsaure alte Jungfer zu werden. Kein Mensch wird mich in Zukunft lieben außer Dir. Du bleibst immer treu Deiner Lena."

Lenas Briefe versetzten Claudine immer in große Bekümmernis. Der vorliegende hatte ihr erst ein Lächeln voll Entzücken entlockt. Sie sah ihren lieben alten Onkel Hans förmlich vor sich und las Albrecht die Stelle vor, die von diesem handelte. Aber Lenas Leidenschaft für Bernhard Claudius war doch ein großes Unglück. Nach und nach schien es ihr gewiß, daß er sich nichts aus Lena mache, denn sonst konnte er sie nicht leiden lassen. Sie selbst und Albrecht hatten sich schon seit dem ersten Blick in seliger Sicherheit aufeinander verlassen.

Albrecht und sein Vater entrissen sie dem Nachdenken. Beide waren der Meinung, daß der Medizinalrat Wenzel recht haben, und die Jugendkraft Albrechts allmählich das Fieber überwinden werde. Claudine wagte nichts zu sagen. Eine innere Stimme raunte ihr zu, daß Onkel Hans und der Wirt recht haben müßten. Aber ihre Gedanken wandten sich zugleich schaudernd von der Vorstellung ab, den geliebten Gatten einer martervollen Kur unterworfen zu sehen.

Albrecht schrieb an sein Regiment und bat um eine Verlängerung seines Erholungsurlaubes bis zum fünfzehnten Oktober. Er wollte bis Mitte September hier bleiben und hoffte dann ganz genesen zu sein.

Als dieser Entschluß gefaßt war, geschah etwas Merkwürdiges.

Es entstand eine große Stille, und das Leben, welches durch seine Neuheit die ersten Wochen Reiz gehabt, erschien plötzlich sehr eintönig.

Konnte sich die Stimmung in den Menschen, ja auch die in der Landschaft plötzlich ganz verändert haben durch den einzigen Augenblick der Gewißheit, daß man so und so lange hier bleiben werde?

Selbst Claudine fühlte, nachdem der Entschluß freudig begrüßt und nach allen Seiten erörtert worden war, eine plötzliche Erschlaffung. Sie wehrte mühsam den leisen Furchtgedanken ab: noch zwei und einen halben Monat unter diesen Bauern.

Selbst die majestätische Natur, die zackigen Felsenschroffen und unter ihnen der düstere ernste Gürtel schweigender Tannenwälder schien jetzt mehr drückend als erhebend zu wirken.

Aber dies verspüren und dagegen ankämpfen, war für sie eines.

Sie begann sich einen Arbeitsplan zu machen und den Tag einzuteilen. Sie gab der Tochter der Adolariwirtin, der zwölfjährigen Madei, Stunden und half deren schwachen Lesekünsten auf, die sich bislang auf mühsames Buchstabieren einiger Worte erstreckt hatten, sie fing an, ein wenig für ihren eignen Tisch zu kochen, um nach und nach diesem den allzu derben Charakter zu nehmen. Sie regte Albrecht an, zu fischen, mit dem Jäger und den Bauern sich näher anzufreunden und von diesen manches zu lernen.

„Sie kennen die Natur besser als wir,"

sagte sie, „das ist eine merkwürdige Weisheit, wie mir scheint."

Stille Wochen schlichen hin. So einförmig, daß man kaum die Tage zählte und in der Erinnerung keinen mehr von anderen unterscheiden konnte. Höchstens rechnete man nach einem Unwetter oder erinnerte sich, daß einige Fremde eingekehrt waren, denn in der Gegend zeigten sich im Sommer einige Vergnügungsreisende. Aber viele Tage verschmolzen wie zu einem, wenn es gleichmäßig geregnet hatte oder wenn lange Zeit schönes Wetter gewesen war.

Jeden Abend um sieben Uhr mußte der Wirt von St. Adolari das Glöcklein in der Kapelle läuten lassen. Die hellen kläglichen Töne riefen das Ave Maria hinaus und verirrten sich mit ihrem dünnen Klang bis hinauf zu einem Gehöft, welches zwischen Wäldern versteckt noch oberhalb am Gebirg lag, und hinab gegen den Pillersee, wo an der Straße nach St. Ulrich noch einzelne Bauern wohnten.

Die Sonne umgab noch die grauen Felsenhäupter der Steinberge mit rötlicher Glut. Im Thal aber und selbst auf der halben Höhe war schon Schatten. Bläulich breitete er sich aus und vertiefte sich zu schwarzen Tinten. Allmählich erstarrten auch die Farben der schroffen Bergspitzen zu kalten Tönen. Es wurde Nacht über der gewaltigen Gebirgseinsamkeit.

Wie oft hatte Claudine schon das Glöcklein läuten hören, wie oft nach seinem Klang das Hereinbrechen der Nacht erwartet — wie oft am kleinen Fenster oder auf der Galerie gestanden und das Sternenheer angestaunt, wie oft sich abgetrennt gefühlt vom Leben, von den Ihren, von allem, was bisher ihres Daseins Inhalt gewesen. Wie oft?

Sie zählte nicht die Wochen und fühlte kaum ihre Last. Sie rang nur mit sich, die Sorge keine Macht bekommen zu lassen über ihren Mut: denn Albrechts Zustand blieb derselbe, das Wesen seines Vaters aber verlor die Frische, die es einmal einige Wochen gezeigt.

Das Unglück ist so vielgestaltig. Wenn es mit jähem Entsetzen kommt und geht, kann es wohl den Menschen für eine Weile beugen, aber er erhebt sich desto kraftvoller nachher zum Bewußtsein, daß er vermochte, sich nicht brechen zu lassen.

Aber wenn es langsam geschlichen kommt und sich mit bleierner Seßhaftigkeit im Hause breit macht, wenn es mit seinem Schatten jeden Ausblick in die Zukunft verbirgt, dann ist es doppelt furchtbar.

Mit kühnem Schwert kann man dem Ansprung eines Löwen begegnen; das geräuschlose Herankriechen und Umwinden einer Schlange findet auch den Tapfersten wehrlos.

Und der stille Mut des Ertragens kostet oft viel mehr Herzblut, als der laute Mut der Verteidigung.

Claudine hatte wahrlich Gelegenheit genug, sich im stillen Mut zu üben.

Ihre einzige geistige Anregung waren nahezu Lenas Briefe. Bücher ließen sich schwer über die Grenzen schicken. Auch erstarb allmählich das Interesse an so vielen Dingen, die ehedem wichtig und wissenswert geschienen hatten. Indem sie mehr und mehr teil an den Sorgen ihrer Wirte, an den Ereignissen der Natur nahmen, entfernten sie sich mehr von der Welt.

Lena schrieb sehr ungleich, oft mit einer gewollten Kürze und Trockenheit, dann sprühend, in welcher Laune sie meist jegliches Gefühl für Bernhard Claudius als erloschen hinstellte, dann wieder voll flammender Leidenschaft.

Einmal bekam Claudine auch einen längeren Brief von Bernhard Claudius selbst. Und dieser gab ihr sehr zu denken.

„Meine liebe Dina! Ich habe Dir aus manchen Gründen bis jetzt keine anderen Nachrichten gegeben, als zweimal einige geschäftliche Notizen über die Art, wie ich Dein Vermögen angelegt habe und wo Du fortan die Zinsen zu erheben hast. Durch Deine Heirat bist Du meiner Vormundschaft entwachsen, was ja ohnedies auch im Winter an Deinem einundzwanzigsten Geburtstag der Fall gewesen wäre. Die schriftliche Quittung, welche Du mir gesandt hast, genügt nicht, weil sie nicht notariell beglaubigt war, allein diese Formalitäten können nach Eurer Heimkehr im Oktober erledigt werden.

Ich vermochte nicht zu Dir so herzlich und vertraulich zu sprechen, wie ich es ehedem gewohnt war. Du, liebe Dina, mein Patenkind, die älteste Tochter meines unvergessenen Freundes, hast mir immer besonders nahe gestanden — ich darf wohl

sagen: schwesterlich, denn die Jahre haben einen gewissen Ausgleich gebracht. Deshalb wäre es mir schwer gewesen, Dir mit einem weniger freien Blick zu begegnen als ehedem. Verhehlen aber kann ich mich nicht, und so hättest Du doch gespürt, daß mich irgend etwas drückt. Ich habe mich ent-entschlossen, offen zu Dir zu sprechen, damit, wenn es Thatsache wird, was ich fürchte, Du die tieferen Gründe weißt.

Ich glaube, daß die Verhältnisse mich zwingen werden, Berlin zu verlassen. Nicht etwa die politischen, denn Du weißt, diesen stehe ich ganz fern, und es liegt vielleicht in meinem Wesen mehr ein betrachtendes als angreifendes Moment. Der Mensch ist mir zu wichtig, ich sehe zu viel Einzelleiden, habe zu viel persönliche Not zu lindern, als daß ich mich mit den Fragen der Ganzheit viel beschäftigen dürfte. Ich bin vielleicht mehr Gärtner als Pflüger auf dem Boden der Menschheit. Darum halte ich meine Thätigkeit nicht geringer. Sie ist mir heilig. Ich bin befriedigt, wenn ich den Frieden in eine Seele, in ein Haus tragen kann.

In Euer Haus aber trage ich den Unfrieden. Und deshalb werde ich Berlin verlassen müssen, denn bleiben und mit dem Haus Ahlefeld brechen, das ginge Euretwegen und meinetwegen nicht, das thäte noch weher als das Fortwandern.

Es wird mir nicht ganz leicht, Dir die Lage zu schildern. Sie ist sehr delikat. Genug, daß Lena offenbar glaubt, in mir so etwas wie einen künftigen Stiefvater hassen zu müssen.

Daß ich eine schwärmerische Jugendneigung für Eure Mutter hatte, meine liebe Claudine, ist zu oft erzählt worden, und ich bin zu oft darob vom Onkel Oberst in Eurer Gegenwart geneckt worden, als daß es Dir oder Lena ein Geheimnis sein könnte. Früher habe ich dazu gelächelt, freundlich, wie man zu der Erinnerung an ein schönes Jugendgefühl lächelt, das man zärtlich achtet, weil es rein, weil es edel war. Aber in den letzten beiden Jahren, ja fast schon seit Eures Vaters Tod sind mir diese Neckereien eine große Pein, in den letzten Monaten sind sie mir aber unerträglich geworden. Man zerrt dadurch nicht nur ein Gefühl in den Staub, welches so zart war, daß es kaum die Einkleidung in Worte vertrug, man bauscht es auch zu mehr auf, als es war.

Als Dein Vater seiner Zeit mit mir nach England ging, trennten mich sechs Jahre von ihm. Ein Altersunterschied, der bei einer Männerfreundschaft sehr erheblich scheint, denn ein Mann von vierundzwanzig und ein Jüngling von achtzehn leben noch in verschiedenen Stufenjahren der Entwickelung. Daß wir uns dennoch so liebten und verstanden, lag in unseren Charakteren. Aber daß ich, der achtzehnjährige Jüngling, zu der schönen Edith Guildford, die bald meines Freundes Braut ward, nur aus scheuer Ferne aufsehen konnte, versteht sich von selbst. Was ich für sie fühlte, war vielleicht mehr Begeisterung als Liebe.

Denke Dir, liebe Dina, daß meine Empfindung für Eure Mutter dem holden Rausch verwandt war, in welchen man mit achtzehn Jahren durch die Lektüre einer wundervollen Dichtung versetzt werden kann. Die Jahre fliehen, man entwickelt sich, man reift. Und wenn man sich wieder, um schönste Erinnerungen aufleben zu lassen, in die einst begeistert genossene Dichtung vertiefen will, merkt man mit Erstaunen, daß sie einem in der vorgeschritteneren Phase des Lebens nichts mehr gibt.

So mag es mit allen ersten, reinen Liebesgefühlen gehen. Aber weil sie nur ein Jugendtraum war, soll ein ernster Sinn sie nicht gering achten, er soll im Gegenteil immer eingedenk bleiben, was er einst für stärkende Kraft aus ihnen sog. So soll er ihrer mit Ehrfurcht und Dankbarkeit denken.

Selten mag es geschehen, daß ein Mann so der Frau, welcher sein erstes scheues Empfinden galt, nahe bleibt, wie ich Eurer Mutter nahe bleiben konnte. Seit mehr als zwanzig Jahren haben wir uns fast täglich gesehen, hat ihr Leben und das meine sich im gleichen Kreise abgesponnen. Sie ist mir immer, als Gattin meines besten, einzigen Freundes, als Eure Mutter die verehrungswürdigste Frau geblieben. Ich bin glücklich, daß ihre so schutzbedürftige Art an mir einigen Halt findet, daß ich die Bitte Eures sterbenden Vaters: ‚Verlasse die Meinen nicht,‘ erfüllen durfte. Aber niemals würde ich um sie geworben haben. Erwacht aus dem ersten, zarten Traum, fühlte ich schon vor vielen, vielen

Jahren, daß Edith Guildford nie das Weib gewesen wäre, um welches ich in Liebe geworben haben würde.

Es ist wohl sehr eigenartig, daß ein Mann einer Tochter sagt: Ich denke nicht daran, um Deine Mutter zu werben. Ich würde, wenn die Gelegenheit es so forderte, Eurer Mutter, meines Freundes geliebter Gattin, Blut und Leben opfern. Aber dies würde nur eine That der Freundestreue sein.

Lenas Art hat mich dazu gedrängt, Dir das alles mitzuteilen. Ihr Verdacht hat jeden Frieden aus unserem kleinen Kreis verscheucht. Jüngst ereignete sich ein Vorfall peinlichster Art. Ich hatte ihr einen Band Gedichte geschenkt. Sie, in ihrer eifrigen, hochintelligenten Weise, alles Neue zu erfassen und sich mit allen ihren Geisteskräften zu freuen oder zu entrüsten, je nachdem das Neue ihren Ansichten entspricht oder widerstreitet, sie las sogleich einige Strophen patriotischer Art aus dem Buch vor. Es ist dann so wunderbar anzusehen, wie ihr Angesicht sich im Schein der Begeisterung verschönert, von welcher Anmut ihre Gebärden, ihr Ausdruck sind. Ich wechselte mit Deiner Mutter einen lächelnden Blick der Freude. Sie aber, Lena, glaubte offenbar, daß wir über sie spotteten, und warf mir das Buch vor die Füße. Es war einer ihrer selbstquälerischen Anfälle, an denen sie so oft leidet und von denen ihre unruhevolle Seele befreien zu dürfen, eine herrliche Aufgabe sein müßte. Wahrlich, der Mann, der dies reich begabte, unausgeglichene, herbe und heiße Wesen einmal zum Glück der Liebe führen darf, der helfen darf, ihr Harmonie zu geben, der ist zu beneiden.

Seitdem nun ist sie so fremd und so feindlich, daß ich mich nicht einmal mit ihr über das Mißverständnis aussprechen kann. Aber sie läßt es deutlich merken, daß ihre Feindseligkeit besagen soll: Wenn du etwa denkst, mein Stiefvater zu werden, so irrst du, wenn du glaubst, ich werde dir als solchem die mindeste Ehrfurcht zeigen.

Ich kann sie nicht fort und fort in dieser irrigen Vorstellung sich verrennen lassen. Immer, wenn sie sähe, daß das von ihr Erwartete heut nicht geschieht, würde sie wähnen, es geschähe morgen.

Deine Mutter, ohne sich Lenas Launen erklären zu können, die ich allein durchschaue, leidet schwer und glaubt, Du habest als mildernder Schutzgeist neben Lena gestanden und ihre vielen Dornen überdeckt. So wird die Mutter ungerecht gegen die Tochter, und ich kann nicht, wie zu Dir, zu ihr die Gründe nennen, die Lena ungebärdig machen.

Im Grunde ist es wohl ein ganz alltägliches Gefühl, daß erwachsene Söhne und Töchter sich gegen einen Stiefvater und eine Stiefmutter feindlich wehren.

Lena nun zu zeigen, daß es ihr gar nicht bevorsteht, in mir einen Stiefvater zu bekommen — wozu ich mich unter anderem auch so viel zu jung fühle, daß mich der Gedanke lächeln macht, Dir, Dina, Vater sein zu sollen, geschweige denn Lena — gibt es nur zwei Wege: eine offene Aussprache, und die kann ich nicht veranlassen, ohne vielleicht das Feingefühl Deiner Mutter zu verletzen, oder Trennung.

Und deshalb will ich suchen, mir einen anderen Wirkungskreis zu suchen. Später, wenn ich ihn gefunden habe, und wenn ich fern von Berlin bin, sage Lena, daß sie sich irrte. Dir aber, die Du so fern weilst, war ich schon jetzt Offenheit schuldig, denn wenn man Dir bald schreibt: Bernhard Claudius geht, er verläßt uns! hätte Dein treues Herz, das Untreue nicht begreifen kann, staunend gefragt: ‚So bewährt er seinen Schwur? so hält er die Freundschaft? er trennt sich von uns ohne Not? — Daß solche Not, daß ein Zwang vorlag, habe ich Dir nun mitgeteilt.‘"

Vornehm und vertrauend hatte er nicht einmal die Bitte hinzugefügt, für jetzt gegen Lena zu schweigen. Es wußte, daß Claudine keiner unzarten Vermittlerdienste fähig war.

Claudine sah aus dem Briefe dies eine: daß Bernhard Claudius ihre Mutter nicht liebte. Es fiel ihr doch wie eine große Last vom Herzen. Obschon sie ein wenig mehr jetzt vom Leben verstand als vordem und sich bemühte, gerecht zu sein, wäre es ihr doch sehr seltsam vorgekommen, die eigne Mutter als Braut zu sehen.

Aber ob Claudius Lena liebte, das konnte sie nicht aus diesem Brief erkennen. Und doch — er verheimlichte den Kuß, den Lena auf seine Hand gedrückt — er sprach davon, welche herrliche Aufgabe es sein

müsse, sie zum Glück zu führen — warum löste er denn nicht kühn den Knoten? Fürchtete er vielleicht der Mutter damit weh zu thun? Glaubte er sich von der Mutter geliebt? Und mit welchem Grund?

Hier stieg es Claudinen rot bis in die Augen.

Dann freilich war für die Mutter wie für Lena das Unglück gewiß und Claudius' Flucht der einzige Ausweg.

Auf diesen Brief zu antworten, ward ihr wahrlich schwer. Sie brachte es über einige mühsame Reden nicht hinaus, aus denen der Empfänger kaum ihre warme Anhänglichkeit hätte herauslesen können, wenn er sie nicht auch so gekannt.

Und eine heiße Sehnsucht kam in ihr Herz, den Ihren nahe sein zu können.

Oft ging ihr Blick nach Norden, eine Felswand verschränkte die Aussicht und schien zu sagen: Du bist gefangen.

Aber weder mit Blick noch Wort verriet sie Albrecht, daß sie Heimweh habe. Nur heimlich zählte sie auf dem grobgedruckten Kalender die Tage und all die rot- und schwarzgedruckten Namen der katholischen Heiligen wußte sie schon auswendig, die auf dem Papier noch aufmarschierten vor dem Tag der Abreise und Heimkehr. Schon war der Monat August seinem Ende nahe.

Ungewöhnliche Hitze hatte ihn begleitet, in der reinen warmen Luft konnte man spät im Freien sitzen. Die Wirtsleute sprachen davon, daß am ersten September das Vieh von den Bergen herunter muß. Jetzt weideten die braunen Kühe und Kälber zwischen den Bäumen des Waldes bergan, und die Sennerin in ihren Männerhosen stieg mit den Milcheimern dem Klang der Glocken nach, die die Tiere um den Hals trugen. Das robuste Weib in seiner häßlichen Tracht und den Spuren harter Arbeit in Gesicht und Gestalt sah fast wie ein Mann aus. Claudine mit ihrem feinen Sinn für das Schöne entsetzte sich immer von neuem.

Die Wärme hatte aber Albrecht nicht gut gethan. Er fieberte immer mehr und fing selbst an zu erwägen, ob man nicht zu dem alten Doktor nach dem Städtchen Loser fahren wollte. Und an einem schwülen Augustabend, als ihm der stechende Schmerz gar zu fühlbar ward, setzten sie für den anderen Morgen die Fahrt fest. Mit dem dürftigen Wägelchen mußte man durch die Schlucht nach Waidring fahren und von da auf guter Straße nach Loser. Es würde wenig über zwei Stunden dauern, bis man hinkäme, und Claudine ließ sich erklären, daß das Städtchen jenseits der Steinberge läge und daß auf deren halber Höhe ein Pfad hinüberführe, den die Jäger benutzten.

Die bevorstehende Fahrt war ein großes Ereignis, und man beklagte, daß der ältere Herr von Brandow nicht mit könne; das Wägelchen hatte nur Platz für zwei Personen, der Wirt, auf dem Rand des Wagengestells sitzend, mußte fahren.

Man ging zeitig zur Ruhe. In den niederen Stuben war es schwül. Draußen schien die Totenstille noch dunkler und lastender als sonst.

Albrecht lag sehr unruhig und hielt mit Mühe leise Schmerzenslaute zurück. Seine Hände waren heiß und trocken.

„Ich glaube, es gibt ein Gewitter," sagte er endlich auf Claudinens besorgte Fragen. „Seit ich diese verwünschte Stelle habe, fühl' ich jedes Wetter voraus."

Die Stunden schlichen hin. Claudine konnte nicht zur Ruhe kommen, weil sie sah, daß Albrecht litt. Wohl zehnmal machte sie Licht und sah nach der Uhr. Wie bleiern gehen doch schlaflose Nachtstunden. Und immer trat sie auch ans Fenster. Draußen die immer gleiche, finstere, sternenlose Nacht. Heute erregte diese schweigende Schwärze die Furcht der jungen Frau.

Es mochte fünf Uhr sein, als Albrecht zum unendlichstenmale nach seinem Wasserglase tastete, um zu trinken. Schon war Claudine emporgefahren.

„Der Rest in der Flasche ist warm, ich will dir frisches Wasser holen."

Unter ihrem Fenster am Fuße der Hausmauer rieselte ein Quell aus seiner Röhrfassung. Das melodische, immer gleiche Gerinsel war so oft ihre Schlummermusik gewesen.

Albrecht wollte selbst hinunter gehen. Ein liebevoller Streit entstand, in dem Claudinens freudige Pflegsamkeit wie immer Siegerin blieb.

Sie nahm den Leuchter, auf dem ein leckendes Talglicht qualmend brannte, und

stieg, den Krug in der Hand, treppab. Es wurde spät Tag, und die Hausleute begannen ihr Tagewerk stets mit dem Licht der steigenden Sonne. Noch aber kroch kein Dämmerschein über den Bergen am schwarzen Himmel empor.

Ein Schauer der Angst durchflog Claudine, als sie ins Freie trat. Ihr Licht brannte ebenso weiter wie drinnen, denn kein Lüftchen regte sich, es anzublasen.

Rauschend rann der Strahl des kräftigen Quells in den engen Krug und überströmte mit eisiger Frische noch Claudinens Hand.

„Das wird Albrecht gut thun," dachte sie.

Sie schritt um die Hausecke zur Thür zurück. Der Strahl ihres Lichtes blinkerte auf den Scheiben der Wirtsstube, verhuschte auf dem ersten und glitt über das zweite. Er erhellte drinnen sekundenlang einen Streif des Estrichs, des Tisches und der Wand.

Und in dieser Sekunde schien es Claudinen, als sähe sie drinnen einen Menschen.

Ihr Herzschlag stockte vor Furcht. Blitzschnell huschte durch ihr Hirn der Gedanke an Schmuggler, Wildbiebe. Aber sie sagte sich sogleich, daß das Unsinn sei.

Von Natur ein wenig furchtsam und durch die schlaflose Nacht ohnehin etwas überreizt, kostete es sie eine ungeheuere Ueberwindung, nicht zu schreien. Ein Hilferuf würde Albrecht tödlich erschreckt haben. Das war's, was ihr die Kehle zuschnürte.

Nun hieß es aber an der Thür der Wirtsstube wieder vorbeigehen. Der Leuchter drohte ihrer Hand zu entfallen. Wie, wenn sie über den Flur schritt und jene Thür öffnete sich plötzlich?

Mit schweren Füßen kam sie einige Schritte weiter. Ihr Blut pulste so schwer, daß es in ihren Ohren sauste und die ganze Luft von Glockentönen erfüllt schien. Dies verhinderte sie zu horchen.

Sie nahm all ihren Mut zusammen. Plötzlich kam ihr ein klarer Gedanke. Hier gab es nichts zu stehlen, die Wirtsleute bargen ihre paar Gulden in ihren Betten. Wenn hier sich jemand mit verbrecherischer Absicht eingeschlichen hatte, konnte diese Absicht nur ihr und Albrecht gelten. Fremde und Reichtum, das war den Leuten der Gegend ein zusammenfallender Begriff. Und doch . . . warum hatte man dann nicht die Nacht benutzt? Jetzt ging es auf fünf Uhr, und die Hausbewohner konnten jeden Augenblick aufstehen.

Mit einer jäh über sie kommenden Kaltblütigkeit öffnete sie die Thür.

Ihr schwaches Licht warf ungewissen Schein in den niederen Raum, der trotzdem mit seinen paar Tischen und Bänken, seinem Schenkschrank und seinem riesigen Ofen schnell übersehen war.

Und Claudine erbebte. Ein tödlicher Schrecken rann ihr durch alle Adern. Sie wankte vorwärts, hielt sich mit der flachen Hand gegen den kalten Ofen und starrte auf das, was sie sah.

Der trübe Lichtschein blinkte in einem kleinen, scharfen Reflex aus einem Glase wieder, das auf dem Tisch stand. Es war das Glas einer großen, dicken, weißen Flasche, deren Platz sonst hinter den Scheiben des Schenkschrankes sich befand, und die Flasche war jetzt leer.

An dem Tisch auf der Bank saß ein Mann und schlief, die Arme auf der Holzplatte, den dunkeln Kopf hineingewühlt in die verschränkten Arme. Er schlief lautlos, tief, schwer.

Es war Ruprecht von Brandow.

Sekunden verrannen. Claudine hatte noch nicht die Kraft, sich zu bewegen. Mit großen, entgeisterten Augen starrte sie auf das traurige Schauspiel.

Dann hob ein Seufzer ihre Brust. Sie raffte sich auf und ging hinaus. Die schmale alte Holztreppe knackte unter ihren mühsamen Tritten.

Albrecht saß im Bett, fieberhaft und sorgenvoll.

„Wo bleibst du so lange? Ich hätte dich nicht gehen lassen sollen. Mir war, als geschähe dir etwas. Du bist so bleich — meine Claudine — o, ich mache dir auch noch deine Nächte ruhelos! Wie siehst du aus — als sei dir ein Gespenst begegnet?"

Sie küßte ihm beruhigend die Stirn.

„Nichts, mein Albrecht. Komm, trink und dann wollen wir noch schlafen," sagte sie ohne ein Beben in der Stimme.

11.

Aber ihnen war keine Ruhe mehr beschieden. Mit dem ersten bleiernen Grau, welches draußen am Himmel emporkroch und, durch die kleinen Fenstergevierte



Im Dachauer Moos Nach einer Tuschzeichnung von Moritz Röbbecke.

dämmernd, diese von der schwarzen Wand abhob, wurde ein ferner Donner vernehmbar. Gewitter in den Bergen kommen und gehen mit rasender Gewalt. Alles im Hause kam in Bewegung. Albrecht wollte auch aufstehen und hinuntergehen.

Hinunter und sehen, wo und wie sein Vater schlief? Um keinen Preis. Mit schlotternden Händen warf Claudine ihre Kleider über. Sie lief hinab, und das Auge des Wirtes wie seines Knechtes meidend, bat sie, man möge den Vater doch in seine Kammer bringen. Dann horchte sie mit allen Sinnen, ob es auch geräuschlos geschähe, ob Albrecht auch gerade seine Thür öffne. Und dann erst ging sie hinauf, den Gatten zu holen.

Die ganze Hausbewohnerschaft war auf dem Flur versammelt. Durch die offene Hausthür herein kam die frostige Morgenluft. Es ward kälter, als es die ganze Nacht hindurch gewesen.

Draußen ward es hell und heller. Der Himmel schien fast wolkenlos, nur südwärts stand ein schwefliges, grau-rotes Gewölk. Die Sonne sandte ihr wirkendes Licht höher empor, von ihrem tiefen, unsichtbaren Stand aus bis hierher zu den Höhen des Felsengebirgs; erst erglänzten die fernen Gipfel rosig oder lila, je nachdem ihr Gestein den Wiederschein gab, dann entzündete sich flimmernd ein Lichtgefunkel an den Kanten und Zackenrändern der nahen grau-weißen Felsenhäupter. Die kalten, grünen Tannenwände sogen sich voll mit lebenswarmem Sonnenschein.

So zog von Osten her ein lachender Tag empor. Aber der ferne Donner grollte zugleich und grollte näher. Und das schweflige Gewölk, welches lange unverändert am südlichen Himmel gestanden, über der Stelle, wo das lang sich hinstreckende, schmale Thal zwischen fernen Bergen verlief, wuchs nun und breitete sich aus.

„Das Wetter kommt von den Hohen Tauern her," sagte die Wirtin.

Albrecht und Claudine standen vor dem Hause und sahen mit scheuer Bewunderung vor sich bergab.

Aus dem Gewölk schien sich ein Fetzen loszulösen, dick, schwer und bis zur Erde niederhängend. Das fuhr daher durch die Luft, und ein Sausen, Toben, Donnern, Blitzen begleitete seine rasende Fahrt.

Und vor diesem schweren, einherjagenden und die Erde streifenden Gewölk ging eine Finsternis einher, die dem Himmel alles Licht aussog und ein fahles Grau verbreitete, die alle Strahlenkronen von den Felsenhäuptern nahm, wie mit gespenstischen Fingern.

Die Leute lagen im Flur auf den Knieen. Der Wirt und die Wirtin, die Sennin und der Knecht, wie auch die kleine Madei bekreuzten sich und murmelten unaufhörlich in immer gleichem Tonfall:

„Mutter Maria, beschirme das Haus und das Vieh auf den Bergen; wenn du Schaden stiften willst, stift' meinem Nachbar Schaden, Mutter Maria, beschirm' das Haus und uns alle."

Ein eisiger Hauch, der Atem der Muhre, die nun schon über die See daher fegte, fauchte sie an.

Albrecht zog Claudine mit sich in das Haus.

Auch ihre Herzen erbebten vor der Gewalt des nahenden Wetters.

Da heulte schon ein Sturm um das Haus, daß die Bewohner mit lauterer und noch jammernderer Stimme ihre Gebete herleierten. Balken und Steine donnerten hernieder, es ward Nacht draußen.

„Vater!" rief Albrecht mit plötzlichem Schreck.

Claudine umklammerte seine Hand mit eisernem Druck.

„Er schläft," sagte sie, „ich habe nach ihm gesehen."

Albrecht sah sie an.

„Er schläft!" fragte er staunend. „Er kann schlafen bei dem Wetter — —"

Die Worte kamen ihm immer langsamer von den Lippen. Seine Blicke wurzelten in denen seines Weibes. Und er las in ihnen eine schreckliche Wahrheit.

Sein Angesicht ward fahl. Er stöhnte und verbarg sein Haupt auf Claudinens Schulter.

Die liebe, tröstende Stimme, die in jeder Not wie Erlösung klang, sprach zu ihm milde, gute Worte des Mitleids für den Armen.

Das Geknatter niederprasselnden Hagels verschlang nun jeden Laut von Menschenstimmen.

Draußen schichtete es sich weiß auf von körnigen, großen, eisigen Stücken.

Das dauerte Minuten. Und dann lichtete sich die Nacht ein wenig, das schwarze Gewölk, die trächtige Muhre jagte weiter.

Aber in ihrem Gefolge kam etwas Entsetzliches:

Der Schnee!

Die Leute brachen in ein Jammergeschrei aus. Ihr Vieh war in den Wäldern. Morgen hatte man es einholen wollen, denn Anfang September kamen so plötzliche Schneefälle in dieser Höhenlage schon vor.

Albrecht versuchte sie zu trösten. Man hatte ihm so oft erklärt, daß das Vieh nachts zu Thal steige und auch bei herannahendem schlechten Wetter nie bergan weide. Nun meinte er, müsse das Vieh in der Thalsohle an dem Fuß der Berge leicht zusammenzuholen sein.

Aber an der besinnungslosen Aufregung der Leute sah er, daß es doch wohl in Gefahr sein müsse. Es stellte ihr Ver-Vermögen, ihren Stolz, ihren Lebenszweck dar. Es verlieren, hieß vernichtet sein. Einige Stücke verlieren, bedeutete nicht nur großen Schaden, sondern auch großen Kummer.

Sacht und fast heiter schneite es fort. Staunend sah Claudine die grüne Sommerwelt sich mit weißen Schleiern bedecken.

Es war ein grausames, furchtbares Schauspiel. Es war, als wenn der Tod jäh das Leben erwürge.

Die Leute rüsteten sich hinauszuziehen. Sie wollten ihre Tiere zusammenholen und hertreiben. Sie verabredeten die Stätten, wo jeder absuchen sollte. Viele Tiere würden auch von selbst angezogen kommen, mit ihrem feinen Instinkt Rettung und Schutz im heimischen Stall zu suchen.

Auch Albrecht griff nach seinem Bergstock.

„Was willst du thun?“ rief Claudine.

„Den armen Leuten helfen,“ sagte er fest.

Sie warf sich an seine Brust und flehte ihn an, sich keinen Anstrengungen auszusetzen. Denn sie sah bei dem Vorhaben nur Anstrengung; die Gefahr war ihr ganz unbekannt.

„Soll ich denn ganz zur Memme werden,“ sagte er bitter, „nicht einmal mehr diesem armen Volke beistehen, das für uns in seiner Art zutraulich und teilnehmend war?“

In diesem Augenblick klang ein blechernes Gebimmel nahe am Hause. Das breitstirnige Haupt einer Kuh tauchte im wirbelnden Schnee auf, von einem Freudenschrei begrüßt.

Die kleine Madei stürzte sich dem Tiere entgegen und führte es in den Stall.

Mit belebterem Mut stiegen die Leute in das Thal hinab, um jenseits des Baches ihre Suche zu beginnen.

Claudine, durch die Erscheinung dieses einen Tieres beruhigt, dachte nun, es werde die Sache eines Viertelstündchens sein, daß die ganze Schar sich hier oben einfände. Sie ließ den Gatten mitgehen, wohl fühlend, daß das stete Umsorgen und Bevormunden ihm eine Last sei.

Die erste Viertelstunde verrann schnell, fern vergrollte das Wetter. Der Schnee fiel licht und lichter. Das Bild der Natur war von hehrem Reiz.

Ab und an kam ein Tier angebimmelt, träg schreitend, oder mit lustigen Sprüngen, von der kleinen Madei immer mit dem Namen gerufen und in den Stall geleitet.

Und dann hörte es auf zu schneien. Aber der Himmel blieb grau und ein scharfer Wind blies in launischen Stößen.

Man konnte wieder in das Thal hinabsehen und hinüber zu den Bergen.

Im Thal donnerte der hochgeschwollene Bach tobend über die mächtigen Steinblöcke, die in seinem Bett lagen. Drüben aber an den Hängen war Totenruhe.

Das lang forschende Auge konnte weder Menschenspuren entdecken, noch braune Tierleiber.

Die Zeit schlich. Claudine fühlte eine rasende Angst in sich erwachen.

Sie stürzte in die Kammer von Albrechts Vater.

Der lag in seinen Kleidern und schlief wie ein Toter.

Sie rüttelte ihn.

„Erwache! Erwache!“ schrie sie verzweifelt.

Kein Laut kam von seinen Lippen und sein Atem blieb gleichmäßig.

Sie stürzte wieder an die Hausthür. Dasselbe Bild. Weiße Tücher über jedem freien Fleck Erde und dazwischen die ragenden Tannen wie Grabeswächter. Und kein Laut, außer dem Donnern und Rauschen des Wildbaches.

Drinnen schlug eine Uhr. Ihre schnellen Töne schienen die Zeit vor sich herjagen zu wollen. Sie hetzte ihre Klänge so, daß man sie kaum zählen konnte.

Und doch . . . acht Schläge waren es gewesen.

Claudine schrie auf. So war er schon zwei lange, fürchterliche Stunden fort!

Sie klammerte sich an das mit ihr bangende Kind. Die Kleine zählte an den Viertelstunden die Gefahr, das noch fehlende Vieh zu verlieren, und dachte gar nicht anders, als daß Claudine von derselben Sorge gepeinigt sei.

Sie lugten beide aus. Claudine mit brennenden Augen, die vom Schnee geblendet und von der Angst getrübt waren, das Kind mit den Falkenaugen der Bergbewohner.

Wieder verrann die Zeit.

Da krachte etwas hinter ihnen wie brechendes Geäst.

Sie sahen sich um.

Von dem schroffen, bewaldeten Bergsturz, der unmittelbar hinter der Kapelle aufstieg und an dem nur in schmalen Serpentinen ein Saumpfad hinan führte, kam jemand herab — rutschend halb und halb steigend brach er sich durch das Unterholz.

„Albrecht!" schrie Claudine.

Sie lief durch den Schnee, der mit sanfter Decke den schneidenden Eisgrus des Hagels überzog, gegen die Bergwand hin. Sie streckte die Arme aus, als wolle sie ihn mit denselben auffangen.

Und er, erschöpft, die Sinne verlierend, sank in diese Arme und fühlte, als ob sein Leben verhauchte.

Wie sie die Kraft fand, ihn mit sich zu schleppen, wie es geschah, daß sie ihn auf den Estrich der Wirtsstube betten konnte — sie wußte es später nie.

Die Liebe gab ihr die Kraft eines Mannes zu dem Mut eines Weibes.

Das Kind mußte alles herbeiholen. Sie schuf ein Lager auf den nackten Dielen. Sie riß ihm seine Kleider auf.

Und da sah sie, was geschehen war.

Albrechts Wunde war aufgebrochen und rot und dünn rieselte das Blut über die weiße Schulter, wie damals — —

Die Frau erblich. Tödliches Entsetzen umkrallte ihr Herz. Ihre Zähne schlugen aneinander. Mit schlotternden Gliedern blieb sie eine Minute hilflos neben dem ohnmächtigen Mann.

Dann aber gab das Entsetzen ihr Kraft. Sie lief nach Essig, nach Wasser. Sie legte getränkte Tücher auf die Wunde und dann erst kam ihr das Bewußtsein, daß sie allein war, ganz allein in dieser Einöde mit dem Geliebten.

Hilfe, Rettung! Dies war ihr einziger brünstiger Gedanke.

Zum anderenmal stürzte sie in die Kammer des schlafenden Mannes. Aber zum zweitenmal war selbst der wildeste Ausruf ihrer Verzweiflung nicht stark genug, um in die Tiefen dieses Totenschlafes hinabzuschallen.

Ein neuer Einfall kam ihr, Hilfe zu rufen.

Sie lief in die Kapelle, sie kletterte drinnen die dünne Leiter empor. Ihr Fuß verfing sich in ihren Kleidern, sie riß das Kleid unter ihm entzwei.

Und dann hatte sie das Seil in der Hand.

Über das Thal hin, wo zwischen weißen Geländen weißkochend der Bach hinschäumte, hin über die ernsten Tannenwälder, die aus weißem Marmorboden zu wachsen schienen, hinauf zu den ehernen, grauen Schroffen, an denen selbst der Schnee keine Statt findet, klang das flehende Glöcklein.

Aber die es hörten, dachten wohl, die Bewohner von St. Adolari dankten Gott dafür, daß er sie gnädig Gefahr überstehen ließ. Es klang über die große, stille Welt, es klang empor zum grauen, stillen Himmel.

Aber keine Antwort der Barmherzigkeit kam.

Nur Schweigen hatte die Natur, die alles Menschenleben geheimnisvoll verschlungen zu haben schien.

Claudine erbebte.

Sie wartete eine lange, bange Stunde lang.

Und dann war ihr vorgezeichnet, was sie thun müsse.

Albrecht atmete ruhig. Das Blut sickerte kaum merklich aus der Wunde. Man konnte nicht unterscheiden, ob er bewußtlos war, oder von großer Erschöpfung eingeschlummert.

Eine Entschlossenheit eiserner Art im Gesicht ging Claudine hinauf. Sie zog sich ihre Bergschuhe an und nahm einen Mantel um. Über den Kopf band sie ein Tuch.

Dann kam sie wieder herab und schärfte der kleinen Madei ein, alle Viertelstunden ein frisches Tuch, getränkt mit Essig und Wasser, auf Albrechts Wunde zu legen, und weiter, oft nachzusehen, ob der Vater nicht erwachen und den Sohn pflegen wolle. Sie selber wollte gehen, einen Arzt zu holen.

Das Kind sah Claudine erstaunt an. Aber es war noch zu thöricht, zu fragen oder zu warnen. Es hatte nur den festen und hellen Willen, genau zu thun, was man ihm befahl.

Und kein Warner war da. Niemand, der ihr sagte: was du thust, ist heller Wahnsinn! Du gehst den Gefahren eines schrecklichen Todes entgegen. Deine Füße sind zu schwach, diese Pfade zu wandeln, dein Leib zu zart, dem Ansturm des Wetters zu trotzen.

Aber selbst wenn die Stimme des Warners hätte laut werden können, den Eingang zu diesem verschlossenen Frauenherzen würde sie doch nicht gefunden haben. Claudine dachte nur das eine: ihn retten! Eigne Leiden, ihr eigner Tod schien ihr wie nichts. Ihm Hilfe zu bringen, war sie bereit, alles zu wagen.

Sie schritt von dannen. Den Weg zu finden, den von ihr nie begangenen, erschien ihr ganz leicht. Wie oft hatten sie von dem vorspringenden Plateau aus, darauf das Haus stand, dem Jäger nachgeschaut, wie er mit leichten, stetigen Schritten drüben scheinbar so mühelos aufwärts stieg. Und in den dichten Tannenwäldern müßte auch der schmalste Pfad erkennbar sein an den in der Armee der Stämme fehlenden Gliedern.

Ihr Fuß versank in dem Gemisch von Hagel und Schnee, das den Boden bedeckte. Die eisige Kälte, welche sich ihrer Haut mitteilte, die Nässe, die ihr in die Schuhe sickerte, empfand sie nur kurze Zeit. Die stete, gleichmäßige Bewegung, in welcher sie blieb, erzeugte eine Wärme, welche der schmerzhaften Kälte des Thauwassers entgegenwirkte. Dies erfüllte Claudine mit frohem Mut. Sie glaubte, daß alle Schwierigkeiten der Wanderung sich ebenso durch die Gewöhnung weniger Minuten überwinden lassen würden.

Sie ging über die Brücke und nun hieß es jenseits hinansteigen.

Wie in sanfter Senkung schien der Wald zum Thal niederzukommen, von da an, wo aus seiner schrägen Linie schroff und jäh die Felsenhäupter in ihrer unzugänglichen Größe sich hinaushoben.

Nun sah Claudine, daß diese scheinbar sanfte Linie, wenn man ihr nahe kam, doch sehr steil emporstieg.

Ihr Fuß glitt aus und glitt zurück bei jedem Schritt. Schnee- und Hagelmassen polterten ihr dabei entgegen. Bald war ihr Kleid bis zu den Knieen durchnäßt. Ein stoßender Wind fuhr zuweilen durch den Tann und schüttelte die Schneereste, die auf dem Nadelwerk noch lasteten, hinab auf das sich emporringende Weib.

„Wenn ich nur erst oben bin," dachte sie.

Droben ging der Pfad in immer gleicher Höhe um die Aus- und Einbuchtungen des Gebirgstockes.

Der Tannenabhang hatte so niedrig geschienen. Nun wuchs und wuchs er vor den Augen, die in flehender Hoffnung seinen Höhe- und Endpunkt erspähten. Und die Felsenschroffen über ihm, die so nah und greifbar dagestanden, schienen nach rückwärts zu versinken.

Ein rinnendes Wasser, ein Quell, aus einer durchsumpften Stelle des Bodens sich in vielen kleinen Adern lösend, versperrte den Weg.

Es gab kein Ausweichen: hindurch also! Der Fuß versank, es schien, als wolle der Schuh zurückbleiben in dem moorigen, von Wasser vollgesogenen Boden.

Jeden Atemzug fühlte Claudine in ihrer heißen keuchenden Brust.

Über ihr der Himmel war grau-schwarz und schweigend standen die Tannen, in dem dichten Unterholz rührte sich nichts.

Sie strebte weiter, immer weiter. Vor ihr, über ihr that sich eine kleine Lichtung auf. Da wölbte sich aus dem felsigen Innern des Gebirgs ein runder Vorsprung heraus und durchbrach den Humus und das Tannendickicht. Von ihm hernieder ging es wie ein Riß durch die Bergwand.

Aufatmend stand Claudine still. Eine ungeheure Arbeit lag hinter ihr. Sie fühlte keine Müdigkeit. Nur Frostschauer durchbebten ihren Körper.

Sie sah sich um.

Oberhalb der tiefen Spalte, die mit dem Bergabsturz zu Thal ging, wand sich

hart unter dem vorspringenden Felsbrocken ein Pfad vorbei. In die Felswand waren ein paar eiserne Griffe eingelassen. An ihnen mußte man sich klammern, wenn man hinüber wollte.

Drüben, man sah es deutlich, trotzdem Schnee seine Spur bedeckte, ging der Weg weiter. Einem Wächter gleich, dunkel und ernst, stand neben seinem Anfang eine Eibe. Der düstere Baum mit seinem krausen Geäst und seinem rötlichen Stamm winkte fremd und geheimnisvoll.

Da hinüber also — — Claudine fühlte sich plötzlich sehr elend. Ihre Augen wurden wie von einer unwiderstehlichen Macht gezwungen, immer auf den sich überwölbenden Felsen zu blicken und den Abgrund, der sich schmal und bodenlos unter ihm aufthat. Und doch erregte ihr dieser Anblick eine große Übelkeit. Ihr war, als müsse sie erbrechen. Sie wußte nicht, daß das, was sie empfand, Schwindel war. Sie glaubte nur ermattet zu sein.

Sie stand still, um sich zu sammeln. Aber immer, wenn sie sich klar machte, daß sie gleich doch über diese Stelle hinweg müsse, wo der Fuß auf der Felskante kaum Platz hatte und ein Fortkommen nur möglich war dadurch, daß man sich an die Eisengriffe klammerte, überkam sie dasselbe Gefühl von körperlicher Übelkeit.

Sie wartete noch.

Um sie war die erhabene Ruhe des Hochgebirges. Das Grün der Tannen war durchwirkt vom Weiß des Schnees, von den Felsen herab wehte ein eisiger Wind. Der Himmel hatte noch immer dieselbe Bleifarbe.

Hoch kreiste der Steinadler mit schwerem Flügelschlag und schien langsam tiefer zu schweben.

Neue Frostschauer durchschüttelten die Frau.

„Nicht stehen bleiben in den nassen Kleidern," dachte sie sich selbst zur Mahnung.

Sie ging mit zitternden Knieen an die verhängnisvolle Stelle.

Noch einmal bebte sie zurück. Jäh kam ihr der Gedanke: wenn ich falle.

Wenn es sie hinabwarf in diese Tiefe, wenn das das Ende sein sollte — mit zerschmetterten Gliedern da unten vermodern — —

Das Entsetzen lähmte ihre Glieder.

Und Albrecht? Wenn sie verunglückte, blieb er hilflos! Wenn sie nicht wiederkehrte, würde er sterben!

Plötzlich rann neue Wärme, neuer Mut durch ihre Adern.

Sie warf ihren Bergstock hinüber. Sie schlich mit tastenden Füßen vorwärts, bis ihre Hand den ersten Eisengriff gepackt hatte. Kalt wie der Tod faßte der sich an.

Sie schloß die Augen. Und so greifend und suchend kam sie hinüber.

Als es geschehen war, fiel sie drüben in die Kniee. Thränen liefen über ihr Gesicht.

Eine große Schwäche wandelte sie an und ein lechzender Wunsch, auszuruhen zu dürfen.

Aber die Minuten waren kostbar und die Höhe bis zum Pfad zu erklimmen, hatte viel, viel mehr Zeit fortgenommen, als Claudine gedacht. Sie glaubte schon eine Stunde unterwegs zu sein und wußte nicht, daß sie mehr als zwei gebraucht hatte, den Jägerpfad zu erreichen.

Von nun an konnte es nicht mehr mühsam sein.

Sie raffte sich auf. Ihre Kleider waren bleigewichtig geworden und hingen als schwerster Ballast von ihrem Gürtel nieder. Bei jedem Schritt stießen ihre Kniee gegen das nasse Gewand wie gegen eine kalte Wand.

Durch die kurze Rast war ihr das Gefühl für ihre Füße zurückgekommen. Sie schmerzten unaussprechlich. Es schien, als schreite sie auf Stecknadeln.

Eine kurze Sekunde lang kam ihr die Versuchung: umkehren!

Aber ihr Gatte — — er bedurfte der Hilfe — — er konnte sich verbluten — Fieber bekommen — sterben — —

„Gott, verlaß du mich nicht," sagte Claudine laut.

Der Klang ihrer Stimme hallte in der ungeheueren Einsamkeit, als habe er eherne Gewalt.

Vorwärts also, weiter.

Zunächst war es doch eine Erleichterung, daß sie nicht zu steigen brauchte. Und nach der nächsten Biegung offenbarte sich etwas Wunderbares: hier hatte es nicht geschneit, trocken und warm lagen die Wälder im Schutz einer Einbuchtung.

An dem nächsten vorspringenden Abhang schwebte zerfaserndes Gewölk zwischen

den Tannenwipfeln, ward vom Winde entführt, wieder zusammengeballt und hineingetrieben, zog anderes nach sich und hüllte in wenig Minuten alles ein.

Plötzlich sah Claudine nichts mehr. Die Welt schien ein Ende zu haben. Weiße Schleier verbargen, was hundert Schritte weiter war. Die kurze Wegstrecke bis zu dieser weißen Wand war bald zurückgelegt.

Feine prickelnde Schneeteilchen fuhren Claudine ins Gesicht, wurden häufiger und dichter und endlich wirbelte ein Treiben von Flocken um sie her.

Das Schweigen des Waldes war zu Ende. Langgezogene pfeifende Töne fuhren einher, brechend und knarrend schlugen die Tannenwipfel zusammen.

Hier war der Pfad reingefegt von Schnee, dort häufte er sich in kleinen, schrägen Wällen.

Und weiter, immer weiter strebte das junge Weib.

In ihrem Kopf war kein klares Denken mehr, sondern ein wallendes Geräusch wie Glockentöne. Die Hände, die den Bergstock hielten, waren erstarrt, die Füße wund.

Aber die Macht der Liebe, die sie vorwärts trieb, war ungebrochen.

Die Kniee sanken nicht, die Kraft erlosch nicht.

Als sei der Körper der gefühllose Sklave eines heiligen Willens, gehorchte er. Die Stunden rannen. Claudine hatte längst jede Empfindung für Zeit verloren. Sie wußte nicht, wie lange sie unterwegs war, sie suchte nicht mehr nach Ausblicken in das Thal, um Schlüsse zu machen, wie weit es noch bis zu ihrem Ziel sei. Sie folgte dem Lauf des Weges, den sie trotz Schnee und Nebel nicht verlor, weil er im Waldesdickicht als sich fortspinnende Lücke zwischen den Stämmen, weil er am Abhang als ausgetretene schmale Fläche kenntlich blieb.

Und die Wunder der Liebe siegten über die Schrecken der Natur.

Wohl zerriß ihr der scharfe Wind das feine Gesicht, wohl schlugen fallendes Reiserwerk oder über den Pfad sich hinstreckende Gerten ihr die Wange blutig, wohl klebte das Haar naß um Nacken und Stirn und die Füße schritten wie auf den Martereisen, das im Gottesgericht einst die Unschuld prüfte.

Aber sie erreichte ihr Ziel!

Längst war die Mittagsstunde überschritten, als an der Thür eines Gasthauses vor dem Städtchen Loser ein junges Weib erschien — bleich, mit zerrissenen nassen Kleidern und schlotternden Knieen.

Ihre Lippen bebten und konnten stammelnd nur das eine Wort hervorbringen:

„Zum Arzt!"

Die Hausbewohner sammelten sich um sie, man fragte, woher sie komme, man riet der Stummen und halb Ohnmächtigen gegenüber so lange, bis diese durch Nicken bejahte.

Also über den Jägerpfad, an den Steinbergen war sie daher gekommen! Großer Gott, und so allein, so schwach, so wagehlasig, das heiße ja den lieben Gott versuchen.

Und ein Gast, der gerade Einkehr hielt, fragte, ob sie nicht die Frau von dem kranken Manne sei und auf St. Adolari wohne.

Ja, sie sei es.

Was dann geschah, war wie ein Traum.

Claudine fand sich, sorglich in Pferdedecken gewickelt, auf einem klapprigen Wägelchen wieder. Neben ihr saß ein alter Mann, in einen groben Lodenmantel gehüllt und mit Fausthandschuhen an den Händen, der führte die Zügel und trieb sein zottiges, plumpes und schnelles Pferd zu immer größerer Eile an.

Ab und an sah ihr der Mann ins Gesicht und fragte:

„Na, wie gehts?"

„Gut!" hauchte sie jedesmal und ein ärmliches Lächeln schlich über ihre Züge, die verfallen und alt aussahen.

Die übermenschliche Anstrengung hatte Furchen hinein gegraben.

Und in ihrer Seele brannte eine wahnwitzige Angst.

Sie wußte jetzt, es waren sieben Stunden vergangen, seit sie Albrecht heute morgen verlassen.

Sieben lange, bange, geschickentscheidende Stunden.

Lebte er noch? War er langsam hinübergeschlummert in jenes Land, von dessen geheimnisvollen Gefilden noch keiner wiedergekehrt war, um Kunde zu geben? Hatte er diese Zeit hilflos auf seinem Lager verbracht? War der unglückliche Mann, sein Vater, endlich zur Besinnung gekommen? Waren die Hausbewohner zurückgekehrt?

Sie wälzte schwer diese Fragen in ihrem Kopf und beantwortete sie tausendmal mit Schrecken und Tod.

Das Wägelchen bog in die Schlucht ein, Claudine wußte, nun waren sie in einer halben Stunde oben. Ihre Erregung wuchs. Sie wäre am liebsten vom Wagen gesprungen, weil das thatenlose Sitzen ihre Qualen erhöhte.

Von den nassen Felswänden der Schlucht kam ein eisiger Hauch. Der Wildbach raste donnernd daher.

Sehr langsam und vorsichtig leitete der alte Doktor sein Pferd auf der schmalen Straße dahin.

Und endlich wieder Licht: aus der finsteren Schlucht hinein in das liebliche Thal, wo der Schnee sich schon in Wasser verwandelt hatte, und Pfad wie Busch in blinkenden Tümpeln standen.

Mühsam stieg das Pferd den Weg nach St. Adolari hinauf.

Wie grüßte der Heilige in seiner aufgemauerten und mit einem Glasfenster gesicherten Nische, die am Weg zwischen Tannen stand, wie grüßte er Claudine traulich!

Thränen entstürzten ihren Augen. Sie war schon halb aus dem Wagen, ehe er noch ganz hielt.

Auf das Geräusch der rollenden Räder und der klappenden Pferdehufe kamen die Wirtin und der Wirt herbeigelaufen.

„Lebt er?" schrie Claudine und hörte keine Antwort.

Sie stürzte hinein, an den aufgeregten Leuten vorbei, in die Stube und zu ihm hin, der da lag, wie sie ihn verlassen.

Sie fiel neben seiner Statt auf die Kniee. Sie bedeckte seine Hände mit Küssen.

Sie waren warm. Er lebte. Noch? Jetzt noch!

Aber sein Angesicht war wie das eines Toten, und sein Auge blieb geschlossen.

Da hob sie das Haupt, das lange tief über ihn gebeugt geblieben, und sah mit einem fürchterlichen Blick voll Zorn zu dem anderen Mann hinüber, der bleich und elend auf einem Stuhl saß und mit stieren Augen seinen Sohn bewachte.

„Du bist sein Mörder!" rief sie laut. „Deine Hand hat ihn erschlagen. Und als es seine Rettung galt, da — schliefst du."

„Claudine!" schrie der Mann auf, der hier Stunde um Stunde gesessen und ein Selbstgericht ohne Erbarmen gehalten!

„Claudine!"

Aber sie hörte nicht mehr.

Ihre Sinne schwanden. Ihre Kraft war erloschen.

Ruprecht von Brandow hielt das Weib seines Sohnes in den Armen.

Fürchterliche Stunden hatte er um ihr Leben gebangt. Ihre kühne That, unternommen zur Rettung seines Sohnes, während er, der Vater, schlief — Gott und welchen Schlaf — hatte seine Seele vernichtet.

Heiße Schwüre hatte er gethan und ohne Erbarmen sich selbst den Elendesten der Elenden geheißen.

Von Gott hatte er nur die eine Gnade erfleht, daß der sie, die Heilige, den Engel seines Sohnes, beschirme und behüte.

Nun war sie gekommen. Und Gott hatte sie wahrlich behütet.

Aber sie war gekommen als seine Richterin.

Und aus ihrem Munde hörte er ein Wort des Entsetzens.

„Du hast ihn erschlagen."

Was in dämmernden Tiefen der Erinnerung geschlummert, was in der Seele dieses Mannes wie ein halberloschener und ganz verworrener Traum geruht, was in manchen Stunden sein armer Geist hilflos versuchte, sich wieder zurecht zu legen, das ward blitzhell beleuchtet und erstand in grauenvoll deutlicher Helle vor ihm.

Er sah jene Nacht wieder vor sich mit ihren Schreckensbildern, überloht vom roten Fackellicht, überwölkt vom Pulverdampf. Er sah sich wieder von Barrikade zu Barrikade ziehend, und er sah sich mit der Flinte an der Wange, schußbereit, und gegenüber Männer im bunten Rock des Königs.

Und in diesem Augenblick begriff er, daß seine Hand dem Sohn die Kugel in die Brust gejagt.

Und er begriff die unerschöpfliche Liebesfülle, die ihm das verhehlt hatte, bis auf den heutigen Tag.

Er drückte die leblose Gestalt fester an sich. In sein Auge trat ein seltsames Licht. Und über sein Angesicht ging es wie ein feierliches Leuchten.

Es war der Wiederschein eines heiligen



„Hamlet“. Von E. Onslow Ford.

Gelöbnisses, das Morgenrot eines neuen Tages, der seiner Seele anbrach.

12.

Ein Wagen fuhr auf der Landstraße dahin, die sich von St. Johann aus in südlicher Richtung in das Land Tirol hineinwindet, dem Thal folgend, das in Krümmungen am Fuß der bald von rechts, bald von links sich vorschiebenden Berge gelagert ist. Die Straße war fast von jedem Verkehr rein gefegt, denn das furchtbare Unwetter, das am Morgen niedergegangen und über die Gegend dahergefahren war, hielt die Thalbewohner in ihren Ortschaften fest.

Im Wagen saß ein Reisender und hielt lange Reden an seinen Kutscher. Der hockte, die qualmende Pfeife im Mundwinkel, vorn auf dem Wagenrand und trieb mit glucksenden Lauten die Pferde an. Auf das Gerede seines Fahrgastes antwortete er dann und wann irgend ein kurzes vieldeutiges Wort, um wenigstens seinen guten Willen zu zeigen, denn er verstand keine Silbe, nur hörte er am Tonfall, daß der andere derb schimpfte.

Und der andere wiederum verstand von den kurzen Antworten auch den Inhalt nicht, schloß aber ebenfalls aus der Tonfärbung, daß sie von philosophischem Gleichmut erfüllt waren.

Ihn fror jämmerlich und er hatte nur einen Sommerüberrock an.

„So 'ne verrückte Gegend is mir denn doch noch nich vorgekommen! Entweder es is Winter und es schneit. Bon. Oder es is Sommer und es jrünt und blüht. Auch bon! Aber so beides auf einmal hat mir der liebe Herrgott denn doch noch nich auf einem Präsentierteller vorgehalten."

Er sah über die Felder und Wiesen hin, die sich in das Thal einzwängten und hier und da auch an den Abhängen ein Stückchen heraufkrochen. Bald fand sich ein Streifen weiß verschneit, unvermittelt daneben stand eine Wiese im grünen Schmuck, ein Ackerfeld mit seinen braunen Schollen.

„Das is ja, als wenn der Schneekönig es gemacht hätte wie ein schlechter Säemann, der die Saat ungleich wirft. Ne, mein Sohn, in eure verrückte Gegend möchte ich weder dot noch lebendig sein. Da sollst du mal bei uns kommen! Ich sage dir, 'nen Sand kriegst du da zu sehen, sein weiß, warm, gesund. Und gucken kannst du, soweit deine Blicke tragen! Hier sind einem an jeder Straßenecke neue Felsenklumpen vor die Nase gepflanzt. Herrgott, muß das hier 'ne schwierige Strategie sein! Ich möchte woll wissen, wo ich da hätte mit meinen Dragonern zur Attacke gehen sollen. Ne, das ist keine Gegend für 'ne ordentliche Bataille, das kannst du mir glauben, Seppel oder Alois oder Hansli, so heißt ihr ja woll alle."

Der Kutscher antwortete, ohne die Pfeife aus dem Mund zu nehmen, „Loisl," denn er hatte geglaubt, daß der Herr ihn um seinen Namen frage.

„Sag mal, hier wächst ja nichts. Von den paar Kartoffelfeldern, die ich sehe, könnt ihr doch nicht satt werden. Wovon lebt ihr denn? Und zu denken, daß meine Claudine hier ein paar Monate eingesperrt gewesen ist. Sag mal, Seppel oder Alois oder Hansli, kennst du die feine, kleine, junge Frau, die mit dem kranken Herrn da oben wohnt, in Dings da? Wie heißt man es noch? Aufs Memorieren der Heiligen ist mein oller Kopf nu mal nich einexerziert. Ihr habt ja wohl auch so'n Stücker neunhundert bis tausend?

Er zog einen Zettel aus der Brusttasche. „St. Adolari," las er laut und mühsam.

„In aner Stunde san' mer da," sagte Loisl.

„Das ist meine Nichte," erzählte der Oberst behaglich, denn er fing an sich warm zu sprechen. „Und die wird Augen machen! Ich bin immer dafür gewesen: bleibe im Lande und nähre dir redlich! Mein alter Pöttnitz sagte immer dir. Er nahm es nicht so genau. Ach was ‚Fälle', sagte er, wenn ich was sage, ist es in jedem Fall richtig. Das heißt, in Feindesland als Sieger — da bin ich immer bei! Damals in Paris auch. Sonsten aber geht nichts über die Mark. Aber nu war Not an Mann. Wir wollten mal persönlich inspizieren und da mein Kleiner ja schon so lange zu den himmlischen Heerscharen einberufen ist, mußte ich ... Halloh, sind wir da," unterbrach er sich laut.

Die Häuser von Waidring zeigten sich. Still lag das Dorf mit seinen grauen

Schindeldächern um die weiße Kirche geschart, deren zwiebelartige blaubemalte Blechkuppel der einzige farbenfrohe Fleck in der Gegend war.

„Herrjeses," sagte Onkel Hans mit übellaunigster Kritik, „so'n Bergdorf zwischen den dunkelgrünen Bergen und mit den zackigen Kerlen von Felsen drüber hat so was Eingesargtes. Nee, nee! da is mein Berlin doch was anderes."

Als ihr Wagen dann Waidring passierte und in die wilde, enge Schlucht einbog, durch welche man nach St. Adolari gelangte, ward Onkel Hans ungemütlich.

Er packte den Kutscher am Kragen. „Halt still, mein Sohn. Ich geh lieber per Pedes hinterher. Dies hier is nich natürlich. Ich kenne mich aus mit Pferden. Da wäre mein alter Bellerophon nicht vorbeigegangen und war doch sonst'n forsches Tier. Zuckte bei keinem Kanonenschlag. Dies is nich natürlich. Das kann man von keinem verständigen Vieh verlangen."

Er stieg ab und das Staunen über das Pferd, welches ruhig einhertrabte, links die steile Felswand, rechts den brausenden Bach, war die vorherrschende Empfindung. Sie dämpfte das Mißfallen an dieser wilden und schaurigen Gestaltung der Natur, die sonst jedenfalls zum stärksten Ausbruch gekommen wäre.

Obschon die Wege durchweicht waren vom schmelzenden Schnee, ging er doch zu Fuß weiter. Bald deutete der Kutscher mit der Peitsche auf ein spitzes Turmdach, das, mit silberiggrauen Schindeln bedeckt, zwischen dem Grün der Tannen hervorragte. Allmählich sah dann auch das weiße Gemäuer heraus und man konnte das Wirtshaus erkennen, das zwanzig Schritt von der Kapelle entfernt, in gleicher Höhe mit ihr am Felsenhang zu kleben schien.

Onkel Hans verstummte vor Erstaunen. Und das geschah ihm selten im Leben. In so einem Vogelnest zwischen Bergen und Bäumen hatte Claudine aushalten müssen! Ganz unlogisch fühlte er einen kurzen Groll gegen die Brandows in sich aufsteigen. Wären die doch nie über unsere Schwelle gekommen, dachte er. Aber in seinem braven Herzen berief er sich sogleich über seine Ungerechtigkeit.

„Das ist nu Geschick!" sprach er bei sich. „Das muß man nehmen, wie's unser Herrgott in seinem Würfelbecher zurecht schüttelt — hätt' ebenso gut die höchsten Augen werfen können für unsere Dina. Na, ich werde ihr ein bißchen Courage zureden. Nötig wird sie den alten Onkel sowieso schon lange gehabt haben."

„Claudine!" schrie er langgezogen, als er dem Wagen jetzt voran den Weg zur Höhe hinanschritt.

Er bildete sich ein, daß sich nun die Thür aufthun und Claudine mit Jubelgeschrei herausstürzen werde.

Aber nichts antwortete seinem Ruf wie der Wiederhall, der jedes Geräusch von Bergwand zu Bergwand hin und her sandte, bis es allmählich fern in den Lüften zerfloß.

Stampfend und prustend trat Onkel Hans über die Schwelle.

Da öffnete sich die Thür rechts vom Flur.

„Herr Oberst!" rief Ruprecht von Brandow.

„Na nu!" rief Onkel Hans fast zugleich.

Der Mann sah ihm nicht vergnüglich und gesund aus.

Sie schüttelten sich die Hände. Brandow zog den Freund in den Hintergrund des Flures und begann leise und hastig in ihn hineinzureden.

Und Onkel Hans' offenes Gesicht umdüsterte sich. Seine Augen wurden finster und er schlug mit der Spitze des rechten Fußes ein Marschtempo.

„Verfluchte Neuigkeiten," murmelte er endlich. Dann sah er den anderen an, durchbohrend und drohend.

„Herr," sagte er streng, so streng, daß kein Ausweichen war, „und wo beliebten Sie zu sein, wenn ich fragen darf, als meine Claudine ihr Leben in die Schanze schlug, um das Ihres Sohnes zu retten?!"

Onkel Hans schien größer zu werden, wenn er ernst wurde.

Ruprecht von Brandow ward noch fahler.

„Ich bin ein Elender," sprach er, „ich schlief."

Ihre Blicke wurzelten ineinander. Sie verstanden sich ohne Worte. Vorwürfe, Reue, Gelöbnisse —, nichts brauchte zwischen ihnen ausgesprochen zu werden, und als Brandow mit fester, lauter Stimme plötzlich sagte: „Ich schwöre es!" schüttelte Onkel Hans ihm heftig die Hand. Er wußte, was dieser Schwur gelobte und daß er gehalten werden würde.

„Bringen Sie mich zu ihm. Und dann zu ihr."

Brandow ließ Onkel Hans in die Bauernstube treten.

Dort hatte man ein Bett aufgeschlagen. Albrecht lag in den Kissen, bleich und, wie es schien, schlummernd. Onkel Hans besah ihn sich, schüttelte den Kopf und sah dann beinahe strafend den alten Mann an, der neben dem Bett saß. Es war der Doktor.

„Herr," sagte er zornig, „anstatt daß meine armen Kinder sich hier in Eurer unsinnigen Gegend das Leben holen, haben sie sich den Tod geholt, wie mir scheint."

„Scht," machte der Doktor. Onkel Hans sah sich den Mann genauer an.

Eine untersetzte, rüstige Gestalt hatte der und ein wetterhartes Gesicht unter silberweißem Haar. Schlau und freundlich sah das Gesicht drein und ein paar helle Augen standen darin.

„Hören Sie mal, wenn ich Sie so genau angucke — Sie gefallen mir. Sind Sie der Wunderdoktor mit den Kräuterkuren? Na, dann zeigen Sie mal, was Sie können! Hier an dem Jungen ginge unserem König ein braver Offizier verloren. Und die Claudine hängt an ihm — — er hat es ihr zu sehr angethan," sprach Onkel Hans.

„Ich hoffe das Beste!" sagte der alte Herr mit Zurückhaltung. Der herablassende Ton von Onkel Hans, halb scheltend, halb freundlich, verletzte ihn ein wenig. Er glaubte einen hochmütigen Norddeutschen vor sich zu haben.

Onkel Hans sah sich um.

„Wo ist denn das Kind, unsere Dina?" fragte er.

„Sie schläft. Sie war vor Ermattung und Angst ohnmächtig geworden und da haben wir sie ins Bett gelegt," berichtete der Doktor. „Lassen Sie sie schlafen. Und wenn sie erwacht, halten Sie sie noch von hier fern, bis ich Sie rufe."

„Na, wenn Sie hier's Kommando haben — mir recht! Die Herren Doktoren machen einen mundtot. Aber so an ihrem Bett sitzen — das darf ich ja wohl. So ganz bescheiden?! Wissen Sie, darum bin ich nicht von Berlin hergekommen, um mich hier an die Wand drücken zu lassen."

Sein Kummer fand keinen anderen Ausdruck. Er mußte schelten, um nicht weich zu werden.

„Brandow, aber erst helfen Sie mir mal aus meinem Koffer Stiefel und Zeug kriegen, da wird ja wohl 'ne Kammer sein, wo ich unterkommen kann. Ich habe keinen trockenen Faden am Leibe."

Onkel Hans hatte lediglich bei seiner letzten kurzen Wanderung etwas Schneewasser in die Stiefel bekommen, das nannte er, keinen trockenen Faden am ganzen Leibe haben.

Eine Viertelstunde später saß Onkel Hans denn am Bett seiner Claudine.

Durch die beiden kleinen, viereckigen Fenster sah das graue, karge Licht des Nachmittags. Es war so kalt und so arm, daß es alle Gegenstände im Raume doppelt dürftig erscheinen ließ. Auf dem schmalen Bett lag Claudine, ihr dunkles Haar bedeckte die eine Seite der groben Leinwand des Kopfkissens völlig. Man hatte es so ausgebreitet, damit es trockne.

Onkel Hans hielt mühsam den Atem an und ihm wurde ganz beklemmt von dieser Anstrengung.

Wie sie dalag! So erschöpft, die Wangen so schmal, eine rote Schramme schräg über der Stirn, um die lieben, geschlossenen Augen braune Schatten.

Er sah immer auf sie hernieder, und langsam löste sich eine Thräne nach der anderen von seinen Wimpern und rann hinab über seine Wange.

Es war nicht sein eigen Kind, das da so lag wie eine Blume, die das Unwetter zerschlagen, aber es war doch sein eigen Fleisch und Blut, eine von seinem Geschlecht. Und was da in seinem Herzen zitterte, war die reinste, echte Vaterliebe.

Und einen Respekt hatte er daneben vor Claudine, eine Ehrfurcht — er konnte das thränenvolle Auge nicht von ihr wenden und sich nicht satt sehen an dem elenden, lieben Gesicht.

Sein beständiger Blick fing an die Tiefe ihres Schlafes zu lösen. Sie atmete ungleicher, rührte sich und schlug endlich die Augen auf.

Ein Lächeln glitt über ihr Gesicht, ein träumerisches, glückliches. Dann schlossen sich die Lider wieder.

„Ne, ne, ich bin es wirklich!" sagte Onkel Hans und nahm ihre Hand.

„Du," stammelte sie, „du! Wie ist es möglich?"

Onkel Hans beugte sich über sie, damit sie ihn umarmen könne. Er streichelte ihr das Haar und die Wangen.

„Dies ist eine ganz simple Angelegenheit," sprach er vergnügt, „die alte Schreiberei, weißt du, is nix für mich. Lena, die hat 'ne Fixigkeit an sich, was das Schreiben anlangt — na, von mir hat sie es nich. Obschon ihr sonst doch in jeglicher Art nach mir geschlagen seid. Deine Mutter will immer nich darauf anbeißen, wenn ich ihr das vorrechne, aber . . ."

„Du bist gekommen, nur weil du nicht schreiben mochtest?" fragte Claudine.

„So'n bißchen, und auch weil es mir das Herz abfraß. Kind, es sind fünf Monat, daß ich dich nicht gesehen hab'! In meinem Leben sind die Tage kostbar. Und da bin ich denn in dies greuliche Land gekommen, wo einem die Berge vor 'n Horizont gepflanzt sind, daß man allemal denkt, die Welt is mit Brettern zugenagelt. Na, und in einem schönen Zustand find' ich euch nich! Das muß ich sagen."

„Albrecht!" rief Claudine und wollte aus dem Bett.

Onkel Hans drückte sie nieder.

„Man immer sachte, Kind!" ermahnte er, „da unten is 'n Doktor, grob is er, und das gefällt mir, und er hat auch sonst so was, das mir gefällt. Du sollst hier warten, bis du gerufen wirst. Er will ja wohl den armen Albrecht untersuchen, und dazu mußte der doch erst mal aufwachen."

Claudine grübelte vor sich hin, die Augen auf die Fenster gerichtet, durch die das Tageslicht nur noch matt kam, denn der Himmel war mit Gewölk verhangen.

„Wie spät ist es?" fragte sie.

„So um fünfe rum," sagte Onkel Hans. Und da er ihren verzweifelten Ausdruck sah, fuhr er fort: „Hör mal, die Flinte ins Korn muß man nie werfen! Du bist dem alten Oberst Ahlefeldt sein Kind, sozusagen. Also Courage. Und ich habe so 'n Animus drauf, daß dies nu 'n Glücksfall war. Ich hatte mal 'n Kameraden, Pöttnitz hieß er, du weißt doch der Pöttnitz, der . . ."

„Ich weiß, Onkel Hans, du hast es mir schon durch Lena sagen lassen. Und wie geht es zu Hause?" fragte Claudine, sich zur Teilnahme an anderen Dingen, als an Albrechts Zustand zwingend.

Onkel Hans schmunzelte geheimnisvoll.

„Ich hab was Schriftliches mit," sagte er.

„Von Mama, von Lena?" fragte sie, „oh gib doch."

„Dies is nu 'ne kniffliche Sache," meinte Onkel Hans, lediglich mit sich selbst sprechend, „ich soll sie erst vorbereiten und hab' doch mein Ehrenwort gegeben, nichts zu verraten. Das heißt zum Angriff blasen und doch nicht vorgehen. Wie ich das nun machen soll, ist mir nich dabei gesagt."

„Es ist etwas vorgefallen! Etwas Schreckliches!" rief Claudine, die in ihrer Erschöpfung geneigt war, nur noch Unglück zu erwarten.

„Das kommt nu gänzlich auf 'n Standpunkt an," meinte er nachdenklich. „Für mich is es sozusagen 'n Unglück. Ich werde vom Schicksal so zum alten Eisen geworfen. Weißt du, Dina, ich hab' schon gedacht, ich zieh mit deinem Schwiegeralten zusammen; wir kaufen uns in Pankow oder Schönhausen so 'ne kleine Bude mit viel Garten und bauen da Kohl. Er versteht sich ja woll auf die Kohlbauerei, na, und ich rauch' das Ungeziefer von den Rosen, das soll'n sie nich vertragen, hab' ich mal gehört."

„Der Plan ist herrlich! Aber laß mich doch erst wissen, weshalb du ihn gefaßt," bat Claudine.

Onkel Hans zog einen Brief aus der Tasche.

„Bei dieser obskuren Helligkeit wirst du woll nich lesen können."

Claudine erhob sich von dem Bett. Ein Frostschauer rann ihr durch die Glieder. In einen Mantel Albrechts gewickelt, setzte sie sich ans Fenster. Während sie las, ging Onkel Hans vorsichtig auf den Zehen mit mehr Geräusch auf und ab, als er bei gewöhnlicher Gangart verursacht hätte.

„Claudine, mein liebstes Menschenkind, ich bin ganz nervös und sicherlich halb unzurechnungsfähig. In solchem Zustand werden einem ja sogar vor Gericht mildernde Umstände für die begangenen Thaten zugebilligt, und so muß ich auch hoffen, daß mein Richter mir für alle Zeit, wenn sein Gedächtnis zu dem Vorgefallenen zurückgekehrt, solche mildernde Umstände zuerkennt.

Du weißt es, seitdem Claudius und ich

auf dem Standpunkt angekommen waren, uns lyrische Gedichte in Prachtband mit Goldschnitt an den Kopf zu werfen — d. h. ich allein hatte ja geworfen und auch bloß vor die Füße — seitdem war eine Lücke zwischen uns — unbeschreiblich und unüberbrückbar. So denke ich mir die leeren Räume im Weltall, welche einen Stern vom anderen trennen. Jeder ist in seine Atmosphäre eingekapselt und sieht doch den anderen fern im Äther schweben — ihre Bahnen berühren sich aber nicht. (In Klammer gesagt, taxiere ich mich nur für so ein kleines Sternschnuppchen, das aus seiner Bahn gekommen ist.) Ich fing an, mich wütend auf die Wissenschaften zu stürzen. Ich wollte Erzieherin, Schriftstellerin, Volksrednerin oder alles zugleich werden. Ich lernte. O Claudinenkind, das ist nun eine merkwürdige Geschichte!

Wenn Du Dein Näschen dilettierend so ein bißchen bald in diese Wissenschaft steckst und bald in jene, angenehm beim Thee in Journalen den populären Extract tiefer Forschungen lesend zu Dir nehmen kannst, Dir in der Eitelkeit gefällst, bei jedem Gespräch in ästhetischen Salons schlagfertig mitreden zu können, so ist das eine sehr vergnügliche Beschäftigung. Man kommt sich bedeutend, universell gebildet vor und denkt im Grunde, ein freieres und reiferes Urteil zu haben als mancher Gelehrte, dem sein „Fach“ den Horizont verengt.

Seit ich lesen kann, habt Ihr mich laut einen Bücherwurm gescholten und heimlich für ein Wunderkind gehalten.

So, nun fiel ich auf die Nase! Und pardauz da lag ich.

Für ein junges Frauenzimmer ist das Dilettieren leichter als das Studieren. Ich machte die erstaunliche Entdeckung, daß es leichter ist, von zehn Fächern die Oberfläche kennen, als eines gründlich zu erfassen.

Und ich schämte mich halb tot. Obschon ‚er‘ damals ja noch nichts von meinem Don Quixotezug zu den Wissenschaften wußte, war mir doch, als wäre ich vor seinen Augen zu einem Nichts zusammengeschrumpft. Ich weiß nicht einmal, ob er bemerkte, daß ich nicht mehr das große Wort führte und mich sogar des Widerspruchs gegen die docierenden Auseinandersetzungen Professor Baumeiers enthielt, welches Du sicher als schlagenden Beweis meines vernichteten Selbstgefühls hinnimmst. Denn unter uns: ich halte Baumeier weder für eine Leuchte seines Fachs, noch für eine Intelligenz überhaupt.

Ich hatte mein geistiges Waterloo gefunden — das Napoleonsschicksal kann den kleinsten Leuten passieren.

Und gerade in diesen Tagen, als ich alles in mir zusammenbrechen fühlte, von dem ich bislang gedacht, daß es einem Frauenleben Inhalt geben könne, das mir Ersatz für Liebe und Glück verschaffen sollte, gerade als es sich mir offenbarte, daß ich nur geistigen Hochmut, aber gar keine besondere Veranlagung zur Wissenschaft habe, gerade da that er etwas Schändliches.

Ja wohl Bernhard Claudius, es war schändlich! Und wenn meine Unzurechnungsfähigkeit nicht gewesen wäre, hätten Sie, mein Herr, Ihre bösen Absichten zur That werden lassen! —

Wir saßen, wie wir jetzt immer sitzen, die Mama und ich, wenn gerade kein Besuch da ist, ein bißchen wie Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem. Voll Sorgen um Dich, voll Heimweh nach Dir, düster in unsere eigne Zukunft blickend, von welcher Mama durch die Aussicht auf meine stete altjüngferliche Gegenwart wahrscheinlich eine kohlpechrabenschwarze Vorahnung hatte.

Da kam er. Du kennst seine Art, einzutreten und zu grüßen. So vornehm und so ruhig, daß man sich sofort aller unzufriedenen Gedanken schämt, die man in den letzten vierundzwanzig Stunden hatte. Und an dem Tag lag ein besonderer Ernst über seinem edlen Gesicht

Er sprach lange mit Mama. Worüber, das kann ich dir nicht sagen. Es ärgerte mich. Ich war doch auch da. Und ich fing an mit rasender Eile und sehr langem Faden zu sticken. Irgend eine Demonstration mußte ich machen.

Die ganze Stickerei ist eine Wüstenei von verkehrten Stichen und kommt ins Familienmuseum.

Es wurde dämmerig. Er stand auf. Ich fühlte, daß irgend etwas Ungeheuerliches in der Luft lag.

Mama natürlich fühlte es nicht und saß schön, vornehm, zufrieden unter ihrem schönen, vornehmen Bild, wie immer.

Aber ich stand auch auf. Er schwieg vielleicht ein paar Sekunden lang. Aber

mir kam es wie eine Ewigkeit vor, und ich sah sein Auge auf mich gerichtet, traurig und sehr ernst.

‚Ich muß,' begann er endlich, ‚eine Mitteilung machen, die mir schwer genug wird!'

Hast Du's schon einmal erfahren, daß man in Sekunden so viel denkt, wie sonst in Stunden? Das jagt durchs Hirn, man weiß nicht wie. Und ich dachte einen ganzen Roman und vergaß Mama und alle meine Befürchtungen in dieser Richtung, und ich dachte, er wolle heiraten — eine Fremde —

Ich schrie:

‚Sie wollen sich verloben!'

Nachher hat man es mir gesagt, ich habe es wie in Todesangst gerufen.

Und er, er sagte wie im Schreck, wie zögernd, als fasse er meinen Ton nicht, sagte halb mechanisch:

„Ich will fort von hier."

Ja, und da brach es aus. Ich kann es dir nicht so erzählen, und könnte ich es gleich, ich möchte es nicht. Ich weiß nur, daß ich irgend etwas Unerhörtes that. Daß ich weinte, oder rief: ‚Von mir?! von mir fort!' oder sonst dergleichen, und daß ich mich wieder zurückfand im Leben, als er mich in seinen Armen hielt und mir zuredete.

Ach Du weißt, Reden ist sein Metier! Und ich hörte so gern und höre es immer wieder gern, daß er nur fort gewollt, weil er mich liebe, und daß er geglaubt habe, ich sei zu eigensinnig, mein Herz ihm oder irgend einem Mann zu schenken.

Auf die Mama besannen wir uns erst nach vielen, vielen Minuten. Und da war's, als packe mich eisiger Schreck. Was wird sie sagen?! Nehme ich ihr einen Mann, den sie selbst liebt?

Aber dies werde ich nun nie verstehen, was in Mama vorging. Es schien, als sei sie erst von Staunen wie gelähmt. Dann löste sich das, und weiter schien es, als sei etwas von ihr genommen wie eine Zwangsjacke, wie ein Ceremoniell, das steif auf ihr gelegen. Als sei ihr eine große Bequemlichkeit widerfahren. Anders kann ich es nicht ausdrücken. Und die Beobachtung befestigt diesen Eindruck. Sie ist glücklich und dankbar, Bernhard Claudius' Schutz und Rat nun für immer garantiert zu haben, sie braucht sich nicht mehr die Mühe zu geben, ihn durch ihre Haltung ans Haus zu fesseln. Sie darf wahrhaft freundschaftlich mit ihm verkehren, weil die Welt nicht mehr sagen kann, sie will ihn heiraten, weil er selbst ihre Ergebung nicht mehr als Entgegenkommen deuten kann. Ich habe Mama nie so liebevoll, nie so heiter gesehen. Und ich, ihr häßliches Kind, mache die hervorragendste Partie, die man nach Mamas Meinung überhaupt machen kann. Das mußt du in die Seele deines Albrecht hinein nicht übel nehmen. Ich weiß ganz wohl, daß es außer Bernhard noch mehr Männer ‚erster Garnitur' gibt — ein Ausdruck, den man mir mehr als Onkel Hans' Nichte, denn als Bernhard Claudius künftige Gattin verzeihen wird. Aber Mama hat nun einmal die Vorliebe! Und daß ich die Letzte bin, dies nicht zu begreifen, siehst Du wohl ein.

Also Mama ist glücklich im Besitz eines Idealschwiegersohns. Und sie nimmt ihm nicht einmal den schlechten Geschmack übel, den er bei der Wahl seiner Gattin bewiesen. Wer weiß, vielleicht ist es auch so: wer in seiner Jugend für das vollkommene Bild einer harmonischen Schönheit, für Edith Guilford geschwärmt hat, kann später nur den völligen Gegensatz lieben.

Neugierig bin ich auf eins: ob ich wieder die alte Lena werde, wenn ich mich erst an das Glück gewöhnt habe! Jetzt wäre ich sogar geneigt, für seine Armen zu kochen und ihnen Predigten vorzulesen. Aber ich glaube, dies ist nur der erste Rausch. Na, er kennt mich, er muß wissen, was er that, ich lehne jede Verantwortlichkeit ab für alles, was passiert.

Ich bin glücklich. Unbändig glücklich! Kommt schnell heim, damit ich es Dir jeden Tag und jede Stunde sagen kann, denn so etwas schreiben müssen, ist noch dürftiger als stammeln.

Aber Claudine, Frau Leutnant, ich bitt mir Respekt aus: Frau Pastorin! Wie das klingt. Doch unaussprechlich würdevoll. Meine Gnädigste, ich habe den Vortritt vor Ihnen.

Kannst Du Dir Bernhard als Deinen Bruder denken? Ist am Ende nicht alles ein Traum? Deine Lena."

Claudine konnte es wirklich nicht fassen. Sie sah Onkel Hans an und dachte nach und wußte nicht recht, ob sie von diesem Bündnis dauerndes Glück erwarten dürfe.

Und doch wallte in ihrem schwesterlichen Herzen heiße Freude auf, daß Lena sich den Geliebten errungen.

„Onkel Hans," sagte sie mit zitternder Stimme, „Lena ist ja außer sich vor Glück. Aber glaubst du, daß sie zusammenpassen?"

Der Oberst blieb stehen und sprach voll Stolz:

„Wenn der liebe Gott einen Ahlefeld wo hinstellt und sagt: ‚Da ist dein Platz, nu thu deine Pflicht,' dann wird auch was Ordentliches daraus."

Claudine sah wieder in den Brief hinein. „Weißt du, Onkel, Lena hat doch viel von dir. Sie erzählt auch so ein bißchen im Zickzack."

„Das will ich meinen!" rief Onkel Hans, dessen ganze Lebensfreude die fixe Idee war, daß seine Nichten alle Begabung und alle guten Eigenschaften von ihm hatten. „Bei mir hat sich das bloß nich so 'rausmachen können, in meiner Jugend waren die Zeitläufte nich darnach," pflegte er zu sagen.

„Dein neuer Schwager und Exvormund hat auch noch was Schriftliches verfaßt. Da!"

Claudine mußte lächeln über die weise Ökonomie, mit welcher Onkel Hans seine Schätze einen nach dem anderen austeilte.

Plötzlich erstarb ihr Lächeln. Sie neigte das Haupt.

Unten schien es laut zu werden. Sie sprang auf.

„Wir überlassen ihn vielleicht zu vertrauensvoll dem fremden Arzt," rief sie.

„Sein Vater ist bei ihm. Sei doch ruhig. Man wird dich rufen."

Sie seufzte schwer und zwang sich, näher an das Fenster rückend, zu lesen.

Draußen rieselte nun ein dichter Regen hernieder, still und naß war die Welt und jeder Fernblick durch Gewölk, das sich tief niedergesenkt hatte, verhüllt.

„Meine liebe Dina!

Nun wirklich meine teure Schwester! Auch in Deine Hände muß ich das Gelöbnis legen, daß ich Lena glücklich zu machen versuchen will. Ich weiß, Dein treues Schwesterherz sieht den Bund zwischen ihr und mir als keine ganz leichte Sache an. Unsere Verschiedenheit muß es beinahe als ein Wagnis erscheinen lassen, daß wir uns verbinden. Und das Zauber- und Gnadenwort ‚wir lieben uns' kann allein die Zukunft nicht durchleuchten.

Aber Kraft dieser Liebe werden wir uns verstehen lernen, aneinander arbeiten, zur freudigen Erfüllung gemeinsamer Pflichten vorschreiten.

Welch wundervolle Aufgabe für einen Mann, den hochbegabten Geist Lenas, der jetzt oft wie ein verflatterter Vogel sich in allerlei Netzen verfängt, leiten zu dürfen. Ihrer feinen Seele, die einen Hang zum Selbstironisieren und zur Verbitterung hat, lichte und immer gleiche Heiterkeit geben zu dürfen!

Die Intelligenz in diesem jungen Köpfchen ist so reich, daß dem Mann, der Lena zur Lebensgefährtin errungen, die edelsten Freuden winken.

Wie reich wird unser Leben sein!

Und in Lena schlummern mehr Anlagen zur liebevollen, barmherzigen Weiblichkeit, als sie sich noch selbst gestehen will.

Mich aber, den ein wenig zu Erwägenden, zu Pedantischen, mich wird ihr quecksilbernes Wesen mit neuer Jugend ...."

„Hör', es kommt jemand die Treppe herauf," unterbrach Claudine sich nervös.

Die glücklichen Betrachtungen, die sie da las, erfreuten sie tief. Aber in diesen Minuten war es doch, als zwänge sie alles, zu horchen, zu warten.

Onkel Hans öffnete die Thür.

Richtig, draußen tauchte gerade der Kopf der Wirtin aus dem Treppendach auf. Die Frau, als sie sich bemerkt sah, blieb so stehen, mit halbem Leib in das obere Stockwerk hineinragend. Onkel Hans fuhr es schreckhaft durch die Glieder. Das weiße Gesicht der Frau mit den funkelnden Augen, im Dämmer des Hintergrundes, wirkte so unheilverkündend.

Schon war Claudine neben ihm.

„Soll ich kommen?"

Onkel Hans verstand kein Wort von dem, was die Frau sagte. Er haftete Claudine nach. Er glaubte nicht anders, als es gehe zu Ende. Seine alten Beine trugen ihn kaum. Und die hölzerne Treppe war so verflucht steil und dunkel.

Claudine flog voran und über die Schwelle der Stube.

Da herrschte ein sanftes Halbdunkel, und auf seinen Kissen lag Albrecht, aus

halbgeöffneten Augen matt vor sich hinblickend.

Der ältere Brandow stand zu Häupten des Bettes und neben ihm der alte Bauerndoktor. Das weiße Haar desselben schimmerte förmlich durch den Halbschatten.

Claudine fiel neben dem Bett in die Kniee. Sie nahm Albrechts Hände zwischen die ihren.

Ihre Lippen bebten. Sie wagte nichts zu fragen. Mit forschenden Augen suchte sie in dem geliebtesten Angesicht zu lesen, ob da die Schrift des Lebens oder des Todes stand.

Der Gegenwart der Männer war sie sich kaum bewußt.

Sie erinnerte sich auch nicht mehr, daß sie vorhin dem Vater schreckliche Worte gesagt, aus denen er vielleicht die Wahrheit erraten hatte. Nicht mehr, daß sie ihn „Mörder" genannt, und daß dies Wort als Fluch auf ihm für ewig lag, wenn Albrecht wirklich starb.

Ihre Seele brannte nur in dem einen, heißen Gedanken: „Lebt er? Kann er leben?"

„Albrecht!" flüsterte sie.

Über sein Gesicht flog ein Lächeln.

Ein unaussprechliches Entzücken durchbebte ihr Herz.

Solches Lächeln hatte einst in den früheren glücklichen Tagen oft sein Angesicht verschönert.

Es war dasselbe Lächeln, an dem Onkel Hans ihn beschrieb, „ach der, der so nett lachen kann."

Nur blasser war es, viel blasser und schwächer.

Aber es machte ihr doch den Mut, den Blick fragend zu dem Mann zu erheben, dessen Erfahrung hier allein Hoffnung geben oder nehmen konnte.

Der alte Doktor verstand den Blick. Mit väterlicher Gebärde streichelte der Mann Albrecht über das dunkle Haar und sprach so ruhig und so liebevoll, daß Claudine fühlte, es war Gewißheit, die er verkündigte:

„Wir werden nun endlich gesunden. Die böse Wunde wird sicher heilen, und unsere frische Jugend wird sich schnell erholen. Die Wunde hatte sich zu früh geschlossen. Aber gottlob, der heimliche Giftstoff hat kein Organ beschädigt. Und die tapfere, kleine Frau hat mich gerade zur rechten Zeit hergebracht. Eine Stunde später, und der Blutverlust war zu stark. Ja Frauenliebe und Frauensorge, das ist was Herrliches!"

Claudine hing an seinen Lippen mit brennenden, begierigen Blicken.

Und dann kam ein Ton aus ihrer Brust — wie ein Jauchzen, das in Thränen überging.

Sie barg die Stirn an der Bettkante. Sie weinte heiße, selige Thränen des Glücks.

Alle waren still.

Endlich hörte man ein starkes Räuspern. Es war das bekannte, beredte Räuspern von Onkel Hans. Es sollte jetzt so viel heißen, als: Na Kinder, ihr macht einen ja windelweich!

Claudine fühlte die Hand des Geliebten auf ihrem Haar. Schwach und tastend suchte Albrecht seines Weibes Haupt zu liebkosen.

Sie erhob ihr thränenüberströmtes selig lächelndes Angesicht.

„O meine Claudine, was hast du für mich getragen und erlitten seit so langer Zeit, was hast du alles für mich gethan!" flüsterte er und wollte voll Dankbarkeit und Liebe ihre Hand küssen.

Sie entriß sie ihm.

Sie faltete die Hände und rief: „Nichts, nichts, mein Albrecht."

Und ihr war, als sei ihr Lebensweg über Rosen anstatt über Dornen gegangen, als sei die Last, die sie getragen, ein Kinderspiel gewesen, als habe sie nichts gelitten und keine Thränen geweint. Und als könne sie alle Mühen noch einmal auf sich nehmen für die Wonne dieses Augenblickes.



Auf dem Hohentwiel.

Von

Theodor Hermann Pantenius.

Mit 12 Illustrationen von Curt Agthe.

Ein aus einer flachen fruchtbaren Gegend aufragender Fels und auf dem Gipfel desselben allerlei altes Gemäuer: eine Wand mit ein paar Fensterhöhlen, in denen Mauerblumen wachsen; ein alter Turm, von dessen Zinnen eine Zwergbirke ihre Zweige herabhängen läßt; ein wie ein kleiner Erdtrichter aussehender verschütteter Brunnen, aus dem ein Hollunderstrauch emporwuchs — so sieht ungefähr das Bild aus, das sich die zahllosen Leser des Scheffelschen Ekkehard vom Hohentwiel gemacht haben. Auf diesen Berg begleiten sie in Gedanken den Dichter, nehmen neben ihm auf einer morschen Holzbank Platz und träumen, während ihr Blick auf der im Abendsonnenschein erglühenden Alpenkette verweilt und die Nachtigall im Busche hinter ihnen schlägt, von den Tagen, da Frau Hadwig in der Burg ihr strenges Regiment führte und Ekkehard in ihr liebte und litt.

In Wirklichkeit sieht es auf dem Hohentwiel ganz anders aus, und Scheffel hat es schwerer gehabt, der schwäbischen Herzogin Heim wieder auferstehen zu lassen, als wir annehmen. Der Hohentwiel ragt in der That ganz ohne Zusammenhang mit anderen Bergen aus dem ebenen Lande auf, sein Gipfel aber ist so breit, daß er nicht nur einer Burg, sondern auch einem Städtchen Platz bieten könnte. Dieser Gipfel ist allerdings mit Trümmern bedeckt, aber die Trümmer gehören nicht der Burg der schwäbischen Herzöge an, sondern einer württembergischen Festung. Was vom Wohnsitz der Herzogin Hadwig noch etwa übrig ist, das sind ein paar unsichtbare Grundmauern, alles, was uns dort oben an Türmen und Mauern umgibt, besteht aus Überbleibseln eines Fürstenschlosses und aus Trümmern von Bastionen und Kasernen aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Wir stehen nicht unter den Resten einer längst verfallenen Burg aus der Zeit der Ottonen, sondern unter denen einer im Jahre 1801 gesprengten und zerstörten Festung. Wer den Königstein bei Dresden kennt und sich die Festung auf demselben zerfallen denkt, hat ein ungefähres Bild davon, wie es auf dem Hohentwiel aussieht. Der natürliche Held dieser Stätte ist nicht der Mönch von St. Gallen, sondern



Singen und Burg Hohentwiel.

der tapfere Obrist Konrad Widerholt, der während des dreißigjährigen Krieges mit seiner Festung fünf Belagerungen aushielt und aus allen siegreich hervorging.

Der Ekkehard-Pilger, der von dem allen nichts weiß, ist zuerst bitter enttäuscht, denn was er hier sucht, findet er nicht. Nimmt er sich aber die Zeit, die wunderbare historische Luft, die ihn auf diesem merkwürdigen Berge umweht, einzuatmen, setzt er sich in einsamer Abendstunde auf die Bank, auf der Scheffel hier gern geträumt haben soll, so kann es wohl geschehen, daß die ganze thränenreiche Geschichte unseres Volkes an ihm vorüberzieht, so greifbar deutlich, so erschütternd wie nie zuvor.



Blick vom Walle des Forts auf die Ruine des Hohentwiel.

Das blühende, von Dörfern, Ackerfluren, Wiesen und Wäldern bedeckte Land da tief unter uns wird im Süden vom Rhein, im Osten vom Bodensee, im Westen und Norden vom Schwarzwald und der Donau begrenzt. Der Bach, die Aach, der es durchfließt und in der Nähe von Radolfzell in den Bodensee mündet, ist ein Arm der letzteren, den sie, zum Teil unterirdisch, hierher abgibt.

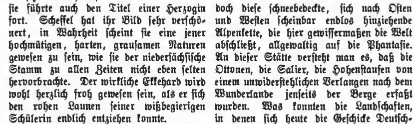
Einst war dieser Landstrich römisch und Kohorten hielten auf dem Hohentwiel, der Duellum hieß, die Grenzwacht. Dann drangen die Allemannen ein und eroberten alles Land im Norden der Alpenkette. Sie nannten diese Gegend, aus der außer dem Hohentwiel auch noch ein Dutzend anderer einsamer Kegel aufragen, den Hegau (Höhgau) und lebten dort nach Art der Germanen als kriegerische Bauern, die, solange sie jung waren, gern den Pflug mit der Streitaxt vertauschten und einem unternehmenden Edelling zu einem Streifzug ins gallische Land folgten. Später unterliegen die Allemannen ebenso wie die anderen in Deutschland hausenden oder nach Gallien hinübergezogenen Stämme der überlegenen kriegerischen Kraft der Franken, aber sie tragen deren Joch mit Widerwillen und immer wieder sucht ein allemannischer Vornehmer die Macht des Stammes um sich zu sammeln, um als thatsächlich unabhängiger Herzog das Land zu regieren.

Da der Hohentwiel eine auf seinem Gipfel erbaute Burg fast uneinnehmbar machte, so lag es in der Natur der Dinge, daß, wer sich zum Herren über das Allemannenland berufen glaubte, auf ihm seinen Wohnsitz nahm. Hier finden wir denn auch am Ende des neunten Jahrhunderts zwei schwäbische Große, Schwäger Konrads I, Berchthold und Erchanger, die wider den fränkischen Kaiser sich auflehnen. Sie büßen ihr Unternehmen mit dem Tode (917), aber ein anderer schwäbischer Graf Namens Burkhard ist glücklicher als sie und behauptet sich bis zu seinem Tode (926) als Herzog. Dann geht, um mit dem gleichzeitigen Chronisten zu reden, die kaiserliche



Ludwigsthor auf Hohentwiel.

Würde von dem Volke der Franken auf das der Sachsen über, und ein Sohn Ottos I, Liutolf, herrscht vom Hohentwiel aus über Allemannien. Auf ihn folgt als Schwiegersohn von Ottos Bruder Heinrich von Bayern ein Sohn Burkhards, Burkhard II. Seine Gattin aber ist jene Hadwig, die Scheffel unsterblich gemacht hat. Sie durfte auch nach dem Tode ihres Mannes, den sie um 21 Jahre überlebte, den Hohentwiel als Witwensitz bewohnen, und

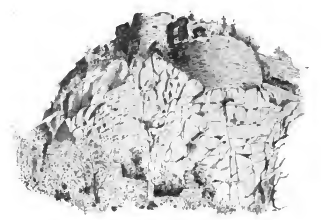


sie führte auch den Titel einer Herzogin fort. Scheffel hat ihr Bild sehr verschönert, in Wahrheit scheint sie eine jener hochmütigen, harten, grausamen Naturen gewesen zu sein, wie sie der niedersächsische Stamm zu allen Zeiten nicht eben selten hervorbrachte. Der wirkliche Ekkehard wird wohl herzlich froh gewesen sein, als er sich den rohen Launen seiner wißbegierigen Schülerin endlich entziehen konnte.

Nach Hadwigs Tode fiel der Hohentwiel an Otto III, und man denkt unwillkürlich daran, wie sehr der Anblick der Alpen, den man von hier aus genießt, dazu beigetragen haben mag, die Sehnsucht nach Italien, die den romantisch beanlagten Jüngling beherrschte, zu nähren. Wirkt doch diese schneebedeckte, sich nach Osten und Westen scheinbar endlos hinziehende Alpenkette, die hier gewissermaßen die Welt abschließt, allgewaltig auf die Phantasie. An dieser Stätte versteht man es, daß die Ottonen, die Salier, die Hohenstaufen von einem unwiderstehlichen Verlangen nach dem Wunderlande jenseits der Berge erfaßt wurden. Was konnten die Landschaften, in denen sich heute die Geschicke Deutschlands entscheiden, was konnten die traurigen Föhrenwälder, die von sumpfigen Seen durchsetzten Flachländer östlich der Elbe den Männern an Reizen bieten, die ihre Jugend an den Ufern des Rheins oder des Bodensees verbracht hatten! Hinter den Alpenpässen aber dehnten sich Orangen- und Lor-



Platz der Vorburg mit Kaserne.



Altan oder scharfes Eck. Rondel Augusta.

beerhaine, und noch in ihren Trümmern erhabene Paläste und Tempelbauten zeugten von einer tausendjährigen Kultur.

Nach dem frühen Tode des dritten Otto kam der Hohentwiel an Heinrich II. Später befindet sich die Burg im Besitz des Gegenkaisers Rudolf von Schwaben.

Unter Heinrich IV hat sich im Grunde das Geschick Deutschlands schon entschieden. Es wird keinem Herrscherhause mehr gelingen, die Kaiserwürde erblich zu erringen; keine Hauptstadt wird sich bilden; die Nation wird sich im besten Fall in einer Anzahl Stammesfürstentümer politisch einigen. Vorläufig bereitet sich der Kampf aller gegen alle vor. Jeder Edelhof wird zu einer Burg, jede Stadt wird zu einer Festung, nur zu bald wird sich auch jedes große Dorf mit Wall und Graben umgeben oder wenigstens eine Mauer um den Kirchhof ziehen. Die Kaiser, die Herzöge, die Bischöfe, die Grafen — alles braucht vor allem Krieger und wieder Krieger. Da wird denn nach und nach alle eigene Habe an solche ausgethan, bis schließlich der Herr daran zu Grunde geht, daß er den Vasallen nichts mehr zu bieten hat. So wird auch der Hohentwiel, der mit dem Herzogtum Schwaben an die Hohenstaufen gekommen ist, von diesen an einen Ritter verlehnt. Es gibt nun Herren vom Twiel, denen später die Herren von Klingenberg als Besitzer folgten. Aus der Wohnstätte der römischen Kaiser und der schwäbischen Herzöge ist eine Ritterburg geworden. Und eine solche winkt nun von allen den Bergkegeln herab, die sich aus dem Hegau erheben: vom Hohenkrähen, vom Mägdeberg, vom Hohenstoffeln, vom Hohenhöwen, vom Neuhöwen. Das deutsche Schwert unterwirft nicht mehr Dänen und Tschechen, Polen und Ungarn, es wird nur noch gezogen, um in wüster Fehde mit dem des Nachbarn gekreuzt zu werden. Es entstehen Zustände, wie wir sie heute in Colorado oder Neu-Mexiko kennen, es gibt kein anderes Recht als das des Stärkeren.



Thor zur obersten Burg.

Aus dem Chaos dieser Welt ringen sich einige Geschlechter empor, denen ein besonderes Maß von Kraft und Rücksichts-

losigkeit verliehen war. So die Grafen von Württemberg, die es fertig bringen, sich selbst gegen die zugreifende Schlauheit des Hauses Habsburg mit Erfolg zu wehren. Die Württemberger sagen sich, daß es unter Umständen gut sein kann, auch außerhalb der abgerundeten Besitzungen und fern von diesen ein festes Heim zu haben, und sie richten ihr Augenmerk auf den Hohentwiel. Auf diesem sind die Klingenberge aneinander geraten, ein Bruder steht wider den anderen. Der eine verkauft die Burg widerrechtlich an den Herzog Ulrich von Württemberg, der andere will sie dem Hause Österreich zuwenden. Das Ende vom Liede ist, daß der aus seinem Lande vertriebene Herzog die Burg besetzt (1519). Sie war ihm wegen ihrer Uneinnehmbarkeit und wegen der Nähe der Schweiz, aus der er seine Söldner bezog, vom höchsten Wert. Von hier aus zog er 1525 vergeblich, 1534 mit Erfolg aus, um sein Land wiederzuerobern.


Klosterruine.

Von jetzt ab wurde der Hohentwiel eine württembergische Festung, und es entstehen die Bauten, deren Trümmer heute seinen Gipfel bedecken. Eine unterhalb desselben gelegene Terrasse nahm die untere Festung auf, er selbst die obere. Drei über schwindelerregende Abgründe führende Zugbrücken verbinden die eine mit der anderen. Neben dem Urgestein entstehen zahlreiche Mauer-


Vorburg und Exercierplatz.



Der angebliche Ekkehardsturm.

werke, auf denen man Bastionen errichtet, die mit Kanonen gespickt sind. Die alte Kaiserpfalz, die Burg verschwinden spurlos und an ihrer Stelle entstehen neben einem Fürstenhause Kasernen und Magazine.

Während des dreißigjährigen Krieges bewährt sich die Festung vorzüglich. Ihr Kommandant, Konrad Widerholt, haust auf ihr frei und mächtig wie ein Aar, aber was unter seinen Fängen blutet, sind deutsche Menschen. Noch lastet der volle Fluch unserer geschichtlichen Entwickelung auf den deutschen Landen, wer in ihnen ein Held wird, ist es auf Kosten seiner Volksgenossen. Alle die Burgen umher hat Widerholt in Trümmerhaufen verwandelt, damit sich die Feinde, die den Hohentwiel fünfmal belagerten, nicht in ihnen festsetzen konnten.

Aus dem Elend des dreißigjährigen Krieges entsteht die Allmacht des Landesfürstentums. Der völlig verarmte Adel ist froh, im Hofdienst einen Unterschlupf zu finden; über dem um alle Habe gekommenen Bürger der Städte schaltet und waltet nach Belieben der fürstliche Beamte; der zum Leibeigenen gewordene Bauer zählt nicht mehr mit als das magere Ochsengespann, das seinen Pflug zieht. Die Fürsten aber, denen keine gesetzliche Autorität mehr entgegentreten kann, verwildern in furchtbarer Weise, und die deutsche Welt erlebt schaudernd das Beispiel von vom Cäsarenwahnsinn ergriffenen Herren über ein paar hundert Quadratmeilen. Ihre Gunst erhebt die Knechte, über die sie herrschen, und zermalmt sie wieder. Die Festungen werden zu Staatsgefängnissen, auf dem Hohentwiel trauern der Reihe nach als Staatsgefangene der Verteidiger der württembergischen Stände Johann Jakob Moser, der brutale Günstling des noch brutaleren Herzogs Karl Obrist Rieger, ein preußischer Herr von Knobelsdorf, der sich als Werbeoffizier das Mißfallen von Serenissimus zugezogen hatte und ebenso hinterlistig gefangen genommen worden war und ebenso abscheulich behandelt wurde wie Schubart.

Während der Herzog in Ludwigsburg seine frivolen Feste feierte oder auf unsinnigen Jagden die Arbeitskraft seiner Bauern vergeudete, hatte er kein Geld, um die Festung Hohentwiel auch nur notdürftig zu erhalten. Als die Franzosen im Jahre 1800 ins Land fielen, lag sie schon zum Teil in Trümmern, und ihre Besatzung bestand aus Invaliden, die von uralten Offizieren kommandiert wurden. Am 1. Mai wurde die



Das Fürstenhaus vom Turnierplatz aus gesehen.

Festung, ohne daß auch nur ein Schuß fiel, durch Kapitulation übergeben, und als wieder ein Jahr vergangen war, da hatten die Franzosen sie vollständig zerstört.

Wie ihre Trümmer aussehen, zeigen unsere Abbildungen.

Was sich im großen abgespielt im ganzen Reich, das hatte hier im kleinen sein Wiederspiel gefunden: die Ritterburg hatte die Kaiserpfalz abgelöst und hatte dann der landesherrlichen Festung mit ihren Verließen Platz gemacht. Jetzt legten die zu einem großen politischen Ganzen geeinten die in ihr sagten! Und ein deutscher Dichter war es auch, der diesen wunderbaren Berg, den Hohentwiel, durch seinen Ekkehard allen Deutschen lieb und wert machte, mögen sie nun in Bern leben oder in Reval, in Memel oder Saarbrücken. Wird einmal eine Zeit kommen, in der, wenn ein deutscher Mann hier an dieser Weihestätte deutscher Geschichte einsam sitzt und die Schicksale seines Volkes an sich vorüberziehen läßt, alle Kinder des deutschen Hauses sich wieder zusammengefunden haben werden und in der der Pole, der Tscheche, der Russe,



Blick auf den „Hohenkrähn" vom Schloßhof des Hohentwiel aus.

Nachbarn sie in Trümmer, wie sie Worms und Speier und Heidelberg und so viele andere Stätten einst glanzvollen deutschen Sonderlebens schon vorher in Trümmer gelegt hatten.

Wie wunderbar, daß es schließlich doch noch gelang, dieses auseinander strebende Volk wenigstens zum größten Teil wieder zusammenzufassen zu einem Reich! Wenn das Riesenwerk schließlich gelang, wem anders danken wir es im letzten Grunde, als der deutschen Sprache und den Dichtern, die in ihr sangen, und den Gelehrten, der Welsche wieder bang den Rücken beugen werden wie einst, wenn das deutsche Schwert in der Faust der Ottonen oder der Heinriche in der Sonne blitzte? Gott gebe es!

Rings um mich her singen die Rotschwänzchen, im Süden ragen die Alpen, von Osten her schimmert der Bodensee und unten im Thal rauscht die Aach. Das alles war schon so, als ein römischer Legionar oder ein Burkhardinger oder ein deutscher Kaiser oder ein Klingenberger oder Konrad Widerholt von dieser Stelle



Aussichtsturm (ursprünglich Kirchturm) und der angebliche Ekkehardsturm.

herabsah und den Zauber des Frühlingsabends auf sich wirken ließ.

Was sie aber unter sich sahen im Thal, die menschlichen Siedelungen und die Menschen selbst, die waren anders, ganz anders als heute. Das freundliche Städtchen Siegen, die wohlhabenden Dörfer ringsum, sie waren nicht vorhanden. Kein Eisenbahnzug brachte erholungsbedürftige Menschen in schnellem Fluge zum Fuß der Alpen, in denen ihrer frohe Stunden warten; kein von fröhlichen Ausflüglern besetztes Dampfschiff kreuzte den Bodensee von Konstanz bis Lindau oder Bregenz. Nie vorher waren Leben und Eigentum der Menschen, die um den Hohentwiel wohnten, so wohl behütet wie heute; nie vorher hatte der einzelne unter ihnen so freie Bahn zur Bethätigung seiner Kräfte wie heute; nie vorher — und das ist das schönste — konnte der Arme, der Kranke unter ihnen so sicher darauf zählen, daß der Staat, die Gemeinde, die Kirche, der einzelne Gute sich seiner annehmen, sein Leid zu lindern suchen werde wie heute.

Darum sei genug geträumt auf der einsamen Bergspitze. Da unten winkt das beglückende Leben der Gegenwart. Welch ein schönes Los ist unserem Geschlecht zu teil geworden: wir können nach dem Rückblick in eine trübe Vergangenheit mit gutem Grunde uns frohgemut und hoffnungsfreudig erquicken an all dem Schönen, das uns zu teil ward und das unsere Vorfahren für uns unter so vielen Leiden erwarben.





Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Alpenröserl. Nach dem Gemälde von F. Prölß.

Drei Gedichte.

Von *.*

(Abdruck verboten.)

Abschied.

In Herbstesweben
Der Blätter Fall,
Ein Rieseln und Beben
Allüberall.

Ein traumhaft Feiern
In Flur und Feld,
Von Nebelschleiern
Umhüllt die Welt.

Wie thränende Sorgen
Sickernder Tau,
Die Sonne im Morgen
Erloschen und grau.

Welch kümmerlich Tagen
In trüber Zeit,
Beklommenes Zagen
Und Trennungsleid.

Da — ein Keuchen und Brausen,
Ein zischend Gestampf,
Ein Schnauben und Sausen
Durch gischtigen Dampf.

Und ein lächelndes Neigen,
Ein letztes Gestehn,
Ein halbes Verschweigen
Und — gehn und verwehn.

Und ein Pfiff — wie ein Schrei
Aus gellender Not,
Und alles vorbei,
Und — die Welt liegt tot.

Es war so hold.

Es war so hold, dir zu begegnen,
So traurig war's, von dir zu gehn,
Und dennoch möcht' ich manchmal segnen
Das Schicksal, das es ließ geschehn.

Denn in dem quälenden Getriebe
Des Lebens, so voll Not und Pein,
Wie lange hätte unsre Liebe
Doch können unsre Liebe sein?

Belastet mit des Alltags Schwere,
Hinkeuchend durch der Erde Staub,
Ach wenn sie hingesunken wäre,
Gemeiner Sorgen bleicher Raub!

Wenn sie, die große, wunderreiche,
Gewandelt zwischen mir und dir,
Wie unsres Glückes blasse Leiche,
Ein ewger Vorwurf dir und mir.

Wenn ihr Gespenst an unserm Tische
Geteilt mit uns das karge Brot,
Und, daß sie dürftig sich erfrische,
Gezwungne Zärtlichkeit gebot.

Ach nein! ich will den Himmel segnen,
Daß er sie diesem Los entrückt.
Es war so hold, ihr zu begegnen,
Die über alles mich entzückt. —

Entzückt, wie nur ein ewig reines,
Ein reueloses Glück vermag —
Der ferne bleiben durft' Gemeines
Vom ersten bis zum letzten Tag.

Die rein wie das Geleucht der Sterne,
Rein bis an des Gewandes Saum,
Hinwandeln darf in heil'ger Ferne
Als meines Lebens schönster Traum.

Am Waldrand.

Am Waldrand, da, wo die enge Welt
Von blühenden Hecken ist rings umstellt,
Da unter den alten Rüstern,
Wo Gras und Blumen flüstern, —

Möcht' ich noch einmal dir allein —
Wenn die ersten Sterne mit lichtem Schein
Die Augen der Müden segnen —
Allein dir noch einmal begegnen.

Und sähe die Dämmrung um uns her
Umquellen uns wie mit Schleiern schwer,
Und die Himmel sich über uns dehnen,
Und sähe doch nichts vor Thränen.

Und sähe nur dich und dürft' einmal
Nach all der bangen Entsagungsqual
Ausströmen lassen die Schmerzen
Und weinen an deinem Herzen.

Addio, 'gnà Mara!

Eine Sicilianergeschichte aus Tunis.

Von

J. C. von Eckardt.

I.

Die Sonnenuhr an der italienischen Schule im Sträßchen Zarkoun zu Tunis hatte eben die Mittagsstunde angezeigt. Beim Tischlermeister, in der Werkstatt gegenüber, hatten die Gesellen schon Hobel und Schurzfell beiseite gelegt und sich zu dem Weinschank an der Ecke begeben, dessen mit einer Gardine verhangenem Eingange der kräftige Geruch von gesottenem Öl und Bratfisch entströmte. Einige Schritte weiter, in dem schattigen Thorwege des italienischen Konsulats, reckte sich auf dem Stammplatz des Oberkawassen, der ebenfalls zur Frühmahlzeit heimgegangen, ein junger Janitschar. Er erhob sich grüßend, als zwei Kanzlisten in modischer Kleidung mit hohen Hüten, aus der Eingangshalle kommend, an ihm vorübereilten. Dann setzte er sich wieder fröstelnd auf seinem Strohstuhle nieder. Die Amtszeit schien aus zu sein, denn ein paar verspätete Bittsteller, Tagelöhner in vertragenen Mänteln, die vor der Thüre gewartet hatten, entfernten sich wie widerwillig nach dem entgegengesetzten Ausgange des Thorweges.

Einen Augenblick später trat aus der Halle ein junger Bursche in Arbeitstracht mit einem Bündel in der Hand, und schritt langsam aus dem Schatten der Wölbung auf die Straße hinaus. Draußen, in der hellen Januarsonne, blieb er stehen, sich halb unschlüssig umschauend, ob er seinen Weg nach rechts oder links nehmen sollte. Doch eine hinter ihm drein durch den Thorweg rasselnde Sicilianerkarre zwang ihn, zur Seite zu treten, um dem Gefährte Platz zu machen.

„He da, wie steht's, Gevatter Lorenzo?" rief ihm der Fuhrmann zu, indem er mit der Peitsche knallte.

Der so Angeredete blickte auf. Sein hübsches, regelmäßiges Gesicht, zu dessen bräunlicher Färbung ein Paar helle Augen in seltsamem Gegensatze standen, nahm einen finstern Ausdruck an.

„Guten Morgen, Gevatter Nino," war die Antwort. „Schlecht steht's, und dabei wird es bleiben."

„Was gibt es denn Neues?" gab jener zurück und hielt sein Pferd an.

„Alles ist verloren und auf Nimmerwiedersehen. So hat mir's eben der Herr Konsul in Person gesagt."

Nino zuckte die Achseln.

„Hin ist hin. Nur Mut, Gevatter. Wollt Ihr aufsteigen? Ich fahre zum Grünen Thore."

Lorenzo nickte beistimmend: „'s ist auch mein Weg," setzte einen Fuß auf das linke Rad und schwang sich neben den Fuhrmann. Dieser knallte wiederum mit der Peitsche, und die Karre holperte laut durch die stille Straße. Der Kawaß auf dem Stuhle kreuzte zur größeren Bequemlichkeit die Beine unter sich und schaute ihr bedächtig nach, bis sie um die Ecke in die Maltesерstraße eingebogen war.

Das Gefährt, auf dem die beiden Burschen durch das gleichfalls in Mittagsruhe versenkte Malteserviertel rollten, war eine zweiräbrige, hellgelb bemalte Karre von antiker Form. Die Räder zeigten rot und grüne Verzierungen, ebenso die Deichselstangen und der Kasten. Auf seiner Vorderwand war in der Mitte eine schlanke Venus abgebildet, die auf einer Wolke, von einem Gespann weißer Tauben gezogen, himmelwärts zu fliegen schien. Darunter hatte der Maler in griechischen Schriftzügen das Wort „Kypris" gesetzt.

Nino, der Kutscher, stand vorn auf dem Kastenvorsprung und trieb mit Schnalzen und Peitschenknall seine weiße Stute an: „Ohi, ohi la learda."

Lorenzo hatte sich neben ihm niedergelassen mit dem Rücken an die Vorderwand gelehnt, sein Bündel vor sich auf den Knieen.

Die jungen Leute mochten von gleichem Alter sein und ihre wettergebräunten Gesichtszüge deuteten in Schnitt und Ausdruck auf ein gleiches Vaterland, war auch der

eine blauäugig mit schlichtem schwarzen Haar, der andere krausköpfig mit kecken braunen Augen unter dem Ciuffo. Beide trugen fadenscheinige Wollschärpen um den Hals und grobe, durchlöcherte Tabarros über der rechten Schulter.

Als sie von dem schlechten Pflaster der Malteserstraße in die breite Chaussee eingelenkt hatten, die zum Grünen Thore führt, ließ Nino die Stute langsamer gehen, sprang von der Karre und schritt mit den Zügeln in der Hand daneben her.

„So bist du gerade so weit wie vorher?" wendete er sich an den Kameraden, der bisher keine Miene gemacht hatte, das Schweigen zu brechen.

„Ja, Gott weiß, so weit wie vor drei Jahren." Lorenzo seufzte.

Der andere zuckte wieder die Achseln. „Mut, Mut, Gevatter. Sie suchen Tagelöhner für den Straßenbau nach Kef. Wenn du morgen früh am Seethor sein kannst, wird es dir nicht schwer fallen, Arbeit zu finden."

„Und du, Gevatter Nino, was treibst du jetzt?"

„Ich fahre Steine auf dem Wege nach Bizerta," erwiderte Nino. „Auch kein Leben wie im Paradiese. Doch man wird satt dabei. Nicht wahr la learda? Ohi, ohi."

Die Karre war unterdes am Grünen Thor angelangt und rollte, an dem Thorwart im grauen Mantel vorüber, auf die Landstraße hinaus nach einem Brunnen zu, vor welchem schon ein halb Dutzend Gespanne aller Art warteten. Dort hielt Nino seine Stute an. Lorenzo sprang von der Karre und führte die Hand zum Zeichen des Grußes an seinen Hut.

„Leb wohl, Gevatter, mein Weg führt nach rechts. Ich gehe nach Sidi bou Said hinauf, der Sposa Lebwohl zu sagen."

„Und ich tränke die Learda und fahre dann nach links weiter." Nino deutete auf die Hügel im Westen. „Lebwohl, cumpare Renzo, und guten Mut."

Lorenzo warf dem Kärrner ein „auf Wiedersehen" hin und schritt dann auf der Landstraße nach Norden zu, wo in der Ferne die Höhen von Karthago und ein blauer Meeresstreif den Horizont einsäßten. Jener nahm indes der Stute das Gebiß aus dem Maule und führte sie nach dem Wasserbecken an einen frei gewordenen Platz zwischen ein Kutschenpferde und ein wohl aufgezäumtes Maultier. Die Learda senkte den Kopf und zog in tiefen, gurgelnden Zügen das klare Wasser ein. Und auch Nino schöpfte sich mit der hohlen Hand an der sprudelnden Röhre einen kräftigen Trunk. Dann zäumte er das Tier wieder auf, schob rückwärts sein Gefährt aus der Reihe der Gespanne, nahm die Zügel zur Hand, schwang sich auf die Karre und ermutigte die Stute mit einem lauten „ohi". Gehorsam dem gewohnten Rufe folgend, zog das Tier an. Bald war das Gefährt um die Biegung der Straße verschwunden und immer mehr verhallte der Ton von Ninos Stimme, der ein Liedchen von „Goletta und der schönen Marietta" sang.

Lorenzo wanderte unterdessen, ohne sich umzuschauen, auf der breiten Chaussee fort, die von Tunis zum Meere führt. Die Mittagssonne brannte heiß, und das leise Lüftchen vom See, das hin und wieder in den Zweigen der Eukalyptusbäume am Straßenrande säuselte, vermochte keine Kühlung zu spenden. Zuerst war die Straße belebt. Eine offene Kutsche mit einer vielköpfigen, buntgekleideten Israelitenfamilie kam dem Wanderer entgegen, ein Trupp Kamele wiegenden Ganges, ein Reiter auf einem Schecken, ein paar Knaben, je zu zweien auf einem Esel um die Wette reitend. Dann, hinter den Mauern des christlichen Kirchhofs, wurde die Straße einsamer. Sie wand sich wie ein endloses weißes Band zwischen Wiesen zur Linken und dem Salzsee zur Rechten hin. Bis zu seinem Ziele, dem Städtchen auf dem Bergrücken am Meere, mochte Lorenzo noch an drei Stunden Weges vor sich haben.

Lorenzo Posenzi war ein Sicilianerkind aus der Gegend von Sciacca, ausgewandert wie so viele der Seinen nach einem Hungerjahre, in welchem Cholera, Malaria und Trockenheit ihr verheerendes Werk gethan. Von Palermo aus, wo er zuerst gearbeitet, war er mit einigen Gefährten den Anpreisungen eines, goldene Berge versprechenden, Aufrufes gefolgt und hatte sich nach Tunis eingeschifft, um dort sein Glück zu suchen. An die drei Arbeitsjahre auf afrikanischer Erde dachte er zurück, als er mit schnellem Schritte auf der sonnigen Straße fortwanderte. Es hatte tags

zuvor geregnet und dann war der Südwind über Land gestrichen, so daß sie wie trocken gefegt und gefroren erschien und der Schritt auf dem harten Boden wiederhallte. Er hatte sein Glück gesucht! Die Kiesel auf dem Wege mahnten ihn an all' die Stunden, wo er mit Hammer und Meißel auf eben solchen Wegen gesessen, Steine zerklopft, Quadern mit der Richtschnur gemessen, Erdreich geschichtet und Pflaster gestampft hatte. Sie sprachen ihm von Winterkälte, wenn der Nordwind die Finger ersteifte, von glühenden Sonnentagen, wo der Staub die Augen blind machte und sich wie schwere Wolken auf Lippen und Brust legten, von Nächten unter freiem Himmel oder in der Reisighütte, weit im Süden in der Wüste von Gabes, hoch im Gebirge bei den Krumirn oder an einsamen Meeresgestaden! Wie mühselig hatte er während jener drei Jahre Soldo zu Soldo gelegt, wie oft sich mit der magersten Kost begnügt, mit einem Stück trockenen Brotes und Käse und einem schlechten Trunke brackigen Wassers. Und als er nun am Ende der Entbehrungen gewesen, als die Silberstücke im Strumpfe und die Scheine in der Brieftasche sich angesammelt, da hatte er sie kennen gelernt, Mara, die braune Calabresin, die mit Vater und Mutter auch ihr Glück in der Fremde suchte. In Karthago am Meere war es gewesen. Er arbeitete damals an den Ausgrabungen, die der weißgekleidete Pater aus dem Kloster Sankt Ludwigs leitete. Die Frauen bewohnten unweit davon in einem Garten die verfallene Hütte, die ein reicher Muselmann ihnen gegen einen geringen Mietpreis überließ, während Lorenzo in einer Kammer neben den Ställen in demselben Grundstücke sein Nachtlager aufgeschlagen hatte. An dem grünen Gartenthore hatte er Mara zuerst gesehen und man war bald einig gewesen. Mamma Antonia hatte schon begonnen, für den „corredo“ den bescheidenen Brautschatz, einige Stücke Leinzeug in eine Truhe zu legen. Und Mara trug bereits die goldenen Ohrringe, Lorenzos Hochzeitsgabe. Sie wollten im Frühling heiraten. Es fehlten nur noch die Papiere aus der Heimat, um das Aufgebot in der Kapuzinerkirche verkündigen zu lassen. Ein Stübchen im Malteserviertel war ebenfalls gefunden, zwar nur eng und niedrig, doch an einer rotgittrigen Galerie gelegen, die auf den Hofplatz mündete, genau wie der „ballatojo“ an der väterlichen Hütte in Sciacca.

So weit hatte das Glück ihm gelächelt.

Lorenzo war schon zwei Stunden lang rüstig fortgewandert. Doch nun, wie er zum abertausendstenmale des schlimmen Tages gedachte, an dem ihm alles genommen worden, zitterten seine Kniee. Er setzte sich auf den Wegrain nieder, den spärliche Hungerblümchen, Löwenzahn und Wolfsmilch bedeckten, indes die Wiesen schon im frischen Grün prangten, zwischen dem große goldgelbe Totenblumen und schlanke violette Krokus hervorschauten. Die weißen Häuser von Marsa erglänzten nahe, am Ufer des Salzsees stolzierten Wasservögel. Eine leise Brise flog kräuselnd über den mattblauen Spiegel hin. Jenseits der schmalen Landzunge von Goletta gewahrte das Auge die weißen Schaumköpfe des Meeres, auf welchem ein Dampfschiff eben die Anker lichtete und langsam seinen Weg gen Norden nahm.

„Verflucht sei der Tag, wo ich die Heimat verließ!“ Lorenzo stützte den Kopf in beide Hände und versank in tiefes Grübeln, ohne zu fühlen, daß ihm zwei schwere Thränen über die braunen Wangen liefen.

Es war an einem Freitage gewesen! Er hatte früh aufs Konsulat gehen müssen, der Papiere wegen, die zur Eheschließung unentbehrlich waren und auf die ihn ein saumseliger Sindaco immer noch warten ließ. Es war spät geworden und er hatte die Nacht in der Stadt verbracht. Deutlich entsann er sich eines jeden Umstandes, der die Rückkehr am anderen Morgen begleitete. Wie er das verschlossene Gitterthor des Stalles offen gefunden, wie laut sein Herz beim Anblick seiner gleichfalls offenen Kammerthür geschlagen hatte! Mit einem Schrei war er hineingestürzt, hatte den Strohsack auf dem Bette durchwühlt, die Truhe umgestürzt, seine Habseligkeit auf dem Boden zerstreut gesehen. Auf der Schwelle lag die leere Brieftasche. Alles war gestohlen, kein elendes Silberstück, kein kupferner Soldo in der Kammer zu finden. Er hatte wie ein Wahnwitziger gesucht und war dann zu den Frauen geeilt, um die Trauerbotschaft zu verkündigen. Noch heute sah er im Geiste das verschmitzt lächelnde

Gesicht des arabischen Gärtners beim Anblick seiner Verzweiflung.

Lorenzo ballte die Fäuste in der Erinnerung daran.

Seit drei Monaten wanderte er nun einen Tag um den anderen aufs Konsulat, wo er seine Sache anhängig gemacht hatte. Man kannte die Thäter. Sie stonden im Einvernehmen mit dem Gärtner und seinem Sohne. Doch, mochten auch arabisches und französisches Gericht sie verfolgen, von dem Gelde war doch kein Scherflein heimgekommen. Und heute, wie der Bestohlene sich wieder im Audienzzimmer gemeldet hatte, da war der vornehme Herr Vizekonsul auf ihn zu getreten, hatte ihm auf die Schulter geklopft und in seinem schönen Mailändischen Italienisch zu ihm gesagt:

„'s ist umsonst, daß Ihr Euch abhärmt, Lorenzo. Das Geld ist verloren. Ihr braucht Euch nicht mehr herzubemühen. Und Euren Caciacavallo packt nur wieder ein. Was wir thun, geschieht in des Königs Namen und nicht um sicilianischen Käse."

Lorenzo erhob sich von dem Boden, nahm das Bündel mit dem zurückgewiesenen Geschenke wieder unter den Arm und schritt weiter.

Nino hatte recht. Er wor so weit wie vor drei Jahren, wo sie selbander als arme Auswanderer diese nämliche Straße gezogen waren. Es galt also, mutig wieder an die Arbeit zu gehen, um mit einem geringen Sümmchen in die Ehe treten zu können.

„Mara wird warten," sagte Lorenzo halblaut vor sich hin. „Im Sommer will ich wiederkommen. Welch' Jammer nur, daß uns das Stübchen verlustig geht; wegen der Galerie und des Hofes, wo Mara Truthühner ziehen wollte. Welch' Jammer! Madonna!"

Er sprach diese letzten Worte ganz laut zum großen Erstaunen eines vorüberreitenden Beduinen, der quer auf seinem Esel sitzend, mit bloßen Füßen die Weichen des Tieres bearbeitete.

Vor den Blicken des Wonderers tauchten jetzt aus dem hohen Wiesengrün die grauen Mauern eines Araberdorfes auf, das aus Steinen des alten Karthago erbaut, die Farbe dunkler verwitterter Trümmer zeigte. Er verließ die Landstraße und schlug einen Fußpfad ein, der quer nach dem Hügel von Sankt Ludwig hinüberführt. Am Fuße desselben beim Marterplatze des heiligen Cyprianus ward er von italienischen Arbeitern angerufen. Doch er hielt sich nicht auf und wendete sich nun nach dem Landwege, der in Windungen zwischen den Gestaden des Meeres und den steinübersäten Ruinenfeldern des alten Korthago gen Sidi bou Said emporsteigt. Noch einer halbstündigen Wanderung stand Lorenzo vor dem Gitter des Gartens, in welchem die Frauen wohnten.

Der vernachlässigte, mauerumschlossene Garten lag am Fuße des Hügels, der weit als Vorgebirge ins Meer hineinragend einst die Villen Karthagos trug und jetzt von maurischen Großen zum Sommeraufenthalt gewählt wird. In der Mitte des Grundstücks erhob sich das arabische Landhaus, das der Obhut eines einzigen alten Gärtners onvertraut, mit seinen Erkern und Balkonen, Türmchen und Pavillons, vergitterten Fenstern, ummauerten Höfen, seinem Frauenbade und erhöhten Innenhofe verlassen und verwahrlost einem verwunschenen Schlosse gleichsoh. Die geräumigen Stallungen, welche einst für die Reit- und Saumtiere des Bewohners angelegt worden waren, die Kommern und Stübchen für die zahlreiche Dienerschaft zeugten jetzt von Verfall und Niedergang. Mörtel und Tünche waren allenthalben von den Mauern gefallen, Thüren aus den Angeln gewichen, Fensterscheiben zerbrochen, Schlösser und Riegel verrostet. Gras und Totenblumen wucherten aus den Spalten der marmor- und fliesengedeckten Fußböden, Wespen hatten ihre Nester in dem vermoderten Gebälke aufgehangen, Spinnen ihre Netze vor die Thüren gezogen. Schwalben und Sperlinge hausten in den Gemächern, Eidechsen und Skorpione lauerten in dem alten Gestein. Eine der verlassenen Kammern am Stalle hatte der reiche Besitzer des Hauses Lorenzo um wenige Piaster zur Schlafstätte überlassen. Am anderen Ende des Gartens, in einer niedrigen Behausung neben dem Brunnen wohnten die Frauen.

Ohne hineinzuschauen, eilte Lorenzo an seinem elenden Stübchen vorüber, durch die Allee von Pfefferbäumen, die ihre rosigen Rispen tief wie Trauerweiden hinabsenkten, an den Gemüsebeeten des Gärtners vorbei,

wo der Alte in seiner braunen Kutte gerade Kürbisse legte. In der Kammer fand er Mámma Antonia auf dem Stuhle eingenickt. Mara saß indes in der Sonne auf dem erhöhten Brunnen. Über der Lehne des Stuhles trocknete der Teig zu den Nudeln für die Abendspeise und eine Katze ging schnurrend und mit erhobenem Schwanze um des Mädchens Füße. Es duftete süß im Garten nach Lenz und Honig. Mara fächelte sich mit einem Zweiglein Basilikum und begrüßte den Ankömmling halb verträumt in der warmen Nachmittagssonne, die ihre Wangen unter dem roten Kopftuche hatte sanft erglühen lassen. Und während Lorenzo sich den Schweiß von der Stirn trocknete, hörte sie, unbeweglich auf dem Stuhle sitzend, der Schilderung seiner Tageserlebuisse zu.

„Und was soll nun aus uns werden, wo doch das Stübchen schon gefunden ist und die Papiere in Bälde eintreffen müssen?"

Lorenzo stand immer noch vor ihr.

„Ich gehe arbeiten und aufs neue mein Glück suchen," erwiderte er, fast wild. „Nur Geduld! Addio, 'gnà Mára."

II.

Am anderen Morgen bei Tagesgrauen wanderte Lorenzo, sein Bündel Habseligkeiten auf dem Rücken, nach der Stadt zurück. Den Abend hatte er mit den Frauen in ihrer Hütte verbracht und stumm und verschlossen bei dem Öllicht an dem Tisch gesessen, wo Mámma Antonia eine dampfende Minestra auftrug. Die Frauen hatten sich in Klagen erschöpft. Sein Maß war voll. Es trieb ihn hinaus, an die Arbeit. Beim Abschied unter der Thüre in dem frischen Nachtwinde war ihm dann das Herz gesunken. Doch heute hob die Erinnerung an die ausgetauschten Schwüre seinen Mut. Eine wohlthätige Stille lag über der einsamen Landschaft, die Morgenluft belebte mit ihrem tauigen Niederschlage die erwachende Natur. Noch war die Sonne nicht über die Berge gestiegen, doch ein rötlicher Schimmer erglänzte schon auf Meer und Wiesen. Ein Duft wie von heimlich gärendem Frühlingswalten stieg mit dem Morgennebel auf, der uoch die weiten Felder, die ferne Stadt und den Bergriesen im Süden verdeckte.

Als Lorenzo in Tunis anlangte, erleuchtete die Sonne schon hell die Türme und Mauern der Stadt. Auf dem Marktplatze am Seethor fand er, wie Nino ihm gesagt, den Trupp Landsleute, die sich gleich ihm auf Arbeit ins Gebirge verdingen wollten. Unlustig und finster standen sie, auf den Bauunternehmer wartend, in Gruppen zwischen den Verkäufern umher und wechselten in näselndem Tone Bemerkungen über den versprochenen Arbeitslohn. Ihre gefurchten Gesichter zeigten die Spuren langjähriger Entbehrungeu und trotz der warmen Wintersonne verkrochen sie sich fröstelnd in ihre dicken Wollschärpen und durchlöcherten Tabarros. Neben ihnen nahmen sich die behäbigen Israeliten an den goldbesetzten Wechslertischen, die arabischen Gemüsehändler mit ihren Körben frischer Ware, die Blumenverkäufer unter Rosen und Veilchen wie Bewohner eines glücklichen Schlaraffenlandes aus, das jenen Fremdlingen nur kärgliche Almosen spendete.

Eine Stunde später war die ganze Rotte von dem Unternehmer für den Straßenbau angeworben. Mit den Arbeitsgenossen bestieg Lorenzo um Mittag den Eisenbahnzug, der sie nach dem Gebirge entführte.

Von diesem Tage an war Lorenzos Leben wieder das, was es während der drei ersten Jahre gewesen, — dasselbe ohne den glücklichen Frieden der jugendlichen, ungeprüften Seele.

Weit nach Westen zu, im Gebirg, wo einst punische und numidische Söldnerscharen seine Vorfahren befehdet hatten, baute er mit den Gefährten eine Straße. Aus der feuchten Niederung des antiken Bagadas aufsteigend, führte sie über Bergkämme, Flüsse und Thäler nach der Felsenstadt Kef. Hunderte von fleißigen Arbeitern hatten die Hände bei diesem Werke und rangen mit vereinten Kräften gegen die Gewalten und Unbilden der Natur. Wenn Regen und Gebirgswasser den Leib des Schlangenflusses angeschwellt und seine verderblichen Dünste weit umhergesandt hatten, mußte mancher unter ihnen der Malaria seinen Tribut zahlen. Aber immer wieder dämmte die Schar regsamer Ameisen die entfesselten Fluten ein. Sie zog Brücken in geschwungenen Bogen über die Gewässer, sprengte Felsen, füllte Spalten auf und ebnete zu einem breiten, fahrbaren Wege

den schlechten Saumpfad, der bisher nur dem Wanderer und der Karawane genügt hatte.

Früh morgens, nach der Nacht in der Reisighütte, ging Lorenzo mit den anderen auf die Arbeit und handhabte Spaten und Hacke bis Sonnenuntergang. Während der großen Märzregen gab es eine gezwungene Ruhepause. Dann zogen die Genossen in die Schenke, die von Rita, der Palermitanerin, einem frechen Dinge in buntem Kopftuche, gehalten wurde. Dort gab es an den müßigen Stunden manchen Faustkampf um ihre Gunst, und die Messer spielten, während sich die Fiaschi leerten und die älteren Leute, unbekümmert ob der „baruffa,“ bei den Würfeln saßen.

Lorenzo hielt sich beiseite, getreu dem Vorsatze, kein Kupferstück aus der Hand zu lassen. Er liebte es, seine Feierstunde auf einem Meilenstein mit der Pfeife im Munde zu verbringen und auf die grünen Bergkämme hinauszusehen, die im Abendwinde wie Wellen rauschten.

„Ein Glück, daß Mara nicht daheim auf der Piazza die Spindel dreht und die Augen dazu, während ich hier in der Fremde bin.“

Der Gedanke war ihm tröstlich und zerstreute die eifersüchtigen Regungen, die manches Mal sein Herz plagten.

Hin und wieder ergriff ihn auch eine unwiderstehliche Sehnsucht nach eben jenem fernen und elenden Daheim, wo er in der Einsamkeit die Schafe gehütet hatte.

Auf halbem Wege zwischen der Flußniederung und dem Städtchen lag ein Wirtshaus in einer Thalschlucht. Dort pflegte die reitende Post zweimal wöchentlich die Briefe abzulegen. Die Arbeiter schickten einen Knaben hinunter, der ihnen die Nachrichten aus der Heimat hinaufbrachte. Zweimal nur, in den ersten vier Monaten, hatte Lorenzo Grüße von der Sposa. Doch er wunderte sich nicht über die seltenen Briefe. Wußte er doch, daß Mara und die Mutter beide des Schreibens nicht mächtig waren und des Mädchens Vater, wie er, in der Ferne arbeitete. So begnügte er sich mit den beiden Briefen, die bei einem Besuche in der Stadt ein gefälliger Krämer auf nach Gewürznelken riechendem Pfennigpapier den Frauen verfaßt hatte. In dem ersten derselben hatte es geheißen, der Vater sei da gewesen, jedoch schon wieder auf Arbeit in den Süden gezogen. Es sei gar einsam im Garten von Sidi bou Said und die Mutter habe eine Base zur Gesellschaft bei sich aufgenommen. Der zweite Brief enthielt nur die üblichen Grüße und Versicherungen, daß alles gut stehe, sowie die Bemerkung, die Jahreszeit künde sich heiß an. Zum Schluß meldete Mara, Gevatter Bruno, der Vater Ninos, des Kärrners, wohne jetzt in der Kammer am Stalle.

Das war alles gewesen, und Mara hatte statt ihres Namens ein Kreuz darunter gesetzt.

Ende Juni war der Straßenbau so gut wie beendet. Die große Dampfwalze aus der Stadt kam eines Tages an und ward, mit roten Oleanderblüten geschmückt, von zwölf Pferden durch das Bett des jetzt seichten Flusses gezogen. Wie sie über die Kiesel glitt und dann unter viel Geschrei und Peitschenknall das andere Ufer erreicht hatte, schauten die Arbeiter im Sonntagsstaat ihr zu, die nun die letzte glättende Hand an ihr Werk legte. Dann wurde der Lohn gezahlt und sie waren frei. Die einen zogen in Trupps nach der Bahnstation in der Niederung, um nach Tunis zurückzukehren. Die anderen machten sich auf den Weg nach dem Bergstädtchen, wo Handlanger für eine Wasseranlage gesucht wurden.

Lorenzo gedachte seinen Weg nach Kairuan zu nehmen, um, mit einem Monate fester Arbeit mehr, einen guten Zuschuß zu seinem Sparpfennige zu gewinnen. Vorher wanderte er nach dem Wirtshause von Reber, um die reitende Post abzuwarten. Es war aber kein Brief für ihn in der Ledertasche, die der arabische Postillon am Sattelknopfe trug, und enttäuscht kehrte er nach dem Städtchen zurück.

Von Kef, der antiken Sicca Veneria, die, auf einem Bergrücken gelegen, weit über die Ebene hinwegschaut, welche einst der Schauplatz blutiger Schlachten gewesen ist, bis nach Kairuan, der heiligen Stadt des muslemitischen Abendlandes, sind es für den Fußgänger an die sechs Tagereisen. In der heißen Jahreszeit ist die Aufgabe für den Wanderer keine geringe. Die weiten, baumlosen Strecken, die er durchmessen muß, die einsame Haide, das wüste

Gebirge sind von den Strahlen der glühenden Sonne versengt und ausgedörrt. Kein Wirtshaus liegt am Wege. Die Bäche und Quellen sind fast ausnahmslos versiegt, und die schmalen Rinnsale, die der Wegkundige aufzuspüren weiß, führen so wenig Wasser, daß sich die schöpfende Hand kaum füllen läßt. Wo in der Einöde Beduinen sich ansiedeln, da bewachen kläffende Hunde das Lager und seine Quellen, und es ist nicht ratsam, sich ihnen zu nahen. Die Wege und Pfade sind steinig, von der Hitze in Spalten geborsten. Nicht einmal im Gebirge findet der Reisende Kühlung. Zur Nachtherberge müssen ihm verlassene Tempelruinen dienen.

Lorenzo fürchtete diese Mühlsale nicht, war er doch von früher Kindheit an ein rauhes Leben gewöhnt. Nachdem er sich in Kef einen Laib Brot und ein wenig Salami in einer italienischen Winkelschenke erstanden, die Schuhe dazu in sein Bündel gepackt hatte, begann er seine Wanderung. Zwei Tage lang führte sein Weg durch eine sonnenverbrannte Ebene. Den dritten Tag stieg er hinauf in das Gebirge, das zwei Hochplateaus scheidet und dessen unwirtliche Höhen vor zwei Jahrtausenden der von Zama flüchtende Hannibal mit seinem geschlagenen Heere durcheilte. Das Steingeröll der schlechten Saumpfade verwundete Lorenzos Füße. An einem mit Oleander bewachsenen Bache hatte er von einem schädlichen Wasser getrunken, und wie er den dritten Abend hinter einem Felsblock nächtigte, klapperten ihm die Zähne im Fieberfrost. Bisher waren ihm auf seiner Wanderung hier und da reitende Beduinen begegnet, die ein Stück Brot mit ihm teilten, hier im Gebirge ein paar französische Soldaten mit einem Maultiertransport, die seinen verdurstenden Mund mit einem Schluck Branntwein und süßem Wasser labten und ihm einen halben Laib Munitionsbrot als Wegekost überließen. So war die Reise fast zur Hälfte gethan.

Den Morgen des vierten Tages fühlte er sich leidlich erholt von dem nächtlichen Fieberanfall. Der Abstieg aus dem Gebirge begann. Eine zweite Hochebene lag vor ihm.

Es war ein trüber Sciroccotag. Schon früh vor Tagesanbruch lag es wie bleierne Schwere über der Natur. Gegen sieben Uhr früh erhob der Südwind rote Dunstwolken, die wie Feuer- und Samumsäulen über das Gefilde segten und den Blick blendeten. Lorenzo schritt trotzdem mutig fort. Der Scirocco war sein alter Bekannter aus der Heimat, wenn er auch dort, mit Feuchtigkeit geschwängert, wie ein heißer Dampf den Schweiß perlen ließ, und hier, ein glühender Atem, aus versengter Wüste, alle Poren aussog. Den Abend hoffte Lorenzo in einem Dörfchen zu sein, wo ein Markt abgehalten wurde und Milch und frische Trauben zu erwarten standen. Etwa zwei Meilen hinter der Ruinenstadt Macter, die sich unter der Staubhülle mit ihren Trümmern wie ein großer Kirchhof ausnahm, stieß er auf einen anderen Wanderer. Es war ein arabischer Bursche in weißem Mantel, gleich ihm barfuß, mit den Schuhen in der einen Hand und einem gewürfelten Taschentuche in der anderen. Über die Schulter trug er an einem bunten Riemen eine Steinschloßflinte. Die beiden Reisenden machten ein Stück Weges gemeinsam und teilten auf einem Steine Lorenzos Brot, zu welchem der Muselmann ein paar Pflaumen fügte, die er aus seinem Bündel holte. Die süßen Früchte mundeten ihnen aufs beste und neu gestärkt ging es weiter. Dann und wann wechselten sie ein Wort, das Dank der begleitenden Zeichen verstanden wurde.

„Wohin?"

„Nach Kairuan."

„Weshalb?"

Lorenzo machte die Bewegung des Steineklopfens.

„Wie weit?" fragte er.

„Noch zwei Tage" — durch die zwei erhobenen Finger des Antwortenden ausgedrückt.

Dann verstummten wieder beide und schritten zwei Stunden lang wortlos nebeneinander her, bis Lorenzo anhob, indem er auf die Flinte wies:

„Weshalb Gewehr?"

„Furcht vor Räubern." Der Muselmann führte die Bewegung des Halsumdrehens aus.

„Wo wohnst du, men aïn enta?" gab Lorenzo zurück.

„Im Gebirge oben," und der Weggenosse zeigte nach den dunklen Bergen im Süden.

Es war Nachmittag geworden und das



Stürmische Einfahrt. Skizze von Andreas Achenbach.

Gebirge nahe. Bläulich, wie eine Riesenkappe hob sich der Berg von dem bleifarbenen Himmel ab. Der Weg war steinig, und Lorenzo schmerzten die Füße. Er nahm die abgetragenen Schuhe aus seinem Bündel und zog sie über die blutenden Sohlen. Wie er die Schuhbänder befestigte, sah er den Muselmann das Gewehr schultern. Unwillkürlich blickte er zum Himmel auf, ob nicht eine Lerche oder ein Rebhuhn vorbeistrich. Doch er hörte nur einen dumpfen Knall und es war ihm, als stoße ihn eine unsichtbare Gewalt vor den Kopf. Dann vergingen ihm die Sinne.

III.

Der Juli mit seinen glühenden Tagen war gekommen. Jeden Morgen in der Frühe stieg Mara mit Mutter und Base die rötlichen Felsen hinunter zum Meere. Wo das Wasser zwischen verwittertem Gemäuer eine stille Bucht bildete und smaragdgrün über den feinen Sand rann, pflegte sie ihr Bad zu nehmen, indes die beiden Alten, deren dürre Glieder die Hitze nicht anfocht, am Strande hockten und schwatzten. Dann schlenderten sie alle drei langsam den Weg zwischen den Felsen zurück und regten sich tags über nicht mehr aus der Hütte. In dem engen Flur derselben briet Mämma Antonia junge Kürbisse aus dem Garten in Öl zum Frühstück. Brot und Öl und die Flasche sardischen Landwein holte die Base abends aus einem Krämerladen in Marsa, wo christliche Händler zugelassen sind. Denn mit den Muselmännern oben in Sidi bou Said war nicht gut handeln. Mara saß, wenn sie vom Bade gekommen war, stundenlang unthätig auf dem Stuhle im Stübchen und drehte die Daumen. Seit sie die Heimat verlassen hatte, war die Spindel ihren Fingern entwöhnt. Hier zu Lande gab es ja keinen Flachs, und die Baumwolle war so billig! Nach dem Essen schlief sie auf dem Stuhle ein, in der ungefegten Kammer, neben dem Bette, das noch die Unordnung der letzten Nacht zeigte. Erst gegen sechs Uhr, wenn die Hitze gesunken war, trat sie vor die Hausthür, machte einen Gang durch den Garten, schmückte ihre schwarzen Zöpfe mit einer Jasminblüte und schüttelte den Maulbeerbaum.

Manchmal kam auch des Nachmittags ein wandernder Israelit, mit Packen beladen, vors Thor und rief seine Waren aus. Das verfehlte nie, die Weiber hinauszulocken. Und indem der Jude, auf der Erde niedergehockt, seinen Kram anpreisend ausbreitete, faßten die Frauen mit begehrlichen Blicken nach all den nützlichen Dingen, den gestrickten Jacken und gewebten Strümpfen, den gesäumten Taschentüchern, fertigen Hemden und Röcken, an denen kein Nadelstich fehlte. Im Feilschen und Dingen, gefälligen Anpreisen, Zaudern und Liebäugeln verging dann ein guter Teil des Nachmittags.

Dann kam die Sonnenuntergangsbrise, und Mämma Antonia bereitete die Suppe über einem Kohlenfeuerchen auf dem Brunnenrande. Und so war der Abend da.

Mara saß in der Dunkelheit auf dem Brunnen und genoß die Frische. Weit oben im Dorfe ertönten die Gesänge der verzückten Aissauias aus ihrer Moschee. Unten am Strande rauschten die Meereswellen. Mämma Antonia und Base Pasqualina hatten ihren Redestoff erschöpft und kauerten schweigsam auf der Thürschwelle. Mara war in Gedanken versunken. Seit nun schon zwei Monaten hatte Lorenzo keine Nachricht mehr gegeben. Der Vater schrieb in seinem letzten Briefe aus dem Süden, die Genossen hätten ihn im Juni noch im Gebirge gesehen, doch seitdem seine Spur verloren. In Lorenzos Kammer am Ende des Gartens wohnte seit Wochen Gevatter Bruno, sein Landsmann aus Sciacca. Er hatte einmal durch Dritte erfahren, Lorenzo sei nach Kairuan gewandert. Mehr hatte er jedoch den Frauen nicht sagen können. Er kam überdies selten zum Gartenhäuschen, weil er selbst erst des Abends von der Arbeit heimkehrte.

Es wurde finster und noch immer saß das Mädchen am Brunnen. Die Rufe im Dorfe verstummten. Sternschnuppen begannen zu fallen — eine, zwei, drei — ungezählte!

Wie einsam war es hier oben im Garten.

Der Gärtner hatte schon das Thor verriegelt und seine Schlafstätte aufgesucht. Oben im Dorfe bellte ein Hund. Dann wurde es ganz still. Der große Jasminbusch am Brunnen duftete betäubend.

Auf einmal ließ sich, leise, leise aus

der Ferne ein sanfter Ton vernehmen. Mara horchte auf! War das nicht, als ob ein Brummeisen von geübter Hand gespielt würde? Sie streckte lauschend den Kopf vor. Wie mahnte sie das hier in der Einsamkeit an die Sonntagabende in der Heimat, wenn sie mit den Freundinnen zwischen den Weinbergen lustwandelte und Tonio der Schäfer die Ribeba spielte!

Kein Zweifel, der Ton kam vom Stalle her, und deutlich erkannte das Mädchen in dem zitternden, wirbelnden Klange die Melodie eines heimatlichen Liedes.

„Daß Cumpare Bruno, so alt er ist, noch so schön das Brummeisen meistert," sagte sie zu Mámma Antonia. Doch die war mit der Base zusammen eingenickt und hatte nichts vernommen. Als Mara sie eine Stunde später weckte, war die Nacht hereingebrochen und verschlafen suchten die beiden Alten ihr Lager auf. Auch Mara warf sich neben der Mutter auf das unordentliche Bett. In den lockigen Haaren trug sie noch die Jasminblüte, die sie nachmittags gepflückt hatte.

Den Sonntag darauf war in dem Kirchlein von Marsa am Meeresufer Prozession zur Feier von Mariä Himmelfahrt. Die Karmeliternonnen von Karthago hatten das Gotteshaus aufs schönste mit Palmenzweigen und Oleanderblüten ausgeschmückt. Ein Priester kam von Tunis herüber, um die Vesper zu feiern. Des Nachmittags, nachdem die größte Hitze gesunken war, thaten die Nonnen mit ihren Zöglingen einen Umzug um die Kirche, voran ein kleiner Knabe, wie Johannes der Täufer in Schaffell gekleidet, mit einem Lämmchen unterm Arm und einem vergoldeten Hirtenstabe. Hinter ihm her die Mädchen aus dem Magdalenenhort von Marsa, lauter rosige Büßerinnen unter schwarzen Schleiern verborgen. Den Schluß machten die Nonnen in ihrer weißen, faltigen Tracht. Mara und die beiden Alten waren unter dem Häuflein Zuschauer, die von Goletta und den Ortschaften am Meere sich eingefunden hatten. Sie folgten dem Zuge der Nonnen in die Kirche, wo sie stehend die Vesperfeier anhörten. Während Mara bei der unverständlichen Ansprache des französischen Priesters unaufmerksam die Augen umherschweifen ließ, bemerkte sie an der Kirchenthür Gevatter Bruno. Er war nicht allein. An seiner Seite stand, mit dem Hute an der Brust, ein schwarzer Krauskopf, dessen kecke Augen denen des Mädchens begegneten.

„Das ist ja Nino, des Gevatter Bruno Ältester, der Fuhrmann, der bisher in Bizerta arbeitete! Ob er nicht so schön das Brummeisen gespielt haben mochte?"

Mara errötete bei dem Blick aus den braunen Augen des Burschen und wendete den Kopf. Doch mit der Andacht war es aus. Sie hätte gar zu gern gewußt, ob ihre Vermutung richtig sei.

Die Chorknaben schwenkten die Rauchfässer, und der Zug der Nonnen und Kinder schritt singend aus der Kirche, um sich auf auf dem staubigen Wege nach Karthago zu verlieren. Die Gläubigen zerstreuten sich, und auch Mara und die Alten machten sich auf den Heimweg. Gevatter Bruno und der Krauskopf hatten sich nach der Schenke des Dorfes begeben, ohne die Frauen vorher zu begrüßen.

Den Abend saß Mara auf dem Brunnenrande, und als es dunkel geworden war über dem Zählen der Sternschnuppen, da ertönte wieder das Brummeisen, süß und einschmeichelnd wie in der Heimat am Sonntagabend. Und da die Alten auf der Schwelle sich nicht regten, so wagte Mara sich in den Garten hinaus. Sie mußte sehen, ob der Spieler wirklich Gevatter Bruno sei. Heute war Mondschein, da fürchtete sie sich nicht auf den einsamen Fußwegen. Bei der Allee von Pfefferbäumen angelangt, blieb sie stehen und spähte nach dem Stalle. Unter den hängenden Zweigen ließ sich aber nicht erkennen, wer die Gestalt war, die im Schatten an der Mauer saß. Nur eine gelbe Sicilianerkarre am Gitterthore erleuchtete das helle Mondlicht. Unter des Mädchens Tritten knirschte der Sand. Die Musik verstummte.

„Guten Abend, 'gnà Mara," sagte eine junge Stimme, und eine männliche Gestalt erschien in der Allee. Mara rührte sich nicht.

Die Gestalt kam näher:

„Guten Abend," wiederholte die Stimme in sicilianischer Mundart.

„Guten Abend, Gevatter," gab Mara zurück, über ihre eigne Kühnheit erstaunend.

„Habt Ihr keine Angst hier im Dunkeln?"

Mara lachte. „Angst, und vor wem?"

„Nun, so tretet näher heran, 'gnà Mara, ich beiße Euch nicht."

Er stand jetzt vor ihr. Es war wirklich Nino, der Krauskopf aus der Kirche. In der Hand hielt er ein Brummeisen.

„Welch' schöne Nacht, Gevatterin," begann er wieder, da das Mädchen nicht antwortete. Sie machten einige Schritte nebeneinander in der Allee. Mara sah ihn verstohlen von der Seite an.

„Wollt Ihr einen kleinen Spaziergang mit mir machen?" fuhr er fort.

„Wo denkt Ihr hin," erwiederte Mara rasch. „Spazieren gehen um diese Zeit und bei der schwülen Luft. Was würde die Mutter sagen!"

„Nun, wollt Ihr nicht gehen? — hier," und er wies auf seine Karre, „ist mein Gefährt, und die Learda im Stalle ist auch bereit."

Sie waren an dem Gitterthore angelangt. Mara sah das weiße Pferd an der Raufe stehen. Es drehte den Kopf nach ihnen um.

„Sagt ich's nicht, die Learda ist bereit. Steigt auf Gevatterin!" Er machte Miene, die Karre heranzuschieben.

„Santa Madonna, was würde die Mutter sagen" wiederholte Mara. „Laßt Eure Karre stehen. Ich fahre nimmer mit Euch!" Sie band ihr Kopftuch fester und wendete sich nach der Allee zurück.

„Bleibt noch — wir fahren nur ein Weilchen," bat Nino und schritt ihr nach.

„Nie und nimmer!" rief Mara und begann zu laufen. Ihr wurde angst.

Nino legte die Hand auf ihren Arm: „Wollt Ihr wetten, Gevatterin, daß ich Euch doch noch fahre? Ist's nicht heut, so ists ein andermal. Beim Antlitz der Venus, die vorn auf meiner Karre thront!"

Mara riß sich los und eilte nach der Hütte zu.

Nino war stehen geblieben. Als das Mädchen um die Mauer des verlassenen Frauenbades bog, hörte sie ihn noch lachend rufen:

„Bei der Venus! Auf baldige Fahrt."

Sie verdoppelte den Schritt. Erst bei den Kürbisbeeten hielt sie im Laufen inne, um die Alten nicht zu wecken, die auf der Thürschwelle schliefen.

Was ging es die Mutter an, daß Nino der Fuhrmann ihr solche Angst gemacht hatte?

IV.

Oben im Gebirge in einer abgelegnen Schlucht des Belutaberges, der wie eine phrygische Mütze über der Ebene von Macter liegt, saßen der Sauhirt Peppo und sein Weib vor ihrem schwarzen Zelte. Die Sonne war eben hinter der Bergwand verschwunden, und in den Kronen der niedrigen Pinien und Eichen, welche dieselbe bedeckten, rauschte ein leiser Abendwind. In der Höhe war es noch hell, und die Vögel zwitscherten im Gezweige des Dickichts. Unten im Grunde des Thales aber, wo das Zelt, von Nordwinden geschützt, mit Pflöcken und Seilen in den Boden befestigt war, lagerten schon bläuliche Schatten über dem umgebenden Gebüsche. Um die unweit des Zeltes, am Rande eines schmalen Bächleins aufgestellten Bienenstöcke des Hirten summte der von der Tagesarbeit heimkehrende Schwarm, und in den Kofen daneben grunzten die soeben eingetriebenen Schweine. Zu den Füßen Peppos streckte sich ein langhaariger Beduinenhund, den klugen Kopf zwischen die Pfoten gelegt. Der Alte selber saß auf einem Stein und schabte mit einem stumpfen Messer an dem Innern eines Schakalfelles. Sein Weib hockte ihm gegenüber, neben einem Reisigfeuer, auf welchem in einem thönernen Gefäße das Abendessen brodelte.

Seit Jahren wohnte Peppo hier in dieser einsamen Bergschlucht. Er hütete dort eine Herde von sechzig Schweinen, die sich in dem waldichten Dickicht von Eicheln nährten, und, wenn sie gemästet und vollwichtig waren, von ihm einige Meilen nördlich zu Markte getrieben wurden, wo französische Soldaten einen guten Preis für sie zahlten. Wie und weshalb Peppo hier in diese Wildnis verschlagen worden war, wußte keine Seele weit und breit, vielleicht nicht einmal sein Weib Balbine, eine Catalonierin von den französischen Pyrenäen, die gleich ihm nach manchem Sturme des Lebens in den sicheren Hafen dieser Bergeinsamkeit eingelaufen war. Und doch war Peppo in weitem Umkreise eine wohlbekannte Persönlichkeit. Mit seinem spitzen Hute und seinem durchlöcherten Tabarro tauchte er bald hier bald dort auf

den Märkten der Beduinen auf, sei es, um ein Mastschwein an eine Marketenderin zu verhandeln, sei es um die Felle von den Schakalen, wilden Katzen, Füchsen, Fischottern oder Hyänen auszubieten, die er im Gebirge erlegte. Manchmal verschwand er wieder, aus unbekannten Gründen, auf Wochen und Monate in seinem Verstecke. Und ihn darin aufzustören, wie den Dachs im Bau, war nie jemandem in den Sinn gekommen. Die Beduinen mieden die rauhen, unwirtlichen Klüfte des Gebirges, wo das unreine Getier sich im Dickicht mästete. Europäer kamen überhaupt nicht zu dem Belutaberge. Und wenn einer der französischen Hauptleute von den Posten in der Hannada, etwa Verlangen nach einem seltenen Vogelbalge verspürte, so hielt er es für ratsam, Peppos Erscheinen auf dem Markte abzuwarten.

Die alte Balbine teilte des Ehemanns Lebensweise. Sie hielt ihm, ohne Knecht oder Magd, Haus zwischen den Zeltwänden, verpflegte die Hühner, züchtete Bienen in den Stöcken am Bache und begleitete Peppo zuweilen auf dem Rücken eines Esels nach dem Markte. Obgleich seit Jahren in ausschließlichster Gemeinschaft lebend, hatte keiner des anderen Sprache gelernt. Sie radebrechten miteinander in einem Kauderwelsch, dessen sicilianische Brocken auf Peppos Geburtsland deuteten, während die catalonischen Zutaten an Balbinens Heimat am Fuße des Canigou erinnerten.

Das Zelt in der Schlucht, unter den Lebensbäumen und niedrigen Eichen auf einer Stelle angelegt, die des Hirten Hand selbst urbar gemacht hatte, war ausschließlich von den beiden und den Wächterhunden bewohnt. Es war ein kamelshärenes Beduinenzelt, das Peppo wohl gegen irgend einen Dienst von einem reichen Häuptling erstanden haben mochte. Und in seiner niedrigen, unregelmäßigen Form glich es den armseligen Behausungen der wandernden Stämme des Landes. Für die Schweine hatte der Hirt dicht daneben aus abgestürzten Felsblöcken und Steinen große Kofen errichtet, die mit Pflöcken von Eichenholz gestützt und mit Reisig bedeckt, der Herde ein sicheres Obdach gewährten. Jeden Abend trieb er seine Pfleglinge hier ein, nachdem sie tags über in der Erde gewühlt und sich an Eicheln gütlich gethan hatten.

Seit bald einer Stunde saßen die beiden Eheleute einander schweigend gegenüber. Peppo bearbeitete eifrig das Innere des Fells auf seinen Knieen. Die Alte schüttelte dann und wann vorsichtig den thönernen Topf auf der Glut oder rückte ein glimmendes Reisig, das herausgefallen war, wieder unter die Kohlen der Feuerstätte. Die vordere Zeltwand war zurückgeschlagen und mit einem Stricke an einem der Pflöcke befestigt. Drinnen war es schon finster, wenn auch hier draußen im Zwielicht sich die Gegenstände noch deutlich unterscheiden ließen. Nach einem Weilchen hob Balbine den Topf von den untergeschobenen Steinen und schöpfte sorglich mit einem zinnernen Löffel das Fett von der Speise in ein flaches Schüsselchen. Dann stand sie auf, holte aus dem Zelte zwei irdene Näpfe, zwei flache Brote und einen Bockschlauch, füllte mit dem Löffel von dem Gericht in die Schüsseln und reichte eine dem Alten, der sogleich sein Schabmesser bei Seite legte. Nachdem sie ebenso schweigsam wie zuvor ihr Abendessen genossen und dann dem wedelnden Hunde die Knochen des vertilgten Huhnes zugeworfen hatten, thaten sie einer nach dem anderen einen Trunk aus dem Schlauche, indem sie geschickt einen Strahl Weins in den Mund fallen ließen. Eben hatte sich Peppo den Mund getrocknet und mit dem Schabmesser wieder an die Arbeit gemacht, da ließ sich drinnen im Zelt ein Stöhnen vernehmen.

„Er wimmert wieder," sagte die Alte zu dem Manne. „Laß mich sehen, was ihm fehlt."

Sie setzte die Schüsseln auf den Boden, scheuchte den knurrenden Hund mit einem aufgehobenen Steine und wandte sich nach dem Zelte. Peppo folgte.

Drinnen herrschte eine so tiefe Finsternis für die vom Helldunkel draußen geblendeten Augen, daß das Weib erst mit einem Span vom Kohlenfeuer ein Öllämpchen anzünden mußte. Mit der Hand die Flamme schützend, schritt sie nun nach dem Grunde des Zeltes, wo sich ein Lager aus Fellen und Decken befand, und beugte sich forschend darüber. Der Alte schlich ihr behutsam nach. Zwischen den vorgehaltenen Fingern durch fiel ein Lichtstrahl auf das Bett und erleuchtete auf demselben eine Gestalt, in so viel Binden und Tücher

gewickelt, daß Alter und Geschlecht unter dieser Lazarustracht gänzlich unkenntlich waren. Nur die Augen, die aus der Vermummung hervorsahen, schienen einem jugendlichen Wesen anzugehören.

„Wie gehts, figl' méou?“ fragte die Alte freundlich, in ihrer spanischen Mundart.

Der so Angeredete schien sie nicht verstanden zu haben. Er deutete mit der Hand nach dem Munde.

Peppo kam dem Weibe zu Hilfe:

„Er versteht dich nicht, Alte.“ Und in reinem Sicilianisch wendete er sich an den Kranken:

„Willst du trinken, Gevatter?“

Ueber die Augen des Liegenden flog ein verständnisvoller Schimmer. Er stieß einen bejahenden Ton aus und während Balbine aus dem Schlauche, den sie geholt, einige Tropfen Wein in ein Schüsselchen mit Wasser mischte, sagte Peppo triumphierend zu ihr:

„Hatte ich nicht recht? s'ist ein Landsmann von mir.“

Dann nahm er der Frau das Schüsselchen und den Zinnlöffel ab und sorglich, wie eine Mutter, flößte er dem Kranken einige Tropfen des erfrischenden Getränkes ein, indem er ihm zusprach:

„Nur Mut, Gevatter, du bist über den Berg.“

Bei seinen Worten verklärten sich die Augen des Leidenden wie zu einem Lächeln. Dann aber entlockte ihm die unwillkürliche Bewegung unter dem Verbande ein neues Stöhnen.

Balbine, die dabei gestanden, trieb den Alten von dem Krankenlager:

„s'ist Schlafenszeit. Laß den Fremden ruhn, er bedarf des Schlummers.“

Gehorsam verließ Peppo seine Stelle am Bett, holte aus der Ecke des Zeltes einen groben, wollichten Mantel, Flinte und Stock und trat aus dem Zelte. Seit er vom Markte aus Macter kommend, den schwerverwundeten Wandrer hinter einem Busche gefunden und auf seinem Esel mit heimgebracht hatte, schlief er hier draußen unter freiem Himmel. Er hatte sein Fellbett dem in Fieberphantasien verlorenen Fremdlinge abgetreten und streckte sich nun zur Seite des Zeltes neben einem Felsblocke auf seinem Mantel aus, halb in dem Bewußtsein seiner Gastrechtspflichten, halb, weil er es liebte, im Freien, nahe bei den Rosen zu schlafen, um mit seiner Gegenwart die Pfleglinge vor Hyäne und Schakal zu hüten.

Drinnen schneuzte Balbine das Licht, goß aus einer thönernen Amphore frisches Öl in das Lämpchen, stellte ein Schälchen mit Wasser hart an das Lager des Kranken und begab sich dann selbst, hinter einem Vorhange, auf einem niedrigen Deckenlager zur Ruhe.

Die Nacht war hereingebrochen — wieder eine jener schwülen, schlaflosen Nächte, wo ohne erquickenden Schlummer ein Fiebertraum den anderen in Lorenzos brennendem Kopfe verjagte. Heute waren es zehn Tage, daß er draußen auf der Straße nach Kairuan von dem arabischen Weggenossen verwundet worden war. In der Nacht nach dem Mordanfalle war er von der Kälte erwacht, die seinen blutüberströmten Körper ergriffen hatte. Aus Mund und Ohren war ihm das Blut auf die Kleider geronnen und hatte sein Hemde getränkt. Selbst das Stachelgebüsch, auf dem er lag, war naß davon geworden. Er hatte sich erheben wollen und ein zweites Mal die Besinnung verloren. Als er wieder erwachte, von einem wütenden Schmerze im Kopfe, da war es Mittag gewesen und die Sonne hatte auf ihn gebrannt. Stunden waren verflossen in der Qual von Durst und peinigenden Schmerzen und schon hatte Lorenzo von der Schwäche und dem Blutverlust übermannt, den Tod vor sich gesehen, da war Peppo, der Hirt, des Weges gekommen. Er hatte das Stöhnen im Gebüsche vernommen und seinen Esel angehalten, war dem schwachen Rufe gefolgt, hatte Lorenzo gefunden und ihn wie ein Samariter auf seinem Tiere nach dem Zelte gebracht. Schritt für Schritt war er mit ihm durch die Sonnenglut gezogen, hatte ihn mit der Alten auf das Lager gebettet, einen Verband über die zerschossene Kinnlade angelegt und ihn seitdem wie ein Kind gewartet. Zehn Tage lang war der Verwundete in tollen Phantasien zwischen Tod und Leben gewesen. Heute, zum erstenmale war seine Erinnerung erwacht.

Wie lange lag er schon hier auf dem Fellbette? Waren es Wochen oder nur Tage, daß er so feige angefallen worden? Wer waren die Leute, die ihn pflegten?

So viele Fragen, die sein schwacher Kopf sich nicht zu beantworten wußte!

Auf einmal durchschoß ein peinlicher Gedanke sein eben zur Klarheit erwachtes Gehirn.

„Was war aus seiner Barschaft geworden?"

Er tappte mit seinen zitternden Händen in die Finsternis. Doch alles, was sie greifen konnten, war nur die grobe Felldecke und das wollene Hemd.

Draußen tiefe Nacht. Von der Ecke des Zeltes her ertönte das Schnarchen der friedlich schlafenden Alten. Die Öllampe schwälte und erleuchtete die Ölkrüge und Mehlhafen an der entgegengesetzten Wand. Die Hitze war drückend. Hunderte von winzigen Insekten schienen ans der Lagerstätte auf den Kranken einzudringen. In der Luft summten Moskitos und setzten sich auf die bloßen Hände Lorenzos nieder. Von Zeit zu Zeit drang ein Zugwind zwischen den Pflöcken der Zeltwände durch und machte ihn leise erschauern. Draußen war es still. Nur hier und da erscholl das Bellen eines Schakals oder das Grunzen eines träumenden Schweins aus den Kosen, gefolgt von dem antwortenden Gebell des Wächterhundes. Dann versank wieder alles in Totenstille.

Langsam schlichen die Stunden. Ein Stern, der durch die Zeltthür gesehen hatte, war verschwunden. Lorenzo lag immer noch mit offenen Augen da. Wie sollte er erfahren, was aus seiner Barschaft geworden war? Er konnte ja nicht schreiben, und sein Mund war zur Stummheit verdammt!

Stunde um Stunde verrann. Noch immer kein Lichtstrahl am Himmel. Ein feuchter Hauch stieg aus dem Boden auf. Lorenzo fröstelte. Eine wahnsinnige Lust überkam ihn, sich den Verband abzureißen und lieber zu verbluten, als noch länger die Pein von Schmerz und Ungewißheit zu tragen. Er setzte sich mühsam in dem Bett auf. Doch, fiel da nicht etwas wie ein grauer Tagesschimmer durch den sich leise bewegenden Vorhang? Draußen rauschten die Baumkronen. Ein Hahn krähte, ein zweiter antwortete.

Es waren doch vielleicht ehrliche Leute, und die Brieftasche, die er auf der Brust getragen, war dem Mörder entgangen und ihm geblieben!

Lorenzo sank auf sein Lager zurück. Seine Gedanken irrten hin zu Mara, zu dem Häuschen mit der roten Galerie im Malteserviertel. Und wie die Hähne lauter krähten, die Hühner gluckend antworteten, wie der Himmel sich violett und dann rosig färbte, der Hund sich gähnend streckte und in den Kosen das Volk der Schweine sich zu regen begann, war der Tag gekommen und der Kranke in einen tiefen, erquickenden Schlaf versunken.

Die Sonne stand hoch am Himmel und Peppo hatte längst seine Herde unter die Eichen zur Atzung getrieben, als Lorenzo die Augen aufthat. Es war niemand im Zelte, nur eine schwarze Katze schnurrte an dem Fußende des Bettes. Draußen hörte er Balbinen vor sich hinreden in der nämlichen, ihm unverständlichen Sprache. Er setzte sich im Bette auf. Das Fieber war gewichen. Ein köstliches Gefühl von wiederkehrender Kraft bewegte ihn. Er schaute um sich. Da hingen ja auch seine Kleider an einem Pflocke hinter dem Lager! Mit einem leisen Händeklatschen versuchte er von seinem Erwachen Kunde zu geben. Und richtig, die Alte steckte den Kopf ins Zelt.

„Beim Blut der Madonna! Bist du aufgewacht, mein Sohn?"

Lorenzo bewegte bejahend die Hand. Rührig lief Balbine nach einem der Krüge, schöpfte frische Milch in ein Schälchen und flößte ihm dieselbe ein. Dann setzte sie sich zu ihm auf den Rand des Lagers und begrüßte mit einem wahren Schwalle von Worten den Genesenden, der allmählich und ungefähr sich daraus zusammenreimen konnte, wo er war und wen er vor sich hatte. Und nachdem sie ihrer Seele Luft gemacht hatte, stand die Alte auf, holte die Kleider von dem Pflocke und händigte sie Lorenzo ein. Er griff nach der Brusttasche, in der seine Barschaft gewesen war. Und da stak sie unversehrt, die abgegriffene Brieftasche mit den beiden blauen Scheinen darin! Balbine sah ihm schmunzelnd zu. Ja, nur die Stiefel und das Taschentuch und das eine Goldstück im Zipfel hatte der Mörder genommen. — Das papierene Geld hatte er jedoch verächtlich beiseite geworfen. Und Peppo hatte die Scheine im Busche aufgelesen und wieder an ihre Stelle gelegt.

So erzählte Balbine den Hergang der Sache auf catalonisch.

Mit dieser freudigen Entdeckung war es Lorenzo, als seien seine Leiden wie weggeblasen. Doch als er die Füße auf die Erde setzen wollte, kam die Schwäche wieder über ihn. Er mußte sich wie ein Kind von der Alten betten lassen.

Von jenem Tage an ging Lorenzos Besserung langsam, aber stetig vorwärts. Noch lag er auf dem Fellbette. Aber die zerschossene Kinnlade heilte zusehends und die wohlthätige Ruhe in der Einsamkeit förderte nicht wenig das Werk der Natur. Jeden Morgen in der Frühe zog Peppo aus und kehrte erst abends heim. Dann setzte er sich zu Lorenzo ans Bett und redete mit ihm, wozu jener mit Zeichen antworten konnte. Den Tag über war Lorenzo mit der Alten allein. Während er auf dem Lager ruhte, schlüpfte sie hurtig hin und her, stets vor sich hinredend oder ein Liedchen, immer dasselbe, summend. O, dieses Liedchen, sie sang es früh, wenn sie die Ziege molk und mittags, wenn sie mit einer Hornbrille auf der Nase, an einem groben Wollstrumpf strickte, des Nachmittags beim Teigkneten und abends am Feuer, wenn das Huhn oder Wildbret im Topf dünstete und sie Peppo erwartete.

Nachdem die zweite und dritte Woche verstrichen war, kamen die Kräfte wieder. Lorenzo stand vom Bette auf und schlich mit zitternden Knieen vor das Zelt. Es wurde auch die erste Binde von seinem Gesichte gelöst. Aber was da zum Vorschein kam, war so schlimm anzusehen, daß Balbine den blinden Zinnspiegel versteckte, vor dem sie Sonntags ihr graues Haar zu strählen pflegte. Eine große blutrote Narbe verunzierte Mund und Wange, und das ganze Antlitz war dunkelblau angelaufen von dem Luftdrucke des aus nächster Nähe darauf abgefeuerten Schusses.

Lorenzo mochte trotz der Vorsorge der Alten eine Ahnung haben von der Verunstaltung seiner Züge. Doch er gab sich der Hoffnung hin, daß Zeit und Pflege die Spuren der Verwundung verwischen würden. Wenn er sich zur Abendstunde auf den Felsblock vor dem Zelte setzte und auf die waldige Bergwand sah, wo die Schweine weideten, dann schmiedete er Pläne für die Zukunft. Was würde Mara sagen, wenn er, der sicher verloren Geglaubte, heimkehrte mit Geld genug, um das Stübchen zu mieten? Reich genug, ihr einen Fingerring von Gold und eine Bernsteinkette für ihren bräunlichen Hals zu kaufen! Was mochte sie von seinem langen Schweigen denken? Arme Mara in dem abgelegenen Garten!

Vor seinen Blicken verwandelte sich das stille Thal in den Garten am Meere. Er sah das Mädchen auf dem Brunnenrande sitzen, mit den Händen im Schoße, vielleicht mit Thränen in den Augen! Und Mamma Antonia vor ihr stehen und sie trösten. Und er trat durch die Gartenthür ...

Da mußte die alte Balbine ihn mit ihrem ewigen Liedchen aus seinen süßen Träumereien wecken! Ganz deutlich verstand er heute, was sie in ihrer spanischen Mundart sang, indem sie abwechselnd die Kohlen anfachte und ihre Katze kraute:

„Eine schöne neue Weise
Sing ich euch jetzt:
In' Orangenbaum hat sich der Spatz
Zur Ruh' gesetzt."

Es machte ihn lächeln, war er ja so fröhlich gestimmt. „Fürwahr, auch ihn zog's nach der Ruh', nach dem Stübchen, wo unten im Hofe ein Orangenbusch stand."

Balbine sang weiter:

„Und leise raschelt Spätzlein,
Wie's schlafen wollt,
Damit sein liebes Schätzlein
Es hören sollt'!"

Ihm wurde bewegt zu Sinne. Er stand von dem Steine auf und schlenderte nach dem Bache zu, wo der Blumenteppich unversehrt war und weiße Cisttröschen blüten. Peppo hatte gesagt, über zwei Wochen werde eine Karawane vom nächsten Markte nach Tunis ziehen. Bei der könne er ein sicheres Geleit finden. Noch zwei Wochen hier in der Einsamkeit! Bis dahin würde die letzte Binde von seinem Munde gelöst sein. Das Herz schwoll ihm in freudiger Hoffnung, und das Thal erschien zu eng für seinen in die Weite strebenden Sinn. Noch zwei Wochen und halb so viel Zeit für die Reise, bis er am Brunnen die braune Mara trösten wollte! Er schritt zu seinem Platze vor dem Zelte zurück. Die Alte fächelte noch immer ihre Kohlen und kraute die Katze. Näselnd stimmte sie den dritten Vers ihres Liedchens an und sang:

Ein Besuch Miltons bei Galilei. Nach dem Gemälde von Tito Lessi.

„Doch entflohen war das Mädchen
Vom Zweiglein klein.
War kein getreues Schätzchen,
Arm's Spätzelein!"

Lorenzo fröstelte. Alle seine Freude war plötzlich gestört und auf seine Hoffnungen war es wie ein böser Nachttau gefallen. Peppo kam mit den Schweinen heim. Man setzte sich zum Abendbrot, doch Lorenzo war mißmutig und verdrossen und rührte die Suppe nicht an. — Vierzehn Tage darauf schlachtete Peppo ein Ferkel zu Ehren des scheidenden Gastes und briet es am Spieße. Dann gab er Lorenzo das Geleit bis zum nächsten Markte, wo sie mit einem Handschlage Abschied nahmen.

V.

Eine Stunde lang war Mara durch die Kaktushecken gestrichen, die den sandigen Hohlweg vom Garten nach dem Dorfe Sidi bou Said einfassen und hatte mit einem Gabelaste reife Feigen gebrochen und in ihren Handkorb fallen lassen. Jetzt saß sie auf der steinernen Bank vor der Gartenpforte und rührte vermittelst eines Reisigs die Früchte in einem Eimer mit ein wenig frischem Wasser um, damit sie von den unzähligen winzigen Stacheln befreit, zur Abendmahlzeit dienen konnten. Es war bald Essenszeit. Die Felsen an dem Pfade zum Meere leuchteten schon in dem hochroten Lichte, das die sinkende Sonne auf ihr purpurnes Gestein zu malen pflegte. Das Meer, von einer leisen Brise bewegt, kräuselte sich in saphirblauen Wellen am Fuße. Noch ein Aufflammen der feurigen Glut auf den Bergen, dann erstarb der Glanz. Gelbe und violette Streifen legten sich über den erblassenden Himmel. Es wär dämmerig geworden, und die Fußgänger und Reiter auf dem Wege eilten nach dem Dorfe, wo das Nachtmahl sie erwartete.

Mara stand von der Bank auf und that einige Schritte nach der Straße zu.

Seit einer Woche war sie dem Gevatter Giovanni angetraut. Nach jener ersten Begegnung im Garten war er Abend für Abend zum Brunnen gekommen, zuerst als Nachbar, dann als Liebhaber und endlich als Bewerber. Vater und Mutter hatten beide gemeint, der Nino sei kein zu verachtender Verehrer. Er habe ein Handwerk, einige Ersparnisse, und wenn er ihr gefalle, so solle sie zugreifen. Und Mara hatte zugegriffen. Denn Nino gefiel ihr, mit seinem Kraushaar und seinen kecken Augen, weit mehr, als der stille Lorenzo, der seit Monaten nichts hatte von sich hören lassen. So hatte Nino mit seinem scherzenden Schwure Recht behalten und war an einem klaren Septembermorgen gekommen und hatte sie mit seiner Venuskarre abgeholt. In der Kapelle der Kapuzinerbrüder in Tunis hatte ein freundlicher Barfüßer, der würdige Padre Felice, sie zusammengegeben. Er war ein Landsmann des Nino, Palermitaner von Geburt. Und bei den freundlichen, zur ehelichen Eintracht ermahnenden Worten, die er nach den üblichen Formeln auf sicilianisch an das junge Paar gerichtet hatte, war Mara in Thränen zerflossen, zum Ärgernis Mämma Antonias.

„Weinen am Hochzeitstage ist ein bös' Omen," hatte sie gesagt. „Wie magst du dummes Ding dem ehrwürdigen Pater so schlechten Dank für seine schöne Rede wissen!"

Mara hatte schnell die Thränen getrocknet, von denen sie doch selbst kaum gewußt, weshalb sie ihr ins Auge gekommen waren. Konnte es doch nicht aus Trauer sein, denn Nino war der hübscheste Bursche weit und breit und auch der arbeitsamste. Das sagten ihr ja auch all die Gevatter und Gevatterinnen, die sie in die Kirche begleitet hatten und nachher mit dem Neuerwählten nach Cumpare Luigis Schenke zogen. Dort hatte man getafelt und sich im Tanze geschwenkt. Und als von des Harfenisten und Geigers betäubender Musik, von dem Geschrei und Lachen und den vielen geleerten Fiaschi der Gäste Köpfe benebelt gewesen, da hatte Nino die Sposa bei der Hand genommen, war mit ihr durch die Winkelgassen nach dem Funduk gegangen, wo die Karre abgestellt war, hatte die Learda angespannt und sein Weib auf den Wagen gehoben.

„Schön' Dank, Frau Venus! Ohi, la Learda."

Durch die dunkle, heiße Sommernacht waren sie nach dem Garten gefahren. Die Learda hatte den Weg allein gefunden. Ihr Herr war dazumal mit Zügel und Peitsche gar zu ungeschickt gewesen.

Hier draußen wohnten sie nun seit einer Woche allein in der Hütte am Brunnen. Mámma Antonia war mit der Base Pasqualina zur Stadt gezogen, wo der Vater jetzt arbeitete. Denn „alt und jung passen nicht zusammen,“ hatte sie gesagt. Die ersten Tage war Nino im Garten geblieben, um der Sposa Gesellschaft zu leisten. Heute jedoch in der Frühe hatte er, wie gewohnt, die Learda angespannt und war nach Karthago hinausgefahren, um Steine für die Patres von San Luigi zu laden. Mara erwartete ihn mit Ungeduld zum Abendessen. Die Freude an den eigenen vier Wänden und dem neuen Hausrat war schon verlodert, und die Zeit ihr lang geworden in dem einsamen Garten. Unthätig, wie gewohnt, hatte sie während der heißen Stunden im Stübchen gesessen und erst bei Sonnenuntergang ihre Lässigkeit so weit überwunden, um die Abendspeise zu bereiten und auf die Feigenlese zu gehen.

Jetzt schritt sie, nach der Landstraße spähend, am Thore hin und her. Es ließ sich jedoch keine Karre auf dem Wege sehen, der sich zwischen den im Dämmerlicht liegenden Feldern hinwand. Der Gärtner kam, um das Thor zu verriegeln. Dies mahnte Mara an ihre verlassene Feuerstätte. Sie ergriff Korb und Eimer, ließ noch einmal den Blick die Straße entlang schweifen und ging dann nach der Hütte zu. Auf dem Brunnenrande war die Glut in dem thönernen Kohlenbecken erloschen, die Suppe erkaltet. Sie blies in die Asche, fachte die Kohlen wieder an und setzte den Kochtopf darüber. Dann trat sie ins Stübchen. Drinnen war es finster. Ohne Licht legte sie Messer und Gabel auf den Tisch und stellte zwei Teller aus neapolitanischem Steingut daneben, zog im Flur die Flasche Landwein aus der Cisterne, wo sie, an einem Strick hinabgelassen, seit Mittag kühlte. Dann ließ sie sich wartend auf dem Stuhle nieder. Draußen knurrte der Hund. Sie trat vor die Thür und horchte. Es mußten ein paar Wanderer gewesen sein, die jenseits der Gartenmauer vorübergegangen waren.

Was mochte nur Giovanni so lange halten?

Mara saß auf dem Brunnenrande neben dem Jasminbusch nieder. Ihr wurde schläfrig in der schwülen Abendluft, die Augen fielen ihr zu. Als sie aufwachte, war es Nacht. Der arabische Gärtner mußte schon schlafen gegangen sein, denn der Platz an der Schwelle seiner Wohnung war leer. Tödliche Unruhe erfaßte sie um den ausbleibenden Nino. Sie schlang ihr Busentuch fester um den Hals und schritt nach den Pfefferbäumen zu, an dem verlassenen Landhause vorüber, dessen leere Bogengänge und offene Kammerthüren sie aus der tiefen Finsternis anstarrten. Als sie an dem Stalle angelangt war, wo Nino abends Karre und Pferd abzustellen pflegte, schien es ihr, als vernehme sie ein leises Läuten, wie von der Halsschelle der Learda. Sie beschleunigte den Schritt, ein Kreuz schlagend.

Die Madonna sei gelobt. Das war Giovanni!

An dem Stalle vorbei eilte sie nach dem Gitterthore und öffnete es weit. Draußen lagen die Felder und Wiesen in tiefster Stille da. Ein Lichtchen blinkte vom Nonnenkloster herüber. Und in dem Schein der Sterne ließ sich das schlängelnde Band der weißen Straße erkennen, die daran vorüber nach Karthago führt. Mara strengte die Augen an. Ja, kein Zweifel, da kam die Karre langsam den Weg entlang.

War sie's auch wirklich? Mara schaute beharrlich nach dem Gefährte aus, das jetzt in dem Schatten einer Wegsenkung verschwand, dann wieder deutlich sichtbar ward. Sie war es! — Mara hatte die Learda erkannt. Ihr Herz begann ruhiger zu schlagen und sie lächelte über ihre thörichte Angst.

Nun war auch die Karre nahe. Die Glocke, das Knirschen der Räder auf dem harten Boden und der Hufschlag des weißen Pferdes tönten vernehmlich in die Stille hinaus. Doch kein Peitschenknall oder Gesang ließ sich hören. Noch eine Biegung. Langsam kam die Karre auf das Thor zu, wo Mara unbeweglich stehen geblieben war.

„Buona sera, Nino,“ rief Mara entgegen.

Keine Antwort. Sie eilte auf den Wagen zu. Ihr Herz erstarrte. Keine Seele war zu sehen. Die Learda hielt bei ihrem Nahen mit gesenktem Kopfe stille, bewegte die Ohren und blickte sie an.

„Nino, wo bist du?“ schrie Mara entsetzt auf. Immer keine Antwort. Die Zügel des Gespannes schleiften am Boden.

Die Peitsche war verschwunden. Das Pferd that einen Schritt vorwärts, als erwarte es, in den Stall geführt zu werden. Mara, ganz verstört, setzte einen Fuß aufs Rad und blickte in die Karre hinein. Umsonst, sie war leer. Beim Hinuntergleiten wurden ihr die Finger feucht. War das nicht Blut, das daran klebte?

„Madonna mia, Nino, Nino!“

Es war ihr als sei sie von Fieberwahn befangen, ihre Kniee bebten. Wohin, um Hilfe zu suchen?

In tödlichstem Entsetzen eilte sie die einsame Straße entlang, in die Finsternis hinausrufend „Nino, Nino!“ weiter und immer weiter. Doch wohin sich ihre Blicke richteten, nichts als Nacht und verlassene Felder. Weit unten brandete das Meer wie knatterndes Musketenfeuer, und der Wiederhall längs des Strandes rief den Ton zurück. Die Straße schien sich endlos hinzuwinden. Keine Seele begegnete der Verzweifelnden. Endlich waren die Lichter des Klosters nahe. Sie erklomm den Hügel, ohne der tiefen Erdlöcher an der Straße zu achten, wo ein Fehltritt den sicheren Tod bedeutete. Jetzt stand sie an der Pforte und zog die Glocke. Drinnen antworteten die Hunde, Schlüssel rasselten. Der Pförtner kam mit Licht.

„Ich bin Ninos, des Kärrners Weib! Wo ist er, seine Karre kam ohne ihn zu Hause an“ — sie brachte es stotternd mit fliegendem Atem vor.

Der Pförtner mußte sich erst von dem Erstaunen erholen, das diese unerwartete weibliche Erscheinung mit dem zerzausten Haar ihm bereitet hatte.

„Es ist Nacht und die Patres sind zur Ruhe gegangen. Nino ist um sieben mit den Genossen von der Arbeit gezogen. Er hat sich wohl einen Schluck gegönnt und liegt irgendwo auf der Straße, um seinen Rausch auszuschlafen. Ihr seid unklug, so allein in der Dunkelheit umherzustreifen.“

Damit schloß und verriegelte er seine Thür, ehe Mara noch zur Besinnung gelangt war.

Wie sie durch die finstere Nacht wieder nach dem Garten gelangte? Sie hätte es nicht zu sagen vermocht. Wie sie dann vergeblich um Hilfe am Thor des arabischen Gärtners pochte, der ihren Bitten zum Trotz sich nicht aus seinem Hause regte! Sie that es wie im Traume!

Der andere Morgen fand sie, ein Bild der Verzweiflung, am Stalle sitzen, an der Stelle, wo Nino damals das Brummeisen gespielt. Die Learda stand, immer noch im Anspann, an der gewohnten Krippe und zermahlte die letzten Gerstenkörner darin. Und wie die ersten Sonnenstrahlen auf die bunte Vorderwand der Karre fielen, da erleuchteten sie hell die Flecken darauf und Mara wandte schaudernd den Kopf vor der Venus mit dem blutigen Gewand.

An demselben Morgen fanden ziegenhütende Beduinen den Nino erschlagen bei den Cisternen von Karthago. Das Sicilianermesser in der Wunde deutete darauf, daß er von Bruderhand ermordet worden. In der Tasche fand sich, unangetastet, der Arbeitslohn, den ihm der Pater gezahlt hatte, was die Vermutung eines Raubanfalls ausschloß. Doch alles Fahnden auf den Thäter blieb vergeblich.

Nur die Learda hätte sagen können, wer ihr den Herrn tödlich verwundete. Sie war aber stumm, gerade wie die Venus mit ihrem Taubengespann, die ihren Liebling so treulos der Nemesis mit Zaum und Geißel überlassen hatte.

An meine Sonne.

Es wogt so regenschwer
Am Himmel droben —
So wellt's im Meer,
Wenn Sturm und Wellen toben.

Strahlt dann der Sonne Licht,
Blaut's wieder oben. —
Wie sollt' ich nicht
Auch meine Sonne loben?

Georg Vogel.

Künstliche Turmuhren im Mittelalter.

Von

Otto Gaßer,

Königlicher Hof-Uhrmacher in Magdeburg.

Wie die Entstehung so mancher wohlthätigen Einrichtung, welche wir zu den Notwendigkeiten und den Annehmlichkeiten unseres modernen Kulturlebens zählen, ist auch die Erfindung der Uhren und insbesondere der Räderuhren, für uns bis jetzt noch in undurchdringliches Dunkel gehüllt.

In allerältester Zeit kannte man keine andere Zeiteinteilung als die natürliche, nämlich die in Tag und Nacht. Aber lange konnte dieselbe nicht genügen, deshalb suchte man nach einem Mittel, den Tag einzuteilen, und fand dasselbe durch Messung der im Lichte der Sonne ab- und zunehmenden Schattenlänge irgend eines Gegenstandes. Man errichtete Säulen zu diesem Zweck und vervollkommnete die neuen Zeitmesser nach jeder Richtung. Die Chaldäer errichteten an freien Orten ihre Stundensteine, welche ihnen durch Vorrücken des Schattens eines kleinen Kegels über eine halbrunde zwölfteilige Fläche die Zeit angaben. Ein fernerer Fortschritt war die Erfindung der Wasseruhren, um deren Vervollkommnung sich die größten Gelehrten Jahrhunderte hindurch bemühten. Das Wasser wurde teils als treibende Kraft, teils als regulierendes Element verwendet und mit Hilfe von Räderwerken brachte man es später dahin, daß diese Uhren schlugen, daß sie Figuren bewegten und den Lauf der Gestirne darstellten. Die berühmteste Wasseruhr ist diejenige, welche der Kalif Harun al Raschid dem Kaiser Karl dem Großen im Jahre 807 durch seine Gesandten zu Aachen überreichen ließ. Diese Uhr ließ zu jeder Stunde kupferne Kugeln in ein metallenes Becken fallen und setzte viele Figuren in Bewegung. Fast zu gleicher Zeit bewunderte man in Konstantinopel die Uhr des griechischen Kaisers Theophilus, welche der Philosoph Leo verfertigt hatte; an ihr befanden sich singende Vögel, brüllende Löwen und andere Zierate.

Allein bei aller Kunst, welche man aufwendete, genügten diese Uhren doch nicht, dem Bedürfnis nach einer genauen Zeitmessung. Dieses wurde erst befriedigt durch Erfindung der Räderuhren, welche man früher allgemein dem Mönch Gerbert zuschrieb, welcher als Lehrer des Kaisers Otto III Erzbischof von Ravenna wurde und später als Sylvester II den päpstlichen Thron bestieg. Neuere Forschungen haben aber festgestellt, daß dieser ausgezeichnete Mann, dem wir auch unser heutiges Zahlensystem und die arabischen Ziffern verdanken, zwar bedeutende mathematische und astronomische Kenntnisse besaß, mit deren Hilfe er kunstvolle Instrumente zu astronomischen Zwecken anfertigte, und daß er zum Beispiel während seines Aufenthalts in der Kaiserpfalz zu Magdeburg im Jahre 997 hier ein Horologium schuf und dieses auf Grund der mittels eines einfachen Rohres vorgenommenen Beobachtung des Polarsternes regulierte; es ist jedoch nirgends urkundlich nachgewiesen worden, daß er Räderuhren mit Gewichtskraft angefertigt habe.

Wie alle Wissenschaften und alle Künste jener Zeit in den Klöstern eine Stätte fanden und gepflegt wurden, so daß vieles gerade durch die Klöster uns erhalten wurde und auf uns gekommen ist, so tauchten auch die Räderuhren zuerst in den Klöstern auf, wo sie von gelehrten Mönchen angefertigt wurden. Zuerst dienten sie dazu, die Zeit des Gottesdienstes zu regeln und durch Schlagen auf eine Glocke den Beginn und die Beendigung desselben anzugeben. So wird von dem Abte Wilhelm zu Hirschau erzählt, daß er im Jahre 1080 eine sehr künstliche Uhr gebaut habe, welche neben den Stunden auch den Lauf der Planeten dargestellt habe, und in den Ordensregeln der Cistercienser vom Jahre 1120 wird dem Sakristan vorgeschrieben, dafür zu sorgen, daß die Uhr vor der Frühmesse schlage und wecke. In den folgenden Jahrhunderten fanden die Uhren bald weitere Verbreitung, und besonders in Deutschland müssen sich viele tüchtige Männer mit deren Verfertigung beschäftigt haben, denn schon im XIV. Jahrhundert finden wir in vielen

Städten öffentliche Uhren, und die Künstler wurden nach dem Auslande begehrt. König Karl V. von Frankreich ließ 1364 einen Deutschen Namens Heinrich von Wyck nach Paris kommen, um von ihm eine große Uhr bauen zu lassen, welche auf dem Turm des königlichen Palastes aufgestellt wurde. An dieser Uhr befand sich folgende Inschrift: „Diese Maschine, welche die 12 Stunden des Tages so genau einteilt, lehrt euch Gerechtigkeit üben und die Gesetze halten." Und dennoch war es das Schlagen dieser Uhr, welches 200 Jahre später in der Bartholomäusnacht das Zeichen zur Ermordung der Protestanten gab. — Auch Eduard III. von England ließ aus den Niederlanden drei Uhrmacher kommen, welche mit großen Privilegien ausgestattet wurden, damit sie mit Erfolg ihre Kunst ausüben konnten.



Abb. 1. Astronomische Rathausuhr zu Prag.

Die Turmuhren der damaligen Zeit waren noch nicht mit einem Pendel versehen, sondern der Regler des Uhrganges war die sogenannte Wage, ein um eine senkrechte Achse hin und her schwingender Balken. Man nannte ihn auch Schwengel, libramentum, auch rastrum, wegen der Kerben für die Belastungsgewichte, mittels deren seine Schwingungszeit geregelt wurde. Diese Waghemmung war allerdings zu einer genauen Regulierung des Uhrganges nicht geeignet, der unvermeidlichen Stöße und großen Reibungshindernisse wegen, aber man verachte sie nicht, sie hat Jahrhunderte hindurch ihre Kulturaufgabe redlich erfüllt. Hat doch in Dover Castle eine eiserne Waguhr, welche 1348 in der Schweiz gebaut war, erst im Jahre 1872, also erst nach 524 Jahren ihre treuen Dienste eingestellt.

Bei dem allmählichen Erstarken des Bürgertums und dem sich mehrenden Reichtum der Städte war es natürlich, daß diese ihren Ausdruck fanden in der Errichtung öffentlicher Uhren, welche nicht allein für den stets wachsenden Verkehr nötig waren, sondern auch zum Ergötzen des Volkes dienten. Denn nicht allein, daß die Uhren die Stunden zeigten und schlugen, daß sie den Lauf der Planeten und des Mondes darstellten, sie bewegten auch eine Anzahl künstlicher Figuren, welche durch ihre Bewegungen die Schaulust des Volkes befriedigten. Das Sinnen und Arbeiten der Künstler jener Zeit galt diesen Mechanismen,

welche durch ihre kunstvolle Konstruktion und Thätigkeit auf den Beschauer wirkten und die Uhrmacherkunst in ein geheimnisvolles Dunkel hüllten. Das Volk fand an diesem seltsam Wunderbaren Geschmack, und so wurden diese Uhren die volkstümlichsten Zierden jener mittelalterlichen Städte, und manche glänzen noch heute als deren Wahrzeichen, wenn auch im verjüngten Gewande. Bei dem großen Interesse, welches diese Uhren in allen Schichten der Bevölkerung erregten, war es natürlich, daß reichere Städte es geringeren Städten hervorzuthun suchten und daß eine Stadt die andere um ihr Kunstwerk beneidete. Aus diesem Wettstreit in Verbindung mit dem für Uneingeweihte geheimnisvollen Mechanismus erklärt sich auch die sich an verschiedene Städte, unter anderen Prag, Danzig, Straßburg, knüpfende Sage, daß der Rat der Stadt dem Künstler nach Vollendung seines Werkes habe die Augen ausstechen lassen, damit derselbe kein zweites ähnliches Werk mehr anfertigen könne. Der geblendete Meister habe sich dann noch einmal an sein Werk führen lassen und habe tastend mit einem Griff etwas daran zerstört, so daß die Uhr zum Stillstand gekommen und nicht wieder in Gang zu bringen gewesen wäre. Wie schon angedeutet, mehrten sich im XIV. und XV. Jahrhundert die öffentlichen Uhren in rascher Folge. Im Jahre 1352 erhielt Straßburg die erste Uhr, 1368 Breslau, 1391 Metz, 1395 Speier, 1398 Augsburg, 1425 Magdeburg, 1462 Nürnberg in der Marienkirche, 1490 Prag (Abb. 1). Alle sind mehr oder weniger mit künstlichen Mechanismen versehen gewesen, haben den Lauf des Mondes und der Planeten dargestellt und allerlei Kurzweil durch bewegliche Figuren oder Glockenspiele dargeboten.

Von allen Städten Deutschlands zeichnete sich besonders Nürnberg schon früh durch Herstellung künstlicher Uhren aus. Hier gab es schon um die Mitte des XIV. Jahrhunderts Uhrmacher von solcher Tüchtigkeit wie nirgends sonst, obwohl sie nur Schlosser genannt wurden. Ein solcher Schlosser erbauete im Jahre 1356 bis 1361 für die Marienkapelle, spätere Frauenkirche, ein Uhrwerk, welches zum Wahrzeichen für die Stadt geworden ist. Veranlassung zu dieser Arbeit gab der Erlaß der goldenen Bulle seitens des Kaisers Karl IV. in Nürnberg. Auf diese Bulle Bezug nehmend, stellte dieser Künstler ein Uhrwerk her, welches das erste „Männleinlaufen“ dem Volke vorführte. Auf dem Throne saß der Kaiser Karl IV., um ihn herum gingen die sieben Kurfürsten, welche sich unter dem Getöne der Posaunen vor ihm verneigten. Das Meisterwerk wurde zum erstenmal am Geburtstage des nachmaligen Königs Wenzel 1361 beim Schlagen der zwölften Stunde dem Volke gezeigt und man kann sich denken, welches Aufsehen es damals hervorgerufen haben mag. Im Jahre 1506 war das Werk vollständig verrostet, und es fand sich abermals ein Schlosser, Namens Georg Heuß, welcher es unternahm, dasselbe wieder in Stand zu setzen. Die Anfertigung neuer Figuren aus Kupfer, des Kaisers, der sieben Kurfürsten, zweier Thürhüter, zweier Schlagmänner und zweier Brustbilder, welche zusammen 180 Pfund wogen, wurden dem Meister Sebastian Lindenast übertragen und derselbe erhielt dafür 419 Gulden und 17 Pfennig, der Malermeister Thomas erhielt 27 Gulden und Georg Heuß 400 Gulden, im ganzen kostete die Uhr 1641 Gulden, gewiß eine stattliche Summe, welche ebenso von dem Reichtum als von dem Kunstsinn des alten Nürnberg beredtes Zeugnis ablegt. Wiederum ließen die Posaunenbläser ihre Weisen ertönen, wiederum umkreisten die sieben Kurfürsten den grüßenden Kaiser, bis die auf den 30jährigen Krieg folgende Zeit dem Werke wenig Beachtung mehr schenkte, so daß es zu Anfang dieses Jahrhunderts ganz ins Stocken geriet. Mangelnder Kunstsinn, welcher sogar das berühmte Bronzegitter im Rathause für den Metallwert veräußern ließ, opferte auch die in Kupfer getriebenen Figuren der Uhr und ersetzte dieselben im Jahre 1823 durch hölzerne, aber das Uhrwerk kam doch nicht wieder in Gang. Erst die neueste Zeit schaffte Wandel. Als die Kirche unter Leitung des Direktors Essenwein zu neuem Glanze erstand, wurde auch das Uhrwerk erneuert, und das „Männleinlaufen“, welches der jüngeren Generation nur von Hörensagen bekannt war, ergötzt von neuem wieder jung und alt.

Das Rathaus von Heilbronn, im Renaissancestil erbaut, besitzt ebenfalls eine alte künstliche Uhr, welche dem schönen Giebel

zur herrlichsten Zierde gereicht (Abbildung 2). Das untere Zifferblatt, circa fünf Meter im Durchmesser, zeigt den Tierkreis und die Bahnen der sieben Planeten bunt gemalt in leuchtenden Farben. Darüber sieht man zwei vergoldete Böcke und einen vergoldeten Hahn. Über dem Hahn befindet sich das eigentliche Zifferblatt, welches die Zeit anzeigt und rechts, und links von demselben stehen lebensgroß ein Herold und ein geharnischter Ritter. Über dem Zifferblatt hängt in einer Nische die Viertelglocke, und darüber befindet sich die Darstellung der Mondphasen. Sobald es zwölf Uhr schlagen will, geben erst die zwei Genien, welche neben der Viertelglocke stehen, die Viertel an, dann schlägt die volle Stunde auf einer hoch im Giebel hängenden Glocke, und bei jedem Schlage ertönt von dem Herold ein Posaunenstoß, der Ritter schlägt mit dem Schwerte, und die vergoldeten Böcke stoßen mit den Köpfen gegen einander. Zuletzt kräht der Hahn dreimal. Das jetzige Uhrwerk stammt aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts und ist jedenfalls der Ersatz eines älteren Uhrwerkes, welches gleichzeitig mit dem Rathause erbaut sein mag.

Während sich die Rathausuhr in Jena mit einem menschlichen Kopf begnügt, welcher bei jedem Glockenschlag den Mund öffnet und schließt, bildet in dem thüringischen Städtchen Arnstadt die Uhr einen wesentlichen Schmuck des altertümlichen Rathauses. Über dem in dem Giebel befindlichen buntbemalten und vergoldeten Zifferblatte sehen wir eine Mondkugel, welche die Phasen des Mondes zur Darstellung bringt und noch weiter nach oben einen Adler. Rechts und links von dem Zifferblatte stehen zwei geharnischte Ritter. Sobald das Schlagen der zwölften Stunde beginnt, erheben die Ritter die Hand wie zum Gruß, der eine beim Schlagen der Viertel, der andere bei dem Schlagen der



Abb. 2. Künstliche Rathausuhr zu Heilbronn.

vollen Stunde. Zum Schluß schlägt der Adler mit den Flügeln.

Auch in der alten Stadt Bern (Abb. 3) zeigt sich an dem bekannten Zeitglockenturm unter dem eigentlichen Zifferblatt ein Planetarium, auf welchem in eisernen Reifen sich die sieben alten Planeten bewegen, daneben hält eine ganze Bärenschar vor einer sitzenden Figur zwei Minuten vor jedem Stundenschlagen ihren Umzug; darüber sitzt der Narr, welcher die Stundenzahl durch Anschlagen an eine Glocke angibt, der hölzerne Hahn zur Seite schlägt mit den Flügeln und läßt vor jedem Stundenschlage seinen Ruf ertönen.

So giebt es noch eine Anzahl merkwürdiger Uhren, wie die von Prag, Ulm (Abb. 4) und anderen Orten. Von vielen sind heute nur noch dürftige Reste vorhanden, viele sind gänzlich zerstört und verschwunden wie die kunstvolle Uhr in Magdeburg, welcher die Schreckenstage im Mai 1631 den Untergang brachten. Diese Uhr war im Jahre 1425 erbaut und im Jahre 1629 in Stillstand geraten. Später wurde das Stehenbleiben dieser Uhr als eines der vielen Vorzeichen betrachtet, welche dem Untergang der Stadt vorangegangen waren. In dem städtischen Archiv zu Magdeburg befindet sich unter H. N. 17 ein Aktenstück folgendermaßen betitelt: „Johann Herkels lästerliche Briefe wieder einen Ehrb. Rath der Stadt Magdeburg, seine ordentliche Obrigkeit ingemein, und dann etliche benahmte und unbenahmte, lebendige und sehlig verstorbene Personen und Familien. Wunderliche Zeichen so vor dem Magdeburgischen Uebergang vorhergegangen.

Nr. 1. Unsere liebe Vorfahren, die haben mit großer Kostung, Gott zu Ehren und der Stadt zum sonderlichen Ruhm und Zierrath eine Singuhr anrichten lassen, darauf täglich Gott zu Ehren, köstliche Lieder und Psalmen, insonderheit, Erhalt uns Herr bei Deinem Wort, gespielet worden, damit denn manches fromme Herz usgemuntert und mitgebetet, der Rath aber die Singuhr ganz verfallen lassen, darumb auch das Wort Gottes ist aus unserer Stadt genommen worden."

Außer den bisher besprochenen Uhren, welche Kirchtürme und Rathäuser schmückten, erbaute man auch gleiche Kunstwerke für die Hallen der Gotteshäuser. Wollte man dieselben den Unbilden der Witterung entziehen, ode glaubte man dieselben innerhalb der Mauern der Kirche sicherer? Wie dem auch sei, auch diese anscheinend so sicher behüteten Uhren verfielen dem Zahne der Zeit, Habgier und Unverstand gaben ihnen den Rest, und nur wenige entrannen der Zerstörung, um durch Renovierung zu neuem Leben zu erstehen.

Eine merkwürdige Uhr dieser Art befand sich im Dome zu Osnabrück, welche in den Jahren 1578 bis 1587 von einem Vikar, Namens Jost Bodecker verfertigt worden, aber nach dem Tode desselben nicht mehr lange gegangen, sondern sehr bald in Verfall gekommen und im Jahre 1755 schon gar nicht mehr vorhanden gewesen ist.

In einer Beschreibung dieser Uhr in der Erdwin Erdmannschen Chronik von Osnabrück heißt es: „Man zeiget auch sonderlich Kunststück in diesen Kirchen, nehmlich Sphaeram caelestem, das ist die Himmelskugel, von Kupferdrathen sehr kunstreich gemachet, also daß die Zeichen des Sonnenzirkels und alle Planeten, ebensolch ein Motum oder Lauf gehabt, wie sie im Himmel haben, wie der Mond am Himmel neu und voll gewesen eben also auch in dieser Himmelskugel gesehen worden." Eine spätere Notiz in der Chronik sagt: „Das schöne Kunststück im Thum, da die heiligen Drei Könige für Maria, der Mutter Christi vorbeigehen, stehet nun still."

Aber merkwürdige Ironie des Schicksals: während die Uhr selbst zerfiel und im Jahre 1755 dem Kerpenbrokschen Denkmal Platz machen mußte, ist uns eine Beschreibung der Uhr von des Meisters eigner Hand erhalten worden. Das mit den Akten des Domkapitels in das Archiv der Königlichen Regierung übergegangene Manuskript beginnt mit den Worten: „Ein kurtzer unterricht und einleitung des new erfundenen astronomischen uhrwerks zu Osnabrug im Dohme, durch Josten Bodeker von Wartbergk, Vicarius daselbst im Dohme, erfunden, verordnet und eingestellt, nun aber dieses lauffenden Jahres entlich verfertigt 1587." Der Verfasser zählt nun sämtliche Verrichtungen der Uhr auf und giebt auch einige Instruktionen, wie dieselbe zu behandeln sei. Nach diesen Aufzeichnungen kann die Uhr nun folgendermaßen aus-



Abb. 3. Künstliche Uhr an dem Zeitglockenturm zu Bern.

gesehen haben: An der unteren Abteilung präsentierten sich zunächst drei Tafeln oder Zifferblätter. Auf der oberen, größten Tafel befand sich wohl der in 24 Teile geteilte Stundenkreis, worüber als Zeiger ein Vogel kreiste, welcher mit seinem Schnabel die Stunden zeigte. Außer dem Stundenkreise waren auf dieser Tafel noch sechs andere Kreise beschrieben, nämlich für die Tage des Monats, für die goldene Zahl, für die Sonntagsbuchstaben, für das Datum und für alle Feste des Jahres. Die zweite mittlere Tafel enthielt die Zahlen der Jahre von Christi Geburt bis auf das laufende Jahr, den Mondcyklus, die Schaltjahre rc. Die dritte unterste Tafel that kund, in welchem Zeichen der Mond an dem jedesmaligen Tage stand und was unter dem Einfluß dieses Zeichens zu beginnen sei. Vor diesen drei Zifferblättern war ein anatomisch präparierter menschlicher Körper angebracht, und zwei Tafeln zur Seite gaben Erklärung und Aufschluß, auf welche Teile unseres Körpers die Zeichen des Tierkreises influieren. Es handelt sich hier offenbar um einen sogenannten Aderlaßmann, an welchem Striche auf die einzelnen Körperteile hingezogen waren, um anzudeuten, an welchem Körperteile in jedem Monat die Ader geschlagen, geschröpft oder purgiert werden konnte.

Über diesen unteren Teil der Uhr schwebte das hangende Koronament. Sein Kernstück bildete das Horologium Planetarum oder Sphaera coelestis. In dieser aus eisernen Reifen gebildeten Halbkugel zogen nach den Gesetzen des Ptolemäischen Weltsystems der Mond, der Jupiter, Merkur, Venus, Mars, die Sonne und Saturn um die centrale Erdkugel ihre Bahnen. Die Sonne war aus vergoldetem Kupfer, die übrigen Gestirne aus lauterem Silber gearbeitet. Zur Seite waren noch einige bewegliche Figuren placiert, wie es die damalige Zeit verlangte. Ein Mann, welcher das Stundenglas herumschwang, die heiligen drei Könige, welche an der Mutter Gottes vorbeizogen, und anderes mehr. Aber das Merkwürdigste an der Uhr war der Regulator derselben. Wie schon im Anfang

gesagt, hatten die Turmuhren damaliger Zeit eine Waghemmung, deren Balken behufs Regulierung mit Gewichten beschwert wurden; diese Uhr aber hatte außer dem Wagebalken, Unrast nennt ihn der Künstler, noch einen zweiten Regulator, in welchem man fast ein Centrifugalpendel erkennen kann. Doch lassen wir darüber den Verfertiger in seiner Beschreibung selbst reden:

„Als zum ersten der güldene Sterne oben in dem Coronament, welcher mit seinem Umlauffen so viel ausrichten kann, als der unrast im Werke, und ist anstatt der unrast, sofern man will, und ist eben als viel, daß man den unrast in dem Werke wol ausnehmen, auch wol hangen lassen kann. Und kan derselbige güldene Sterne mit seinen schnellen umblauffen, tag, zeitt und stunden und also ebenso wohl das astronomische werk regieren und ein ider stück nach seiner Gelegenheit und ordnung mit seinen lauffen umbziehen und bewegen, nicht mehr oder weniger, gleich wie der unrast seiner umbher swebung. Und ist solche Invention und von mir erfundenen Kunststück nicht der geringsten eine. Dan ich auf eine gelegen zeit bedachte und mir infiel, ob man auch ein uhrwerk sonder unrast machen konnte oder an desselben statt ein ander Invention zu verordnen, das eben als viel thuen konnte; darauf habe ich auch ferner practicirtt und dasselbe (mit großer Mühe und Arbeit,) ins werk gestellt, welches mir denn auch also vermittelst Gottlicher Hülf geraten. Und ist oben gemelt ein frey erfunden kunststücke, dann für mein Person ich die tage meines lebens nicht gesehen noch gehört habe, als einiger meister gewesen sei, der ein uhrwerk ohne unrast habe machen können. Welches nun von diesen zweien einen Ehrwürdigen Dhum Capitel am besten gefällig, das kann ich lauffen lassen, es sei der unrast oder der guldene Sterne."

Abb. 4. Künstliche Rathausuhr zu Ulm.

Trotz dieser von vielem Nachdenken zeugenden hervorragenden Arbeit, welche der Erfindung des Pendels durch die großen Gelehrten Galileï und Huyghens vorauseilte, berührt uns seltsam dieser ganze geheimnisvolle astronomisch-astrologische Apparat, welchen die Uhr mit anderen gleichzeitig und früher entstandenen Kunstwerken gemein hatte. Jost Bodecker war aber, so gelehrt wie er war, ein Kind seiner Zeit, in welcher der Wunderglaube und der Aberglaube ihre finstere Herrschaft ausübten.

In der alten Hansestadt Danzig ist das älteste Uhrwerk die in den Jahren 1464 bis 1470 gebaute riesige astronomische Uhr in der dortigen St. Marienkirche. Als ihr Verfertiger wird ein gewisser Hans Dürünger aus Nürnberg oder Lübeck genannt, welcher dort auch im Jahre 1477 starb, wie man auf seinem Grabstein vor der St. Marienkapelle dieser Kirche ersehen kann. Von den Vorstehern dieser Kirche wurde dieses Werk mit 393 Mark Silber, einer lebenslänglichen Pension von 24 Mark Silber und einer freien Wohnung, für damalige Zeit sehr reichlich, bezahlt. Die Uhr zeigte den Lauf der Sonne, des Mondes und den der Planeten, ferner den Tierkreis, sie diente als Kalender und ließ während des Schlagens oben unter der Glocke verschiedene Figuren, bald die Verkündigung Mariä, bald die heiligen drei Könige hervortreten. Auch von dieser Uhr wird erzählt, man habe den Künstler des Augenlichtes beraubt, und dieser habe dann aus Rachsucht das Haupttriebrad der Uhr zerstört. Trotzdem befand sich die Uhr im Jahre 1560 im gangbaren Zustand, so daß ein gewisser Grunewig in einer von ihm verfaßten Reisebeschreibung, im Vergleich mit anderen Uhren, welche er gesehen, folgendes schreiben konnte: „Was mag der Pragische Seeger in sich Wunderliches



Abb. 5. Astronomische Uhr in der St. Marienkirche zu Lübeck.

haben, über den, welcher in dieser Kirche steht, welcher jenem gleich, weiset nicht allein der Sonnen und des Mondes Auf- und Niedergang alle Tage durchs ganze Jahr, der Planeten und der 12 himmlischen Zeichen Lauf, durch alle Stunden, sammt sehr subtiler Bewegung der himmlischen Lichter, sondern auch den Kalender sammt den beweglichen Festtagen durchs ganze Jahr, an welchen auch Oben unter den Glocken des Sontages und sonstigen Festtages geschnittene Bilder herfürkommen und das Evangelium desselbigen Tages zu gewisser Stunde mit genug Verwunderung des Volkes figurierten. Unter welchen Bilderlein traten etliche Männerchen herfür



Abb. 6. Astronomische Uhr in dem Münster zu Straßburg.
Nach einer Photographie von Alfred Wolf in Konstanz.

und lockten das Volk zum Schauspiel durch Trommelein, so zugerichtet, wie jene zu Olmütz und Straßburg.“ Auch dieses Werk verfiel, nur die noch sichtbaren Überreste zeugen von der einstigen Pracht. Man sieht noch die zwölf Figuren des Tierkreises in Relief, auf einem Aufsatz mit gemalten silbernen Sternen sieht man zwei halbrunde Vorsprünge mit Thüröffnungen und als Krönung des Ganzen die Gestalten von Adam und Eva, welche bei dem mit der Schlange und mit einer Glocke versehenen Baumstamme stehen. Auf dem unteren dieser Vorsprünge soll die Anzahl der heraustretenden und vorüberziehenden Apostel die Stundenzahl angezeigt haben. Diese Uhr wieder hergestellt zu sehen, ist wohl kaum je Aussicht vorhanden, dagegen ist die berühmte Uhr in der St. Marienkirche zu Lübeck einer durchgreifenden Reparatur und vollständigen Erneuerung des Werkes unterzogen worden (Abb. 5). Die Arbeit hat

einen Zeitaufwand von vollen zwei Jahren erfordert, indem zur Herstellung des äußerst komplizierten Räderwerkes zum Teil erst vollständig neue maschinelle Einrichtungen erforderlich wurden. Dem Beschauer zunächst wird das mehr als drei Meter im Durchmesser haltende Kalenderzifferblatt sichtbar, über demselben gewahrt man das astronomische Werk, den Sternenhimmel, von der Erde vom Standpunkt Lübecks aus betrachtet. Während an dem alten Werke der Uhr alle Planeten in 360 Tagen ihren Umlauf vollendeten, sind jetzt die Bewegungen der verschiedenen Himmelskörper anläßlich dieser Reparatur nach den genauesten Berechnungen eingerichtet worden, so daß dieselben genau in derselben Zeit ihren Umlauf vollenden, wie die Planeten am Himmelszelt.

In der Mitte der oberen Abteilung, zwischen den beiden mittleren und größten Säulen, erblickt man das Bild des Heilandes. Zu beiden Seiten desselben befinden sich zwei große und zwei kleine Thüren. Aus der großen Thür zur Rechten treten mittags zwölf Uhr der Kaiser nebst den sieben Kurfürsten in Prozession heraus, gehen mit einer Verbeugung vor dem sie segnenden Christus vorüber und durch die Thür links ab. Die beiden zur Seite stehenden Engel künden solches durch ihre Posaunen an, und zwei Diener im alten Lübecker Kostüm, die inzwischen aus den kleinen Thüren herausgetreten sind, verneigen sich ehrerbietig. Über dem Baldachin, unter welchem das Bild des Heilandes steht, befindet sich die helltönende, i. J. 1414 gegossene Stundenglocke, rechts und links stehen Figuren, die Zeit und die Vergangenheit vorstellend. Darüber befindet sich ein Glockenspiel, bestehend aus vierzehn Glocken, welches jede Stunde eine den verschiedenen kirchlichen Zeiten angemessene Choralmelodie spielt. Viele Figuren, Schnitzereien und Inschriften zieren noch das schöne Gehäuse, und somit ist das alte Kunstwerk unter Beibehaltung seines ursprünglichen originellen Charakters in einer Weise erneuert worden, welche dem jetzigen Stande der Wissenschaft entspricht und die Absicht des ersten Verfertigers in einer von diesem wohl kaum geahnten Weise verwirklicht. Es ist hocherfreulich, daß es in Deutschland Männer gibt, die Lust, Liebe und Verständnis für dergleichen Kunstwerke besitzen, wie es die Meister bewiesen, welche an der so vorzüglich gelungenen Erneuerung dieser alten Kunstuhr gearbeitet haben.

Nun kommen wir zu der Krone aller dieser kunstreichen Uhren, zu der weltberühmten astronomischen Uhr im Münster zu Straßburg (Abb. 6).

Man muß selbst davor gestanden haben, um den Zauber zu begreifen, welcher bei dem Anblick dieses Kunstwerkes das Volk umfing und noch heute umfängt. Lange bevor die zwölfte Stunde schlägt, drängt und schiebt sich alles hinein in die hochgewölbte Halle des ehrwürdigen Domes, um den rechten Augenblick nicht zu versäumen. Männer und Frauen, hoch und niedrig, Fremde und Einheimische harren voller Spannung des Eintritts der zwölften Stunde. Endlich ist der wichtige Augenblick da, lautlose Stille tritt ein. Ein Genius erhebt das Scepter und vollzieht vier Schläge auf einer Glocke, ein zweiter Genius stürzt eine Sanduhr um, welche er in der Hand hält. Ein Stockwerk höher tritt aus einem gotisch verzierten Raume ein Greis hervor, schlägt mit seiner Krücke viermal auf eine Glocke und verschwindet auf der anderen Seite, während der Tod den in seiner Hand befindlichen Knochen langsam und feierlich zwölfmal auf die Stundenglocke fallen läßt. Noch ein Stockwerk höher thront der Heiland, in der Linken das Siegesbanner tragend, die Rechte zum Segen erhoben. Sobald der letzte Glockenschlag der zwölften Stunde verhallt ist, treten aus einer Öffnung zur Rechten des Herrn die Apostel. Einer nach dem anderen kommen sie hervor, wenden sich nach dem Herrn Christus, verneigen sich und entfernen sich nach der anderen Seite. Bei jedem Apostel erhebt der Herr segnend die Rechte, und wenn der letzte Apostel verschwunden ist, segnet er das unten versammelte Volk. Dann kräht der auf einem Nebentürmchen stehende Hahn dreimal und schlägt mit den Flügeln.

Beifälliges Gemurmel geht durch die Menge, und alles strömt hinaus, erfüllt von der Großartigkeit des eben Erschauten und voller Bewunderung für dieses herrliche Kunstwerk.



Inselfahrt.

Von

Anna Malberg.

Die Sonne hatte die längste Zeit grell ins Coupé geschienen und auf der breiten Bahn ihrer Strahlen häßliche

Stäubchen tanzen lassen. Dann war der Himmel weißlich geworden, die Luft schlug weich und glühend zum Fenster hinein, während die Sonne sich versteckte, und die Baumkronen der Stationsanlagen hielten sich still wie verzaubert. Ich kam von Reichenhall und war unterwegs nach Bayreuth, ging also einem Probestück für die Nerven entgegen, die sich eben von reichlicher Überanstrengung erholt hatten. Der Plan war mit allem Enthusiasmus eines regsamen Menschen gefaßt worden, der sich auf ärztlichen Rat eine Weile lang „verdummt“, aber von der hierzu bestimmten Frist mit Schlauheit einige Tage zu retten gewußt hat, die ihm jetzt etwas Großes, oft Gewünschtes bringen sollen. Es war alles auf schönen schattigen Reichenhaller Spaziergängen mit musikalischen Freunden so trefflich ausgerechnet worden, und das Ozon der Nadelwälder hatte die Unternehmungslust gesteigert. Heute in der lähmenden Glut sah die Sache mit einem Mal anders aus. Allerhand Verbindungsschwierigkeiten und die Ungewißheit, ein Billet zu den Festspielen zu bekommen, türmten sich plötzlich zu Hindernissen auf, so drohend und unbehaglich wie die allmählich sich bildende Wolkenwand im Westen, durch die nur manchmal ein glühendes Auge sah. Solche Stimmungen vergehen am ersten, wenn man sich etwas zu thun macht. Das Kursbuch regte das Elend noch mehr auf, der Bädeker — ach, der konnte auch nichts nutzen. Nun steckte zwischen den wohlverhüllten Butterbroten, die heute ihren Beruf ganz verfehlt hatten, noch das Buch mit Karl Stielers Gedichten in der Reisetasche. Vielleicht hilft die Poesie gegen den elektrischen Hochdruck von draußen, dachte ich.

O Chiemsee, wunderhold sind deine blauen Grenzen,
Es rauscht der Wind, die Woge rollt, felszackige Berge glänzen . . .

Ja, wie ist mir denn, muß nicht nächstens der mattsilberne Spiegel aufleuchten? Gewiß, es kann nicht mehr weit sein bis Prien. Seeduft — Kühle — ein Hauch um die heiße Stirn, der das Hämmern der Schläfen leise wegstreichelt. Der Friede einer stillen, weiten Wasserfläche — das wäre so etwas ... internationaler Menschenstrom, innerlich aufwühlende Melodien, könnte nicht noch ein Tag vergehen, ehe ich in euren Wirbel stürzen muß? — Und mit eiligen Händen wurde aus dem Handkoffer, der seit der Erfindung des Rundreisebillets sein wohlgenährtes Dasein in jedes Coupé drängt, ein Auszug des Allernötigsten gemacht für einen kurzen Aufenthalt am See. — Da pfiff es auch schon, ich stand draußen auf dem Perron und war bald unterwegs nach Stock, der Landestelle der Seedampfer, das Gepäck in Gewahrsam lassend. Damals führte noch keine Pferdebahn dahin, ich schritt langsam durch die schwüle Dämmerung und erreichte den See, als kein Dampfer mehr ging. Die Wasserfläche aber lockte, und es fand sich ein Schiffer, der mit seinem Kahn nach der Insel Frauenwörth hinüber wollte. Es stand ein schweres Gewitter am Himmel, aber wir beide beschlossen, es zu wagen. Eine verhüllte Frau, die an einer Landestelle unterwegs abgesetzt wurde, fand sich dazu und saß stumm im Hinterteil des Bootes. So glitt dasselbe hinaus in die graue Ungewißheit, das Land versank, die Wasser dehnten und hoben sich, nicht umsonst nennt man den See das Schwäbische Meer. Der Bursche plauderte von der Fraueninsel, wo ein viel gutes Wirtshaus sei — ich wußte das aus dem Bädeker — und wo heute ein Fest gefeiert werde. „Wird es aber auch Quartier geben?“ „Ich sorg' schon dafür,“ zwinkerte er freundlich, lugte aber dann scharf nach der Wetterwand — „wenn wir nur erst hinkommen wären!“ — Dann und wann kräuselte ein Windstoß die immer dunkler werdende Fläche, in der Ferne grollte es, Tropfen spritzten umher, ob vom Himmel oder von den Rudern, war nicht zu unterscheiden. Aber der Schiffer ruderte stumm mit verdoppelter Kraft. „Ich lebe, ich weiß nicht wie lang, ich fahre, ich weiß nicht wohin, mich wundert, daß ich noch fröhlich bin.“ Gerade als der alte Mönchsvers mir im Kopfe zu schwirren begann, leuchtete ein jäher Blitz auf, zugleich aber zeigten sich gelbe Punkte von fern, die Lichter von Frauenchiemsee, und bald waren wir am Lande geborgen. Aber was ich befürchtet hatte, traf ein — in dem Wirtshause voll Festjubel war kein Raum für die einzelne Reisende. Inzwischen hatte der Himmel seine Schleusen aufgethan, ein gehöriger Guß

stürzte herunter, Blitze zuckten, und es donnerte immer stärker. Zurück konnte ich nicht, und der Schiffer schien überdies verschwunden. Aber nein, da war er, „ich hab's versprochen, ich führe Sie, die Lippenbinderin hat Platz." Durch die wirklich kohlpechrabenschwarze Nacht zog er mich an der Hand fort über aufgeweichtes Land, über kurzen Rasen, unter triefenden Bäumen hin. Ich sah dann und wann im Schein eines Blitzes den See zur Linken bleich aufleuchten, die Silhouette eines Hauses sich abzeichnen. Da standen wir vor einer Thür, die sich halb öffnete. Ein Weib mit zerzaustem Haar, die Röcke mühsam zusammenhaltend, hob in der freien Hand ein Öllämpchen empor und winkte damit nach innen. Sie sagte etwas zu meinem Führer, der verschwand und mich stehen ließ. Drinnen war ein Rembrandtsches Nachtstück. Allerhand Ackergerät und Fischernetze, ein zerwühltes ärmliches Lager, eine Feuerstätte mit ein paar Glutresten in der Asche, Kochtöpfe und alte Lappen beschien die knisternde, blakende Lampe. In der Ecke rührte sich irgend etwas und stöhnte. Das Weib trat zurück und beleuchtete eine Hühnerstiege im Hintergrund „Da 'nauf geht's, vorgestern ist der Maler fort, wollen Sie noch etwas?" Ich dankte, nahm ihr das Lämpchen aus der Hand und kletterte sinkenden Mutes hinauf. Oben war ein nicht unebnes Zimmer, scheinbar reinlich, mit einem ordentlichen Bett. Aber der Sturm tobte und raste so fürchterlich, daß die kleinen Fenster fast eingedrückt wurden und die Glasthür in einem fort rasselte und krachte. Diese Glasthür führte auf eine Art Vorbau, wie ihn die Schweizerhäuser haben, und von da ging eine äußere Treppe herunter auf die Straße. Ein schwefelblauer Blitz enthüllte das, und ich stellte fest, daß die Glasthür ebenso wie der Zugang zu den unteren Regionen des Grausens unverschließbar war. Wo war ich hingeraten? Mein abenteuerndes Abweichen vom gefaßten Plan, ohne daß jemand eine Ahnung davon hatte, konnte ein Ende mit Schrecken nehmen. Hinter dem Hause lag der dunkle See, einen Hilfeschrei verschlang die wilde Sturmnacht, verloren war meine Spur. Überall hörte ich verdächtige Geräusche, knackende Stufen unter vorsichtigem Tritt, wischendes Tasten an der Thür. Und doch war die lähmende Todmüdigkeit so groß, daß ich trotz allem und allem schlafen zu gehen beschloß, aufs Bett hinfiel und auch regungslos liegen blieb als das Lämpchen sich zu Tode geknistert hatte. Die Glieder wurden mir eiskalt, der Kopf glühte — der letzte vernünftige Gedanke: du fieberst stark! kreiste schon in tollem Wirbel mit allerlei Schattengesindel von Vorstellungen, die bunte, funkelnde Ringe und ungeheuerliche Gesichter auf den dunklen Grund der Nacht malten. Dann verlor ich das Bewußtsein. —

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, und eine breite Lichtflut fiel ins Zimmer, als ich aufwachte. Der Schatten der Baumzweige spielte auf den weißen Dielen, und blau und golden leuchtete es durch die Scheiben. Vorbei das Grausen der Nacht und des Unwetters! jetzt galt es, die Stunde zu genießen, und womöglich recht bald ein gutes Frühstück, denn die Abenteuerfahrt von gestern abend hatte die materielle Seite des Menschen arg vernachlässigt. Die Lippenbinderin, welche bei Tage ein ganz anständiges armes Weib war, bedeutete mich, nach dem Wirtshause zu gehen. Da standen die Linden in Duft und Blüte, da blaute ringsumher der See, da zeichnete sich die feine Linie der fernen Gebirge weich und klar am Himmel, Bienen summten, rote Nelken schimmerten an den Fenstern der kleinen Häuser. Es war eine Frühstücksstunde traumhaften Behagens unter den hohen Bäumen. Irgend jemand hat Frauenwörth gemalt, wie es auf einem Seerosenblatte daliegt. Das Inselchen ist winzig klein und flach, der See umflutet es so schmeichelnd, bringt hinein, überspült die Ufer bald da, bald dort, als ob es wirklich darauf schwämme und manchmal ein bißchen untertauchte, gerade wie die Mummelblätter. Das Kloster, das lindenumgrünte Wirtshaus, die kleinen Fischerhäuser, die vielen Maler, die sich hier heimisch gemacht haben, alles hält der See am Busen und umschlingt es mit geheimnisvoller Anziehung. Drüben erklang das Dampfersignal jetzt; das galt der Abfahrt nach Herrenwörth, wo König Ludwigs Prachtschloß sich erhebt, und von da hastet der Zug eiliger Fremder zur Eisenbahn zurück. So hatte auch ich es gestern im Coupé geplant; jetzt spann mich der Zauber ein, fort konnte ich noch nicht. Abgerissene Töne schwebten durch



Frauenkopf. Nach einer Zeichnung von Leonardo da Vinci in der Galerie der Uffizien zu Florenz.
(Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie., in Dornach i. E., Paris und New York.)

die Luft heran, sie kamen vom Kloster her. Ich setzte mich auf die grasbewachsenen Steine nahe dem Hofthor; klar, leidenschaftslos, unirdisch klang die Palestrinaweise, die hinter den halbvermauerten Fenstern geübt wurde. 's ist ein Benediktiner von Beuren da, der gibt den Frauen Singlektion, sagte ein Vorübergehender. Die „Frauen“ haben ein wohlbekanntes Erziehungsinstitut, der große Garten hinter der grauen, hohen Mauer wimmelt von fröhlichem Leben, und schönes Obst wächst da den verlangenden Kindermäulchen zu. Es mag ein friedvolles Wirken hier sein für die Seele, die alles andere draußen gelassen hat.

Es braust der Sturm, es rollt der See,
Das Kloster hat Clausur! —
Bleib draußen, Wind, bleib draußen, Weh!
Das Kloster hat Clausur! —
Es fällt der Sturm den schönsten Baum,
Nicht achtend der Clausur;
Es fliegt hinein manch süßer Traum,
— Das Kloster hat Clausur!

(Fremdenbuch des Wirtshauses.)

Dicht am See, eigentlich in demselben, steht eine Bank, umplätschert von dem silbernen Wasser, davor ein Tisch mit unzähligen eingeschnitzten Monogrammen, beides ist in den flachen Grund eingerammt, und eine graugrüne Hängeweide beugt sich teilweise darüber. Man mußte auf dem Tisch sitzen, um über der schmeichelnden Feuchte zu bleiben, die fortwährend ganz kleine Wellen an die Bankbeine warf, und befand sich so auf einer Art niedriger Warte, wohl geschaffen zum Schauen und Hinausträumen über die lichte Fläche. — Vor Jahrhunderten mag sie auch so flimmernd dagelegen haben, als die verbannte Kaisertochter Hildegard, welche Klosterchronik und Legende die heilige Irmingard nennen, hier landete, um hinter dem Nonnenschleier wer weiß welche Träume vergessen zu lernen. Sie war eine Tochter Ludwigs des Deutschen, ihr Verwandter Kaiser Arnulf sandte sie über das Schwäbische Meer, wo seit dem Jahre 782 dies stille Asyl bestand. Es war eine Gründung Tassilos von Bayern, der einst Karl dem Großen mit echtem Bayerntrotz viel zu schaffen gemacht und auf dessen Grund und Boden nun das schutzlose Kind der Karolinger eine Heimat fand. Karl Stielers Eliland, der Mönch von Herrenchiemsee, singt von ihr: Ich sah es, wie der Bangen Kränzlein und Schleier eigen ward — die Nonnen alle sangen! Ihr aber fielen die Thränen drauf, die barg ich lang im Sinne — nun gingen sie mir im Herzen auf als Knospen süßer Minne! — und wie es dann weiter heißt in dem köstlichen apokryphen Liebesidyll, das sich jeder in den „Hochlandliedern“ selber suchen mag. Verweile einmal einer hier, ohne für dergleichen empfänglich zu werden! In der kleinen grauen Klosterkirche liegt sie begraben, ein Topf mit einer gepflanzten Passionsblume in voller Blüte schmückte an jenem Tage den Sarkophag mit ihrem friedlichen Bilde. Noch andere Gedenksteine und Tafeln birgt das dämmernde Kirchlein. Um mich her fing es sich an mit der stattlichen Reihe der Äbtissinnen zu beleben, von denen die Inschriften sprachen, Irmingard die Reine trat leise zurück gegen die scharf umrissenen Persönlichkeiten, die nach ihr den Äbtissinnenschleier trugen und denen nichts Menschliches fremd zu sein schien. Im Anfange des 10. Jahrhunderts war der „Hunnensturm“ d. h. der Einfall der Magyaren, auch über diese stille Stätte gefegt, — Gewalt und Stöhnen, blutigroter Himmel und ausgebrannte Mauern hier wie drüben in Herrenchiemsee — dann eine öde Zeit, in welcher das Fischervolk ungesegnet, stumpf und düster um die Ruinen herum sein Wesen trieb. Wer Kirche und Kloster dann wieder aufgebaut hat, erfuhr ich nicht — im 12. Jahrhundert aber steht beides wieder da, und darüber schwebt wie ein verklärender Lichtstreif die Erinnerung an Irmingard, die auch später in schwerer Prüfungszeit — 1631 — einmal selbst aus ihrem Grabe hervorsteigt, um nach ihren „Frauen“ zu sehen. So meldet wenigstens die Chronik, welche mir der Klosterpförtner borgte und die mich auf meiner Wasserwarte stundenlang fesselte. — Nach dem zweiten Aufbau war das Kloster, das bisher von Herrenchiemsee abhängig gewesen war, selbständig geworden; eine zarte Wachshand mit dem Lilienstengel konnte die Angelegenheiten jetzt nicht mehr leiten; es mußte eine Art weiblicher Bischof an die Spitze, und diesen Charakter tragen die nächsten Äbtissinnen. Eine Kunigund erweitert die Klosterbesitzungen, Elsbeth die Torerin erbaut einen neuen Kirchturm und mißt ihren kräftigen Willen an der knorrigen Künstlerpersönlichkeit des Meisters

Seitz, der „jedem einen Nagel durch den Kopf schlagen wolt, der einen Nagel in sein Werk schlüg.“ Sie fürchtet seine Rache nicht, sondern entläßt ihn vor Beendigung des Baues. — Ähnlich streitbar muß in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts Magdalena Auer gewesen sein. Sie hat die Klosterbesitzungen auf dem festen Lande regelrecht zu Lehen gegeben, versammelt die Vasallen zur Eidesleistung und nimmt z. B. den Treuschwur des Herzogs Sigmund von Österreich entgegen. Jemand, der dabei bedrohliche Reden gegen das Kloster führt, wird kurz entschlossen von ihr zurückbehalten, bis er Abbitte leistet und muß dann Urfehde schwören. Sie baut fortwährend, „dabei viel guter großer Stuck Steinblöcke vermauert sind, die sind aus dem See gehebt mit dem Zug.“ Und als eine Feuersbrunst den größten Teil der Anlage zerstört, steht nach zwei Jahren alles wieder fertig da! — Dieser schaffensfrohen Herrschernatur folgt Ursala Pfäfsinger, die sich in allerlei Streitigkeiten mit einem geistlichen Freunde, dem Pfarrer von Gstatt, Herrn Gabriel Scheibenstuhl, auszuleben strebt. Man erfährt nicht, worüber sich die fromme Frau so ereifern mußte, aber es muß sie arg gewurmt haben, „sintemal gar unholde Neckereien daraus entstunden.“ Während sie also beschäftigt ist, wächst ein scheues, blasses Kind, ihre Nichte Euphrosyne, im Kloster auf und thut Profeß, so früh es irgend gestattet ist. Aber ist ihr ein schöner Traum trotz der Clausur zugeflogen, ist die neugierige Weltlust in dem jungen Herzen aufgewacht, haben die alten, neidischen, verknöcherten unter den Nonnen der allmählich aufblühenden Jugend das Leben zu schwer gemacht — sie entflieht ein Jahr später mit Hilfe ihres Bruders. Das war 1525; — 1530 ist sie wieder da! — Man läßt sie wieder ein, wohl in Annahme mildernder Umstände, und sie begehrt fortan nicht mehr hinaus. — Wie mag es draußen gewesen sein? Die lakonische Chronik meldet nichts; ein Novellenschreiber hat die Sache noch nicht in die Hand genommen. Übrigens wirkte das Beispiel; unter der nächsten Äbtissin, wird gemeldet, „liefen viele davon.“

Jetzt beginnen die Schatten der reformatorischen Bewegung in das Innere des stillen Inselkirchleins zu fallen. Pater Ursacius Schramm tritt auf und predigt: die liebe Mutter Gottes sei ein pures Mensch gewesen! — „So sehr waren seine Begriff verworren,“ wird dazu bemerkt, „daß er dazu erklärte, er sei ein guter Christ! —“

Trotzdem blieb die Insel Frauenwörth gut katholisch. Aber die nachlassende Zucht und das Eindringen mancherlei fremder Strömungen ins Kloster führten einen Wechsel in der inneren Leitung desselben herbei. Man ernannte keine Äbtissinnen mehr, nur Verwalterinnen, haushälterische, nicht allzu feinkörnige Frauenzimmer, welche in höheren Angelegenheiten nicht selbst entscheiden durften. Die erste, Benigna, verfällt einer Lähmung der Glieder; ihre Nachfolgerin, Margareta Leutgeb, behandelt die Arme als unnütze Brotesserin, der sie keine Pflege und nur unverdauliche Kost gönnt. „Bitt mit bitterlichem Weinen,“ also petitioniert die Gelähmte, „solch unmenschliche Härtigkeit und Grimmigkeit zu mildern!“ Die andern Nonnen hatten es auch nicht gut unter dem rohen und geizigen Weibe. Ein empörter Protest gegen die „Grobigkeit“ der Leibwäsche, die sie ihnen zu liefern hat, ist erhalten. Als aber unter ihrer Amtsführung das Kloster wieder einmal abbrennt, bringt sie es fertig, nicht nur alles wieder aufzubauen, sondern auch die Geldverhältnisse zu verbessern. Trotz dieser schätzbaren administrativen Talente wählt man sie „wegen ihrem greulichen Charakter“ nicht zur Äbtissin, als diese Würde wiederhergestellt wird. Das Scepter geht in die Hände von Marina Plinthamer über, einer Lebedame, die sich für den ausgestandenen Zwang rächt, „köstlich Essen und Trinken anschafft, allerlei schön doch unnützlich Sach erkauffet“ und sogar auf Vergnügungsreisen geht. Wer von den Frauen etwa Einspruch erhebt, wird von der Dame höchstselbst handgreiflich eines anderen belehrt. Diese liebenswürdige Autokratin wurde 1582 bedeutet, zu resignieren. Ihre Nachfolgerin, eine ernste, in sich gekehrte Frau, hatte alle Mühe, das Ansehen der frommen Gemeinschaft wieder zu heben; finanziell war diese so geschädigt worden, daß die schweren Jahre des dreißigjährigen Krieges, verbunden mit Mißwachs und Hungersnot, sie widerstandsunfähig vorfanden. Die Nonnen wie die

Klosterhörigen litten bitteren Mangel. 1628 heißt es: „Allenthalben ist das Draitt (Getreide) durch den Schauer verdörbt, auch den ganzen Somber niemals recht warm gewössen, also daß das wönige Draitt vor Regen und Wötter nicht hat recht eingebracht werden khinen (können). Als sonderlich die armen Leut die Veldtblaumen und Büchel (Buchnüsse) haben gemallen und Prot daraus gemacht." „Viele tausendt," meldet das Tagebuch einer damaligen Äbtissin, „hielten sich in denen Wäldern auf, nicht wissend, wovon sie leben sollten, also daß die Leit nit anderst ausgesehen haben, denn wie die wilden, als freindliche Hirschlein", gewesen sein, „welches 22 Jahr bei dem Priorat und Noviziat, leider aber nur vier Jahr mit abteilicher Kron geziert. Eiferig vorgeloffen, lässet allda dem Menschenjäger den sterblichen Leib; die Seel ist entflohen in das Ort der Unsterblichkeit den 30. September 1686, ihres Alters 57 Jahr. Erlöser erquicke das freindliche Hirschlein!" — Überall hüllt sich hier die Trauerempfindung in die anspielungsreiche, blumige Redeweise der Pegnitzschäfer oder der Hofpoeten im Stil des Herrn von Besser, dessen Carmina jetzt fast niemand mehr kennt. Nun erst in dem Epitaphium der Maria Irmingard



wär die Haut über ein Bein (Knochen) gezogen, ganz schwarz und gelb. —"

Nach diesen bösen Zeiten scheint das Kloster mehr und mehr den Charakter eines adeligen Fräuleinstifts angenommen und bis zum Jahre 1803 bewahrt zu haben, wo Napoleon I. es als solches aufhob. Vornehme Namen tragen die Äbtissinnen, und ein precieusenhafter Zug haftet ihnen an. „In dem Verstandt iberflissig klug," heißt es in der Grabschrift der Abundantia von Grimming mit feiner Anspielung auf ihren Namen. Zierlich anmutig, überschlank und von überströmender Liebenswürdigkeit erfüllt muß Eufrosyna von Etterau, „das

von Scharfsedt, welche 1732 beigesetzt wurde.

Verwelcket ist die Tugentbluemb, so wie ein' Lilg' florieret;
Mit einer Kron vom hechsten Rhuemb aufs schenste ausgezieret.
Sie war von hochem Stamben, wie zeigt der Wappen-Schildt
Fihrt zwar als scharf den Namen — vor sich, vor andre mildt.
Wer Sye einmal gesehen und conversiert mit Ihr,
Der mieste gleich gestehen, das Ihr all Lob gebiehr!
Sie kunte niemand hassen, liebte dagegen all —
Drumb leichtlich ist zu fassen, wie Schmerzlich dieser Fall!
Auf Gott hat Sie vertrauet, der Sie doch oft geprifft (geprüft)

Von Grund hat neu gebauet das hiesige Frauenstifft.
Izt liegt Sie zum Verwesen hier in der kalten Erd,
Sie doch wär allzeit gwesen viel tausend Leben wert!

Dieser schwungvollen Verherrlichung schließt sich aus der Feder einer hausbackeneren Seele das eigenartige Endwort an: Am 5. Juni trukst (zieht) sie ab, nimbt Urlaub von der Welt — dem Leib wurd ztheil das Grab, der Sell (Seele) 's blau Himmelsfeld. — Nach ihr, der secunda fundatrix, der höfischen grande dame, verblaßt die scharfe Zeichnung der Profile unter der „abteilichen Krone," verdämmern die kulturhistorischen Streiflichter, welche das Leben auf der kleinen Insel ausstrahlt. Das Kloster hüllt sich kurz vor seiner Aufhebung und nach seiner Wiedereröffnung tief und tiefer in den Faltenmantel der Unnahbarkeit und behält nur noch seine allgemeinen Umrisse als Friedensstätte. Aber eigen berührt es, wenn man so durch Jahrhunderte in beschränktem Rahmen dieses Frauenreiches der Welten Lauf, die Schattierungen im Selbstherrschertum, den leise sich verwandelnden Zeitgeist hat vorbeiziehen sehen.

Drei Tage bin ich dem allen nachgegangen, habe zwischenein mit den Fischerkindern Freundschaft geschlossen, Kahnfahrten gemacht, alten und jungen Künstlern über die Schulter geguckt und das Fremdenbuch des Wirtshauses studiert, das ganz anders ist als andere Fremdenbücher, frei von unausstehlichen Plattheiten und reich an zeichnerischen und dichterischen Perlen. Bayreuth ward aufgegeben, das Naturweben des kleinen Idylls, die Fühlung mit vergangenen Zeiten hatten es mir angethan — „es war ein goldner Griff." — Vor und nach mir hat ihn gar mancher auch gethan, das weiß ich wohl — meinen wunderlich individuellen Klosterleuten bin ich aber noch nie auf dem Papier begegnet, wenn von Chiemsee-Eindrücken die Rede war, und darum „grub ich sie mir mit den Wurzeln aus."

Das Glas.

(An Annie.)

Du gabst es mir. Das schlanke Glas zersprang.
In Scherben liegt es mir zu Füßen nun.
Und sollte lang
Und sollte oft an meinen Lippen ruhn.

Was ist ein Glas? Beim Händler, gassenweit,
Reiht Kelch an Kelch sich. Jeder blitzt und strahlt.
Und kommt die Zeit,
Zerklirrt der Kram, wie er auch prunkt und prahlt.

Thor, der sein Herz an tote Sachen hängt.
Was nützt es, wird dein Becher mit dir alt?
Es kommt und drängt
Der Tod ihn dir vom Mund mit Allgewalt.

Nur eins klang schrill mir aus dem Scherbenschrei:
Wenn mir mein Glück so aus den Händen fällt,
Wenn, schwer wie Blei,
Kalt, tot, nie deine Hand ein Glas mehr hält,

Wenn unberührt, und wär's ein Edeltrank,
Das Trinkgeschirr den Lippen ekelt, dann —
Du lebst: hab Dank!
Ein neues Glas! Und bricht's, was liegt daran?

Gustav Falke.



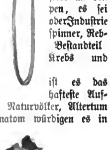
Die Affen.

Von
Dr. J. Müller-Liebenwalde.
Abbildungen von P. Neumann.

Die moderne Zoologie richtet — was vielleicht nicht allen Lesern dieser Hefte bekannt sein dürfte — ihr Augenmerk vornehmlich auf die niederen Tiere, also diejenigen Bewohner unseres Planeten, welche ein Dasein ohne Wirbelsäule führen. Jede Phase der Entwicklung dieser Geschöpfe wird genau studiert, und die Bedeutung auch der zartesten Organe geprüft und erklärt; selbst die Kleinsten unter den Kleinen sind nicht sicher vor dem Späherblick des Forschers, welchem das Mikroskop in ähnlicher Weise die Wunder der Schöpfung zeigt, wie der Refraktor dem Astronomen des Himmels unendliche Fernen erschließt.

Aus leicht begreiflichen Gründen jedoch haftet das Interesse des großen Publikums bei weitem intensiver an den höheren Tieren als an den tiefer stehenden Gruppen, es sei denn, daß Angehörige der letzteren für Ökonomie oder Industrie als Produzenten oder Schädlinge wichtig sind (Seidenspinner, Rebläuse, Schnecken u. s. w.), oder einen integrierenden Bestandteil der — feinen Küche bilden, wie der wohlschmeckende Krebs und die köstliche Auster.

Unter den Vertebraten (Wirbeltieren) wiederum ist es das Geschlecht der Affen, welches zweifellos die lebhafteste Aufmerksamkeit weitester Kreise erregt: civilisierte und Naturvölker, Altertum und Neuzeit, der Laie und der vergleichende Anatom würdigen es in bemerkenswerter Weise ihrer Beachtung, wenn auch von verschiedenen Gesichtspunkten aus, deren ich nur einige flüchtig erwähnen will. — Der Mantelpavian (Seite 663, Abb. 7) galt den alten Ägyptern unter dem Namen Thoth oder Och einer Gottheit gleich; auf ihren Denkmälern begegnet man oft genug seinem Konterfei neben dem des Babuin (Seite 663, Abb. 4) und einiger Meerkatzen, und seine Mumie wird aus den Höhlengräbern ans Tageslicht befördert. Salomo ließ sich aus Ophir Affen kommen; die Römer hielten sie zum Vergnügen, oder um an ihnen den



Im Initial: Orang-Utan. 1. Weißnasen-Meerkatze. 2. Hulman. 3. Vari. 4. Galago. 5. Schwarzkopf-Maki.

inneren Bau des Menschen kennen zu lernen, und die Inder vergöttern den Bunder, den Hutaffen (Seite 663, Abb. 6), und ganz besonders den flinken Hulman (Seite 661, Abb. 2), hegen und pflegen diese unverschämten Tagediebe, bauen ihnen Tempel und gestatten ihnen zum Ärger der Fremden die Verübung der niederträchtigsten Allotria. — Umgekehrt halten die braunen Leute Nordostafrikas jeden Affen für „ein durch Allahs Zorn aus dem Menschen in ein Scheusal verwandeltes Geschöpf, einen Sohn, Enkel und Urenkel des Ungerechten," was ein weiser Schech im Sudan Dr. Brehm umständlich erläuterte; und mehrere Makis (Seite 661, Abb. 3 und 4) stehen bei den Eingeborenen Madagaskars in dem Rufe, Unheilbringer zu sein. Kurz, fast überall, wo es

den Spaß mitten im Spiele, indem sie dazwischen einen Streich machen wie ein tölpelhafter Hanswurst. Es gibt keine einzige Tugend, welche man einem Affen zuschreiben könnte, und noch viel weniger irgend einen Nutzen, den sie für den Menschen hätten. Wachestehen, Aufwarten, verschiedene Dinge holen, alles thun sie bloß so lange,

Orang-Utan.

— ob in Freiheit, ob in Gefangenschaft — Affen gibt, neigt man dazu, etwas Ungewöhnliches an und in ihnen zu sehen, bald Gutes, bald Schlechtes, und am allermeisten ist es die „Menschenähnlichkeit" ihrer Gestalt und ihres Wesens, welche ihnen jene hervorragende Rolle verschafft hat und in den zoologischen Gärten und Menagerien eine Majorität staunender Besucher um sie versammelt. Wie es aber mit dieser „Ähnlichkeit" in Wahrheit bestellt ist, das hat Oken sehr treffend in folgenden Sätzen ausgesprochen: „Die Affen sind dem Menschen ähnlich in allen Unsitten und Unarten. Sie sind boshaft, falsch, tückisch, diebisch und unanständig, sie lernen eine Menge Possen, sind aber ungehorsam und verderben oft

bis sie die Narrheit anwandelt. Sie sind nur die schlechte Seite des Menschen, sowohl in leiblicher wie in sittlicher Hinsicht." — Das ist ein hartes Urteil, aber ein richtiges, und wenn man gelegentlich in dem Verhalten gefangener Orangs Züge eines gewissen Anstandsgefühles oder „moralischen Empfindens" erkannt haben will, welche bei jenen Patagoniern vermißt wurden, die vor Jahren eine Kunstreise durch Europa unternahmen, so darf man dabei nicht vergessen, daß die betreffenden Affen in jugendlichem Alter standen. Nun aber ist es eine unbestreitbare Thatsache, daß — besonders nach der geistigen Seite hin — die „Ähnlichkeit", welche zwischen Affen und Menschen im Lenze des Lebens

noch in diesem oder jenem Punkte zu Tage treten mag, mit der Zeit fast gänzlich verschwindet; und während sich beim Menschenkinde alle diejenigen Eigenschaften, welche schließlich die Ruhmestitel des Herrn der Schöpfung ausmachen, späterhin zu immer schönerer Blüte entfalten, treten sie beim Affen in derselben Progression zurück: er wird von Jahr zu Jahr ungesitteter, viehischer, bösartiger und unlenksamer.

Um wie vieles höher stehen demgegenüber Hund, Pferd und Elefant, deren Gehorsam, Treue und Wohlerzogenheit sprichwörtlich geworden sind! — Derlei Tugenden würde man beim Affen vergeblich suchen; sein „Menschtum" ist nur ein Zerrbild, eine Karikatur unser selbst; er gleicht einem verzogenen Kinde, das nie weiß, was es will, bei keiner Beschäftigung geduldig ausharrt, in demselben Augenblicke lacht und weint, mit einem Wort: voller Unarten steckt; er ist recht eigentlich ein Clown oder Bajazzo, dessen Gliederverrenkungen und Possenreißen ein für derlei Späße stets sehr empfängliches Publikum, das sich noch dazu meist aus der jüngeren Generation rekrutiert, belustigen und zu stürmischem Beifall hinreißen. Damit soll natürlich keineswegs gesagt sein, daß der Zoologe und Kenner gleichgiltig und mit Achselzucken am Affenhause vorübergeht; er wird vielmehr die Insassen desselben voller Teilnahme beobachten, wenngleich aus anderen Motiven wie die Corona, welche fütternd, neckend und lachend die Käfige umsteht. Er sucht aus dem Verhalten der Tiere Schlüsse zu ziehen auf ihr Gemütsleben und ihre Begabung, und da liegen

1. Diana-Meerkatze. 2. Grüne Meerkatze. 3. Tschakma. 4 Babuin. 5. Mandrill. 6. Hutaffe. 7. Mantelpavian.



1. Java-Affe. 2. Weißwangen-Meerkatze.

denn schon allerlei wertvolle Resultate vor, von denen auch im folgenden bei passender Gelegenheit die Rede sein wird.

Daß die Affen kluge, hochintelligente Geschöpfe sind, bedarf keiner nachdrücklichen Betonung, und es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß sie von unserm Hausgenossen, dem Hunde, was Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit in der Ausführung von nützlichen Verrichtungen anlangt, sicher nicht überflügelt worden wären, wenn man sie, wie jenen, Jahrtausende lang gezüchtet, unterrichtet, veredelt und dadurch fast zu neuen Wesen umgestaltet hätte. Dies sollte man nie aus den Augen lassen. Beispiele für die Möglichkeit, Affen im Dienste des Menschen zu verwenden, liefern der Bruh und der Indri: ersterer hilft den Malayen Kokosnüsse ernten, weshalb er bei Raffles Simia carpolegos (Fruchtsammler) heißt, und letzterer (Lichanotus Indri), ein Halbaffe auf Madagaskar, wird zur Jagd auf Federwild abgerichtet, wie Sonnerat und Pollen erzählen. — Zu einer Domesticierung im eigentlichen Sinne ist es aber nicht gekommen, und daran wird die Zukunft schwerlich eine Änderung herbeiführen, weil sie für die Bewohner der kühleren Zonen ja doch bedeutungslos sein würde. Denn die Affen sind seit prähistorischen Zeiten an die Tropen und deren Nachbarschaft gebunden, und nur der ziemlich seltene Macacus speciosus (in Japan) und der Magot (in Südspanien) gehen in höhere Breiten hinauf; indessen sind dies ganz belanglose Ausnahmen. — Anders sah es während der Eocän- und Miocänepoche aus! — „Als die Themse noch in Gegenden strömte, deren Klima, nach den dort gefundenen Pflanzen zu urteilen, demjenigen der Gangesmündung entsprach," als an den Gestaden des Baltischen Meeres der Seewind durch Palmenwipfel rauschte, da gab es noch die verschiedensten Typen von Affen im mittleren Europa, heute dagegen ist ihre Spur dort ausgelöscht. Freilich treffen wir sie in

3. Spinnenaffe.


1. Javaner Affe mit Jungem.
2. Magot mit Jungem.

unseren Tagen sogar in nördlicheren Himmelsstrichen als damals, aber nur als deportierte oder importierte Fremdlinge, welche in künstlich erwärmten Räumen ein Gastspieldasein führen, das sich nur auf wenige Jahre oder oft nur Monate erstreckt.

Als kulturfeindliches Tier ist der Affe auf die Liste der Proskribierten gesetzt. Der Schaden, welchen einige Arten dem solchen Räuberbanden gegenüber fast völlig wehrlosen Pflanzer zufügen, ist so erheblich, daß er nicht entfernt aufgewogen wird von dem Nutzen, den diese oder jene Spezies gelegentlich schafft. Mehrere Affen liefern Pelzwerk; das Fleisch anderer wird von den Eingeborenen ihrer Heimatländer gegessen: die südamerikanischen Indianer stellen ihnen eifrig nach und erbeuten sie mittelst Blasrohres, aus dem sie vergiftete Pfeile schießen; die Leute der niedrigsten Kaste (auf Ceylon) baten Alexander von Bertschkoff um die von ihm erlegten und abgestreiften Affen, und Häckel sagt in seinen „Indischen Reisebriefen" mit einem Anflug von köstlichem Humor: „Obenan unter den Delikatessen, die ich mir durch meine Flinte verschaffte, stand Affenbraten; ich fand dieses edle Hochwild sowohl frisch geröstet, als in Essig gelegt, ganz vorzüglich und lernte ahnen, daß der Kannibalismus eigentlich zur raffinierten Gourmandise gehört." — Indessen die Bedeutung der Ordnung Simia (latein. „Affe") für die Speisekammer ist doch so gering, daß sie in der Berechnung des allgemeinen Wertes derselben im großen und ganzen gleich Null gesetzt werden muß.

Einen bei weitem wichtigeren Faktor macht der Affe als Handelsobjekt, als Menagerie- oder Unterhaltungstier aus. Orang-Utan, Schimpanse, Gibbon werden mit 4—500 Mark bezahlt, Mantelpaviane kosten etwa 350, Magots 150, Meerkatzen 30—75, Halbaffen 50—100 Mark, wobei es sich — wenigstens in betreff der Anthropomorphen*) — um junge Exemplare handelt. Da nun die Mehrzahl dieser Tropenkinder bei uns nur kurze Frist auszuhalten pflegt — es wird nötig sein, darauf zurückzukommen—, so sind fort und fort Neuerwerbungen erforderlich, und deshalb wirft der Affenhandel einen recht erklecklichen Gewinn ab. Für die Lebendsammlungen aber bewirkt die Anwesenheit prächtiger, seltener Schaustücke eine Flutwelle der

3. Spinnenaffe.

*) Menschenaffen.



1. Galago. 2. Uistiti. 3. Totenköpfchen (Saimiri).

Frequenz und gesteigerte Einnahmen; denn alles möchte gern den „neuen“ Orang, Schimpanse oder gar Gorilla in Augenschein nehmen, und nur wenige fühlen sich, wie jener Freund Gellerts, der ausging, „um das Rhinoceros zu sehen,“ unterwegs beim Anblick eines Bettlers bewogen, den für jenen Zweck bestimmten „halben Gulden“ in den Hut des Armen zu werfen.

Hier also sind die Affen wirklich von einigem materiellen Nutzen für die Menschen, zu deren Amusement und Erheiterung sie im übrigen mehr beitragen können, als irgend ein anderes Tier, wodurch sie denn freilich auch einmal etwas Gutes stiften.

Mit der größten Sorgfalt und „aller schuldigen Rücksicht“ werden deshalb diese Gefangenen in unseren zoologischen Gärten behütet und gewartet. Man quartiert sie teilweise in wahren Prunkgebäuden ein und läßt es an nichts fehlen, was ihnen den Verlust der Freiheit erträglich zu machen und ein langes Leben zu gewährleisten geeignet ist. Aber trotz der Einrichtung von sogenannten „Treibhauskäfigen“ (mit feucht-warmer, staubfreier Luft und einem Hintergrund von Blatt- und Schlingpflanzen) und trotz der wissenschaftlichen Gründlichkeit, mit welcher man das Menu dieser Feinschmecker bestimmt und auf Abwechslung ihrer Tafelfreuden sinnt, **kränkeln dieselben nur gar zu leicht und siechen dann gewöhnlich schnell dahin: Darmkatarrhe und besonders die grausame Tuberkulose fordern die zahlreichsten Opfer, welche die Keime zu diesen Leiden wahrscheinlich bereits während des langen, beschwerlichen Transportes in sich aufgenommen haben.**



4. Der Schlanklori.

Die landläufige Meinung, daß die Affen reine Vegetarier seien, bedarf dringend einer Korrektur, was am besten und kürzesten durch ein Verzeichnis aller derjenigen Stoffe bewerkstelligt wird, welche der Proviantmeister eines zoologischen Gartens für diese verwöhnte Gesellschaft bereit zu halten hat: Kartoffeln, Mohrrüben, Reis (als Wasserpudding), Datteln, Feigen, Korinthen, Rosinen, Backobst, Apfelsinen, Äpfel, Birnen, Mais, Weizen (Körner), Aniskuchen, Schwarz- und Weißbrot, Eier (ganz oder der mit Zucker geschlagene Inhalt), Kalbfleisch mit Kartoffeln gekocht, Tauben (roh), Sperlinge, Maikäfer, Mehlwürmer; alles nach der Saison und in der Weise verteilt, wie es den verschiedenen Arten zuträglich ist. Als Getränk wird Wasser, gekochte Milch und

vorzüglich Kakao geboten. — Daraus erhellt, daß die Lösung der Magenfrage für ein derartiges Institut keine Kleinigkeit ist, sondern bei seinem Leiter recht umfassende biologische Kenntnisse voraussetzt.

Haben die Leser soeben einen flüchtigen Blick in die Wirtschaftsräume eines zoologischen Gartens geworfen, so folgen sie mir jetzt vielleicht nicht ungern auf einem Rundgange durch die Affenhäuser, wozu ja unseres Künstlers Illustrationen eigentlich direkt auffordern. Er griff hinein „ins volle Affenleben," zeichnete Mitglieder aller Familien, hier einzeln, als „Solisten," dort in Gruppen und brachte auf ihren Gesichtern die mannigfachsten Stimmungen zum Ausdruck, kurz, komponierte — wenn man es so nennen will — „Variationen über das Thema Affe," welche ihm fast durchweg meisterlich gelungen sind.

Bevor wir uns aber den einzelnen Spezies zuwenden, ist es zweckmäßig, einen kleinen Abstecher in das Gebiet der Systematik zu unternehmen.

Die ganze Ordnung der Affen teilt man nach dem gegenwärtigen Stande der Zoologie in drei Familien ein: Catarrhini oder Schmalnasen, Affen der alten Welt, Platyrrhini oder Breitnasen, Affen der neuen Welt*), und Arctopitheci oder Krallenaffen, welche ebenfalls ausschließlich Amerikaner sind. Die ersteren beiden weichen voneinander ab hauptsächlich durch die Bildung der Nasenscheidewand und des Gebisses, welches bei den Breitnasen (Beispiel: Pavian) eine entschiedene Tendenz nach demjenigen der Raubtiere aufweist, bei den Schmalnasen sich mehr den Zahnformen der Insektenfresser nähert (Beispiel: Saimiri oder Totenköpfchen). Außerdem kommen bei den Altweltlern Backentaschen und Gefäßschwielen vor, bei den Neuweltlern nicht; dagegen haben diese Greif- und Wickelschwänze, während diejenigen Catarrhinen, welche sich eines



Spielende Galagos.

Schwanzes erfreuen, diesen höchstens im Sprunge zum Steuern benutzen. — Die Arctopitheci, welche auch „Eichhornaffen"

*) Ohne Australien, welches keine Affen beherbergt.

genannt worden sind, weil ihr Gesamthabitus und ihre Art zu klettern auffallend an jene zierlichen Nager erinnert, haben nur am Fußdaumen einen Nagel, die übrigen Zehen und Finger hingegen sind scharf bekrallt.

Den obigen drei Kategorien schlossen die Systematiker bis vor nicht langer Zeit noch die Prosimii an, welche indessen neuerdings mit Fug und Recht abgetrennt werden und eine Sonderstellung erhalten. Dazumal, als wir auf der Schulbank lernten: „Die Säugetiere werden eingeteilt in Bimana, Quadrumana, Chiroptera u. s. f. (Zweihänder, Vierhänder — —)," da freilich konnten die Makis und Genossen „auf ihrem Schein bestehen" und sich als Affen aufspielen, denn sie sind die Quadrumana par excellence, wenn man als Hand schlechthin diejenige Endgliederung der Extremitäten betrachtet, bei welcher vier Fingern (resp. Zehen) ein Fünfter, der Daumen, gegenüberstellbar ist. Wäre dies starres Gesetz, so müßten die Lemuren*) nebst ihrem Anhang in erster Linie als Affen genommen werden, obschon sie sonst mit den oben aufgezählten Familien, schon in ihrem Äußern, herzlich wenig Berührungspunkte haben. Belehrte doch kürzlich ein naiver Besucher des Berliner zoologischen Gartens, auf den hockenden Katta, einen Maki, deutend, seine Kinder, daß dies ein junges Känguruh sei. Und er war darum weder zu schelten noch auszulachen, denn in der That gibt die Fachlitteratur hier und da die Möglichkeit zu, daß die Prosimii als Bindeglied zwischen Affen und Beuteltieren aufzufassen sind, aus Gründen, deren Besprechung mich hier zu weit von der vorgeschriebenen Richtung ablenken würde. — Was übrigens die Benennung „Vierhänder" betrifft, so ist sie deswegen nicht länger aufrecht zu erhalten, weil der Nachweis erbracht ist, daß die „Hinterhände" der Affen, ihrem anatomischen Bau nach, richtige Füße sind, wenn sie auch in vielen Fällen die Funktionen von Händen übernehmen und bei einzelnen Klassen kaum als Gehwerkzeuge angesprochen zu werden verdienen.

*) Gattung der Prosimii oder Halbaffen.

Die Halbaffen, lediglich auf die alte Welt und zumeist Madagaskar beschränkt, sind „Nachtwandler", deren einige Arten den sinkenden Abend mit schaurigem, lautschallendem Geschrei begrüßen, ähnlich wie der Hulock, ein Gibbon (in Indien), und der südamerikanische Brüllaffe (dessen Zunge auf einer resonanzbodenartigen Knochentrommel liegt), nur daß diese auch um die Morgenröte ihre vielstimmigen Höllenchöre intonieren. Auf ein Leben im Dunkeln oder im Mondschein deuten bei den Halbaffen schon Umfang und Stellung der Augen hin, welche dem Gesicht der Loris (Seite 666 Abb. 4) geradezu etwas Eulenartiges verleihen, und desgleichen der dichte, wollige Pelz, der seinen Träger befähigt, in kühler Luft durch die thautriefenden Baumkronen des Tropenwaldes zu birschen. Der Kopf dieser Tiere erinnert an Fuchs und Marder, denen übrigens mehrere dieser lichtscheuen Kreaturen in Bezug auf Raub- und Mordlust nicht nachstehen.


Der Gibbon.

Wollen wir nunmehr zur Betrachtung der einzelnen Arten übergehen, deren Bilder in gefälliger Anordnung den Text dieser kleinen Studie begleiten, so fangen wir am passendsten mit der zuletzt charakterisierten Gruppe an, um dann im Weiterschreiten hinaufzusteigen bis zu den Anthropomorphen.

Die Halbaffen sind hier durch vier Species vertreten, den Schlanklori (Seite 666 Abb. 4), den Galago (Seite 661 Abb. 5; Seite 666 Abb. 1; Seite 667), Schwarzkopfmaki (Seite 661 Abb. 4) und Vari (Seite 661 Abb. 3). Die Heimat der Loris,

welche ein Übergangsstadium zu den Pelzflatterern zu sein scheinen, ist Indien, die der Galagos das Festland von Afrika, die der Makis oder Lemuren Madagaskar und die benachbarten Inseln. Während die Makis ziemlich beweglich sind und, im Käfig, meist auch am Tage munter umherspringen und spielen, kann man die Loris „Faultiere unter den Affen" titulieren. Aus den großen Augäpfeln des Tevangu (eines Schlanklori) bereiten die Singalesen Zauber- und Liebesmittel, wobei die unglücklichen Opfer entsetzliche Martern zu erdulden haben. Wie die Loris, schläft auch der Galago den lieben langen Tag, und erst in der Dämmerung beginnt er die Jagd auf seine gefiederte Beute, die er äußerst geschickt zu beschleichen versteht. Sehr merkwürdig ist die Einrichtung der Ohren dieses Tieres, welche in der Weise zusammenlegbar sind, daß sie den Gehörgang nach Bedarf vollkommen verschließen. — Die Lemuren können sich in sitzender Stellung auf nicht zu dicken Ästen vermittelst eines wunderbaren Sehnenapparates am Hinterfuße ohne Anstrengung festhalten wie die Vögel, deren Zehen sich krümmen, sobald sie das Knie beugen, ohne daß dabei eine besondere Muskelthätigkeit erforderlich ist. Sanfte, eher phlegmatische Tiere, werden die Lemuren in der Gefangenschaft bisweilen zutraulich, legen aber gewöhnlich ihre angeborene Furchtsamkeit nicht ab. Von einem Vari, dem großen schwarz und weiß gefleckten Maki (Seite 661 Abb. 3) ist bekannt, daß er 19 Jahre im Jardin d'Acclimatation ausdauerte.

Die Amerikaner, zu denen wir jetzt unseren Schritt lenken, sind von dem Manne der Palette etwas stiefväterlich behandelt worden, indem er nur den Spinnenaffen (Seite 664 Abb. 3; Seite 665 Abb. 3), das Totenköpfchen (Seite 666 Abb. 3), und den Marmoset oder Uistiti (Seite 666 Abb. 2) zu einer „Sitzung" einlud. Dafür jedoch hat er, nach dem Satze „non multa sed multum" verfahrend, gerade in diesen Bildern Mustergültiges geleistet. — Der Marmoset ist ein Krallenäffchen, dessen Gezwitscher sich mit dem Gesange mancher Vögel vergleichen läßt. Wir begegnen dem niedlichen Tierchen häufig in den Schaukästen der „fahrenden Leute," welche auf Märkten und in Schulen diese „Löwen- oder Seidenäffchen" zeigen. Die eben Genannten aber sind ganz andere, mit dem Uistiti gar nicht zu verwechselnde Vertreter dieser Gattung. Seltener bekommen wir die anmutigen, behenden Saimiris bei uns zu sehen, da sie hier die Gefangenschaft schwer ertragen; in ihrem Vaterlande hält man sie häufig gezähmt, und sie säubern dort die Hütten der Indianer von Ungeziefer. Sie sowohl wie der Spinnenaffe gehören zu den Platyrrhinen, in deren Reihen auch die Brüllaffen und Kapuziner figurieren. Weitaus am interessantesten unter den abgebildeten Neuweltlern ist nun der Ateles*) (Seite 664 Abb. 3; Seite 665 Abb. 3), dessen langer, am Ende unterwärts nackter Greifschwanz das Amt einer fünften Hand verwaltet. Dieses scheinbar mit einem Extraleben begabte Organ findet nicht nur beim Klettern ausgiebigste Verwendung, sondern dient auch zum Suchen und Erfassen der Nahrung und wird bei der Fortbewegung oft im Bogen vorausgeschleudert, tastend, sichernd, den nächsten Halt erhaschend. Der Klammeraffe hat das Aussehen eines Greises und ist dabei — wenn gesund — doch ein sehr regsames, drolliges Kerlchen, welches sich durch Gutmütigkeit, sanftes Wesen und Wohlverhalten die Gunst seiner Wärter und des Publikums in hohem Grade erwirbt.

In der geräumigen Rotunde, an die wir — zur alten Welt zurückkehrend — danach herantreten (Seite 663), präsentiert sich eine gemischte Gesellschaft, deren lärmende Vorstellungen stets den zahlreichsten Zuschauerkreis anzulocken pflegen. Hier herrscht keinen Augenblick Ruhe: Krieg und Frieden, Räuberstückchen und Schelmenstreiche wechseln unaufhörlich in diesem, allen Besuchern zoologischer Gärten genugsam bekannten Affenkaleidoskop. Meerkatzen, Paviane und Makaken, Haupttypen der altweltlichen Affen, sind da vereinigt. Von ihnen getrennt, hinter starken Gitterstäben sitzt griesgrämig ein riesiger Mantelpavian (Seite 663 Abb. 7). Andere Vertreter der Gattung der Hundsköpfe sind der mähnenlose Tschakma (Seite 663 Abb. 3), der lustige Babuin oder gelbe Pavian (Seite 663 Abb. 4), einer der gesuchtesten Akteurs in den Affentheatern, und der Mandrill, allesamt in Afrika zu

*) Griech. „unvollkommen", wegen der fehlenden oder verkümmerten Daumen an den Händen

Hause. Die Paviane führen kein Leben im Gezweig der Bäume, sind aber äußerst geschickte Kletterer in felsigem Terrain; die größeren Arten (Hamadryas, Dschelada, Mandrill) stehen an Kraft und Wildheit kaum dem Gorilla nach und sollen ohne Besinnen den Kampf mit dem Panther aufnehmen. So gelehrig, komisch und umgänglich die Jungen sind, ebenso widerwärtig und abstoßend ist das Benehmen älterer Tiere; doch mag sich diese Änderung ihres Naturells wohl unter dem Einflusse der Gefangenschaft vollziehen und der Ausdruck verbissener Reaktion gegen diese Zwangslage sein; wenigstens finden sich in den Berichten über das Freileben der Paviane keine Anhaltspunkte dafür, daß alle die abscheulichen Eigenschaften, welche an alten Käfigtieren immer beobachtet werden, auch denen eigen sind, die sich in ihren Bergen durch Geselligkeit und festes Zusammenhalten in Gefahren vorteilhaft auszeichnen. Auffallend ist, daß die Paviane, trotzdem sie in der Regel an Wasserplätzen ihr Standquartier wählen, nicht schwimmen können, sondern in dem nassen Element rettungslos versinken.

Von Meerkatzen bringen unsere Bilder die grüne (Seite 663 Abb. 2), die dunkle Weißnasen- (Seite 661 Abb. 1) und die Weißwangen-Meerkatze (Seite 664 Abb. 2), ferner diejenige, welche nach der Jagdgöttin „Diana" getauft ist (Seite 663 Abb. 1) und durch Eleganz und prächtige Färbung die Artgenossen überragt. Die meisten allgemeinen Charakteristiken des Affen sind nach den Meerkatzen entworfen, und daher braucht wohl auf dieselben hier nicht näher eingegangen zu werden, zumal die Knappheit des zur Verfügung stehenden Raumes eine Beschränkung des Details auf das Allernotwendigste erheischt. Eins aber sollte nicht unerwähnt bleiben, daß nämlich der Name Meerkatze weder mit dem Ozean noch mit unserm Mausfänger etwas zu thun hat, sondern verballhornt ist aus „Markata", welche Bezeichnung in Indien auf den Bunder Anwendung findet.

Nahe Verwandte dieses letzteren, des Rhesus, Tiere, in denen sich (mit Ausnahme des Magot) „auf asiatischem Boden gewissermaßen die Formen der afrikanischen Paviane gemildert wiederspiegeln", sind der Javaner- (Seite 665 Abb. 1) und der Hutaffe (Seite 663 Abb. 6). Die ungeschwänzten Magots (Seite 665 Abb. 2), ebenfalls zu den Makaken gerechnet, sind die einzigen in Europa wild lebenden Affen, welche in Trupps auf den Felsen von Gibraltar hausen, wo die englischen Soldaten sie vor Hunger und Nachstellungen schützen. Sie sind leicht zähmbar und ertragen Kältegrade, denen andere südliche Tiere gar bald erliegen würden. Auch in diesem Winter blieben sie im Berliner zoologischen Garten, wo sie sich mit Rotgesicht-Affen gepaart haben, in den Außenkäfigen.

Als zu Anfang dieses Aufsatzes von „heiligen" Affen die Rede war, ist schon der Hulmans gedacht worden. Sie gehören zur Klasse der Schlankaffen, welche das Festland und die Inseln Südasiens bevölkern. Die von ihnen in Garten, Haus und Feld angerichteten Verwüstungen nahmen schließlich solche Dimensionen an, daß sich die Regierung genötigt sah, ganze Scharen dieser aufdringlichen Spitzbuben vertilgen zu lassen. — Der Hulman ist ein hübsches Tier von gefälligem Körperbau, der Hauptsache nach gelblich weiß gefärbt; Gesicht, Hände und Füße, sowie das Haardach über den Augen sind schwarz. Der dreigeteilte Magen fordert zu einer Vergleichung mit der Organisation des Wiederkäuerdarmes heraus und ist also eine sehr merkwürdige Eigentümlichkeit dieser Affen.

An die Schlankaffen reihen sich die Anthropomorphen: Gibbon (Seite 668), Schimpanse, Gorilla und Orang-Utan (Seite 661 u. 662), welche, den Schlußstein bildend, in der Ordnung Simia auf der höchsten Stufe körperlicher und geistiger Entwicklung stehen.

Die Gibbons sind Asiaten mit ungeheuer langen Armen, die sie, in aufrechter Haltung, im Ellenbogengelenk krümmen müssen, wenn die Handwurzel den Grund berühren soll. Der Hylobates (Waldgänger) ruft das Staunen aller Reisenden hervor durch die unglaublichen Sprünge, welche er von Ast zu Ast, oft 12—13 m weit, hin und zurück auszuführen imstande ist; es scheint, als flöge er durch die Luft, als habe die Schwerkraft keinen Einfluß auf ihn. An der Erde dagegen bewegt er sich, mit ausgebreiteten Armen balancierend, so unbeholfen, daß er gewöhnlich verloren ist, wenn er fern von einem Baume ertappt wird. Eine Species dieser Gattung soll die chromatische Ton-

leiter singen. — Betrachtet man den rundlichen, schön gewölbten Kopf dieser Tiere (welche nie über 1 m hoch werden), ihr Gesicht mit den kleinen Ohren, der wenig abgeplatteten Nase und den kaum vorspringenden Augenbrauenbogen und Kiefern, so ist man geneigt, sagt Vogt, sie für die menschenähnlichsten aller Affen zu halten. Zweifellos stellen sie, was „Menschenähnlichkeit" anlangt, den Orang — wohlverstanden: den ausgewachsenen! — tief in den Schatten. Denn ein alter „Waldmensch", der viel besser „Waldteufel" hieße, ist eine so schauderhafte Bestie, daß man sich kaum etwas Abschreckenderes, Häßlicheres vorstellen kann als ihn. Rostrotes Haar bedeckt den plumpen Leib und hängt in fußlangen Strähnen an den Armen herab, welche jeder Proportion entbehren. Der Bauch neigt zum Embonpoint; ein schmaler Bart erstreckt sich von der Mitte der Wangen bis unters Kinn: die breiten Lippen wölben sich kuppelartig vor, und die Äuglein liegen etwas schief in dem grauschwarzen Gesicht, was ebenfalls nicht zur Verschönerung der Fratze beiträgt. Geradezu scheußlich aber sehen die kolossalen nackten Wülste an den Seiten des Kopfes und der mächtige Kehlsack aus, eine „Zierde", auf welche sich nur das Männchen etwas einbilden darf. Dazu kommt, daß so „ehrwürdige Häupter" in der Gefangenschaft ungemein bösartige, heimtückische Raufbolde sind, mit denen unter allen Umständen „nicht gut Orangen essen ist." Die neuesten Wahrnehmungen, welche man ganz kürzlich in Brüssel und Paris darüber gemacht hat, bestätigen Zug um Zug obige Angaben. — Der erwachsene Meias (einheim. Name) wird etwa $1^1/_2$ m hoch und mag es unter günstigen Verhältnissen auf 60 bis 70 Jahre bringen. Man weiß, daß diese Dämonen auf Borneo und Sumatra familienweise ihr Wesen treiben, sich in den Baumwipfeln aus Knütteln und Laubwerk eine Lagerstätte konstruieren und bei nassem, rauhem Wetter breite Blätter als Decke benutzen. Das Berliner naturhistorische Museum ist im Besitze eines solchen Orinigal-Meiasbettes. — In analoger Weise bauen Gorilla und Schimpanse ihr Nest.

Wer nach der hier gegebenen Beschreibung des Orang die uns vorliegenden Bilder ins Auge faßt, wird sich sofort selber sagen, daß es recht „kindliche" Individuen waren, welche der Künstler (in Breslau) porträtierte. Da ist noch Harmlosigkeit, vertrauender Blick und Spielfreudigkeit, wodurch alle jungen Anthropomorphen so rasch die Neigung der Menschen erobern, welche sie in Gefangenschaft halten und beobachten. Leider muß ich darauf verzichten, an dieser Stelle Beispiele hierzu aufzuführen; ließen sich doch über diesen Gegenstand allein ganze Bände mit Erzählungen füllen. — Vielleicht ist es mir vergönnt, ein andermal den Faden dieses Berichtes weiter zu spinnen, um alsdann speziell die „Psychologie der Affen" zu behandeln, ihre Intelligenz, ihre Fähigkeiten und die Art, ihre Gefühle zu äußern. In aller Kürze aber möchte ich, ehe ich schließe, doch noch der „Affensprache" gedenken, deren Studium seit mehreren Jahren von Professor Garner mit Feuereifer betrieben wird. In nächster Zeit will der genannte Gelehrte ein Buch veröffentlichen, worin die Resultate seiner an Ort und Stelle unternommenen Forschungen niedergelegt sind. Daß Tiere eine Lautsprache reden, das ist ein Satz, der als Gemeingut aller gelten mag; die Behauptung aber, daß sie auch eine Wortsprache haben, ist so eigenartig und neu, daß man mit Recht auf das Erscheinen des Garnerschen Werkes gespannt sein darf. Auf „Schimpansisch" soll Wärme, Licht (das Angenehme) „aekru", Wasser, Kälte (das Unangenehme) „kuktscha" heißen, „goschku" bedeutet Futter, Essen ...

Professor Garner glaubt fest, daß diese „Sprache", welche er „sehr primitiv" nennt, nicht mehr als 20 oder 30 Wörter besitzt, die er alle erlauscht hat. Ich bedaure, daß er nicht verrät, ob das Mpungulexikon*) auch einen Ausdruck enthält, welcher etwa soviel besagt wie „Adieu, Lebewohl, Abschied," und wie derselbe lautet, denn ich hätte in der That nichts Passenderes, als ihn an das Ende dieser Plauderei über die Affen zu setzen vermocht.

*) Afrikanischer Name des Schimpanse.

Belgrad, die Weißburg der Serben.

Von

Ferdinand Heyl-Wiesbaden.

Kihajolni veszélyes! — Nicht zum Fenster hinauslehnen! Diese Warnung in Ungarisch (die deutsche Übersetzung fehlt, weil nach Auffassung unserer magyarischen Verbündeten jeder Reisende ungarisch können und kennen muß) — findet sich an jedem Fenster der Wagenabteile ungarischer Eisenbahnen. Wie in Pest jeder deutschen Straßenbezeichnung, jedem deutschen Firmenschilde, jeder deutschen Inschrift der Garaus gemacht worden ist, so auch auf den ungarischen Bahnen. Man darf immerhin froh sein, wenn man auf deutsche Anfragen, besonders an den Stationen, nicht eine für uns unverständliche ungarische Antwort erhält, obwohl der Befragte fast stets auch des Deutschen mächtig ist.

Kihajolni veszélyes! Nicht hinauslehnen! Nirgends ist dieses Verbot für den Reisenden schwerer zu befolgen als bei Semlin und in der Nähe von Belgrad. Komme man bei Tag in Semlin, der letzten Station vor Belgrad, komme man zur Nachtzeit in Belgrad selbst an, das Bild der „weißen Burg" (Belgrad) ist gleich überraschend. Und jedermann will doch sehen, wo

„Er ließ schlagen eine Brucken,
Daß man kunnt hinüberrucken
Mit der Armee wohl für die Stadt!" —

Die Melodie vom Prinzen Eugen, dem edlen Ritter, findet sich als musikalische Introduktion auf der Fahrt nach Belgrad ganz von selbst ein; man summt sie unwillkürlich vor sich hin, das Schütteln der Eisenbahn schlägt den Takt. Ein Abteilgenosse beginnt das volkstümliche Lied und — die anderen stimmen eben mit ein.

Ja, die weiße Burg macht von fern gesehen einen prächtigen Eindruck. Amphitheatralisch baut sich die Hügelstadt der Serben vom Saveufer und der Donau zur Höhe auf. Schmuck treten die größeren Gebäude und die vielen kleinen Bürgerhäuslein in die Erscheinung. Allerdings verliert sich bei näherer Besichtigung dieser Eindruck im Innern der Stadt fast gänzlich. Wer Nachts aber Belgrad naht, der steigt mit der größten Erwartung aus, denn die elektrischen Bogenlampen — wenn sie alle brennen, was nicht immer der Fall ist — ragen über die Häuser empor, verbreiten ihr Licht weithin und lassen im Zauber der Nacht die an und für sich kleine Stadt wie eine riesige Kapitale erscheinen. Und eine riesige Kapitale will Belgrad offenbar werden. Platz ist dazu vorhanden. Breite Straßen sind vorbereitet. In mächtige Quadrate eingeteilt, an den Seiten von hohen Bäumen bestanden, ziehen sich die bereits angelegten Fahrbahnen von der Save den Hügel hinauf und der Donau entgegen anderseitig wieder hinab. Die Straßen sind da, aber — es fehlen ihnen die Häuser. Sie erinnern an die Hohenzollernstraße in Cassel, an die Quistorp-Unternehmungen in Berlin und Frankfurt — von ehedem.

Eine Stadt im Werden! Davon zeugen auch zwei lange Häuserzeilen, die bisher Terasia benannte Hauptstraße, welche neuerdings in Milanstraße umgetauft worden ist. Und wenn sich auch einige Regierungsgebäude stolz über ihre meist niedrigen Gebäudegenossen erheben, im ganzen fehlt es wohl in Belgrad am besten — an den Mitteln, die das Bauen ermöglichen. Spricht doch zur Zeit in einer besonderen Broschüre der Professor der serbischen Hochschule, der ehemalige Minister Giga Gersics, davon, daß ein Staatsbankerott unter Umständen zulässig und ratsam sei. Es fehlen eben die Mittel! Und die letzteren scheinen selbst den kleinsten Leuten in Serbien äußerst wichtig. Ich verlangte von meinem serbischen Automedon — einem trotz großer Wärme ganz in Pelz eingehüllten Droschkenführer, an die interessantesten und wichtigsten Gebäude geführt zu werden. Er nahm den Lauf sofort nach der Münze, einem neuen, aber ziemlich unscheinbaren Gebäude fast vor der Stadt — zu jenem Hause, wo Serbien seine Dinare und Dinarparas fertigen läßt. Ein bedeutendes Land muß natürlich seine eigene Münze führen, das macht sich gut und geniert im Grunde nur den Reisenden, der seine österreichischen Gulden für einige Tage einmal ruhen lassen kann. Der serbische Dinar steht im Werte gleich dem Franken. — Aber seit 1867, seitdem die Türkei Belgrad herausgeben mußte, ist die Stadt in stetem Aufschwung. — —

Dschumruktschis, das sind Zollbeamte, sind die ersten Menschen, mit denen der Reisende in Belgrad Bekanntschaft macht. Sie sind leidlich zuvorkommend, nur etwas unverständlich. Es war mir auch jetzt wieder, wie früher, schwer, mich serbisch auszudrücken. Ich werde dieses Umstandes zu gedenken haben.

Cigarren, wie überall an den Grenzen verfehmte Eindringlinge, haben wesentliche Gegner an den Dschumruktschis. Serbien macht seine Cigarren selbst, wie Österreich-Ungarn, mit dem Vorzuge, daß die serbischen Cigarren besser sind als die österreichischen Virginia und Trabucos. Eines allerdings wirkt lähmend auf den ganzen Verkehr in Belgrad und das ist seine nahe Lage an der ungarischen Grenze. Der Zug läuft in den Bahnhof ein, oder das Schiff erreicht die Landebrücke, und sofort sieht man sich russischen Verhältnissen gegenüber. „Der Paß!" Er muß nicht etwa nur zur Revision vorgezeigt werden, nein, ein Sicherheitsorgan nimmt ihn, behält ihn und liefert ihn auf einem Bureau ab. Man kann seinen heimatlichen Polizeiausweis nach einer Stunde abholen lassen, oder auf die Beendigung der nun folgenden Manipulationen warten.

Ein Stoß von etwa 50—60 Pässen wird revidiert und jeder Name in eine Liste eingetragen; das Paßpapier wird gestempelt und man kann endlich nach seinem Gepäck sehen, welches häufig im Dunkel der Nacht draußen



Abgeschlagen. Nach dem Gemälde von W. Gräbhein.

in einer offenen Droschke ohne Aufsicht lagert und des Besitzers harrt.

Das alles ginge noch. Aber dieselben Weitläufigkeiten bei der Abreise. Man hat sich also, „um den Anschluß nicht zu versäumen," mindestens eine halbe Stunde früher als anderwärts an der Bahn oder Landebrücke einzufinden, sonst ist „Gefahr im Verzuge," abgesehen von den Dschumruktschis, die auch ihre bequeme Zeit zur Dienstverrichtung nötig haben.

Wunderbar ist dies Verfahren für den Fremdling, wenn er von Belgrad aus eine Spazierfahrt etwa nach dem in einer kleinen halben Stunde mit Dampfboot zu erreichenden Semlin beabsichtigt. Ohne Gepäck, mit nichts belastet als dem hellen Sonnenschützer, gedenken wir Semlin zu besichtigen. In Belgrad, vor Besteigen des Schiffes: Paßrevision mit derselben Umständlichkeit, Einregistrierung und so fort, nicht allein für uns Fremdlinge, nein, auch für jeden Einwohner der serbischen Residenz, für jede Waschfrau und jeden Lohndiener. Jeder muß ein Paßpapier bei sich führen, sei es gestaltet, wie es wolle. In Semlin derselbe Gang der Dinge. Alle diese Papiere sammelt man ein, männiglich muß in das enge Bureau, der dienstthuende Beamte revidiert und trägt ein, ruft den Namen aus, gibt den Paß gestempelt, wenn auch ohne Sporteln, zurück, und nun darfst du, geplagter Vergnügling, hinein ins Land oder in die Stadt. Es ist heiter, wenn der Zufall es will, daß man etwa der fünfzigste der Passanten ist. Eine Dame neben uns stößt im Anblick des prächtig liegenden Städtchens Semlin während der Revision den vielleicht nicht ganz passenden Stoßseufzer aus: „Gott, was ist das romantisch hier!" — „Halten zu Gnaden, gnä' Frau! Hier ist's ungarisch!" bemerkt der wachhabende Gensdarm.

Und so kehren wir, nachdem wir glücklich „abgestempelt" sind und Semlin besichtigt haben, unter denselben Formalitäten nach wenig Stunden an Bord unseres Savedampfers zurück. In Belgrad geben wir wieder unsere Pässe ab, werden nochmals in die Listen eingetragen und kehren dann von unserem Spaziergang, nicht weiter behelligt, in die Stadt heim. Früher war Serbien weniger peinlich in dieser Grenzbehinderung, als man aber in Belgrad die Revision aufhob, führte sie Ungarn wieder ein und Serbien kehrte ebenfalls zum alten Verfahren zurück; denn Ungarn durfte doch nichts voraus haben! Nur eines behält es für sich, dies ist die ungarische Bezeichnung der beiden Städte. Semlin heißt Semun oder Zemun und Belgrad: Nando Fejérvár!! Welche Ähnlichkeit der beiden Nachbarsprachen in der Bezeichnung der Schwesterstädte!

Lasse man sich nicht von gelegentlichen Reiseschilderern weißmachen, daß die Hunde noch herrenlos in Belgrad in den Straßen umherlaufen, wie etwa in Konstantinopel. Das sind Übertreibungen. Im Innern der Stadt bestrebt man sich einer großen Reinlichkeit, man hat Trottoirs geschaffen, und muß man nicht gerade die Seitenstraßen kreuzen, so gleitet man leidlich über das „Katzenkopfpflaster" hinüber. Nur drunten in der Niederung, nach der Donau zu, sind in der That abgehärtete Gehwerkzeuge und Geduld erforderlich, um über das schlimmste aller denkbaren Pflaster hinüberzukommen. Und Nachts oder im Abenddunkel bleibe man *der Gegend* hübsch fern. Es ist das Türkenviertel (Dortschol), welches noch hundertfünfzig Köpfe der früheren muhammedanischen Bevölkerung (meist Handwerker) beherbergt; untermischt haben sich ganze Familien „Zigans" (Zigeuner), die hier wie überall nach Erwerb aussehen; erst bettelnd, dann stehlend, wo es angeht.

Gegen diese Übel helfen die hier und da an den Straßenecken postierten Polizeimannschaften nicht. Sie imponieren an und für sich in ihrer braunen Gewandung oder Uniform (einem dunklen Kaffeesack nicht unähnlich) in keiner Weise. Auch „ihr Sarras an der Seiten" kann seine altertümliche Abstammung aus der Türkenzeit nicht verleugnen. Und auch damals scheint er schon lange Zeit in „Aktivität" gewesen zu sein — der Säbel nämlich.

Da drunten steht auch noch eine Moschee, die Reste einiger anderen heben sich aus dem vielseitig zerstreuten alten Gemäuer hervor. Die Moschee ist klein, einfach, aber sauber. Ein befezter türkischer Jüngling gewährte meine Bitte sofort, mir die Moschee zu öffnen, als er wahrnahm, daß ich mit Osmanie und Medjidie in Beziehung stand, und obwohl wir uns nicht verständigen konnten, ließ er es doch an Erläuterungen nicht fehlen; ja, er ersparte mir sogar das Ausziehen der Schuhe, als ich in den geheiligten Raum trat. Es war rührend, zu sehen, wie er den Eindruck beobachtete, den sein Heiligtum auf mich machte. Noch werden die Stunden hier vom Turme gerufen, noch werden die Gläubigen von oben herab hier zur Andacht gemahnt, in jener Stadt, wo einst so viel Türken- und Christenblut vergossen wurde, daß man mit Recht diese *weiße* Burg der Serben auch wohl die *rote* Burg nennen könnte, um so mehr, als Festungsmauern und Dächer der Stadt fast sämtlich rote Ziegel zeigen. Aber nicht nur eine Moschee zeigt uns Belgrad in Erinnerung an vergangene Zeit. Auch einen Harem hat die Neuzeit in die serbische Hauptstadt zurückgeführt und zwar unter ganz eigentümlichen Umständen. Der zum türkischen Gesandten unlängst ernannte Oberst Tevfik Bey erhielt vom Großherrn die Erlaubnis, seine Gemahlin Pembe Djadé Hannoun, die Tochter des Löwen von Plewna, Osman Paschas, mit nach Belgrad zu nehmen. Sehr selten, fast nie wird eine solche Erlaubnis erteilt. Aber sei es, daß Belgrad noch als halbtürkisch gilt, Oberst Tevfik Bey erhielt diese Vergünstigung und so birgt jetzt eine prächtige Villa bei Toptschider einen Harem, der außer der schönen Pembe Djadé auch noch von vier Odalisken und einem Eunuchen bewohnt wird.

Drunten am Zusammenfluß der Save und Donau erheben sich noch die mehr und mehr zerfallenden Mauern der alten Türkenfestung. — Festung sollen das alte Geröll, diese herabgerutschten Wälle, die durchlöcherten Bastionen und Ravelins *noch* sein, auch eine Besatzung fehlt nicht, und eine Anzahl Strafgefangener vermehrt noch

den trüben Eindruck, den diese verfallenden Kasematten, diese langsam verwitternden Ziegelmauern hervorbringen. Begegnen uns nun gar noch etliche der zahlreichen in Zwillich gekleideten Strafgefangenen, welche an ihren Mützen ein großes P, serbisch K, als Bezeichnung für das Wort Zuchthäusler (Robiasch) tragen, so wird das Bild noch weniger behaglich. Angenehm muten diese Gesichter nicht an.

Da ragt auch noch der berüchtigte Turm Netojscha, Nebojse (Fürchte dich nicht), auf, in dem ehedem die christlichen und serbischen Gefangenen schmachteten, ein Zeuge barbarischer Zeiten. Sie mögen anders ausgesehen haben, jene Mauern, als er wollt'

„dem Kaiser wied'rum kriegen
Stadt und Festung Bellegrad!" —

der ritterliche Eugen. — Wenn auch jetzt die Höhe droben neben der Festung in eine Art Park (Kalimegdan, Kalimejdan, eigentlich wohl Kaleh maidan, d. i. Schlaßplatz, ehemals bei den Türken der Hinrichtungsplatz) mit prächtiger Aussicht verwandelt worden ist, ein Spaziergang, auf dem täglich ein Fußgängerkorso sich bildet, so wird man auch jetzt der bedrückenden Eindrücke nicht frei. Denn ein heiteres Wort, einen Ausdruck der Lustigkeit sucht man vergebens zu erhaschen. Das findet man in Belgrad kaum, es sei denn im engen Kreise der Familien, oder allenfalls bei den Nationalfesten.

Von öffentlichen Gebäuden fallen wohl am meisten die Kathedrale mit ihrem in der Sonne hell schimmernden Turm und der Konak des Königs auf. Die Reisebücher schildern meist den letzteren als kleines, einstöckiges Landhaus mit Vorgarten. Das stimmt zur Zeit nicht mehr. König Milan hat neuerdings andere Vorbilder aus Paris bei einem Neubau walten lossen. Ein Anbau mit drei Kuppeln gibt wenigstens nach der einen Seite hin dem königlichen Palais einen fürstlicheren, wenn auch schwerfälligen Charakter. Zwei der Kuppeln kennzeichnen in Form einer Krone das Königtum, die dritte zeigt einen Adler mit gespreizten Schwingen auf einer Helmstange — wohl eine Andeutung auf den Wiederaufschwung und den neuen Glanz des serbischen Regentenhauses. Der ältere Teil des ehemaligen Konaks ist frisch aufgemuntert und so könnte die fürstliche Residenz wohl leidlich imposant erscheinen, wenn auch auf der anderen Seite Kuppelbauten angefügt wären. Das frühere Schloß des siegreichen Überwinders von Belgrad aber — des Prinzen Eugen — liegt in Trümmern.

Unwillkürlich richtet sich angesichts dieser merkwürdigen Stadt, die heute wieder etwa 60000 Einwohner zählt, der Blick zurück auf ihre vielbewegte Geschichte. Kein Anhalt findet sich für die Zeitbestimmung ihrer Entstehung. Hier siedelten einst Römer (Sigindunum, IV. Legion), hier hausten die Hunnen, Goten, Griechen, Avaren, Bulgaren, Ungarn, Serben, Germanen und Türken, sie alle entbrannten hier oft in heißen Kämpfen; die Scharen der Kreuzfahrer zogen von hier gegen den Halbmond — — — denn Belgrad ist der Schlüssel zur Türkei, das Thor der Balkanhalbinsel, die Grenzscheide zwischen Abend- und Morgenland.

Die Gegend, an dem übrigens stattlichen, Bahnhof, ist nicht die gesündeste, wie ihr Name schon sagt: Bara venezia (Sumpfvenedig), und in der Terasia (Milanova Ulitza), der Saomenitschka Ulitza, der Toptschiderska Ulitza, dem Obilitschew Venatz (Obilitschring) drängt sich das moderne Belgrad fast ausschließlich zusammen. Und wie sich in dieser merkwürdigen Serbenstadt die Gegensätze überall berühren, so auch in Bezug auf den Verkehr. Neben der elektrischen Beleuchtung betreiben hier Siemens und Halske auch eine elektrische Straßenbahn, welche vom Saveufer aufsteigend mit Leichtigkeit Steigungen überwindet, wie dies bisher wohl kaum für möglich erachtet wurde. Wer die elektrische Bahn bergauf nicht benützen will, den führt eine 140 Stufen hohe Treppe in zehn Absätzen vom Ufer direkt vor die Kathedrale (Zaborna Tserkva). Das Parlamentsgebäude für die Skuptschina erscheint ebenso einfach (im leichtesten Fachwerk hergestellt), wie die Besucher desselben, die serbischen Volksvertreter in ihren Schaffellmützen und der nichts weniger als imponierenden Gewandung mehr als einfach erscheinen. Ein derber Menschenschlag, hoch und schlank gebaut, hat das serbische Volk eine große Abneigung gegen alles, was nicht serbisch ist. Da wir nun nicht alle Serben sein können, so müssen wir uns eben das oft angewandte „Schwaba" gefallen lassen. Nun, das haben die Serben ja mit ihren Nachbarn, den Ungarn gemein, was nicht ihres Stammes ist — ist Schwab oder Schwob.

Ein Stolz der Serben ist der Park von Toptschider (toptschi, türkisch: Kanonier, dere: Thal, also: Kanonierthal). Hier residiert der König oft im Sommer. Eine starke Stunde von der Hauptstadt entfernt, bietet der Park ein beliebtes Ausflugsziel, einen belebten Spaziergang. In Verbindung mit demselben steht der Wildpark (Koschutjack, Koschutniak), jene für die serbische Geschichte nicht unwichtige Stelle. Denn in diesem Waldgehege fiel Fürst Michael Obrenowitsch III. am 29. Mai 1868 unter Mörderhänden, d. h. er fiel von der Hand Staatsgefangener, worunter sich auch ein ehemaliger Staatsanwalt befand. Die neuere Zeit hat dem Ermordeten auf dem Obilitschring (Obilitschew-Venatz), zur Seite des serbischen Nationaltheaters, ein Reiterstandbild gestiftet.

Eine mit Weiden bestandene Insel, unten am Zusammenfluß der Donau und Save, die sogenannte große „Kriegsinsel," war mutmaßlich die Stelle, wo die Eugenbrücke geschlagen wurde, nachdem der Held die Stadt vom 16. Juli 1717 ab belagert hatte. Am 22. August desselben Jahres nahm er Belgrad ein.

Am Abend, da wir ankamen, fand in unserm, dem Grand Hotel — die Straßen hatten geflaggt — ein Fest der Notabeln Belgrads statt. Es war der Namenstag des Königs Alexander. Man sang serbische Lieder im Chor. Aber das klang so kläglich, so wehmütig, und wer aus Ungarn kommt, ist doch sicherlich nicht verwöhnt. Muß man in Pest doch jeden Abend, in jedem Hotel, in jedem Kaffeehaus, allerorten das klagende Cymbal hören, muß man doch dort die wehmütigen Mollaccorde beständig in den Kauf

nehmen und — ist der Reiz der Neuheit vorbei, so stimmen diese Melodieen den Fremdling sicher nicht zur Heiterkeit. Aber in Serbien ist alles Musikalische noch um einige Tonarten tiefer und trister gestimmt.

Eine große Tugend dieses neuwerdenden Volkes, der Neuserben, lernten wir am ersten Abend schon schätzen. Es ist ihre Gastfreundlichkeit auch dem durchaus Fremden gegenüber. Man sah unsere Teilnahme an ihrem Feste gern und zeigte ein ungeheucheltes warmes Interesse an uns — Eindringlingen.

Man wolle nicht glauben, daß in jenem Festeskreise alles im nationalen Kostüme erschienen war. Nein, in Belgrad steckt wohl der Milch- und Wasserverkäufer noch in seiner eignen, dabei schmutzigen Tracht, aber sonst ist männiglich modern gekleidet. Nur die Frauen tragen noch häufig ihr kleines, rotes Käppchen auf dem Hinterkopf, um welches sich das schwarze Haar (der schönste Schmuck der Serbin) in Ringen legt. Auch die weitgeschnittene Jacke mit den herabfallenden Ärmeln trägt die Serbenfrau noch. Dabei findet leider der Schminktopf allgemeine Anwendung bei den Schönen. Der Staat einer reichen Serbin aber ist auf viele Tausende zu werten. Die Staatsmütze, von echten Perlen hergestellt, kostet etwa tausend Franken. Sonst dürfte König Milan in dem äußeren Gewande, besonders der Männer, nur an Paris erinnert werden. Eine Ausnahme bietet der Markt, der von den umliegenden Ortschaften viel beschickt wird. Da stehen sie zuhauf, die hölzernen, eisen- und federlosen Pritschwagen, mit ihren kleinen, zottigen, langhaarigen Pferdchen, und das Leben um die Verkaufsstände ist ein äußerst lebhaftes. Die Gewandung der Marktleute bietet das bunteste Gemisch aller Trachten der Balkonhalbinsel.

Ich suchte in Belgrad Freunde auf. Besser noch — ich gedachte sie aufzusuchen, denn leider waren viele derselben hinüber, über die „große Brucken."

Eine Reminiscenz maß ich hier wohl einschalten. Wer denkt nicht noch der großen Staatsaktion, die sich seinerzeit in Wiesbaden durch die Ausweisung der Königin Natalie von Serbien abspielte? Nun, diese eben hatte mich mit dem damaligen Gefolge der schönen Frau, mit dieser selbst und dem König, damals Kronprinzen Alexander, in Berührungen gebracht. Nur als Berater war ich hier und da imstande, den Genannten kleine Gefälligkeiten zu erweisen. Die politische Seite der in jener Zeit (1888) in Wiesbaden sich abwickelnden Vorgänge berührte mich nicht. Seinerzeit gab ich schon mehrfach Schilderungen der Geschehnisse bei der Abreise der Königin Natalie von Wiesbaden in angesehenen Blättern. Ich habe wohl verschiedentliche Gelegenheit gehabt, mit Mutter und Sohn zu verkehren. Es herrschte ein reizendes Verhältnis zwischen beiden.

Eine politische Abhandlung will ich nicht schreiben. Deshalb zunächst das aufrichtige Bekenntnis, daß Natalie von Serbien eine reizende Frau war, die mit ihrem wunderbar klingenden Russischdeutsch geradezu bezaubern konnte. Vornehm zurückhaltend, liebenswürdig plaudernd, hoffnungsvoll für die Zukunft, vielleicht froh, den Wirnissen in Serbien entgangen zu sein, erwarb sie sich allerwegen Freunde und Anhänger. Daß ihr Aufenthalt in Wiesbaden überwacht war und daß man ganz besondere Zwecke mit ihr verfolgte, wußte sie wohl. Es sollte vielleicht ein Scheidungsmotiv gefunden oder künstlich hergestellt werden. Denn um ihre Einwilligung zur Scheidung drehte sich damals sicher alles. Was in dieser Frau in jenen Tagen vorging, ist wohl überhaupt nicht zu ergründen. Ob sie Ursache hatte, unglücklich zu sein, wer wollte es feststellen? Als Frau hatte sie deren sicher, denn die spätere Zeit hat Beweise genug dafür geliefert. Man sagte ihr nach, daß sie im russischen Sinne intriguiere. Nun, sie war Russin, und Deutschfreundlichkeit konnte man doch wohl in jener Zeit am wenigsten von ihr erwarten. Hier wohnte sie, verbannt und übel beraten von ihrer Umgebung, auf ihr Kind allein angewiesen. Und dies sollte sie hergeben, vielleicht für immer.

Der unschuldig zwischen Vater und Mutter stehende Knabe (damals 13½ Jahr alt), konnte ja kaum wissen, um was es sich in der Frage überhaupt handle. Dabei war der Kronprinz so harmlos, daß ihm jede, selbst die kleinste Aufmerksamkeit Freude machte: Gespielen hatte er in Wiesbaden kaum. Er sprach russischdeutsch gleich der Mutter. Es war mir möglich, ihm Unterhaltung zu bieten. Dadurch gerieten wir auf den Duzfuß. Das heißt er, der Kronprinz, **mir** gegenüber; jetzt Se. Majestät konnte mir nicht genug danken, wenn ich Gelegenheit gab, etwa abends im Kurhause einer Vorstellung eines Taschenspielers beizuwohnen. Dergleichen Überraschungen lieben die Serben, Rumänen und Bulgaren offenbar, wie alle Orientalen. Und dankbaren Gemütes ergriff häufig der kleine Serbenprinz, mit seinem intelligenten, schwarzen, kurzgeschorenen Kopf und dem bleichen Gesicht, meine beiden Hände mit den Worten: „Ich danke dirrr, du bist ein guterrr Mann! Du bist ein guterrr Mann." Daher der Duzfuß, der allerdings gegenseitig nicht aufrecht zu erhalten war. Ich will die Staatsaffaire heute nicht mehr auffrischen, um so mehr, als der Knabe, jetzt zum Manne gereift, unter ganz anderen Verhältnissen bereits unserer Hauptstadt einen Besuch in optima forma abgestattet hat. Die Mutter weilte lange in Rußland und ist zur stillen Frau geworden, die vielleicht mehr zu tragen hat als viele andere Mütter, und die eher zu bemitleiden sein dürfte, als zu beneiden. Haus und Kind waren ihr fremd geworden.

Es war eine ziemlich lange Zeit, daß ich mich damals im Serbischen üben konnte. Denn der diensthuende Begleiter, ein Oberst mit dem bekannten itsch oder witsch als Endsilbe des Namens, beehrte mich täglich mit seinem Besuche und da er kein Wort deutsch und fast ebensowenig französisch, demnach fast **nur** serbisch sprach, und ich kein Wort dieser seltenen Sprache verstand, so kann man sich einen ungefähren Begriff von unserer lebhaften Unterhaltung machen. Aber nach und nach fügten wir uns ineinander und verstanden uns schließlich präch-

tig. Ich hatte meinem Freund einen Besuch in Belgrad lange versprochen. Als ich jetzt dahin kam, war er — tot. Dokitsch, der frühere und damalige Erzieher des Kronprinzen, dann Ministerpräsident, ist in Abbazia gleichfalls ein stiller Mann geworden. Von dem ehemaligen Kriegsminister Protitsch, der den Kronprinzen in Wiesbaden in Empfang nahm, hört man nichts mehr. Sie sind fast verschwunden, die Zeugen jener geschichtlichen Episode, nur die Hauptpersonen: Milan, Natalie und König Alexander leben noch — das Trauerspiel ist nun hoffentlich beendet und der gewöhnliche Lauf der Dinge wieder eingetreten. — Wunderbar, die Eigennamen enden fast alle in Serbien auf itsch und witsch. So jene der Staatsmänner: Dokitsch, Bagdanowitsch, Protitsch, Bayalawitsch, Cristitsch, Bogitschewitsch, Petrowitsch, Pawlowitsch, Giorgijewitsch, Lozanitsch, Vuitsch, Nicolitsch, Nicolajewitsch, Milasavlewitsch, und der des nach unaussprechlicheren Zdrawkowitsch; es „witscht“ sich eben alles. Ein Stück Wegs über die serbische Grenze hinüber und die Eigennamen enden fast sämtlich auf ow: Stoilow, Karawelaw, Stambulow, Balabanow, Sawow, Waltschow, Zankow — oh! ah! — — Das Grand Hotel in Belgrad! Es ist nicht gerade das in Paris in der äußeren Ausstattung — im Gegenteil! Und doch — die ganze serbische Diplomatie verkehrt daselbst, eingeschlossen die Attachés der verschiedenen Gesandtschaften am serbischen Hofe. Die Bettwäsche meines Zimmers, eines der ersten im Hause, behinderte in etwas das Aufstehen am Morgen, denn man blieb mit den Füßen in den Betttüchern hängen und die Tischtücher im Speisesaal zeigten handgroße Risse und ebenso große fehlende Stücke, so daß man von „ausgedienter Leinwand“ sprechen durfte. Die Servietten zählten Löcher, nach dem halben Dutzend zu rechnen. Sie stammten mutmaßlich alle noch aus der Türkenzeit. Vielleicht auch die Kellner, deren Fracks wohl schon einige Belagerungen ausgehalten haden mögen. Holländisch ist das nicht, aber anscheinend serbisch.

Indessen interessant war die Gesellschaft. Da sah ich den vielgenannten Dragan Zankow, auf das erlösende Wort zur Rückkehr aus der Verbannung harrend, da kamen sie alle, die in Serbien wortführenden „Geschichtemacher,“ zu einem Glase Negotiner. Gesegnete Gegend von Kladova, — dort wächst er, dieser Wein — man störe deine Bewohner in dem Genuß dieses Rebenblutes nicht. Ich verzichte!

Einmal empfohlen durch die früheren Verhältnisse fehlte es mir an interessanter Bekanntschaft nicht.

Die Eifersucht der kleinen Balkanstaaten, die gern groß sein möchten, war auch in der Unterhaltung mit meinen serbischen Freunden überall durchzufühlen. Und in der That sehen sich die Balkanverhältnisse an Ort und Stelle wesentlich anders an, als sich die Bilder gestalten, die wir aus unserer Zeitungslektüre uns selber schaffen. Redefreiheit hat jedermann ganz nach Bedürfnis in Belgrad und so kam es, daß mir manche Aufschlüsse in verschiedenen Dingen wurden, die — der Quelle wegen, der sie entstammen — auch für unsere Leser van Interesse sein dürften. Daß Serbien und Bulgarien seit dem letzten Kriege noch nicht gnt auseinander zu sprechen sind, ist wahl nicht verwunderlich. Um so gewichtiger sind die Mitteilungen welche mir mein Gewährsmann machte. Der Name thut nichts zur Sache, da ich nicht „interviewen“ wollte oder will. — Bulgarien war der Redestoff bei unserer gemütlichen Tafelrunde. Den Schilberungen meines Freundes stimmte man allgemein dei. Er hud folgendermaßen an:

Bulgarien ist wohl unter den Balkanstaaten, mit Ausnahme Rumäniens, welches die Kinderkrankheiten bereits überwunden hat, eines der mächtigsten Fürstentümer, welche zur Zeit emporstreben. Man muß erstaunen über die Fortschritte, welche dieses Land in den letzten zwei Jahrzehnten gemacht hat in Bezug auf Kultur des Bodens sawohl, wie auch in der Regulierung seiner inneren Verhältnisse.

Speciell Sofia, die Hauptstadt, hat geradezu Ungeheures geleistet, durch die Anlage großer öffentlicher Gebäude und in Bezug auf Ordnung in der Kammunikation und Förderung des öffentlichen Lebens. Weite Flächen sind heute bereits abgegrenzt, Straßenlinien angelegt und es werden diese Plätze, was dei der jetzigen Baulust in Sofia zu erwarten steht, in etwa 20—30 Jahren sicher alle mit größeren oder kleineren Gebäuden ausgefüllt sein.

Es gidt immer noch, wie in einem jungen Staatswesen nicht anders möglich, eine Menge Elemente, die von den augenblicklichen noch unsicheren Verhältnissen baren Nutzen ziehen möchten. Aber die größere Anzahl der Einwohner besteht aus Leuten, die der Ansicht sind, daß das Land mit w e n i g e r Politiktreiben entschieden weiter kommen würde, als mit den ewigen Ministerwechseln und dem Kampfe der verschiedenen Parteien unter sich.

Und Fürst Ferdinand? fragte ich.

Der Fürst seldst besitzt bei weitem nicht die Sympathien des Volkes, welche seinerzeit dem Battenberger entgegengebracht wurden. Er will um jeden Preis Fürst bleiden und ist hier hauptsächlich den Einflüsterungen seiner Mutter Clementine zugängig. Sie wird als Triebfeder angesehen, ihren Sohn zum Ehrgeiz anzuspornen. Man ist im Auslande immer noch der irrigen Ansicht, daß der Fürst sein Vermögen daransetze, um Bulgarien glücklich zu machen. Dem ist nicht so; vielmehr legt er dem Lande für seine Repräsentationsrechte ansehnliche Kosten auf. Man erwähnte nebenbei den graßen Ausbau des Schlosses in Sofia, seine Villa in Varna und das dortige stotte Hofleben, seine Exkursianen nach Rustschuk und dem Auslande. Alles das trägt die dulgarische Natian, während des Fürsten Geld unangetastet, dem Lande in keiner Weise zu gute kommt. Man verargt ihm, daß er dis jetzt noch nicht einmal Grundbesitz erworben habe.

Mein Gewährsmann hatte Gelegenheit, den gestürzten Ministerpräsidenten Karawelow in seinem Gefängnisse, der schwarzen Dschamil, zu sprechen, wo derselbe — odwohl nur eines politischen Vergehens wegen verurteilt — mit Dieben



Italienische Ideallandschaft von Dreber.
Im Auftrage der Königl. Nationalgalerie in Berlin radiert von Luise Begas-Parmentier.

und Mördern zusammenschoß. Karawelow behauptete, unschuldig eingesperrt zu sein und zwar durch Stambulow, der auf irgend ein Mittel sinnen mußte, sich des unbequemen Gegners zu entledigen. Zur Zeit ist er so befreit.

Karawelow war der Lehrmeister Stambulows. Der gelehrige Schüler übertraf aber bald den Meister, welcher, jünger, mehr wagte und sich so zum Herrn der Situation machte. Karawelow behauptete, es sei ihm geraten worden, eine Bittschrift an den Fürsten aufzusetzen, wonach ihm seine Freiheit noch dem Sturze Stambulows sofort zugebilligt werden würde, wenigstens sofort nach den Wahlen.

Karawelow lehnte das ab, weil man ein Schuldbekenntnis daraus folgern konnte. Es ist viel in den Blättern geschrieben worden, fuhr mein Freund fort, daß Stambulow zu bedauern sei, daß der Mann, der so Großes für Bulgarien geleistet habe, nun so mit Undank verfolgt würde. Es ist zutreffend, daß der Fürst sich sehr schwer hat entschließen können, Stambulow zu entlassen, indessen hat nur die laxe Moral, der Stambulow huldigte, ihn unmöglich gemacht. Solange Stambulow Ministerpräsident war, war er allmächtig und niemand in der Lage, ihm beizukommen, jetzt, wo er die Gewalt nicht mehr hat, wendet sich die Rache des Volkes nicht etwa wegen politischer Gegenansichten gegen ihn, sondern ausschließlich Privatrache spielt hier die Hauptrolle. So kam es auch, daß Stambulow, als er sich vor einigen Monaten vor Gericht in einer Privatsache zu verantworten hatte, bei dem Austritt aus dem Gerichtsgebäude mit Steinwürfen von einer johlenden Menge empfangen wurde. Diese Steinwürfe waren nichts anderes, als die Rache für die Unthaten, die er zahlreichen Familien dadurch zugefügt hatte, daß er nach orientalischer Sitte in das Glück und die Ruhe des Hauses eindrang und manches Familienglück durch Mißbrauch seiner Gewalt zerstört hatte.

Es herrscht nur eine Stimmung in Bulgarien darüber, daß Stambulow für das Vaterland viel geleistet, obwohl sein Despotismus keine Grenzen gekannt habe, wenn es sich um seine persönlichen Leidenschaften gehandelt hat.

Betreffs der russophilen Bewegungen gehen nach meinen Gewährsmännern die Ansichten ziemlich auseinander. Die einen suchen — und das sind die Konservativen — das ganze Glück darin, sich an das große Reich Rußland anzulehnen, während die sogenannten Altbulgaren gerne zu den früheren Verhältnissen zurückkehren möchten.

Weiter wurde mir versichert, daß tüchtig Ordnung im Lande gehalten würde. Sofia, die Hauptstadt, lasse in dieser Beziehung nichts zu wünschen übrig und könnte in Bezug auf die Ordnung in den Straßen und die Sauberkeit im Innern der Häuser (soweit das im Orient möglich ist) gar mancher anderen Stadt auf der Balkanhalbinsel als Muster dienen. Die Sicherheit im Innern des Landes ist eine gute, wie mir unsere Tafelrunde verbürgte. Im Geschäftlichen aber nimmt Bulgarien unter der jetzigen Regierung einen großen Aufschwung. In dieser Beziehung wurden die Verhältnisse als vollständig geregelte bezeichnet.

Leider war König Alexander in Nisch und nicht in Belgrad und die Stimmung bei Hofe war nicht eben die beste. Der König wohnt fast die Hälfte des Jahres in dieser seiner sehr

einfachen Sammerresidenz, die eigentlich gar nichts bietet. Erst seit 1878 serbisch, hat sich dart das türkische Leben fast ganz erhalten. Alexander lebt dart in den einfachsten Verhältnissen; der Kanak entspricht kaum einem Königssitz. Zwei Drittel der Bevölkerung van Nisch ist noch türkisch, der Rest serbisch. Aber die Umgebung bietet den beiden Königen ausreichende Gelegenheit zur Jagd. Den Bewohnern Belgrads ist die häufige Abwesenheit Alexanders nicht angenehm und anch ihm konnte diese in den Tagen meiner Anwesenheit sehr bedenklich werden. Denn auf einem seiner Jagdausflüge (6. September) erlebte Alexander, der Vielgeprüfte, sein erstes Attentat. Als der Eisenbahnzug, in dem der junge König van seinem Ausfluge zurückkehrte, die Ortschaft Apelovacz streifte, wurde derselbe plötzlich von beiden Seiten mit Steinen beworfen. Und unter diesen Steinen sollen sich auch einige Revalverlugeln befunden haben. Gemeinschaftlich wurden diese Gesc,osse auf den Zug abgegeben. Die Adjutanten deckten den jungen Herrn mit ihrer Person, indem sie sofort die Fenster des Abteils besetzten, und so kam der Monarch unverletzt davan, während der Lakomotivführer und die Leute des Zugpersonals ernste Verwundungen erlitten. Die radikale Partei fall die ebenfalls radikal denkenden Bauern van Apelavacz gedungen haben, dies Meisterstück zu verüben. Der König fuhr sofart nach Nisch und mied Belgrad für die nächste Zeit. Etwa ein Dutzend Bauern wurden eingefangen und es wird dies Häuflein zur Zeit die Zahl der Zuchthäusler (Rabiaschs) um etwas über ein Dutzend vermehren. Mir aber schien die Zeit nicht gut gewählt, in Nisch einen Besuch zu machen, und so beschloß ich, die Donau hinunter Serbien weiter zu besichtigen — bis an die Klippen des berühmten eisernen Thores bei Orsava.



Die verdorbne Butter.

Von

Alice Freiin von Gaudy.

„Nein, Si'or Giorgio, nein, ich nahm sie nicht,
Ich naschte nicht die süßen Smyrnafeigen!"

„Ja, leugne nur! — Marsch in den Keller, Wicht,
Gib acht, ich will dir deinen Meister zeigen.
Hinaus? O, nein — das wäre dir genehm,
Jetzt frei herumzulungern auf den Gassen:
Hier — hier hinunter! Mach' es dir bequem.
Wart nur — ich werde dich schon sitzen lassen.
Die Thür zu. So. — Sein Wimmern rührt mich nicht,
Ich habe zu viel Ärger mit dem Jungen:
Was der mir täglich stiehlt, verdirbt, zerbricht,
Es aufzuzählen schadete den Lungen.
Zum Kochen hat der Wildfang kein Talent,
Und schont' ich ihn nicht seiner Mutter wegen,
Längst wär' er fortgejagt. — — Potz Element!
Wollt Ihr auf träges Lauschen Euch verlegen?
Ist das Kompot bereit und der Fasan,
Ihr Schlingel? — Wer wird für den Nachtisch sorgen?
Wo habt Ihr denn die Butter hingethan?
Der Käse steht hier, unter Glas geborgen,
Allein die Butter? Wo? — Was faselst du
Von „heißer Küche", wo sie „fast zerflossen?"
Per Bacco! — Sag' es doch nur gradezu,
Daß du sie in den Keller eingeschlossen.
— — Nein — Beppo, nein: ich hole sie herauf,
Du könntest mir die schöne Form verderben!

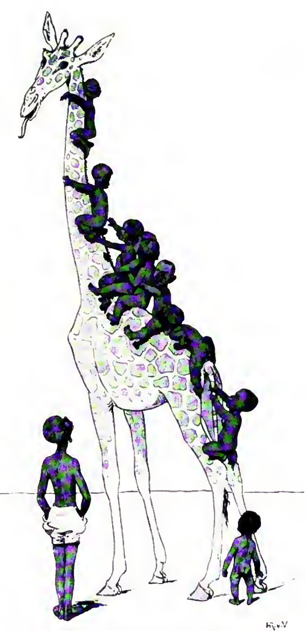
Sacht! Schlüpfrig sind die Stufen — sacht im Lauf —
Nun bin ich unten. — Ha, — ich möchte sterben:
Was thust du da, unglaublich dreister Fant,
Was hat sich deine Frechheit unterfangen?
O, meine Butter! Still steht der Verstand!
Wie soll ich jetzt zu anderer gelangen?
Vorwärts Antonio! Du selbst nimmst hier
Die Schüssel, sie bei Tafel aufzutragen,
Und ich, mein lieber Freund, ich geh mit dir,
Dich bei Marquis Falieri zu verklagen.
Avanti — marsch! Dein Ohr ist groß genug,
Daß meine Finger dich energisch fassen.

Ja, weine nur! Du denkst, ich bin so klug
Dich vor des Herren Thüre loszulassen?
Nein, Jüngelchen! — Spaziere nur voran!

— Hochedler Herr Marquis — seit zwanzig Jahren
Bei Ihnen Küchenmeister, darf und kann
Ich Ihnen heut nicht diesen Auftritt sparen.
Zu meiner Ehrenrettung sei's gesagt,
Daß sich der lose Taugenichts im Keller
An meiner Butter Heiligtum gewagt.
Ich trete ein. Da seh' ich ihn mit schneller
Bewegung in dem weichen, goldnen Teig
Am Fenster mit zwei kleinen Hölzern wühlen.
So sieht sie aus! — Heran, Barbar, und zeig'
Was du gethan. — Magst du die Strafe fühlen!"

„Ei, Giorgio, ei! So wild, so außer dir —
Und wegen einer leichten Knabenposse!
Laß sehn, mein Kind. — Glück zu, ein prächtig Tier,
Der Markuslöwe wohl, vom Dogenschlosse?
Du nickst. Nur daß er besser dir gelang,
Viel schöner als der alte, wunderbare.
Er schläft und streckt die Glieder, weich und schlank,
Sich deckend mit dem breiten Flügelpaare.
Und das hast du allein geformt, allein?
Dein Auge glänzt in schüchtern freud'gem Stolze,
Sag' an, du möchtest wohl ein Künstler sein
Und Statuen schaffen, wie? Aus Edelholze,
Aus Marmor gar? Mein Kind, warum denn nicht?
Weil deine Eltern arm sind, weinst du? Knabe,
Heb' auf dein thränenfeuchtes Angesicht:
Nicht untergehn darf solche Musengabe!
Ich sorge gern! — Sag' deinen Namen laut,
Noch lauter, Kind — hier nimm ein Stückchen Kuchen —
Antonio Canova? Aufgeschaut!
Du sollst es mit der Künstlerschaft versuchen.





Turnen in Kamerun. Nach einer Zeichnung von H. R. von Volkmann.



Von

Paul von Szczepański.

(Abdruck verboten.)

Der notleidende Landwirt spielt seit langer Zeit eine bevorzugte Rolle in der deutschen Romanlitteratur. Der Freiherr von Rothsattel in Gustav Freytags klassischem „Soll und Haben“ ist sicher nicht der erste Typus des Mannes, der auf angestammtem Boden sitzt und an der neuen Zeit zu Grunde geht. Aber er hat viele Nachfolger in der Litteratur gehabt, — lauter Leute, die aus der Vergangenheit mehr Ansprüche an das Leben geerbt hatten, als sich mit der Gegenwart vertrug, und die dieser Zwiespalt sicher besitzlos von Haus und Hof vertrieben hätte, wenn ihnen nicht im letzten Augenblick ein glücklicher Romanzufall zu Hilfe gekommen wäre. Das Haus war gewöhnlich ein Schloß, — denn der Leser liebt es, großartige Verhältnisse geschildert zu sehen; der Held und seine von dem widrigen Schicksal bedrohte Familie von altem Adel, denn im allgemeinen ist gerade der bürgerliche Leser keineswegs vorurteilslos in der Auswahl der Gesellschaft, in die er sich Romane lesend begibt. (Wie mir eine reiche Leipziger Dame einmal gerade heraus erklärte: „Ich lese nur Geschichten, die in der Aristokratie spielen.“ Natürlich sprach sie das zweite t wie ein s mit einem Zungenanstoß aus.) Das Gut befand sich selbstverständlich seit einigen hundert Jahren im Besitz der Familie, und die glänzende Vergangenheit spielte, wenn auch gewöhnlich nur in Äußerlichkeiten, bedeutungsvoll hinein in die traurigere Gegenwart. Ich erinnere mich, in einer Zeit, als mir das Romanlesen noch verboten war, eine ganze Anzahl solcher Romane gelesen zu haben. Das war damals, als die Wolle noch einen sehr anständigen Preis hatte und jede Spiritusbrennerei eine Goldgrube war. Die Landwirte in meiner Heimat konnten sich endlich anschicken, dem städtischen Komfort nachzuhinken; sie hatten so viel Geld, daß sie ihre Lehmkaten abreißen und sich anständige Häuser bauen lassen konnten, die einige von ihnen — wahrscheinlich von der Romanlektüre beeinflußt — denn auch Schlösser nannten. Die Knechte und Mägde erhielten statt wie bisher zweimal in der Woche jetzt täglich wenigstens einmal Fleisch, der Tagelohn wurde erhöht, und die Tagelöhnerfrauen beschämten am Sonntag mit ihrem städtischen Putz nicht selten die Pastorsfrau. Es war eine fröhliche Zeit für den Landwirt; da ließ er sich denn an Winterabenden ganz gern einmal von einem traurigen, aber hübsch romantisch ausstaffierten Einzelfall erzählen. Wenn man behaglich warm sitzt, hört man nicht ungern, daß es draußen kalt ist. Wenn man friert, braucht man sich das dagegen nicht erst von anderen sagen zu lassen. Vielleicht ist aus diesem Grunde der notleidende Landwirt in den Romanen nicht mehr so häufig wie früher, denn auf die fetten Jahre sind allzu schnell die mageren gefolgt. Erscheint er dennoch, so ist er gewöhnlich nicht der tüchtige Mann, der mit allen Kräften gegen die Not der Zeit ringt, sondern ein Unglücklicher, den ein Schicksal, meist in Gestalt eines draußen in der Welt lebenden leichtsinnigen Sohnes, an den Rand des Abgrundes gebracht hat. Das ist auch für den Romancier bequemer; er kann auf diese Weise viel sensationeller fabulieren und hat nicht nötig, sich damit vertraut zu machen, wo den Landwirt wirklich der Schuh drückt. Ich muß bekennen, daß ich für diese Art von Romanen nicht mehr viel Interesse erübrigen kann. Vielleicht liegt das nur an der Schwerfälligkeit des Alters, das nicht mehr fähig ist, sich von der auf kaltem Wege arbeitenden Phantasie irgend eines Romanschriftstellers fortreißen zu lassen. Vielleicht auch kenne ich Land, Landleute und Landleben zu gut, um es mir von Leuten schildern zu lassen, die diese drei selbst wieder nur aus Romanen kennen. Wenn mich ein solcher Roman packen soll, dann muß sein Autor schon etwas mehr auf dem Lande zu Hause sein als ich, ein Führer, von dem ich etwas lernen kann. Es wird vielen, glaube ich, gerade so ergehen, wie es mir bisher ergangen ist, daß sie die Not der Landwirte sehen, ohne ihre Ursachen zu verstehen, daß sie die Folgen dieses unheilvollen wirtschaftlichen Zustandes ahnen, ohne sie sich vollkommen klar machen zu können. In diesem Zustande der halben Erkenntnis — derjenige der vollkommenen Verkennung der gegenwärtigen Situation ist leider augenblicklich nicht nur nicht noch ebenso verbreitet, sondern auch der herrschende — ist ein Roman „Der Büttnerbauer“ von Wilhelm von Polenz (Berlin W., F. Fontane & Co.) ein willkommener Führer. Der Verfasser schildert darin zwar nur den Untergang des bäuerlichen Grundbesitzes, aber man braucht nicht gerade übermäßig weitsichtig zu sein, um herauszufinden, daß die Gefahren für den kleinen, mittleren und großen

Großgrundbesitz — sollte diese Klassifizierung nicht karrekt sein, so ist sie jedenfalls verständlich — ganz dieselben sind. Zudem ist das Schicksal des von seiner Schalle gewaltsam losgelösten Banern nicht minder beklagenswert als dasjenige des Gutsbesitzers, dem sein Besitz subhastiert worden ist, und das Verschwinden des ersteren von der Bildfläche bedeutet nicht minder eine sociale Gefahr als das des letzteren. Das Schloß, in das so viele Leser sich gerne führen lassen, sieht man hier zwar nur im Hintergrund der eigentlichen Scene liegen. Die Gefahr, von dem „Schloßherrn," dem benachbarten Großgrundbesitzer, aufgesaugt zu werden, die in den Leitartikeln freisinniger und demokratischer Tagesblätter aus Unverstand oder Berechnung so rührend wie drahend geschildert wird, ist in Wirklichkeit augenblicklich sehr gering, und dementsprechend läßt Wilhelm von Palenz sie zwar nicht außer acht, aber er streift sie eben nur, wie sich's gebührt. Täusche ich mich aber nicht, so hegt der Verfasser die Absicht, später in einem zweiten Raman den Leser auch in das Schlaß zu führen, an der Hand desselben Herrn Samuel Harrassowitz, der sich durch die kleinste schwache Stelle in den Besitz des Büttnerbauern zwängt. Vor dieser größeren Aufgabe werden weder Herr Harrassowitz nach seine Helfershelfer Schmeiß und Isidar Schönberger zurückschrecken, und daß auch das Schloß für Unterwühler schwache Stellen aufweist, tratzdem darin nach vergnügte Hochzeit der Comtesse Wanda mit einem Prinzen gefeiert wird, ist schon hier genügend angedeutet. Auch sind die nur episodischen Figuren des Grafen und seiner beiden Schwestern, des gräflichen Güterverwalters, der Schloßmamsell und der Hachzeitsgäste, schon hier in ihrem Charakter so klar und sicher festgelegt, daß man meint, sie müßten dem Verfasser schan heute leibhaftig vor der Seele stehen und ihn nicht wieder loslassen, bis er die Skizzen zu Porträts ausgestaltet, die schon hier angespannenen Beziehungen zwischen dem Schloß und dem Comptoir des Herrn Samuel Harrassowitz weiter entwickelt und zu einem Ende geführt hat. — Viele Leser werden nach diesen Andeutungen meinen, es handle sich in dem Raman „Der Büttnerbauer" von Wilhelm von Polenz um einen Tendenzraman. Nichts, glaube ich, ließe sich weniger begründen. Denn kaum jemals erinnere ich mich, einen Autor mit seinen persönlichen Anschauungen, seinem Temperament, seinem Charakter sa ganz und völlig hinter den van ihm geschilderten Menschen zurücktreten und verschwinden gesehen zu haben, wie es Wilhelm von Palenz in diesem Roman thut. Es ist sehr wohl möglich, daß die einen ihn für einen fürchterlichen Reaktlanär halten, der nach den sehr anzweifelbaren alten besseren Zeiten seufzt, die anderen dagegen für einen Umstürzler, der den Utapien der Socialdemakratie das Wort redet. Die einen — und sicher alle diejenigen, denen Namen wie Samuel Harrassowitz und Isidor Schönberger so ehrwürdig klingen, daß man ihre Eigentümer nur als Träger edelster Humanität, gesündesten Fartschritts und lauterster Intelligenz schildern darf — werden ihn für einen Menschen halten, der sich jeden Tag zum Frühstück einen Juden röstet, die anderen sind vielleicht der Meinung, daß er das Wort „Jude" allzu geflissentlich vermeide. Die einen werden glauben, er schildere die Gefahr, die dem Bauernstande draht, zu kraß, die anderen, er stehe dem Untergange des Bauernstandes ziemlich teilnahmlos gegenüber. Es wird jeder Leser die Tendenz seiner eignen subjektiven Überzeugung in diesen Roman hineintragen, der doch nichts ist, wie ein von einem graßen Künstler leidenschaftslos entworfenes Zeitbild, van einem seiner Kraft so sicheren Künstler, daß er nach der Devise schaffen kann: mit siederndem Blut entwersen, aber mit kaltem Blut arbeiten. In meinen Augen ist das gar nicht ein unbedingter Vorzug: die sachliche Objektivität des Autars wird manchen Leser kühl anwehen, der sich fortreißen ließe, wenn der subjektive Standpunkt und das Temperament des Autars mehr Einfluß auf ihn gewönnen. Wäre Wilhelm von Polenz ein Tendenzschriftsteller, er würde den Büttnerbauer und die Seinigen mit viel weniger menschlichen Schwächen behaftet gezeichnet haben. Er hätte Varbilder genug in deutschen Bauernhäusern gefunden, die er gar nicht zu idealisieren nötig hätte, um sie dem Herzen des Lesers näher zu bringen, als der Büttnerbauer ihm kammt. Aber Wilhelm von Polenz hatte, wie ich glaube, am allerwenigsten die Absicht, Herzen zu rühren. Es war ihm um die Wahrheit zu thun, — mag sie den einen erschüttern, den zweiten empören, den dritten kalt und gleichgültig lassen, das kann den Dichter nicht beeinflussen. Sa ist der Büttnerbauer voller Schwächen und sein Familienleben ist kein Muster der Moral. In dem heikelsten Punkte der Moral zeigt sich die ganze Familie sogar von einer Freiheit der Anschauungen, die manche sensitive Dame erröten machen wird. Aber man kann auch wieder nicht behaupten, daß Wilhelm von Polenz hier zu schwarz male, jedenfalls nicht, daß er mit der Absicht schwarz male, um unreife oder ungesunde Gaumen zu kitzeln. Sittlichkeit und bäuerliche Sitte decken sich in vielen Gegenden Deutschlands durchaus nicht, und ich glaube dem Verfasser aufs Wort, daß man in der Gegend, die er schildert, mancherlei für selbstverständlich hält, was der Pastor für eine Sünde erklärt. Wilhelm von Palenz macht sich seine Aufgabe sa schwer wie möglich, indem er auf alle billigen Mittel, die Teilnahme des Lesers zu wecken, von varnherein verzichtet und nur darauf ausgeht, ihn in einem Punkte zu packen — in seinem Gerechtigkeitsgefühl. Der Büttnerbauer ist als Mensch keineswegs sympathisch, — aber er ist tüchtig. Was sein Hof und seine zweihundert Morgen Acker geworden sind, das sind sie durch seiner, seines Vaters und seines Graßvaters Hände Arbeit geworden. Da ist kein Zollbreit Land auf diesem Besitztum, das der Eigentümer nur ererbt und nicht auch durch Arbeit neu erworben hat. Er hat — im Sinne des gewöhnlichsten Gerechtigkeitsgefühls — ein unveräußerliches Besitzrecht an diesem Grund und Baden, der für ihn die einzige Welt bedeutet, in der er gelebt hat und in der er leben kann. Die schwierigen Zeiten, die für den Land-

wirt gekommen sind, gehen an dem Büttnerbauer lange scheinbar spurlos vorüber, weil er und die Seinigen bedürfnislos geblieben sind wie die Voreltern, weil Söhne und Töchter für die angestammte Scholle mitarbeiten, als ob sie Knechte und Mägde wären, ohne Lohn zu erwarten. Das bleibt so, bis Samuel Harrassowitz, der Getreidehändler in der nächsten Stadt, die erste Zahlungsschwierigkeit des Büttnerbauern erspäht und ihm seine freundschaftlichen Dienste anbietet. Der Bauer ist thöricht genug, sie sich aufdrängen zu lassen. Gänzlich unvertraut mit dem modernen Geld- und Geschäftsverkehr, sitzt er nach kurzer Zeit fest in dem Netz des Juden, das Bauerngut wird subhastiert und in der Subhastation von Samuel Harrassowitz erstanden. Was Wilhelm von Polenz schildert, ist ein sehr alltäglicher Vorgang; darin werden wohl alle Leser, die die gegenwärtige Lage des bäuerlichen Grundbesitzes kennen, mit mir übereinstimmen. Ich bin dem Verfasser ganz besonders dankbar dafür, daß er Samuel Harrassowitz nicht als einen Wucherer schlimmster Sorte geschildert hat, wie er es hätte thun können, ohne der Wahrheit ins Gesicht zu schlagen. Samuel Harrassowitz wird mit dem Wuchergesetz niemals in Konflikt geraten; er ist dazu zu klug. Er ist das Muster jener kühlen jüdischen Geschäftsklugheit, die die Verlegenheit und die Unklugheit des Nebenmenschen als wichtigsten Faktor bei allen Geschäften mit in Rechnung zieht, die sich aber hütet, ungesetzliche Wege zu gehen. Harrassowitz übernimmt eine Hypothek zu ihrem vollen Wert, nur um den ersten festen Fuß auf dem Bauerngut zu fassen. Er leiht Geld auf Wechsel zum landesüblichen Zinsfuß; aber er weiß, daß der Bauer am Verfalltage nicht wird zahlen können. Er prolongiert diesen Wechsel ohne weiteres und schwatzt dem Bauer dazu noch ein paar Zentner künstlichen Düngers auf, — nur um dessen Schuldsumme zu erhöhen und um ihn um so sicherer zahlungsunfähig zu machen. Er ist ein „reeller" Geschäftsmann. Leute, die ihn einen Halsabschneider und Güterschlächter nennen, könnte er mit dem logischen Einwurf zum Schweigen bringen, daß niemand borgen soll, der nicht imstande ist, seine Schuld zurückzuzahlen, und daß niemand seinen Namen unter einen Wechsel setzen soll, der nicht weiß, was ein am Verfalltage uneingelöst gebliebener Wechsel für Konsequenzen nach sich zieht. Daß Samuel Harrassowitz sein Geld dem Büttnerbauern aufgedrängt hat, daß er es ihm unter der Maske aufdrängte, ihm damit helfen zu wollen, während er wirklich nur die Absicht hatte, ihn damit zu schädigen, — das sind die Motive der That, die das Gesetz nicht richtet, weil die That selbst nicht gegen das „Recht" verstößt. Wohin aber führt dieses Recht? Auf der einen Seite zum Untergang des Büttnerbauern und seiner Familie. Von der Scholle losgerissen, mit der die Familie seit Generationen verknüpft ist, verliert die Familie das Gefühl der Zusammengehörigkeit und die einzelnen Familienglieder den Halt. Der alte Bauer tagelöhnert für den Juden, nur um nicht die Stätte verlassen zu müssen, auf der er geboren ist, und bindet sich schließlich den Strick um den Hals, als er sich ganz hinausgestoßen sieht. Der älteste Sohn, geistig nicht hoch veranlagt, aber unter dem strengen Regiment des Vaters immerhin zwei kräftige Arme repräsentierend, verkommt als Säufer. Eine Tochter geht unter in den Versuchungen der Großstadt, nachdem Samuel Harrassowitz sie vorher als Amme seines Enkelkindes nutzbar gemacht hat. Der jüngere Sohn und die jüngere Tochter gehen über in das Lager jener Partei, die dem Staat und der Gesellschaft feindlich gegenübersteht und von einer Umwälzung des Bestehenden das Heil der Zukunft erwartet. Was den einen verloren geht, kommt den anderen zu gute, — Samuel Harrassowitz und seine Helfershelfer sind um einen Bauernhof reicher geworden. Also der Nationalwohlstand ist nicht geschädigt worden, volkswirtschaftlich bleibt alles beim alten, wird die geschäftskluge Logik des Herrn Harrassowitz sagen. Die eine Familie kommt herauf, die andere kommt herunter. Vielleicht fügt Herr Harrassowitz noch hinzu, daß das bessere Schicksal hier die würdigere Familie trifft. Denn seine Tochter thut ihm nicht die Schande an, die die Tochter des Büttnerbauern ihrem Vater anthut, und wenn ihm solches geschähe, würde er den Fall vielleicht viel tragischer auffassen als der Büttnerbauer, oder er würde sich jedenfalls viel mehr Mühe geben, diesen Fall zu vertuschen. Schweren Herzens jedenfalls, aber er würde sich entschließen, die Mitgift zu erhöhen, um dem unerwarteten Enkel einen Vater zu sichern. Zum Glück bleibt Wilhelm von Polenz nicht dabei stehen, uns das Schicksal dieser beiden Familien auszumalen. Da ist noch ein drittes, das eng verknüpft ist mit dem Auf und Ab der Büttners und der Harrassowitz. Dieses Dritte ist der Bauernhof. Was wird aus ihm unter seinem neuen Besitzer? Generationen der alten Besitzerfamilie haben ihn in einem Jahrhundert geschaffen, haben ihn so in die Höhe gebracht, daß er imstande war, eine Familie zu ernähren, von der manches Glied in die Ferne hinausgegangen ist, kräftig genug, um dort Wurzel zu fassen und neue Triebe anzusetzen. Ein Jahr genügt für Herrn Harrassowitz, um zu zerschlagen, was ein Jahrhundert zäher Arbeit geschaffen, verteidigt und vergrößert hat. Die Felder werden parzelliert, die Gebäude werden zu Ruinen, die Bäume, die des Büttnerbauern Großvater gepflanzt, fallen unter dem Schlage der Axt. Nichts ist nach einem Jahr mehr von dem Bauernhof übrig als ein Häufchen Gold in den Händen des Herrn Samuel Harrassowitz, herausgeschunden mit der Gier eines Raubtiers aus dem devastierten Grund und Boden, und bereit, aufs neue auf die Wanderung zu gehen, um ein neues Opfer zu verblenden. Hierin, in dem Schicksal des Hofes, steckt meiner Meinung nach die Moral, um die es Wilhelm von Polenz in erster Linie zu thun war, als er diesen Roman schrieb. Ohne Zorn und ohne Eifer hat er die Menschen geschildert, die sich im Kampf ums Dasein gegenüberstehen; die einen, für diesen Kampf nur ausgerüstet mit ein paar derben, arbeitskräftigen und arbeitslustigen Fäusten, zufrieden, wenn die von ihnen bearbeitete Scholle

bescheiden lahnt; die anderen unfähig zu praduktivem Schaffen, aber listig und verschlagen, gierig und unersättlich, im Hinterhalt lauernd, bis die Frucht ihnen reif erscheint, gewaffnet mit allen Hilfsmitteln, die unsere moderne Gesetzgebung dem „Klugen“ bietet, um den Dummen zu fangen. Wilhelm van Polenz hat die einen nicht idealisiert, die anderen nicht karikiert. Warm macht ihn nicht die Nat der Menschen, oder er verbirgt sein Mitgefühl unter der Objektivität des schöpferischen Künstlers, der über seinen Geschöpfen steht und fürchten mag, die in ihren kräftigen Kanturen vielleicht ganz einzig dastehende Charakteristik zu verweichlichen. Aber sein Buch ist wie ein gellender Natschrei des bedrohten Landes, das willig durch Jahrzehnte Früchte getragen hat und sich jetzt van dem Schicksal bedroht sieht, van Ausbeutern ausgeraubl zu werden. Wird dieser Natschrei ungehört verhallen? Bücher haben wunderliche Schicksale, selbst die Bücher bekannter Autaren. Zu den letzteren kann man Wilhelm von Palenz mit Recht zählen, trotzdem sein litterarisches Debut nur einige Jahre zurückdatiert. Was er bisher veröffentlichte, ist keineswegs unbemerkt geblieben, van den Wartführern des litterarischen jüngsten Deutschland, die nicht ungern ein vielaersprechendes Talent reklamieren, wenn es nur einigermaßen die moderne Tonart zu blasen scheint, sagar mit Uberschwang begrüßt worden. Ueber den „Büttnerbauer“ habe ich noch nichts gelesen; es wäre ein merkwürdiger Zufall, wenn mir alle Besprechungen, die sich mit ihm beschäftigen, nicht zu Gesicht gekommen wären. Ich aermute, man beabsichtigt, diesen Raman, tratzdem er ein Werk von so wuchtiger Kraft und sa außerardentlichem Können ist, daß die Natian alle Ursache hat, auf den Verfasser stalz zu sein, tatzuschweigen. Es ist zu viel Wahrheitsliebe darin, Wahrheitsliebe nach allen Seiten und nicht nur von der Art, die sensitive Damen erröten machen kann und die ein Buch nicht zu einer für Kinder geeigneten Lektüre macht. Es ist ein Buch, van einem Manne für Männer und für solche Frauen geschrieben, die die Wahrheit reinen Herzens und mit klarem Verstande hören können und hören wallen. Werden sich viele Hände danach ausstrecken, trotzdem die Reklametrompete der Coterie versagt, — weil Harrassawitz, Schmeiß und Schönberger im freundschaftlichen Kartell mit dieser Caterie stehen? Werden Parteimänner das Buch unbesangen lesen und verdauen — und welcher Mann in Deutschland gehört heute nicht einer Partei an? — tratzdem der Verfasser über den Parteien steht und nichts weiter ist als ein Anwalt des deutschen Bodens, den er var dem Schicksal bewahren will, aus einem van fleißigen Händen beackerten Kulturlande wieder zur Brache zu werden? Nur die Harrassowitz, Schmeiß und Schönberger haben ein Interesse daran, daß dieser Notschrei ungehört verhalle. Denn sie jagen wie Füchse auf der Fährte des weidwunden, kranken aber van Entbehrungen erschöpften Edelhirsches, für den sie keine Gefahr mehr sind, sobald er wieder zu Kräften gekammen ist.

Die kleinen Leute vam Lande und aus der Stadt sind auch die Helden des neuesten Buches von Hermine Villinger: „Kleine Lebensbilder (Verlag van Adolf Bonz & Camp., Stuttgart). Kleine Leute in doppeltem Sinne, sowahl in dem ihrer bescheidenen wirtschaftlichen Lage, wie auch vielfach in dem Sinne des Nochnichterwachsenseins. Selten wird man in einem Buche eine solche Fülle sargsam beabachteter und entzückend wiedergegebener Kindergestalten finden wie in diesen Geschichten, die dem Umfange nach gleichfalls klein sind — der Band enthält fünfzehn Erzählungen, van denen eine ganze Anzahl in diesen Monatsheften zuerst veröffentlicht wurden — in denen aber sa viel quellende Phantasie, glücklicher Humar, Frische der Darstellung und fröhlichste Schöpferlaune stecken, daß der Leser diesen einen Band reicher schließt, als wenn er manch halbes Hundert anderer Bände gelesen hätte. Hermine Villinger liebt die kleinen Leute — jene, die wenig in der Welt bedeuten, und diejenigen, die sich ihre Bedeutung im Leben erst nach erringen sollen — und schildert sie daher mit Vorliebe. Weil sie sie liebt, hat sie sie auch verstehen gelernt, und dieses intime Verständnis ihres Wesens, ihrer Anschauungen, ihrer Leiden und ihrer Freuden bewahrt sie trotz ihres warmfühlenden Herzens var jeder Sentimentalität der Schilderung. Nicht selten führt uns die Dichterin in Wohnungen, in denen Armut und Elend, Krankheit und Not ihr Standquartier genommen haben, aber sie zeigt uns auch immer das winzigste Lichtpünktchen, mag es van außen durch die erblindeten Fensterscheiben fallen, mag es unauslöschbar in der Seele dieser Armen glühen. Nicht selten schildert sie uns schreckliche Bösewichter, aber auch ihre schlechtesten Menschen sind eigentlich niemals schlecht van Natur, niemals seelische Mißgeburten, die jeden Leser abstoßen, der nicht daran glauben mag, daß in einem Menschen niemals ein Funke von Menschlichkeit gewesen sei; sie legt immer ein starkes Gewicht darauf, den Leser nicht darüber im unklaren zu lassen, was den Keim des Guten in ihren bösen Menschen erstickt, was die Schlechten schlecht gemacht hat. Hermine Villinger scheut nicht davar zurück, seelische Verkammenheit und körperliche Gebrechen zu schildern, var denen wir wahrscheinlich die Augen schließen würden aus maralischem oder physischem Ekel, wenn sie uns im Leben begegneten; bei der Schilderung der Villinger aber — trotzdem sie keine Schönfärberin ist — halten wir mit Vergnügen aus, denn sie hat eine wunderbare Dasis van Humor zur Verfügung, mit der sie aus diesen Zuthaten ein dem Leser höchst gesundes, bekömmliches und sagar wahlschmeckendes Rezept zusammenmischt. Man wird mich da nicht mißverstehen und meinen, ich walle der Dichterin nachreden, daß sie mit Varliebe sich mit unerquicklichen Staffen oder mit unerquicklichen Menschen beschäftige. Das würde ihre litterarische Physiagnamie nicht nur zur Karikatur verzerren, sandern dem Bilde jede Spur von Ähnlichkeit nehmen. Ich will damit nichts anderes gesagt haben, als daß sie getreu dem Goetheschen Mahnwart hineingreift ins volle Menschenleben und daß sie vielgestal-

tiger daraus schöpft — gerade aus dem Bereich der kleinen Leute, den sie mit Vorliebe schildert — als die meisten anderen Autoren, daß sie kräftiger zugreift und festhält, was ihr Interesse erweckt hat. Ihr eigentliches Element ist vielmehr Sonne und klare würzige Gebirgsluft; in ihren Erzählungen, mögen sie häufig noch so trübe einsetzen, bricht immer der Optimismus einer kräftigen und kerngesunden Natur durch. Es ist bei ihr wie bei den Schwarzwaldlandschaften, die bei bewölktem Himmel häufig drohend und finster genug ausschauen. Sobald aber ein frischer Luftzug die Wolken verscheucht, sieht man, wie gesegnet und lieblich die Landschaft ist. Ich mag auf die einzelnen Erzählungen nicht näher eingehen, denn bei dem Zerpflücken dieser Villingerschen Kabinettstücke geht der Hauptreiz derselben verloren, — die Originalität und die Ursprünglichkeit der Darstellung. Zudem ist die Verfasserin den Lesern der Monatshefte in ihrer Eigenart genügend bekannt und sie zählt ja viele Verehrer unter ihnen, daß es vollkommen genügt, auf das Erscheinen eines neuen Buches von ihr aufmerksam zu machen.

Etwas von der Art der Villinger steckt in einer Bauerngeschichte von **Martha Renate Fischer**: „**Die Aufrichtigen**" (Stuttgart, Verlag von Adolf Bong & Comp.). Die erstere ist im Schwarzwald zu Haus, die andere, glaube ich, in der Mark Brandenburg. Beide sind Naturen, die sich durchaus aus dem Boden heraus entwickelt haben, auf dem sie geboren sind. Und dieser Boden hat bekanntlich selbst dort, wo die Bewohner der Mark von Bergen sprechen, keinerlei Ähnlichkeit miteinander. Also man darf mich nicht mißverstehen, — ich meine nicht, daß Martha Renate Fischer aus der Schule der Villinger hervorgegangen sei; sie würde in diesem Falle wahrscheinlich gerade den originellen Zug ihres Wesens, der unwillkürlich an Hermine Villinger erinnert, eingebüßt haben. Martha Renate Fischer hat dasselbe intime Verständnis für die kleinen Leute wie Hermine Villinger, und sie hat das gleiche kernige Zugreifen wie diese, sie hat auch die gleiche Warmherzigkeit und glücklicherweise auch denselben absoluten Mangel an Rührseligkeit. Diesen Vorzügen ihres Buches gegenüber kommen kleine künstlerische Mängel gar nicht in Betracht. Ich will diese daher kurz abthun: sie bestehen darin, daß die Verfasserin einzelne Episoden zu lang ausspinnt, über andere zu kurz hinweggeht. Vielleicht wird die Verfasserin diesen Mangel niemals auszugleichen lernen, vielleicht wird sie ihn niemals ausgleichen wollen und sich auch weiter lieber von ihrem Temperament tragen lassen, — ein Unglück wäre es nicht; künstlerische Vollnaturen können die glatte Technik entbehren. Martha Renate Fischer hat ihrem Buche das Motto vorangesetzt: „Der Herr läßt es den Aufrichtigen gelingen." Es braucht deshalb niemand zu fürchten, daß ich ihm ein moralisierendes Buch empfehle, — ich gehöre auch zu den Aufrichtigen, die sich nicht scheuen, auszusprechen, daß sie an solchen Büchern gewöhnlich mehr Ärger oder Langeweile, als Gefallen irgend welcher Art finden. Aber das Motto ist hier gut am Platze, um den Titel verständlicher zu machen. Der Roman schildert zwei Arten von Menschen, — solche, deren innerste Natur verkrüppelt und eingeengt ist von allerlei Rücksichten auf sich und ihre Umgebung, von gesellschaftlichem Zwang — es gibt davon genug auch in der bäuerlichen Gesellschaft — und Vorurteilen. Die anderen pfeifen auf derlei Dinge, geben sich, wie sie sind, thun ihre Schuldigkeit und bemühen sich, im Vertrauen auf den Herrgott glücklich zu sein. Dies Vertrauen läßt die Verfasserin nicht zu schanden werden, sie läßt es den Aufrichtigen am Schluß ihrer Erzählung schon hier auf Erden wohl gelingen. Wer darin einen unberechtigten Optimismus sehen will, der müßte erst beweisen, daß die Aufrichtigen weiter kommen würden, wenn sie ihre Natur verleugneten. Aber er wird den Versuch wahrscheinlich gar nicht erst machen, nachdem er das Buch gelesen hat, denn die Entwickelung der Handlung ist ja gänzlich frei von aller romanhaften Gewaltsamkeit, daß sie nirgends durch den Eindruck der Absichtlichkeit einen Widerspruch wecken kann. Um die Fabel kurz zu charakterisieren: In Beate, der reichen Lehngutbäuerin, die aus dem Altenburgischen ins Brandenburgische hinübergeheiratet hat, ist der ganze Bauernstolz einer robusten Natur verkörpert. Vom Schicksal hart mitgenommen, beugt sie sich nicht, sondern konzentriert alle ihre Zukunftswünsche und Hoffnungen auf dem letzten ihr gebliebenen Kinde, einem Töchterchen. Dies Kind aber versetzt ihrem Stolz den härtesten Stoß; es zeigt sich, durch einen unglücklichen Sturz herbeigeführt, eine Verkrümmung des Rückgrats, die allen ehrgeizigen Plänen der Mutter ein Ende macht. Im Gegensatz zu der Lehngutbäuerin und ihrer Sippe steht die Familie der Aufrichtigen, der Kleinbauer Stengers mit seiner der Lehngutbäuerin befreundeten Frau und mehr Kindermäulern im Hause, als von den Erträgen einer solchen kleinen Wirtschaft mühelos gestopft werden können. Zwischen dem Kinde der Lehngutbäuerin und dem ältesten Sohne des Kleinbauern spinnt sich nun eine Kinderfreundschaft an, und am Schluß der Erzählung sehen wir aus beiden ein Paar werden, nachdem der Stolz der Lehngutbäuerin sich gedemütigt, das Wort von den Aufrichtigen aber sich an dem Sohn des Kleinbauern erfüllt hat. Ein ganz eigenartiger Reiz ist gerade den Schilderungen dieser Kinderfreundschaft und der Entwickelung der kindlichen Charaktere eigen, während die Verfasserin in der Zeichnung ihrer ländlichen und kleinstädtischen Figuren männliche Kraft und Sicherheit beweist. Martha Renate Fischer hat als Jugendschriftstellerin längst einen Namen von gutem Klang. „Die Aufrichtigen," ein Buch, das in keiner Volksbibliothek fehlen sollte, werden ihr Publikum vergrößern, davon bin ich sicher überzeugt. Denn auch die Verfasserin gehört zu jenen Aufrichtigen, denen schließlich der Erfolg nicht ausbleiben kann, da sie eine volle, gesunde und durchaus originelle Persönlichkeit einzusetzen und Unbefangenheit und Mut genug haben, sich zu geben, wie sie geschaffen sind.



Von Leipzig nach Stuttgart übersiedelt, macht sich Fritz Reiß, der unsern Lesern so wohlbekannte Künstler, die Nähe des Schwarzwaldes zu manchem Ausflug nutzbar, der ihm neue Eindrücke und Motive in Fülle bringt. Kinderfigürchen waren ihm schon früher ein beliebter Vorwurf und alle Anmut, Drolligkeit, Zierlichkeit und Ungeschicklichkeit der ersten Lebensjahre hat er uns in entzückenden Bildern festgehalten, die dem Künstler Freunde und Freundinnen in Menge zugeführt haben. Es sei aber nicht verschwiegen, daß der Künstler in Gefahr erschien, allzu zierlich in seinen Bildern zu werden und einer süßlichen Manier zu verfallen. Wer unser Titelbild, das Aquarell „Emsig bei der Arbeit“ von Fritz Reiß betrachtet, wird mit Vergnügen beobachten, wie der Künstler sich zu einer gesunderen Naturbeobachtung zurückgefunden hat. Die kleine Schwarzwälderin, die, dem Beispiel der Erwachsenen folgend, Blumen begießt, trotzdem die Gießkanne so schwer ist, daß sie sie kaum tragen kann, ist so zierlich und anmutig wie alle Reißschen Kinderfiguren, aber auch so ganz ein Wesen von Fleisch und Blut, nicht ein zierliches Püppchen, daß sich um dieser ihrer Lebensfrische willen des Künstlers Freunde und Freundinnen sicher nicht verringern werden. Natürlich begießt sie Wiesenblumen und gerade dort, wo die Wiese am feuchtesten ist. Sie weiß noch nicht, warum man die Blumen begießt, sondern nur, daß man sie begießt, — auf dem kindlichen Nachahmungstriebe beruht ein gut Teil alles menschlichen Fortschritts. — Ein Sommerbild anderer Art zeigt uns das Gemälde „Morgenritt“ von Hans W. Schmidt, ein Bild aus dem Leben der vornehmen Gesellschaft. Es muß ein sehr hochgestelltes junges Ehepaar sein, — wie es den Anschein hat, einer fürstlichen Familie angehörig, dem für die Sommermonate ein solches Schloß und ein solcher Park zur Verfügung stehen. Vielleicht ist es auch ein sehr glückliches Ehepaar, das dort die Parktreppe herunterschreitet, um die von einem Reitknecht am Zügel gehaltenen Pferde zu besteigen und von den sehnigen Windhunden gefolgt, in die vom Morgensonnenschein übergoldete Gotteswelt hinauszusprengen. Man kann ja sehr glücklich sein, ohne sein Glück zur Schau zu tragen oder sich jeden Augenblick seines Glückes bewußt zu bleiben. Die nicht schloßgesessenen Leser mögen sich bei dem Anschauen des Bildes damit trösten, daß weder Schloß noch Park zum Glück notwendig sind, — man kann auch in bescheideneren Verhältnissen wunschlos sein. Und Schloß und Park, Reitpferde, Reitknechte und Windhunde sehen sich nicht selten viel hübscher an, wenn man die Sorge für sie und den Ärger mit ihnen den glücklichen Herren aller dieser Herrlichkeiten überlassen kann und sie nicht selbst zu tragen hat. — Schlimm genug ergeht es dem Dachshund auf dem Bilde „Abgeschlagen“ von W. Gräbhein. Warum wagt er sich auch so vorwitzig dicht an den Gemsbock heran, daß dieser ihn mit seinen Krickeln aufnehmen und den Abhang hinunterschleudern kann. Er muß doch ganz genau wissen, daß sein Herr ihn nicht mit in die Berge genommen hat, um Gemsböcke zu jagen, sondern nur, damit er sich ein wenig Bewegung mache und vielleicht auch Raubzeug aufstöbere. Der vorwitzige Teckel wird sich die Erfahrung, falls der Abhang nicht etwa in einen Absturz endet und er mit dem Leben und gesunden Gliedern davon kommt, wohl zur Lehre dienen lassen und keine Gemsböcke mehr zu stellen versuchen. — Wie diese Scene, so stammt auch das „Alpenröserl“ von F. Prölß aus den Bergen, dem Kostüm und der Einrichtung des Zimmers nach zu schließen, aus den tiroler Bergen. Frisch wie der Strauß von Alpenrosen, der im Zinnkrug auf dem Tische steht, schaut das Mädel selber aus, wie sie, in ihrem Sonntagsputz zum Ausgehen gerüstet, dasteht. Wahrscheinlich erwartet sie den Schatz, der versprochen hat, sie zum Tanz abzuholen, und die roten Blüten, die sie in ihrer Rechten hält, sollen einen Platz auf seinem Hute finden. — Die Münchener Künstler haben es nicht nur leicht, sich ihre Motive aus den Bergen zu holen, — auch eine Ebene voll des eigenartigsten Reizes steht ihnen in nächster Nähe zur Verfügung. Das ist das Dachauer Moos, eine siebenunddreißig Kilometer lange und sieben Kilometer breite Sumpfebene, die sich an dem rechten Ufer der Amper bis zur Isar und gegen Freising hin ausbreitet. Zum großen Teil mit Riedgras bewachsen, ist sie nur stellenweise durch Torfstich und Entwässerung kultiviert und mit Ansiedelungen von wohlsituierten Bauern besetzt. Moritz Röbbecke,

einer der jüngeren Münchener Künstler, dessen Landschaften sich durch ihren Stimmungsreiz auszeichnen, gibt uns ein Bild des eigenartigen Reizes dieser Landschaft, die er uns in dem hellen Sonnenlicht eines Spätfrühlingstages, die bäuerliche Ansiedelung im Hintergrunde, zeigt. — Ganz heroisch aufgefaßt und mit jagenden Nymphen bevölkert ist die italienische Ideallandschaft von Bernhard Dreber, im Besitze der königlichen Nationalgalerie zu Berlin, die wir nach einer Radierung von Luise Begas-Parmentier, der ausgezeichneten und vielseitigen Künstlerin, dem Leser vorführen. — Mit Interesse werden die Leser die erste Skizze zu einem bekannten Gemälde des berühmten Marinemalers **Andreas Achenbach** betrachten, dieses viel und trotz seiner achtzig Jahre immer noch in frischer Jugendkraft schaffenden Künstlers. Andreas Achenbach wurde am 29. September 1815 als Sohn eines Kaufmanns in Kassel geboren und besuchte schon als zehnjähriger Knabe die Elementarklasse der Düsseldorfer Akademie. Mit zwölf Jahren trat er in die Akademie selbst ein und wurde, seiner ausgesprochenen Begabung entsprechend, in die Landschafterklasse aufgenommen. Schon in seinem fünfzehnten Jahre malte er sein erstes Bild, eine felsige Seeküste, das der bekannte Kunstmäcen Graf Raczynski in Berlin ankaufte. Also ein Wunderkind und mehr noch, — ein Wunderkind, das als Mann gehalten hat, was es in seiner Kindheit zu werden versprach. — Ob dem italienischen Maler **Tito Lessi** authentisches Quellenmaterial über einen Besuch des englischen Dichters **Milton** bei dem berühmten Physiker **Galileo Galilei** zur Verfügung gestanden hat, mag dahingestellt bleiben. Historienmaler sind nicht immer zuverlässige Historiographen. Aber zu den Unmöglichkeiten gehört ein solcher Besuch nicht, denn im Jahre 1638 unternahm der dreißigjährige Milton eine längere Reise nach dem Kontinent, die ihn über Frankreich auch in das Land jenseits der Alpen führte. Galilei war damals zwar schon ein Vierundsiebzigjähriger, aber noch in voller geistiger Frische, denn er veröffentlichte in demselben Jahre sein größtes Werk: „Discorsi e dimostrazioni matematiche intorno a due nuove scienze." So wäre es sehr wohl möglich, daß der englische Dichter, dessen Gedanken bis zu den Sternen schweiften, dem greisen Gelehrten, der über die Bewegung der Himmelskörper so viel neue Aufschlüsse gegeben, in seiner Villa zu Arretri einen Besuch abgestattet und seinen Erklärungen gelauscht hätte. Freilich war Galilei zu dieser Zeit, wenn er auch in seiner eigenen Villa leben durfte, doch ein Gefangener der Inquisition, und es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß Milton, der Puritaner und Papistenfeind, ungehindert zu ihm hätte gelangen können. — Von überzeugungsvoller Kraft ist die **Hamletstatue** des englischen Bildhauers **E. Onslow Ford**, zu der wahrscheinlich der berühmteste englische Hamletdarsteller Henry Irving Modell gesessen hat. — Übermütiger Humor hat dem jungen Münchener Künstler **H. R. von Volkmann**, einem Sohn des berühmten und zu früh verstorbenen Chirurgen, bei seinem Bilde „**Turnen in Kamerun**" den Pinsel geführt. Die Giraffe als Kletterstange zu benutzen, das ist ein Gedanke, der bei der Länge und dem abnormen Bau des Tieres zwar nahe genug liegt, dessen praktische Möglichkeit aber doch nur durch einen Künstler von ausschweifender Phantasie ad oculos demonstriert werden konnte. Offenbar freut sich die Giraffe selbst darüber, endlich den Beweis liefern zu können, daß sie nicht, wie gelehrte Zoologen behaupten, zu den unnützlichen Tieren gehört. — Unter den Künstlerstudien dieses Heftes finden wir einen alten Haudegen, von **Anton von Werner** mit jener wunderbaren Sicherheit und Feinheit der Zeichnung hingeworfen, die diesem Meister eigen ist, dann einen „Edelsten der Nation," von **Adolf Lüben**, den prächtig charakterisierten Typus des Bandljuden, dessen einziger Gedanke ist „Nix zu handeln," und ein graziöses Blatt von **P. F. Messerschmidt** „**In Gedanken**," während wir aus den Schätzen, die uns von alten Meistern überkommen sind, einen Frauenkopf von **Leonardo da Vinci** wiedergeben.

D. P.



Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius in Berlin.**

Verlag von **Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.** Druck von **Fischer & Wittig in Leipzig.**



